This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

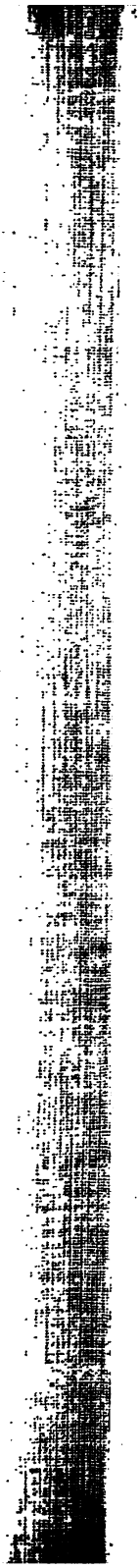
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received Feb., 1894
Accessions No. 54222. Class No.



Die neuere

Deutsche National-Literatur

nach ihren

ethischen und religiösen Gesichtspunkten.

Erster Theil.

„Auch wenn die Kenntniſſe ganz ins Einzelne eingehen, hängen ſie doch zuletzt immer mit Ideen zuſammen, die, wenn man ſie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieſer Welt haben.

Wilhelm von Humboldt.

„Quand les âmes se sont retrempées dans la recherche et la contemplation du vrai et du beau, elles retrouvent les espérances et les forces dont elles ont besoin, pour tenter de nouveau les grands desseins de l'humanité."

Guizot (1857).

Die neuere

Deutſche National-Literatur

nach ihren

ethiſchen und religiöſen Geſichtspunkten.

Zur Culturgeſchichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. Heinrich Gelzer

ord. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Berlin.

Ὅτι ἐξ αὐτοῦ καὶ δι' αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτὸν τὰ πάντα.
Ad Roman. XI. 36.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Erſter Theil.

Dritte neu überarbeitete und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Verlag von S. Hirzel.

1858.

54222

Das Recht der Ueberſetzung wird vom Verfaſſer und Verleger vorbehalten.

PT 285
G4
1858
v.1

Seiner Excellenz dem Wirklichen Geheimen Rathe

Guido von Usedom

vormals Königlich-Preußischem Gesandten beim päpstlichen Stuhle

in Erinnerung vergangener Tage gewidmet.

Mit obigen Worten begrüßte Sie dies Buch in seiner alten Gestalt vor nun elf Jahren; auch heute sei es ihm vergönnt, noch einmal sich im neuen Gewande an Sie zu richten.

Unvergeßliche Erinnerungen, aus dem Norden und Süden deutschen Lebens, sind für mich an Ihren Namen geknüpft, seit ich vor fünfzehn Jahren in Berlin zum ersten Male über Ihre Schwelle trat, wo Ihr beredtes Wort den Entschluß vollends in mir zur Reife brachte, dem Rufe nach Preußen zu folgen. Noch ist mir lebhaft gegenwärtig, wie Sie in der ersten Stunde unsers Gespräches mit dem Finger auf die Räume hindeuteten, in denen Schleiermacher, mit dem kühnen Blicke des tiefsinnigen Denkers, mit der reinen Andacht des begeisterten Christen den letzten Räthseln der Welt nachgesonnen, und mit heldenmüthiger Gesinnungskraft für die ethische Regeneration des Jahrhunderts gekämpft; wie wir uns dann unter den hohen Bäumen des Reimer'schen Gartens ergingen, deren Schatten auch er oft aufgesucht; und wie Sie mir endlich das stille Zimmer zeigten, wo er in den letzten Stunden seines Lebens mit der Seelengröße eines Weisen, mit der Innigkeit eines Kirchenlehrers der alten Zeit von den Seinigen Abschied nahm. Diese erste Stunde des persönlichen Zusammenseins war mir eine frohe Verheißung für die Zukunft; und die Ahnung hat mich nicht getäuscht.

Dürfte ich an dieser Stelle in wenigen Worten andeuten, was mich von den ersten Tagen unsers Umgangs an immer rückhaltloser zu Ihnen zog, so würde ich sagen: es war die Ueberzeugung, daß Sie in den Lebens-

fragen unſerer Zukunft, verwandten Sinnes mit den Bunſen, den Bet
mann-Hollweg, den Pourtales und Andern feſthalten würden an d
leitenden Gedanken der großen preußiſchen Staatsmänner dieſes Jah
hunderts, der Stein, Schön und Gneiſenau, der Wilhelm von Humbol
und Niebuhr — an jenen Ueberlieferungen, die ſich ſtets nur dann verdu
keln, wenn Preußen an ſeinem Berufe irre wird und von ſich ſelbſt abfäl

Liegt mir auch der anmaßende Gedanke ſehr ferne, Ihnen Uebere
ſtimmung zuzumuthen mit Allem, was ich nach beſtem Wiſſen und G
wiſſen in dieſe Blätter niedergelegt — das Eine iſt mir doch zweifello
gewiß, daß Sie mit den Grundgedanken längſt einverſtanden ſind: S
verabſcheuen einen innern Zerſtörungskrieg der Kräfte und Richtunge
aus deren freiem Zuſammenwirken unſer politiſches und geiſtiges Lebe
in geſunder Fülle erblühen ſollte; Sie wollen in Politik, in Religion un
Wiſſenſchaft einen freien Maßſtab der Entwicklung in großem Styl; Ihne
graut vor jeder dumpfen ſektiriſchen Enge des Gefühls wie vor dem ma
terialiſtiſchen Drucke auf den edleren Organen der Nation; aber auch Si
kennen ohne Ehrfurcht vor dem Heiligen, ohne Achtung für die edelſten ſitt
lichen Güter der Menſchheit, keinen Glück bringenden Weg in die Zukunft. —

Vorwort der dritten Auflage.

Noch ehe dies Werk durch die Veröffentlichung des dritten Bandes seinen Abschluß erreicht hat, sehe ich mich durch die Aufforderung der Verlagshandlung veranlaßt, die beiden ersten Bände für eine neue Auflage zu bearbeiten; denen sich dann der dritte Band, wie ich zuversichtlich hoffe, ohne längere Unterbrechung anschließen wird.

Auf die vielen Anfragen, die aus Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, Frankreich und England über das lange Ausbleiben des dritten Bandes in der freundlichsten Form an mich gelangt sind, mag ein erklärendes Wort hier die geeignete Stelle finden. Bald nach der Vollendung des zweiten Bandes war ich in Folge einer schweren Erkrankung genöthigt, im Frühjahre 1850 Berlin zu verlassen und für lange Zeit auf das mir so lieb gewordene öffentliche Lehramt zu verzichten. Während ich nun unter einem südlichen Himmel Genesung suchte, trat im Spätjahre 1850 jene politische Krise für Deutschland ein, deren Nachwirkungen noch jetzt auf Mittel-Europa lasten. Zugleich bereitete sich, im innigen Zusammenhange mit jener Wendung der politischen Geschicke, auch auf dem Gebiete der Religion, des öffentlichen Unterrichts, der Kirche und ihrer Confessionen ein Umschwung vor, der für die geistige Zukunft der Länder deutscher Zunge die schwersten Probleme, die verhängnißvollsten Conflikte in seinem Schooße trug und noch trägt. Wer die Signatur der Zeit in diesem Sinne verstand, wer aus den Lehren der Geschichte und der praktischen Erfahrung erkannte, um welche Güter es sich handelte, und auf welche Ziele die Parteien hinstrebten, der durfte sich nicht in bequemes Stillschweigen verhüllen. So sprach die Stimme des Gewissens zu mir, und ich müßte noch jetzt erröthen, wenn ich ihr nicht gehorcht hätte. Aus diesen Beweggründen reifte, während ich in Rom, Paris, London und Berlin die Lage der Dinge sorgfältig studirte — der Entschluß, im Vereine mit einem weiteren Kreise von Freunden für die bedrohten sittlichen und religiösen Interessen

der Gegenwart eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, deren Gründung und Leitun seit sechs Jahren an die Stelle meines mündlichen Lehramtes getreten ist*). Un ter solchen Umständen wurde die Ausarbeitung des dritten Bandes meiner deu schen Nationalliteratur eine Zeit lang in den Hintergrund gedrängt; denn obwoh die alte Liebe zu meinen literar- und culturgeschichtlichen Studien nie erkaltete, f fehlte doch mehrere Jahre hindurch die Freiheit der Stimmung und der Concen tration, wie ich sie für den letzten abschließenden Theil eines Werkes bedurft hätte das ich als eine meiner Lebensaufgaben betrachte.

In einer Hinsicht jedoch könnte ich die lange Verzögerung des Abschlusse beinahe wie einen Gewinn betrachten; niemals ist mir der Ernst dieser Aufgab größer erschienen als gegenwärtig. Das danke ich hauptsächlich den Erlebnissen und Erkenntnissen der letzten sieben Jahre, die mir über die „innere Geschichte" der Gegenwart, über die sittlichen Zustände der deutschen, und der gesammten europäischen Welt, endlich über die Hintergedanken der geistigen Heerlager, in die unsre Zeit sich zerspaltet, die entscheidenden Aufschlüsse brachten, deren ich bedurfte, wenn mein Wort bis ins Mark unserer Bedürfnisse eindringen sollte.

Was jenem Umschwunge auf dem Gebiete der Schule und der Kirche, wie er seit der politischen Krise von 1848—1850 eingetreten ist, sein charakteristisches Gepräge giebt, das läßt sich nur als völlige Desorientirung in dem geschichtlichen Bildungsgange und in den höchsten Zielen des deutschen Protestantismus bezeichnen. Unter den Männern der Restaurations-Doctrin, denen es seitdem gelang, vorübergehend auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Staat, Kirche und Schule einen größeren Einfluß zu gewinnen, giebt es zwei wohl zu unterscheidende Klassen: auf der einen Seite überzeugungslose Ehrgeizige und charakterlose Schwächlinge, die jedesmal mit der stärkeren Strömung segeln, um der Vortheile des Augenblicks nicht verlustig zu werden, auf der andern Seite ehrenwerthe, weil ehrliche und überzeugungstreue Männer, denen aber jene culturgeschichtliche Desorientirung wie eine geistige und nationale Excommunication auf der Stirne geschrieben steht. In diesen Kreisen ist das Verständniß für die innern Gesetze unserer geschichtlichen Entwickelung in einem Maße verkümmert, wie ich es noch vor zehn Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Mit Widerstreben mußte ich mir gestehen, daß es hier auf nichts Geringeres abgesehen sei, als auf ein geflissentliches Preisgeben, ja Niedertreten der großen Ziele, für welche seit Leibnitz und Spener, seit Lessing und Herder, seit Fichte und Schleiermacher die Besten und Erleuchtetsten deutscher Nation gekämpft und gelitten haben. So schnell löste ein Fanatismus den andern ab; so schnell folgte dem Revolutions- nun ein Restaurationsschwindel. Hatte die sogenannte „junge Schule" eben noch mit aller Vergangenheit brechen

*) Die seit dem December 1852 erscheinenden Protestantischen Monatsblätter für innere Zeitgeschichte; Studien der Gegenwart für die evangelischen Länder deutscher Zunge. Unter Mitwirkung deutscher Historiker, Theologen, Juristen und Pädagogen u. s. w. Gotha, Justus Perthes.

wollen, um ihre Ideale auf Wolken zu verwirklichen, so meinten die Gegenfüßler mit der Revolution nur dann ganz sicher gebrochen zu haben, wenn sie die Resultate der letzten Jahrhunderte aus der Geschichte auslöschten!

Auf einem quietistisch-beschaulichen Standpunkte ließe sich über solche Verirrungen lächeln; man könnte mit doctrinairer Gründlichkeit auseinandersetzen, daß die frühere Einseitigkeit die spätere hervorgerufen, indem der phantastische Idealismus, der das Jahrzehend vor 1848 beherrschte, nothwendig vor dem bald abenteuerlichen bald brutalen Realismus zurückweichen mußte, der nun seine Zuchtruthe über dem Jahrzehend nach 1848 schwingt; und daß am Ende auch diese Einseitigkeit wieder einer andern den Platz räumen werde. So wahr dies sein mag, mit diesem impotenten Begreifen der Gegensätze ist doch wenig gewonnen für die tieferen Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft; der deutsche Doctrinarismus ist ohnehin nur zu sehr geneigt, durch jene Begriffsbefriedigung wie durch ein Opiat die Thatkraft einzuschläfern. Der unermeßliche Ernst der Sache ist vielmehr darin zu suchen, daß unser gesammter Lehrstand, der religiöse wie der wissenschaftliche, auf allen seinen Stufen, von der Universität bis zur Volksschule herab, mit innerm Verderben bedroht wird, wenn die gewaltsamen Experimente noch lange fortdauern, denen er bald von Seiten der Revolution, bald von derjenigen der Restauration nun schon seit Jahrzehnden preisgegeben ist. Inneres Verderbniß unsers Lehrstandes wäre es, wenn durch Zwang von außen, durch Heuchelei von innen die Ehrfurcht vor dem Gewissen, der Glaube an Wahrheit, die Sehnsucht nach ihr, die heiße Geistesarbeit für sie in den Gemüthern erlöschen, wenn ein niederer Handwerks- und Parteigeist die höheren Triebe der Seele immer mehr ersticken würde. Ein solches Fäulniß in den edelsten geistigen Organen einer Nation würde mit Nothwendigkeit zu innerer Auflösung oder zu einem gewaltsamen Bruche führen; schon jetzt fehlt es nicht an drohenden Symptomen; denn die Kundigen wissen, wie tief die Kluft ist, die den Lehrstand im Innern nach allen Seiten spaltet, und wie gefährlich ein immer wachsendes Mißtrauen ganze große Klassen in der Nation dem religiösen Lehrstande völlig entfremdet. —

Im Angesichte solcher Gefahren, die unser gesammtes geistiges und sittliches Leben in seinen Wurzeln anzufressen drohen, thut es vor Allem Noth, den Blick zu erheben über die engen Parteikämpfe und die bornirten Losungsworte der letzten Jahre und Jahrzehnde, und dann offenen Auges den Wegen nachzusinnen, auf welchen die göttliche Leitung der Geschichte den deutschen Geist in den letzten drei bis vier Jahrhunderten geführt hat. Wer diesen Führungen an der Hand der Geschichte Jahre lang nachgeforscht, der muß entweder an seinem Volke und an seinem Jahrhunderte verzweifeln oder sich zu der Ueberzeugung erheben, daß die wahre Mission Deutschlands als die Erndte einer zukunftsreichen Aussaat, sich erst vorbereitet. In dieser Hoffnung, die seit einem Jahrhundert unsern edelsten Geistern vorleuchtete, liegen die heilenden Kräfte verborgen, die uns über die Zerfahrenheit der Gegenwart und über die

anscheinende Fruchtlosigkeit unserer geschichtlichen Kämpfe und Opfer zu trösten vermögen; in jener Hoffnung wurzeln aber auch die thatkräftigen Bestrebungen, die, unentmuthigt durch die bittersten Erfahrungen, mit immer neuem Vertrauen auf ein großes Ziel hinweisen, das vor uns liegt.

Wer mit diesem Glauben sich nicht zu durchdringen vermag, der wird, an Gott und Welt verzagend entweder in Gewinn und Genuß des Augenblicks sich versenken oder sich lebendig begraben in eine vom Geiste des Lebens und der Wahrheit verlassene Form der Vergangenheit; er wird es vielleicht versuchen, mit einer Anzahl Schiffbrüchiger sich in die Ruinen der mittelalterlichen Institutionen zu flüchten. Wo aber in tiefster Seele ein unerschütterliches Vertrauen waltet zu dem ewigen Geiste, in dem wir leben und sind, und zu seiner Gegenwart in der Geschichte, da blickt man mit dem Auge der Hoffnung auf die ungelösten Aufgaben deutscher Nation, die auf der Grundlage mehrhundertjähriger unablässiger Kämpfe und Arbeiten ihrer endlichen Lösung entgegengehen. In den letzten zehn Jahren ist wohl kaum eine andere Scheidung tiefer in die innere Geschichte Deutschlands gedrungen als jene entscheidende zwischen denen, welche an der höheren Mission der Neuzeit (von der Reformation bis auf unsere Tage) verzweifeln, und denen welche trotz allen Entmuthigungen der gegenwärtigen Stockung daran festhalten. In dieser Scheidung liegt das Prinzip einer neuen Parteigruppirung, in welcher die früheren Partei-Gegensätze sich auflösen und umschmelzen werden. Schon jetzt spricht eine Reihe von Erfahrungen für diese Wahrheit; wer mit innerer Ueberzeugung an den Kämpfen der zwei oder drei letzten Decennien Theil genommen, der hat seit 1850 von mehr als einem der Männer sich wegwenden müssen, mit denen er vor 1848 noch in einer Reihe stand.

Einer der weltgeschichtlichen Marksteine nun, woran die Geister sich erkennen und wo ihre Wege dann oft für lange Zeit sich trennen, ist die im 15. und 16. Jahrhundert begonnene, im 18. und 19., nach einer langen Periode der Zersplitterung, Erstarrung und Zerrüttung mit verjüngten Kräften wieder aufgenommene, Arbeit des deutschen Geistes auf ethischem und religiösem Gebiete — eine providentielle Arbeit, die wir mit dem Namen der neueren deutschen National-Literatur zusammenfaßen. Es ist kein Zufall, daß gerade in der neuesten Zeit, nachdem so viele andere Hoffnungen der Nation gescheitert, die Aufmerksamkeit von Tausenden sich mit Vorliebe den Darstellungen jener nationalen Geistesarbeit zuwendet; wir erkennen hierin einen richtigen geistigen Instinkt, der mit erhöhter Liebe sich dahin gezogen fühlt, wo — statt des einförmigen herbstlichen Grau, womit die Handlanger der mechanischen Restaurations-Tendenzen unseren geistigen Horizont verdüstern möchten — ein erquickendes Grün jugendlicher Geistesfrische und heiligen Wahrheitsdranges uns mit einem stets sich erneuernden Zauber fesselt.

Die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich gestaltende deutsche Literatur birgt — wenn wir die nationalen Werke ihrer Dichter und Denker, ihr

Redner und Geschichtschreiber als ein organisches Ganzes anschauen — in ihrem Schooße die Elemente zu einer neuen selbständigen Culturperiode in der Geschichte unsers Geschlechts, die im Reichthum des dichterischen, in der Tiefe des denkenden und forschenden Geistes nur mit der Glanzzeit der hellenischen Cultur zu vergleichen ist, während sie durch die Ursprünglichkeit und schöpferische Innigkeit des religiösen Sinnes und durch die Hoheit und den großartigen Gesichtskreis ihrer ethisch-religiösen Ideale, jeden Urtheilsfähigen am unmittelbarsten an die mystische und prophetische Literatur der Hebräer, und des orientalischen Genius überhaupt, erinnert. Es gehört zu ihrem weltgeschichtlichen Charakter, daß sie, bewußter, entschiedener und gründlicher als irgend eine andere germanische oder romanische National-Literatur mit der scholastischen Bildung und mit der hierarchisch-feudalen Gesetzgebung des Mittelalters brechend, sich als die organische Fortsetzung der deutschen Reformation des sechszehnten Jahrhunderts bewährt, die nur zu bald durch theologische Verirrungen und politisch-hierarchische Gewaltthaten in ihren besten Intentionen verstümmelt worden. Die neue National-Literatur ist das Erwachen des deutschen Genius, der, auf seine wahre Bestimmung sich wieder besinnend, mit begeisterter Zunge eine ahnungsvolle Verkündigung dessen brachte, was kommen wird und kommen muß. Unter ihrem Herzen trägt sie ein Kind der Hoffnung dieses und der kommenden Jahrhunderte: die fruchtbare versöhnende Synthese der antiken und der mittelalterlichen Cultur, als freie Anbetung Gottes im Heiligthum des Gemüthes und der thätigen Liebe, als freie Erkenntniß seiner Welt in Erforschung und Beherrschung der Natur und als sittliches Verständniß der geschichtlichen Ordnung und gerechten Leitung des Staates. —

Haben wir dem idealen Charakter, den großherzigen Gesichtspunkten, den reformatorischen Intentionen, den weltumfassenden Gedanken unserer neuen Literatur die gerechte Würdigung angedeihen lassen, so dürfen wir nun um so weniger ihre Schattenseite, ja ihre gefährlichste Blöße verschweigen. Die Achilles-Ferse unserer neueren deutschen Cultur-Epoche ist der Mangel eines organischen Abschlusses und einer gesunden Vermittlung mit den praktischen Bedürfnissen und mit dem Erfahrungsleben der Nation. Nur darum konnte in Bildung, Religion und Staatsleben zwischen Alt- und Neugläubigen, zwischen Reaction und Reform, zwischen den Gemüths-Anlagen und den Verstandes-Forderungen, zwischen Ueberlieferung und Aufklärung, zwischen Gesetz und Freiheit die Spaltung wieder so tief, so schroff, ja theilweise so bösartig werden, wie der Freund des Vaterlandes und der Kirche es gegenwärtig mit einem düstern Vorgefühl der daraus entspringenden Gefahren beklagt. Es fehlt uns auf den Lebensgebieten der öffentlichen Erziehung, des öffentlichen Cultus und der nationalen Politik die gestaltende Durchführung der Erkenntniß, die befruchtende Anwendung unermeßlicher Vorarbeiten; weit und grell klafft der Riß zwischen unserm idealen und realen Leben, zwischen dem was wir sein

möchten und sollten und zwischen dem was wir sind. So erleben wir seit Jahren das unselige Schauspiel, daß der Neuerungstrieb, unfertig und unpraktisch in Schule, Kirche und Staat, in unreifen Versuchen, oft in knabenhaften Ueberstürzungen seine Kraft vergeudet, während der Erhaltungstrieb, oft verlebt und gewaltsam, nur zu leicht in pharisäische und despotische Verirrungen geräth. — In jenem Mangel eines productiven Abschlusses, der, allen Schichten der Nation zugänglich, auch alle wahren Bedürfnisse derselben befriedigte — darin haben wir die Lösung des Räthsels zu suchen: wie es möglich war, daß in unserm höhern Geistesleben wieder so tiefe Zerrüttungen, so gewaltthätige Rückschritte eintraten, an denen die letzten sieben Jahre in sterilem Frohndienste sich abmühen mußten. —

Ein Wort Alexanders von Humboldt, das in diesen Tagen durch die öffentlichen Blätter ging, hat eben darum einen so schmerzlichen Hintergrund, weil sich in dieser Klage des großen Forschers ein Gefühl ausspricht, dessen sich die Besten aus der älteren Generation bei einem Blick auf die letzten vierzig Jahre nicht erwehren können. „Ich lebe — schreibt der berühmte Greis — unfroh im neun und achtzigsten Jahre, weil von dem Vielen, nach dem ich seit früher Jugend mit aller Wärme gestrebt, so wenig erfüllt worden ist.“ —

In diesen Worten liegt für die jetzige und die heranwachsende Generation ein scharfer Stachel. Soll es dahin kommen, daß diese düstere Anklage des 19. Jahrhunderts das letzte verklingende Wort bleibe, nach den großen deutschen Hoffnungen von 1770, 1813 und 1840? Soll der reiche vielversprechende Aufschwung der deutschen Neuzeit seit einem Jahrhundert nun mit diesem wehmüthigen Testamente schließen? — Tausende in deutschen Landen werden mit einem lauten Nein antworten; Tausende werden vielleicht versichern, daß sie nur auf die rechte Stunde und auf die voranleuchtenden Beispiele warten, um mit freudigem Herzen die Hand an den Pflug zu legen für die Fortführung des unterbrochenen Werkes. — Und in der That, an diesem Scheidewege steht Deutschland: ob es gleichgültig und feige der Verkümmerung und Verstümmelung unsers geistigen Erbes zusehen, oder ob es sich erheben wolle aus der materiellen Versumpfung und den trüben geistlichen Abrichtungs-Versuchen seit der Mitte dieses Jahrhunderts?

Unser Weg ist durch unwiderlegbare providentielle Weisungen vorgezeichnet; mit unserm Herzblute sind die Ziele, auf die wir angewiesen sind, in die Geschichte der letzten vier Jahrhunderte eingeschrieben; wir haben nur noch die Eine Wahl: unserm weltgeschichtlichen Berufe treu zu bleiben bis ans Ende oder mit Schmach und Jammer unterzugehn wie einst die Hellenen und Juden durch die Römer. —

In drei schöpferischen Frühlings-Epochen der neueren Geschichte legte die über den Zeiten und Völkern waltende Hand in den Schooß der deutschen Nation eine geistige Saat, die über unsere Zukunft entscheidet. Zuerst in jener unvergeßlichen Stunde zu Worms im Frühjahre 1521, als das heroische Losungswort der deutschen Reformation vernommen wurde; dann als im vorigen Jahr

hundert die Fürsten des deutschen Geistes erschienen, die mit der Weihe des Genius an jenem „heiligen Dreieck", wie Herder es nennt, arbeiteten: der „Poesie, Philosophie und Geschichte, der drei Lichter, die die Nationen, Sekten und Geschlechter erleuchten." — Endlich drittens in den Heldenjahren der deutschen Befreiung von 1813 und 1814 und in ihrer stillen reinigenden Vorbereitung während der Jahre 1806 bis 1813. — Das sind die Geburtsstunden unsers weltgeschichtlichen Berufes; durch ihn kann Deutschland im edelsten Sinne des Wortes das „Herz von Europa" werden; verkennt es aber seine Bestimmung, so wird dem zweiten Jerusalem sein Titus, dem zweiten Polen seine Katharina nicht fehlen. —

Was war nun der letzte und höchste Gedanke der deutschen Reformation? „Die reine Religion der Gottes- und Menschenliebe, die lebendige Kirche des Geistes und der Kraft." — Welche Ideale leuchteten, wie jene Feuersäule dem Wandernden in der Wüste, den Stammvätern unserer neuen Bildung im vorigen Jahrhundert voran? „Die Befreiung des menschlichen Geistes von allen verlebten und haltlos gewordenen Satzungen und die selbständige Erforschung der Tiefen der menschlichen Natur und des Weltalls." — Und welche Hoffnungen schwebten über den Demüthigungs- und Erhebungsjahren von 1807—1814? „Die Hoffnung eines deutschen Vaterlandes, einer sittlich gesunden nationalen Gemeinschaft, eines organischen öffentlichen Rechtslebens, das Stärke nach außen und Einigung nach innen brächte." — Also, um es mit Einem Worte zu bezeichnen: die Reinigung und Verjüngung des religiösen, des wissenschaftlich-künstlerischen und des politisch-socialen Lebens — die wahre Kirche und Schule, der gerechte und starke Staat: das sind die in unsere Geschichte gelegten Zukunfts-Ziele des deutschen Geistes. —

Wer nun jene drei befruchtenden Ströme unsers geistigen Lebens, den religiösen, den humanistischen und den ethisch-nationalen, in ihrer höheren Zusammengehörigkeit, in ihrem unantastbaren geschichtlichen und inneren Rechte verkennt; wer da wähnt, den einen nur auf Kosten und durch gewaltsames Abgraben des andern pflegen und ehren zu können — der legt die zerstörende Hand an die zartesten und edelsten Fasern und Nerven unserer Zukunft. Hierin verfallen die naturalistischen Stürmer gegen die Heiligthümer des religiösen Gemüthes ganz der gleichen Barbarei wie die bildungsfeindlichen Fanatiker, welche ihre pfäffischen Satzungen mit der Welt-überwindenden Religion des Erlösers verwechseln. Der Kern der deutschen Nation wird sich indessen weder durch jene Barbaren noch durch diese Pharisäer an den verheißungsvollen Grundgedanken seiner Geschichte und an den theuersten Hoffnungen seiner Zukunft irre machen lassen. Dazu wird, so hoffe ich, auch diese Darstellung nach Kräften das Ihrige — sei es auch nur ein Scherflein — beitragen helfen; denn diese Ueberzeugungen führten mich nach öfteren Unterbrechungen immer mit neuer Liebe zu einer Arbeit zurück, die mir im ganzen Sinne des Wortes eine Herzens- und Glaubens-

sache ist. Dies haben die Freunde des Buches ohne Zweifel erkannt; wenn irgend etwas, so wird dies ihm auch ferner den Weg zu den Gleichgesinnten weisen, und ihm neben den andern bedeutenden Arbeiten über denselben Gegenstand seine eigenthümliche Stellung sichern.

Die Ausarbeitung der verschiedenen Auflagen dieser Schrift fällt mit folgenreichen Epochen unserer neuesten deutschen Geschichte zusammen. Als ich (1840) die erste Auflage entwarf, die sich zu den späteren fast nur wie eine Skizze verhält, hatte die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die lebhaftesten Erwartungen für Staat, Kirche und Schule in fast allen Kreisen erweckt, während in den Tiefen der politischen, kirchlichen und philosophischen Parteien schon die schwersten Kämpfe sich vorbereiteten, die zum Theil noch jetzt gesteigert fortgähren. Die beiden Bände der zweiten Auflage (1847 und 1849) erschienen dann unmittelbar vor und nach der Katastrophe von 1848, die unsere Geschicke auf ganz neue Bahnen fortzureißen schien, bis die Rückschläge erfolgten, unter denen mit den ausschweifenden und verbrecherischen Bestrebungen der Rottengeister auch die gerechten Hoffnungen der Nation für einmal zermalmt wurden. Und endlich bei der Bearbeitung dieser dritten Ausgabe beherrscht mich abermals der Gedanke, daß Deutschland und ganz Mittel-Europa vielleicht an der Schwelle ernster Prüfungen und folgenreicher Ereignisse stehn; nachdem fast alle die Männer, die vor achtzehn Jahren an der Spitze der Geschäfte gestanden und auf den mächtigsten Thronen gesessen, vom Schauplatze verschwunden sind. — Um so inniger muß die Sehnsucht aller Guten dahin gehen, daß das innerlich Berechtigte, Lebensfähige und Zukunftsreiche in unserem bisherigen Bildungsgange durch reine und fähige Hände gerettet und fortgebildet werde, damit wir nicht unser geistiges Erbtheil in hochfliegenden Anläufen und ermatteten Rückfällen verschleudert und von kommenden Stürmen zerrissen sehen. —

Witwald bei Eptingen, im Basler Jura.
Am 6. Juli 1858.

H. G.

UNIVERSITY
CALIFORNIA.

Aus der Vorrede zum ersten Bande der zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, die dieſem Buche ſelbſt über die Grenzen Deutſchlands hinaus zu Theil geworden, ſchreibe ich vorzugsweiſe den Geſichtspunkten zu, von denen ich ausgegangen und der ganzen Lebensanſchauung die darin vorherrſcht; auch die Mißverſtändniſſe und Angriffe ſtammten aus dieſer Quelle. Zuſtimmung und Anfeindung konnten mich nur in der urſprünglichen Ueberzeugung beſtärken: daß mein Streben mit einem tiefen Bedürfniſſe, mit einer ernſten Aufforderung der Gegenwart zuſammentreffe; war ich ja ſelber ohne irgend eine äußere Veranlaſſung nur durch den Gang meiner innern Bildungsgeſchichte zu dem Unternehmen geführt worden, das *als Entwurf* ſchon während meiner Univerſitätsjahre in mir arbeitete, und in dieſer Schrift nur ſeinen *erſten Ausdruck* ſuchte. In ſechs reichen bewegten Jahren, die zwiſchen dem Erſcheinen der erſten und der zweiten Auflage verfloſſen, iſt das Weſentliche in den Grundanſchauungen, auf denen meine Darſtellung ruht, weder von außen noch innen erſchüttert worden. Im Gegentheile haben alle ſeitherigen innern Erlebniſſe, alle Beobachtungen über die das ganze gebildete Deutſchland bewegenden geiſtigen und religiöſen Gegenſätze und ihre überall zunehmende Spannung mich immer wieder mit erhöhter Gewißheit zu jenen leitenden Ueberzeugungen zurückgeführt, deren lebendige Begründung und Entwicklung *mir als Lebensaufgabe gilt*.

Im *Buche* ſelbſt wird der Vorurtheilloſe die Antwort darauf finden: ob ich ganz Ungleichartiges vermiſchen und zwiſchen unverſöhnlichen Gegenſätzen einen falſchen Frieden ſtiften wolle? ob ich das göttliche Myſterium wahrer Poeſie und die weſentlichen Errungenſchaften unſrer Bildung verkennend, ihnen fremdartige Maßſtäbe aufdringen möchte? ob ich endlich das Chriſtenthum wie eine fertige Formel behandle, die dem plumpſten Hausverſtande zur Beurtheilung göttlicher und menſchlicher Dinge dürfe überlaſſen werden? —

Eine wahre Verſtändigung wird allerdings mit *denen* ſchwer zu erzielen ſein, die den innerſten Ausgangspunkt meiner Darſtellung weder faſſen noch theilen; jene trüben Fanatiker der verſchiedenſten Art, die da nichts wiſſen wollen von der *göttlichen Weite und Tiefe des chriſtlichen Geiſtes*, deſſen Weſen und Beruf es iſt: *alle ächten Reſultate geiſtiger Arbeit gereinigt in ſich aufzunehmen* und — mit den ſittlichen und religiöſen Ideen vermittelt — ſelbſt in den Nächten einer uns vielleicht bedrohenden Barbarei fortzupflanzen. — Eben weil ich allen Streit, dem nicht wieder eine tiefere Einheit zu Grunde liegt, für unfruchtbar halte, habe ich die Polemik gegen andere Standpunkte des religiöſen und kulturgeſchichtlichen Urtheils nicht in meine Darſtellung einweben wollen, da dieſe für ſich ſelber ſprechen ſoll, auf unmittelbarer Anſchauung der Quellen ruhend. —

Dem Umfange nach iſt dieſe neue Ausgabe im Vergleiche zur erſten um das Doppelte angewachſen, auch in der *Geſtaltung* des Stoffes und in der Gleichmäßigkeit der Ausführung mag ſie für eine neue Arbeit gelten; in dem Grundtone der Geſinnung dagegen wird man das alte Buch in ihr wiederfinden; auf dieſe Weiſe hoffte ich diejenigen zu befriedigen, die das Buch in ſeiner alten Geſtalt liebgewonnen, und doch zugleich auch den Anſprüchen entgegenzukommen, die von andrer Seite her mit Recht erhoben werden konnten.

Möge denn daſſelbe auch in ſeiner jetzigen erweiterten Geſtalt zu den alten Freunden noch neue gewinnen, zumal dann, wenn es einmal vollendet und in ſeinem ganzen innern Zuſammenhange zu überſehen ſein wird; möge es vor Allem ſich als einen (wenn auch nur geringen) Beitrag zur Löſung der dringendſten Aufgaben unſrer Zeit bewähren! Denn als eine ſolche betrachte ich jene höhere und freiere Verſtändigung zwiſchen den unvertilgbaren Intereſſen der Religion, der Bildung und des Lebens, woran ſeit den Tagen der Reformation die edelſten Kräfte von verſchiedenen Seiten her arbeiten, und worin die geiſtig verjüngte deutſche Theologie und Philoſophie — jede auf ihrer ſelbſtändigen Grundlage — als in ihrem letzten Ziele zuſammentreffen müſſen. Noch iſt zwar die Zeit nicht gekommen, die Kant vor mehr als ſiebzig Jahren (1774) vorauszuſehen meinte, die Zeit, wo die Theologie „ſich in dem, was ſie zu lehren habe, die Inſtruction von den Litteratoren werde einholen müſſen“ — das aber bleibt unbeſtreitbar, daß ſie dieſem Looſe auf eine ſegensvolle Weiſe nur dann entgeht, wenn ſie den großen, unſre Gegenwart erſchütternden und unſre Zukunft bedingenden, geiſtigen und praktiſchen Problemen in Wahrheit gewachſen bleibt. Verſäumte ſie dagegen über einem kleinlichen und ſelbſtmörderiſchen innern Kriege dieſen ihren höchſten Beruf, ſo würde ſie dem verdienten Untergange nicht entgehen, bis Gott auf neuen Wegen der Geſchichte wieder „aus den Steinen“ ſeine Kinder und ſeine Boten erweckte. —

Berlin, den 17. October 1847.

Aus der Vorrede zum zweiten Bande.

Als gegen das Ende des Jahres 1847 der erſte Band dieſes Werkes in ſeiner neuen Geſtalt erſchien, hoffte ich den zweiten Theil in viel kürzerer Friſt nachfolgen zu laſſen als nun geſchehen iſt.

Aber zwiſchen damals und jetzt, zwiſchen dem Februar des vorigen und dem Auguſt dieſes Jahres liegen achtzehn Monate, in denen eine außerordentliche Epoche der Weltgeſchichte an uns vorüberging. Im Angeſichte der plötzlichen Umwälzung von halb Europa, während zum Sturze und zur Wiederherſtellung der politiſchen und ſocialen Grundlagen unſers Welttheils in einer Reihe blutiger Schlachten in den Straßen von Paris (und ihrem Nachhalle) von Wien, Berlin und Frankfurt, wie auf den Ebenen Norditaliens und Ungarns gekämpft wurde; während zur gleichen Zeit Deutſchlands kühnſte nationale Hoffnungen unter heftigen Erſchütterungen, nach längſt erſehnter Verwirklichung rangen — ließ ſich da wohl ein aufmerkſames Ohr erwarten für unſere innere Bildungs-Geſchichte? Und hätte etwa der Verfaſſer ſeine Seele verſchließen können gegen jene auf ſie einſtürmenden Eindrücke und gegen die daran ſich knüpfenden Beſorgniſſe und Hoffnungen?

Zwar die Kataſtrophe, die über Europa eingebrochen, kam ihm nicht ſo ganz unerwartet, wie ſo vielen feigen und kurzſichtigen Optimiſten, ſo vielen einſeitigen Syſtematikern vor 1848. Schon im Auguſt 1847 hatte er in einer öffentlichen Denkſchrift erklärt: „Wer es nicht ſieht, daß ein dämoniſcher Zug durch die Gegenwart geht, der „die wirklichen und ſcheinbaren Gebrechen und Wunden unſrer Zuſtände zu einem all„gemeinen Brande benutzen möchte, der iſt entweder blind oder er ſchließt gefliſſentlich „die Augen. Wir aber glauben, daß Selbſterkenntniß für den Einzelnen und für die „Geſammtheit der erſte nothwendige Schritt zur Rettung ſei.“

Unausweichlich muß uns jene Selbsterkenntniß zu dem höchsten Gesichtspunkte führen, wo wir in dem, was über Deutschland und Europa gekommen ist, nicht blos eine Kette von Verirrungen und Unfällen, von Ueberraschungen und Täuschungen, von babylonischer Sprach- und Geistesverwirrung, sondern über allem diesem mit dem Auge des Gewissens göttliche Gerichte erblicken. Wehe uns, wenn das keusche klare Auge der Wahrheit uns fehlte, das uns endlich in die Tiefen unsers Innern und unsrer Zustände strenge unerbittliche Blicke werfen läßt, und uns zu dem Geständnisse zwingt: daß wir Alle gefehlt, daß Alle — Reiche und Arme, Regenten und Regierte, Lehrer und Schüler — Schuld tragen an dem, was über uns gekommen. Ich kann dies nicht niederschreiben, ohne mit innerer Erhebung jenes Abends zu gedenken (16. Januar), an welchem Neander im Kreise der Freunde und Schüler, die zur Feier seines sechzigsten Geburtstages ihn umgaben, mit dem ganzen Ernste seiner großen Seele das Wort betonte: „Es hätte nie so weit mit uns kommen können, wenn Alle, wenn ich „und jeder auf seinem Platze ganz seine Pflicht gethan, wenn jeder in Wort und That „nach bestem Wissen und Gewissen immer der Wahrheit Zeugniß gegeben hätte!“ —

In diesem Sinne muß es offen ausgesprochen werden: daß auch unsre Literatur an den Schäden unseres öffentlichen und individuellen Wesens nicht geringen Theil hat. Unsre Literatur stellt uns von der einen Seite an die Spitze des geistigen Europa; sie verbirgt noch Schätze von Entwicklungen, wie bis jetzt keine andere Nation sie besitzt. Aber bis in ihr Mark ist sie auch durchzogen von Elementen der Zerstörung, die unsre Nation mit sittlichem und geistigem Bankrotte bedrohen könnten.

In Zeiten einer großen Krise üben mechanische Partei-Namen und Coterie-Schlagworte eine blinde Schreckensherrschaft über die Mehrzahl unselbständiger Naturen in allen Klassen. Da soll dann jede Lebensanschauung, und sei sie auch aus dem tiefsten Ernste geistiger Forschung und ethischer Prüfung entsprungen, doch mit demselben Maße eines unreifen Enthusiasmus oder wohl gar eines unreinen Fanatismus gemessen werden. Namentlich sind es die Bezeichnungen „ganzer oder halber Entschiedenheit, völliger oder zweifelhafter Zuverlässigkeit,“ die nicht selten dem leichtsinnigsten und frechsten Mißbrauche ausgesetzt sind, und in den Händen unberufener Eiferer zu einem Schwerte werden, das in den Eingeweiden der treuesten Freunde wühlt, während es die gefährlichsten Feinde gar nicht erreicht. — Hoffentlich verwehrt es bei der offensten Darlegung der Grund-Ueberzeugungen die ganze Haltung dieser Schrift zur Genüge, daß sie irgendwie jenen unlautern Zwecken eines bittern und absichtsvollen Parteistrebens dienstbar werden könnte.

Von einem einsichtsvollen Beurtheiler ist die Einwendung erhoben worden: daß ich mit zu großer Sicherheit die christliche Weltanschauung als die höchste voraussetze, während doch auch unter den ernsten Zeitgenossen, die es mit der Wahrheit redlich meinen, Viele diesen Standpunkt noch nicht oder nicht mehr zu theilen vermöchten. Meine Darstellung wurzelt in einer Auffassung der christlichen Wahrheit, wie sie zu allen Zeiten das beglückende Einverständniß derer war, die an der Oberfläche und den Außenwerken von Religion und Bildung kein Genüge fanden. Ihnen ist das Innere, die Seele des Christenthums etwas Unerschütterliches, Unantastbares, in allen Zweifeln und Kämpfen neu Erprobtes, und doch zugleich von so unendlicher Spannkraft, daß von diesem geistigen Mittelpunkte aus alle Ur-Anlagen, Bedürfnisse und Verirrungen der Menschheit, so wie alle Entwickelungen ihrer innern und äußern Geschichte — Verständniß und Würdigung finden müssen. Gerade diese Geistesarbeit ist die großartige Mission des deutschen Protestantismus.

Darum zielt der innerste treibende Gedanke dieser Schrift*) vor Allem dahin;

*) Treffender wüßte ich die leitende Grundidee meiner Arbeit nicht darzulegen, als in den Worten, die der Verfasser der Schrift: „das Princip und die Methode des Aristoteles“ (Dr. Gustav Müller) nach dem Erscheinen des ersten Bandes an mich richtete: „Eine Stufenreihe

nach Kräften mitzuarbeiten für die große religiöse Kultur-Aufgabe dieses Jahrhunderts. Seit achtzig Jahren ist die religiöse Umwälzung in Deutschland ausgegangen von dem poetischen und philosophischen Geiste der Nation. Die Welt der Anschauung und Erkenntniß, des Gemüths und Verstandes, der Intuition und der Kritik hat durch unsre philosophische und poetische Bildung (beides im weitesten Sinne genommen, als die beiden geistigen Augen der Menschheit) eine tiefgreifende Einwirkung erfahren, die in alle Adern unsers Wesens und Bewußtseins gedrungen ist, und mit sehr wenigen Ausnahmen selbst diejenigen mit ergriffen hat, die mit gewaltsamer Selbsttäuschung sich prinzipiell noch ganz auf die Voraussetzungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts stellen möchten. Wenn es daher für unser Jahrhundert noch eine lebensvolle, den bessern Theil der Nation befriedigende Durchdringung des Christenthums mit der geistigen Bildung geben kann, so muß sie in lebendigem Verhältnisse stehen zu jenen mächtigen Hebeln unsrer innern Umwälzung. Haben Philosophie und Poesie so Vieles beigetragen zur geistigen Revolution, so werden sie auch bei der geistigen Regeneration nicht zu entbehren sein. Soll die Religion überall wieder in den Herzen heimisch werden, so muß sie mit unsrer nationalen Literatur einen zarten und heiligen Bund zu schließen wissen; auch auf der Poesie wie auf der Natur „ruht sanft jener Tempel der „zum Throne der Gottheit hinansteigt." Denn die Religion ist in ihrem tiefsten Ursprunge (nach der menschlichen Seite hin) sowohl Sache unsers Gefühls als unsers Gewissens; ihre Quellen fließen wie in den sittlichen so in den poetischen Ur-Anlagen unseres Wesens. Darum wird jede lebendige religiöse Periode sich an alle Elemente unsrer innern Bildung zugleich wenden. —

Und warum sollte ich bei diesem Anlasse nicht noch bestimmter auf die Hoffnung hinweisen, die dem sorgenvoll fragenden Blicke Unzähliger allein eine erhebende Aussicht bietet?

Durch die Erbitterungen unsrer politischen, socialen und geistigen Gegensätze, durch die Schaaren harter Pharisäer und üppiger Sadducäer, wie durch die Reihen der von Sophisten und Phantasten verführten Massen — mitten durch sie Alle geht eine hohe verhüllte Gestalt. Die Gaffer auf den Straßen kennen ihren wahren Namen nicht, die Klüglinge übersehen und die von Idolen Trunkenen verachten sie; und erschrocken treten die Satten und innerlich Erstorbenen vor ihr zurück, wie vor einer Geistererscheinung. Ja es ist die Erscheinung eines Geistes, desselben der seit achtzehn Jahrhunderten das immer sinkende und immer wieder erhobene, das stets verdunkelte und stets wieder erleuchtete Geschlecht an sein göttliches Herz zu ziehen weiß. Das ist jene Gestalt, die, von den Sprechern dieser Zeit selten nur am Saume des Kleides berührt, von ihren Schulen nur als ein Schatten geahnt — durch die Weltgeschichte hinschreitet, als der Einzige, der das geistige Todesröcheln unseres Jahrhunderts mit einem Athem der Auferstehung verwehen und besiegen kann.

Sie kann und sie wird nicht ausbleiben jene Zeit, nach welcher sich ein edler Dichter schon am Eingange dieses Jahrhunderts in den seelenvollsten Liedern gesehnt:

„Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts." —

Dann erst kann die Sehnsucht der Völker in ihren Tiefen sich stillen.

Bellevue-Garten bei Berlin, 3. September 1849.

„deutscher Männer, Alle aus unsern beiden Urquellen (Griechenthum und Christenthum) schö-
„pfend, Alle wie nach Einem Urbilde unseres Volkes gebildet, und nach Einem Muster an dem
„Einen Werke der Menschheit bildend, dessen Plan sie unerkannt Einer dem Andern zur Weiter-
„führung überliefern bis zum künftigen christlichen Dichter und Denker und Meister, dem Gipfel
„Aller, . . . das ist der providentielle Plan, den Sie uns vorhalten wollen: der Aussicht auf
„dieses würdigste Ziel unsers Volkes bin ich . . . nun auch auf organisch stetige Weise gewiß"
u. s. w.

Aus dem Vorworte zur ersten Auflage.

Wer mit Einsicht und Theilnahme auf diese Darstellung eingeht, wird bald erkennen, worauf es im letzten Grunde abgesehen sei; ich kann hinzusetzen: Alle, die mit mir die Feindschaft zwischen Glauben und Wissen für ein Phantom der Leidenschaft oder der Beschränktheit ansehen; Alle, die jene Kluft zwischen dem Ernste christlicher Ueberzeugung und den ächten Resultaten moderner Bildung für keine unübersteigliche halten — werden mir in den leitenden Grundgedanken zur Seite stehn. Wie ich mir bewußt bin, daß aus innerem Triebe und Bedürfniß mir die hier behandelte Aufgabe erwachsen ist, so vertraue ich der Hoffnung: diese Blätter werden nicht in's Leere fallen, ein Raub der Winde, ein Spiel der Unterhaltung; als ich sie überdachte, als ich sie niederschrieb, war ich von dem Gedanken erfüllt, daß es sich um eine große, noch lange nicht gelöste Frage unsrer Zeit handle. Wohl weiß ich, daß einem solchen Bestreben von zwei Seiten vielleicht lauter Widerspruch bevorsteht: von einer ängstlichen, dogmatisch gepreßten Form der Religion, so wie von dem modernen ästhetischen Paganismus, dessen offene und geheime Anhänger Legion heißen. Ich denke nicht daran, mit derjenigen Frömmigkeit zu rechten, für welche das Bedürfniß nach geistiger Berechtigung ihres subjektiven Gefühlslebens nicht vorhanden ist; weiß ich doch aus eigener Anschauung, daß es Menschen giebt, vor deren innigem Glaubensleben und nie ermüdeter Liebeskraft ich mich willig beuge, denen der zwingende Trieb ganz fremd scheint: das ihnen im Innern unmittelbar Gewisse zur durchgebildeten Erkenntniß zu erweitern. Allein es ist nicht minder wahr, daß solche, unerschütterlich in sich selbst gegründete Menschen überall nur die seltenen Ausnahmen bilden, und daß sie gerade oft am bereitwilligsten das Bestreben anerkennen, auch anderen inneren Bedürfnissen, denen sie nun einmal nicht gewachsen sind, entgegen zu kommen. Denn soll die christliche Wahrheit ihren tiefsten Beruf bethätigen, als eine das geistige und natürliche Leben befreiende und verklärende Macht des Geistes, so ist ja klar, daß sie — weit entfernt bei der Befriedigung einiger zurückgezogener Gemüther stille zu stehn — vielmehr der Fülle des Lebens, dem Drang und der Noth, der Begabung wie der Verirrung der Welt in's Angesicht blicken, und auf den innersten Zusammenhang der ihr abgewendeten Richtungen und Absichten eingehen muß. Nur indem sie alles Menschliche umfaßt, wird sie sich als den ewigen Mittelpunkt des Daseins bewähren, zu welchem jedes höhere Bedürfniß und jedes Zeitalter zurückkehren muß. Auch vor dem offenen Meere einer sich unabhängig erklärenden Gedankenwelt wird sie nicht zurückbeben; sie wird auf alle sich verworren durchkreuzenden Grundstimmungen aufmerksam horchen, wie sie sich in unsrer Literatur abspiegeln; eine Ueberzeugung, welche darauf verzichtete, die ihr entgegengesetzten Weltbetrachtungen bis in ihre geheimsten Wurzeln zu durchschauen, würde niemals auf universelle Geltung Anspruch machen können. Wie aber dürfte eine Ueberzeugung, die sich der Verheißung freut, in alle Wahrheit geleitet zu werden, sich ängstlich scheuen, jeder Entfaltung des geistigen Lebens gegenüber sich als Wahrheit zu bewähren, mit ihrem göttlich-menschlichen Maße jede Höhe und Tiefe des Geistes zu messen? —

In dem Sinn etwa würde ich auf jenen Widerspruch der einen Seite antworten, wohl erwägend, daß hiebei nicht der Inhalt des Glaubens, sondern nur die Form desselben und der Umfang des geistigen Horizontes uns trennen. Sehr verschieden hie-

von würde sich mein Verhältniß zu dem andern, oben bezeichneten Gegensatze stellen, zu dem selbstbewußten modernen Heidenthum. Von dorther tönt die Versicherung zu uns herüber, daß man auf der Höhe der Bildung, die Verlebtheit des Christenthums durchschauend, eines neuen Heiles warte; daß die reifste Frucht aller modernen Cultur an dem Stamme des Christenthums, das sich doch nur als untergeordnete Stufe erweise, nicht länger gedeihe, und daß nur in dem Auseinandergehen des Glaubens und Wissens, des Christenthums und der geistesreifen Cultur, der rechte Fortschritt zu suchen sei. So würden also ein bildungsfeindlicher methodistischer Puritanismus und ein unchristlicher Radikalismus sich brüderlich die Hände reichen, um das in unheilbare feindliche Gegensätze aus einander zu reißen, was gerade in seiner Wechselwirkung, in seinem Zusammengehören den höchsten Vorzug der neuen Zeit, und den Sieg der christlichen Bildung über die antike in sich schließt. Uns muß ein solches secirendes, das geistige Leben der Gegenwart in seine Elemente zersetzendes Streben wie Verwesungs-Geruch anwidern; und im entschiedensten Widerspruch dagegen haben die hier mitgetheilten Studien ihren lebendigen Mittelpunkt eben in dem Bemühen, die Nerven aufzusuchen, welche den bleibenden Gehalt unsrer Cultur mit dem Ewigen des Christenthums schon jetzt verknüpfen, oder einst noch zusammenführen werden. —

Hoffentlich gereichen diese Blätter puritanischer Engherzigkeit und atheistischer Herzlosigkeit gleich sehr zum Aergerniß; denen aber, die aus der Wahrheit sind, und in der Wahrheit die Freiheit fanden, seien sie an's Herz gelegt! —

In den Bädern zu Baden im Aargau. — Den 6. September 1841.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Einleitung 1

Ueberblick der deutschen National-Literatur seit dem 16. Jahrhundert 9

1. Hutten: Luther. — Hans Sachs; Fischart. — Paul Gerhard; Logau. —
2. Opitz. — Spee; Angelus Silesius. — Gryphius; Zesen. —
3. Schupp. — Hoffmannswaldau; Lohenstein. —

Erstes Buch.

(Klopstock.)

Das Jugendalter der neuen deutschen Bildung. — Die Neubelebung der religiösen Ideen und der ethischen Ideale in der deutschen Poesie. S. 23—294.

Erster Abschnitt. Vorbereitungen der neuen Literatur im 18. Jahrhundert. S. 25—149.

Erstes Kapitel: Die Literatur unter der Herrschaft des religiösen und moralischen Spiritualismus. S. 28—82.

1. Haller. — (Drollinger) 28
2. Gellert 36
3. Uz 58
4. Liscow. — Rabener. — Kästner 64

Zweites Kapitel: Regungen einer Emancipation des Naturalismus in der poetischen Literatur. S. 83—117.

1. Hagedorn 83
2. Gemmingen 87
3. Gleim 96
4. Pfeffel 112

Drittes Kapitel: Das Erwachen des politischen Bewußtseins in der poetischen Literatur. Eindruck der Thaten Friedrichs II. S. 118—149.

1. Der preußische Patriotismus 118
   Gleim; Kleist; Ramler; Jacobi; die Karschin.

Seite

2. Der österreichische Patriotismus 134
Denis.

3. Der deutsche Patriotismus 137
Uz. — Gleim.

Zweiter Abschnitt. Eintritt einer neuen Epoche der deutschen Literatur durch Klopstock. Durchdringung des kirchlichen Spiritualismus mit mystischer Natur-Andacht und politischem Idealismus 150

Dritter Abschnitt. Klopstocks Wirkung auf die Zeitgenossen und die jüngere Generation. Seine Freundes- und Schülerkreise. S. 177—294.

1. Der Leipziger Freundeskreis 178
Joh. Adolf Schlegel. — J. Andr. Cramer. — J. A. Ebert. — Klamer Schmidt. — Joh. Elias Schlegel. — Cronegk. — Zachariä.

2. Der Zürcher Freundeskreis 186
Bodmer. — Joh. Kaspar Hirzel und das junge Zürich. — Salomon Geßner und die Dichter der idyllischen Natur-Andacht. — Kleist. — Maler Müller. — Salis; Matthisson; Kosegarten.

3. Klopstock in Kopenhagen und der Bernstorff'sche Kreis 213
Graf Bernstorff und Moltke. — Friedrich V. — Meta Moller. — Sturz und Gerstenberg.

4. Klopstock in Hamburg und der Göttinger Dichterbund 223

a. Joh. Heinr. Voß 226

b. Hölty 241

c. Miller 245

d. Friedrich Stolberg. — (Christian Stolberg). — Die Gallitzin . 249

e. Claudius 269

Zweites Buch.

(Lessing).

Das Mannesalter der neuen deutschen Bildung. — Die Selbstbefreiung des wissenschaftlichen und künstlerischen Geistes in der Form des Humanismus. S. 295—422.

Erster Abschnitt: Winkelmann und Lessing. Die ästhetische Wiederentdeckung des klassischen Alterthums und die ethische Erweckung des geschichtlichen Wahrheitssinnes oder des kritischen Gewissens. S. 297—371.

1. Winkelmann 303

Seine Conversion 304

Die Geschichte der Kunst des Alterthums 312

2. Lessing 317

I. Als ästhetischer Reformator 321

Seite

II. Als Dichter 328
(Der junge Gelehrte. — Der Freigeist. — Miß Sara Sampson. — Emilia Galotti. — Minna von Barnhelm. — Nathan.

III. Als theologischer Kritiker und als religiöser Denker 331

a. Die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente 336

b. Der Kampf mit Götze 338

c. Nathan der Weise 349

d. Die Erziehung des Menschengeschlechts 355
Das Gespräch mit Jacobi; „das Christenthum der Vernunft"; „Leibnitz, von den ewigen Strafen"; „daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können." —

e. Gespräche für Freimaurer 366

f. Lessings Bedeutung für die Kirche der Zukunft 369

Zweiter Abschnitt: Wieland und seine Schule. Die moderne Verflachung des antiken Geistes und der Rückfall in skeptischen Sensualismus. S. 372—422.

1. Wieland 372

a. Seine sentimentale Periode 374
Die Natur der Dinge. — Die moralischen Briefe.
Die Sympathien. — Die Psalmen oder Empfindungen eines Christen.

b. Seine sensualistische Periode 378
Die Briefe. — Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei. — Idris und Zenide u. a. — Agathon.
Versuch zum Einlenken im: „Oberon."

c. Sein Skepticismus 394
Göttergespräche. — Euthanasia. —
Peregrinus Proteus. — Agathodämon. —
Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.

2. Wielands Schule 406

a. Blumauer. — Alxinger. — Trenk 406
(Die österreichische Gruppe). —

b. L. H. v. Nicolay 409

c. Meißner. — Thümmel. — Heinse 410
(Die sächsische Gruppe). —

d. Bürger 416

Druckfehler.

S. 17 Z. 29 lies Sphinx.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Einleitung.

Bei der Beſprechung der Literatur eines Volkes laſſen ſich drei Geſichtspunkte denken: entweder iſt dies der ausſchließlich äſthetiſche, wo nach dem Geſetze der künſtleriſchen Schönheit allein gefragt, jeder andere Ausgangspunkt der Betrachtung ausdrücklich als ein fremdartiger ausgeſchieden wird; oder es iſt der geſchichtliche Standpunkt. Dieſer faßt die Literatur als das Erzeugniß einer beſtimmten Zeit, als das Reſultat einer gewiſſen Bildungsſtufe, als eines der Elemente, welche den geiſtigen Inhalt einer geſchichtlichen Periode bedingen, und worin die tieferen innerlichen Richtungen einer Zeit ſich abſpiegeln. Es liegt am Tage, daß bei der erſten Auffaſſungsweiſe (der äſthetiſchen) die Selbſtändigkeit des dichtenden Geiſtes, die unabhängige nur einem ihr innewohnenden Geſetzgeber gehorchende Stellung der Literatur am beſtimmteſten vertreten wird; während die geſchichtliche Anſchauung nothwendig ein größeres Gewicht auf die gegebenen Bedingungen legt, unter welchen die Literatur ſich entwickelte; auf den Grund und Boden, in welchem ſie wurzelt.

Neben dem rein äſthetiſchen und hiſtoriſchen Standpunkte iſt aber noch ein dritter denkbar und berechtigt, der jene beiden vorausſetzen, fordern, anerkennen, aber bei ihnen noch nicht ſtille ſtehen wird: der ethiſche und religiöſe Geſichtspunkt. Dieſer fragt nicht zunächſt nach dem äſthetiſchen Werthe eines literariſchen Kunſtwerkes oder nach den geſchichtlichen Verhältniſſen, unter welchen daſſelbe in's Leben trat (beides überläßt er einer andern ſelbſtändigen, von ihr ganz unabhängigen Beſprechung); er ſucht vor Allem in dem Dichter den Menſchen nach ſeinen tiefſten, innerſten entſcheidendſten Beziehungen. In der dichteriſchen Schöpfung ſucht er den verborgenen Lebensgeiſt, aus welchem ſie entſprungen und worin ſie athmet; er forſcht nach den geiſtigen Vorausſetzungen, nach den Grundanſchauungen, von denen ein Dichter oder eine ganze Generation im Hervorbringen und Beurtheilen geleitet wurde; er verlangt Aufſchlüſſe über das zarteſte und tiefſte Verhältniß, was

im Grunde einer jeden Seele, wie im Innern einer jeden Literatur lebt: das Verhältniß zwischen den geistigen Trieben und Bedürfnissen der freien Persönlichkeit und den objektiven Mächten und Gesetzen des Lebens; zwischen der poetischen Befreiung und Erhebung des individuellen Bewußtseins und dem ethischen Ernste, der religiösen Weihe des menschlichen Daseins.

Denn hier liegt einer der Knotenpunkte, den keine tiefer angelegte Natur umgehen kann, so mannigfaltige Lösungen auch schon versucht und mißglückt sind. — Wem Alles am Gewinn einer ursprünglichen lebenskräftigen Ueberzeugung gelegen ist, wer einen Kern von Wahrheiten sucht, die ihn in alle Verwirrung der Welt begleiten: der wird nicht ruhen, bis er über diese Fragen Licht hat. Denn allerdings ist die Poesie in ihrer tiefsten Voraussetzung: Freiheit, und in ihrem ursprünglichsten Wesen, in ihrer mächtigsten Lebensäußerung: Begeisterung; eben deßhalb kömmt sie mit dem ethischen und religiösen Gebiete in unausweichliche Berührung; keinem Menschen von kräftigen, ursprünglichen Seelen-Anlagen kann jene Wechselwirkung verborgen bleiben. Ist Poesie die Freiheit des unmittelbarsten persönlichen Lebens: so tritt ihr das entwickelte ethische Bewußtsein mit dem bestimmten Anspruche entgegen: ganz allein die Freiheit zu besitzen und zu gewähren, die weder mit der Würde der sittlichen Reinheit noch mit den unerschütterlichen Grundbedingungen des Lebens entzweie. — Ist die Poesie in ihrer eigenthümlichsten und wahrsten Wirkung: Begeisterung — so begegnet sie auf ihrem Wege nothwendig dem religiösen Bewußtsein; denn auch die Religion, wo sie nicht in den Windeln eines geistlosen Gewohnheitsglaubens erstickt, ist in der einen ihrer ewigen Wurzeln (die andere liegt im Gewissen) eben auch Begeisterung. Die Begeisterung der Creatur, die ihres Ursprungs aus ewigen Quellen inne wird und aus allem Schein und Traum zum Wesenhaften, zum wahrhaft Wirklichen hinstrebt.

Haben wir also in der Tiefe beider Richtungen (der ethischen und religiösen) einen innigen Zusammenhang mit den ursprünglichsten Anlagen des poetischen Bewußtseins nachgewiesen — so ist damit, wie jeder Einsichtige bemerkt, nicht die Behauptung ausgesprochen, die ohnehin mit der Erfahrung schwer in Uebereinstimmung zu bringen wäre: daß von vornherein schon im Leben das richtige Verhältniß zwischen beiden Gebieten, dem poetischen und ethisch-religiösen, gegeben und anerkannt sei. Im Gegentheil trennen sich hier oft die Ansichten so scharf, wie selbst in der Politik und in der Religion die Gegensätze sich nicht schroffer gegenüber stehen. Die literarischen Urtheile von den drei besprochenen Stand-

punkten aus machen nicht selten den Eindruck eines Krieges Aller gegen Alle; und selbst im praktischen Leben ist ein bald bewußtes bald instinktartiges Gefühl von dem anscheinenden Widerspruche jener Richtungen vorhanden. Um von dem unausrottbaren Widerwillen des öden, nüchternen Spießbürgerthums gegen alle Poesie gar nicht zu reden: so hegen doch auch edlere Naturen, ganz von einer ethischen Weltanschauung beherrscht, nicht selten ein tödtliches Vorurtheil gegen alles Dichterische, weil sie darin ein geheimes auflösendes Gift, eine Entnervung der festen sittlichen Fugen des innern Menschen befürchten. Umgekehrt herrscht in dichterischen Kreisen zuweilen die Voraussetzung: als ob Ethisches und Poetisches sich wie ängstliche Gebundenheit und freudige Freiheit gegenüber ständen, so daß fast immer das Eine nur auf Kosten des Andern könne angebaut werden. Noch verworrener durchkreuzen sich die Widersprüche auf religiösem Gebiete; während hier die Einen fordern, daß jede Dichtung sich durch eine ausdrückliche christliche Nutzanwendung beglaubigen müsse, halten Andere die religiöse Anschauung für eine dumpfe Stickluft, in welcher der Poesie sofort der freie Athem ausgehe. Noch Andere verwischen jede Unterscheidung von Religion und Poesie, und zwar so daß bald alles Religiöse als Poesie angenommen, bald so daß alles Poetische als Religion empfunden wird.

Wir haben gesehen, im praktischen Leben begegnet uns fast überall in der Würdigung des Verhältnisses zwischen dem ethischen, religiösen und dem poetischen Gebiete eine babylonische Verwirrung. Aber auch für die tiefer gehende, wissenschaftlich durchgebildete Betrachtung ergeben sich die wahren befriedigenden Gesichtspunkte nicht auf den ersten Blick. Mit der Anerkennung, daß der poetische wie der sittliche und religiöse Sinn in unzerstörbaren Anlagen der menschlichen Natur, also in einer göttlichen Ordnung gegründet seien — wäre zwar schon viel Mißverstand und Unverstand beseitigt, aber doch nur der erste Schritt zur Lösung der Frage gethan. Der eigentliche Kampf, die schwere innere Arbeit beginnt erst da, wo die Macht und der Zauber der Poesie uns in Zwiespalt setzt mit den Grundanschauungen unseres sittlichen oder religiösen Bewußtseins; oder wenn unsere Auffassung menschlicher und göttlicher Dinge noch, gebunden durch den starren Zwang des moralischen Gesetzes und des unvermittelten Dogma, an innerer Einseitigkeit und Dürre leidet, so daß die Fülle und Freiheit der Poesie nur als Versuchung und Verführung an sie herantritt, da sie doch als die Erwärmung und Vertiefung einer probehaltigen Weltansicht gefaßt werden sollte. — Im ersten Falle ist „geniale Frivolität", sittliche Auflösung oft die Folge des ungelösten Conflikts, und wenn dies nicht, doch ein Miß-

ton, der den innern Sinn quält, die sittliche Zuversicht untergräbt; im zweiten Falle entsteht ein bald puritanisches, bald krankhaft religiöses, bald philisterhaftes Sich-Verschließen gegen reiche Bildungsströme unserer Zeit und unseres Volkes.

Gewiß wird ein gesunder Sinn, wird eine höhere Bildung uns vor diesem doppelten Abwege schützen; aber davor vermögen sie nicht zu schirmen, daß an vielen Stellen der Literatur, wenn wir das letzte Wort der Beurtheilung suchen, uns die Entscheidung aufgedrängt wird: ob wir unserer sittlichen und religiösen Ueberzeugung in vollem Ernste die höchste Stelle in unserm Sinnen und Denken einräumen? Eine Ueberzeugung, die nur als etwas Empfangenes, Auferlegtes an uns hängt, wird freilich nie in diesen Fall kommen, sie wird die Frage, um die es sich hier handelt, gar nie aufwerfen. Wo aber der sittliche und der religiöse Glaube frei im Innern lebt als höchster Ausdruck der gesammten Persönlichkeit, wo er uns so eigen wird wie der lebendige Athem dem pulsirenden Herzen: da erwacht eben unabweisbar jener Drang nach einem harmonischen Verständnisse, nach einer durchgreifenden in sich zusammenhängenden Betrachtung, mit Einem Worte: nach Einheit des innern Lebens. Der geistig energische Mensch muß die Halbheit unerträglich finden, die mit dem Einen Auge bewundert, was sie mit dem andern verurtheilt; die heute ästhetisch schwelgt und morgen den Gegenstand ihres künstlerischen Genusses vor dem sittlichen Richterstuhle anklagt oder vor dem religiösen verurtheilt. Wem der Sinn für das Ewige und Heilige aufgegangen, der läßt ihn nirgend mehr unterdrücken; wen die Majestät der ethischen Ideen einmal wahrhaft erfüllt, den begleiten sie überall hin; und wem das Geheimniß der Poesie sich aufgeschlossen, der ist ganz und überall für ihren Zauber offen. Aber niemals wird, wo jene drei Grundtöne in Einer Seele sich vereinen, bald der eine bald der andere sich verläugnen oder opfern lassen; einer wird herrschen müssen; und nur ein Feigling könnte sich einer solchen Entscheidung Zeitlebens entziehen.

Diese Fragen sind von so zähen Vorurtheilen, von so vielen Widersprüchen umwoben, daß sich eine längere Erörterung nicht vermeiden ließ, wenn der Standpunkt, den wir vor Augen haben, in das rechte Licht treten sollte. Aus dem Bisherigen ist es schon klar, welche Forderungen wir an die Betrachtung der Literatur auf diesem Standpunkte stellen, und in wie engem Zusammenhange wir sie mit dem Verständnisse des Lebens denken. Mit der Geschichte hat die Literatur dann dies gemein, daß sie uns in die Tiefen der menschlichen Brust einführen, alle Größe und allen Jammer unserer innern Geschichte enthüllen soll.

Nur in dieſem Sinne ſcheint uns eine einläßliche Beſchäftigung mit der Literatur „des Schweißes der Edeln“ werth; dann wird ſie mit ein weſentlicher Theil der Kunſt, deren Studium nie aufhört: der Kunſt des wahren Lebens. — Wen ein längerer Umgang mit unſerer Literatur auf derſelben Stelle läßt; wen ſie nicht im Innern faßt und zu einer neuen innern Umſchau, zur Klarheit über ſich und andere hindrängt — der mag ſeine Zeit als verloren anſehen! —

Letztere Behauptung gilt namentlich von der neueren deutſchen Literatur, die, wie keine andere, einen Schatz von geiſtigen Ereigniſſen, von Kämpfen und Erfahrungen in ſich ſchließt, der uns einen neuen ſtaunenden Blick in die wunderbare Tiefe der Menſchheit und in den Reichthum des deutſchen Geiſtes werfen läßt. — Mit Freuden denk' ich noch des Wortes eines geiſtvollen britiſchen Schriftſtellers*), der mit Begeiſterung verſicherte: „Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte ich nicht noch zur rechten Zeit die Klaſſiker der neueren deutſchen Literatur kennen gelernt. Hier erſt fand ich wieder einen Ausgang aus der geiſtigen Oede, in der ich hungerte; hier erſt wieder einen lebendigen Beweis, daß die Brunnen des geiſtigen Lebens noch nicht verſiegt ſind.“ —

Hat unſere Literatur nun auch nicht die Macht und den Reiz der Neuheit für uns wie für den Briten: ſo kann ſie dennoch eine ähnliche Wirkung auch auf den Deutſchen ausüben, ſobald ihm die innern Bedingungen dazu nicht fehlen: Friſche des Herzens und Durſt nach Aufſchluß über die tiefſten Probleme des Lebens. —

Die große literariſche Bewegung, welche ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine neue klaſſiſche Epoche unſerer Literatur begründete, war im Grunde nur ein Glied der umfaſſenden Umgeſtaltung faſt aller Gebiete des deutſchen geiſtigen Lebens, welche in jener Zeit zuerſt deutlich hervortrat. Der deutſche Proteſtantismus gieng damals einer neuen Bildungsſtufe entgegen; und eben in dieſer Epoche-machenden innern Umbildung deſſelben wirkte die neue deutſche Poeſie als eines der wichtigſten geiſtigen Elemente mit; wie dann neben und nach ihr die neue Philoſophie, die Philologie und die Geſchichte auf das gleiche Ziel hinarbeiteten.

In der deutſchen Philoſophie war ſchon durch Leibnitz und Wolf das Bedürfniß nach einer Einheit oder Vermittlung des Erkennens und Glaubens geweckt und gefördert; aber der eben erſt aufſprudelnde Quell echter philoſophiſcher Forſchung ſchien bald wieder in der Flachheit der

---

*) Thomas Carlyle, mit dem ich mich im Sommer 1843 in London oft über unſere Literatur unterhielt. —

Popularphiloſophie verſchüttet zu werden, bis Kant dieſer Halbheit ein Ende machte und dem forſchenden Geiſte erſt wieder die Thüre zu einer tieferen Erfaſſung der philoſophiſchen Aufgaben öffnete. In dieſer kritiſchen Zucht des Gedankens ſollte der deutſche Geiſt zu neuen Thaten befähigt werden. Aus der Sichtung und Kritik alles Beſtehenden ergab ſich die Befreiung des ſubjektiven Geiſtes, aber auch die Vertiefung der Selbſterkenntniß. Es war die folgenreichſte geiſtige Revolution für die Rechte der Subjektivität gegen das Objektive; der Geiſt, wieder in die Mitte der Dinge geſtellt, war „nun die Sonne, um die Alles ſich drehte."

Lag nun auch eine große Demüthigung für die Vernunft darin, daß Kant ſie in ſo enge Grenzen zurückwies, ſo wurde doch eben dadurch die Forſchung nach dem wahren Verhältniſſe von Wiſſen und Glauben in den Nachfolgern, Fichte, Schelling und Hegel, nur um ſo lebhafter angeregt. Seinem ſittlichen Enthuſiasmus verdankt die Philoſophie eine ihrer größten entſcheidendſten Wahrheiten: daß im Sittengeſetze, im Gewiſſen eine unantaſtbare Autorität walte, die über allen Schwankungen und Irrungen des Gedankens als oberſte Aufſicht wache. Hierin war neben der Skepſis eine Quelle der Gewißheit, ein poſitives Element gegeben, das reiche Zinſen trug. Fichte trieb dann die Energie beider Richtungen, des Erkennens und des Willens, auf ihre äußerſte Spitze, bis dieſe brach, und eine neue Bahn betreten wurde.

Neben der Poeſie und der Philoſophie machte ſich als ein drittes Element der neuen Bildung die Philologie und Kritik geltend. Man ſah die Denkmäler der alten Welt mit andern Augen an; das Alterthum wurde wieder als ein Ganzes angeſchaut, nicht blos aus dem Buchſtaben, ſondern aus der Anſchauung des Lebens erläutert. An die Stelle der dumpfen Vergötterung der alten Schriftwerke trat ein friſcher Naturſinn, der ſie nicht mehr als unerreichbare Autoritäten, ſondern als hellere oder trübere Zeugniſſe einer ganzen Zeit anſah, als Glieder und Bruchſtücke eines geiſtigen Ganzen genoß.

Wie zu den Urkunden der klaſſiſchen Welt, ſo trat man auch zu den Denkmälern des orientaliſchen Alterthums mit ganz andern Vorausſetzungen als bisher; auch in der Bibel machte man nun mit Vorliebe die geſchichtliche, menſchliche ſtatt der theologiſchen metaphyſiſchen Auffaſſung geltend.

Als ein viertes Element der geiſtigen Umwälzung des vorigen Jahrhunderts betrachten wir die neue univerſelle Geſchichtsbetrachtung. Die Geſchichte wurde wieder zu einem Spiegel des Lebens und der Menſchheit; ſtatt der früheren ſtarren abſoluten Geſichtspunkte machte man das fließende Moment, die Beweglichkeit und Man-

nigfaltigkeit in der universellen geschichtlichen und menschlichen Entwicklung geltend.

Erst aus diesem Streben konnte einer der kühnsten Anläufe des deutschen Geistes hervorgehen: die Philosophie der Geschichte.

So viel nur als Andeutung der Stellung, welche die neuere deutsche Literatur als ein Faktor der deutschen protestantischen Bildung einnimmt.

Wie Frankreich für das politische Leben den Charakter der neuen Zeit (von Friedrichs des Großen Tode bis zum Sturze Napoleons) bestimmte, so trat damals für das geistige Leben Deutschland in den Vordergrund; entschied sich dort das Schicksal der Staaten, der äußern Existenz, so blieb die Bewegung der Geister, das Schicksal der innern Existenz durchaus der deutschen Nation zugewiesen.

Dreimal hat die deutsche Literatur, im Genusse eines selbständigen Daseins, sich zu einer bedeutenden Höhe gehoben: zur Zeit der Hohenstaufen, in der Reformation und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Jedesmal läßt sich bemerken, daß sich gleichzeitig in der Nation ein erhöhtes Bewußtsein ihrer äußern Geltung und ihres innern Werthes entwickelt hatte. Soll der Mensch zu einer freudigen Darstellung seines geistigen Inhaltes gelangen, so bedarf er eines gewissen Selbstvertrauens, des festen Glaubens an eine unabweisbare, auf ihm ruhende Bestimmung. Von persönlicher Eitelkeit, von kränklichem Dünkel ist dies so entfernt, daß es vielmehr der aufrichtigsten Demuth eines anspruchlosen Gemüthes am ehesten sich beigesellt. Ein gewisser Grad von Unabhängigkeit bleibt immer erforderlich; wer sich vollständig und schön äußern will, der darf sich nicht endlos mit äußern Hemmungen, mit der Noth des Lebens abquälen; wenn es auch unläugbar ist, daß eine Zeit lang jener Widerstand der Verhältnisse auf ein tüchtiges Gemüth die wohlthätigste Wirkung ausüben kann. — Dies gilt wie von Individuen, so von Nationen. Ein völlig danieder gehaltenes, politisch und ökonomisch gedrücktes Volk wird nie eine großartige, neue Wege eröffnende Literatur hervorbringen.

Die Blüthe der deutschen Literatur im Mittelalter fiel in die Zeit der Hohenstaufen, als die deutsche Nation sich für die erste europäische ansehen durfte, als der Kampf mit Orient und Papstthum einen Reichthum neuer Ideen schuf, und auf dem Grunde eines hohen politischen Ansehens rasch die Entwickelung einer neuen Bildung sich ankündigte.

In der Reformations-Zeit hatte die politische Ueberlegenheit der Nation aufgehört; ihre Einheit war untergegangen in dem Aufkommen der Fürsten-Macht, in den Privatabsichten der Kaiser für die Mehrung

ihres Hauses; ein ganz undeutscher, von der Nation nie geliebter Fürst, Carl V., trug damals die Kaiserkrone; seine Thaten rechneten die Spanier sich zum Ruhme an, nicht die Deutschen. So begann schon damals eine Wendung, die später immer stärker hervortrat: die Einbuße an politischer Macht sollte den Deutschen durch geistigen Einfluß ersetzt werden. Diese folgenreiche Wendung entschied sich mit der Reformation, die nirgend so wie in Deutschland eine Sache des Geistes, des Glaubens, des Wortes war. Darum machte anfänglich der beste Theil des Volkes sie zu seiner Angelegenheit, ein religiöses Interesse wirkte mit einem nationalen in Einklang; Luther und die Gleichgesinnten vertheidigten gleichermaßen die Freiheit des Evangeliums gegen die Menschensatzungen des Papstthums wie Ehre und Recht deutscher Nation gegen Tücke und Tyrannei der Wälschen.

Es war von außerordentlicher Bedeutung, daß auf diese Weise ein religiöses Prinzip, das geistliche Recht des christlichen Individuums, die schönsten geistigen Kräfte der Nation vereinigte; daß die tiefsinnigsten, in das Innerste des Menschen greifenden Ideen einem ganzen Volke an's Herz gelegt wurden. Seit der Reformation ist es ausgemacht, daß die geistige Arbeit Deutschlands eben so sehr eine religiöse wie eine wissenschaftliche Aufgabe habe; in der Vereinigung beider liegt die wahre Bedeutung der Mission des deutschen Geistes. — Die zwei wesentlichen Bedingungen einer echten National-Literatur hatten sich eingefunden: ein großer Gegenstand und die allgemeine Empfänglichkeit dafür.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts vereinigten sich jene Einflüsse, die politischen und moralischen, um eine neue Epoche herbeizuführen, deren Folgen noch lebendig fortwirken. Den von Friedrich II. ausgegangenen politischen Aufschwung begleitete ein nationales Selbstgefühl, das sich gegen den französischen Geschmack so kräftig auflehnte, wie es im Reformations-Zeitalter den römischen Geschmack zurückgewiesen hatte. Der sittliche Ernst der Reformatoren erstand wieder als Morgenröthe eines neuen Tages in der Gesinnung und in der Sprache der Haller und Klopstock, der Lessing und Herder, der Hamann und Lavater, der Claudius und Jacobi und Anderer.

Ueberblick

der deutſchen National-Literatur

ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert.

Der Strom einer neuen Bildung, der im fünfzehnten Jahrhunderte eine neue Zeit vorbereitete, hatte ſich in zwei Richtungen über die deutſche Nation ergoſſen, indem er ſich ſowohl der religiöſen als der wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Tendenzen bemächtigte. Wie ſich in der religiöſen Literatur jener Zeit eine an die geſchichtliche Offenbarung ſich anlehnende Richtung unterſcheiden läßt von einer andern, die ſich unabhängiger auf die Erfahrungen der innern Welt des Gemüthes und Geiſtes ſtellte, ſo wiederholt ſich Aehnliches in der weltlichen Literatur: der humaniſtiſchen Bildung gegenüber, die ganz ausſchließlich auf dem griechiſchen und römiſchen Alterthume beruhte — ſchöpfte die populäre oder nationale Richtung vorzugsweiſe aus dem Schatze des eigenen Volksgeiſtes.

Hutten bildete die Vermittlung der humaniſtiſchen und nationalen Richtung; aber er vermochte nicht, beide auf eine glückliche entſcheidende Weiſe für die Reformation zu gewinnen, für die Reform, die er ſo freudig als eine Zeit begrüßte: „wo die Wahrheit von neuem geboren ſei, und der Betrug ſeinen Schein verloren habe.“ — Weil er in Leidenſchaft ſich ſelbſt und ſein Werk überſtürzte, und (was damit eng zuſammenhängt) weil er nicht in die tieferen Impulſe Luthers und der religiöſen Bewegung einzudringen wußte, ſo war ſeine Wirkung im Leben wie in der Literatur eine ſchnell vorübergehende. Befangen wie er war von dem Irrthume der einſeitigen politiſchen Reformer: als laſſe ſich der Geiſt eines Volkes oder einer Zeit durch Formen allein umwandeln, durch raſche Aenderungen der Inſtitutionen neugeſtalten ohne mächtige innere Hebel

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

der Gesinnung — konnte er nichts schaffen, was in der Nation Wurzeln geschlagen hätte; wohl waren seine Bücher oft Thaten, aber Thaten, die keine bleibende Frucht trugen, Anregungen eher als Leistungen.

Wie ganz anders Luther; ihn müssen wir doch immer wieder zuerst nennen, wenn von neuerer deutscher Volksbildung die Rede ist. Durch seine Bibel-Uebersetzung wurde die neue deutsche Prosa geschaffen; durch seine Kirchenlieder einer der edelsten Zweige der deutschen Poesie gefördert und auf einen sichern Boden gepflanzt. Hierin erblicken wir das reinste im besten Sinne demokratische Element der Reformation, in der Befreiung und Weihe des ehmaligen Laien: durch das Lied, das er sang, durch die Bibel, die er las. Auch seine besseren reformatorischen Schriften, die erbauenden wie die streitenden, führten das geistige Leben seiner Nation wieder in die Heimath, d. h. in den kräftigen, ursprünglichen Ausdruck der Muttersprache zurück.

Aber bald nach seinem Tode folgte die Gegenwirkung von Seiten der scholastischen Theologie; schon Flacius Illyricus blickt auf die kleinen deutsch geschriebenen Schriften mit demselben gelehrten Dünkel herab, wie man es in späterer Zeit nur noch an manchen sächsischen Magistern, und auch dies mit Gelächter zu sehen gewohnt war: „Welcher Ruhm — fragt Flacius — läßt sich von jenen kleinen in der Volkssprache geschriebenen Büchern erwarten, die ja jeder Dorfküster eben so gut schreiben könnte? Vielmehr, wer Ehre durch seine Schriften sucht, der muß lateinische große gefeilte Bücher schreiben, die auch noch der Nachwelt Nutzen bringen." — Indessen, was diese Nachwelt betrifft, so hat sie längst entschieden: ob Flacius mit seinem Latein oder Luther mit seinem Deutsch mehr Ruhm erlangt und mehr genützt habe.

Wie die scholastische Theologie, so wirkten die humanistischen Studien in ihrem spätern pedantischen Mechanismus dem Gedeihen einer wahrhaft nationalen Literatur entgegen; erst viel später brachte das klassische Element mit dem religiösen biblischen und der volksthümlichen Literatur seine großen Früchte, als diese drei Elemente im vorigen und in unserm Jahrhunderte sich erneuerten und verjüngt sich zu durchdringen strebten.

Die scholastische und grammatische Reaktion fand im sechzehnten Jahrhundert nach Luthers Tode noch ein Gegengewicht an Männern wie Hans Sachs und Johann Fischart, die für eine volksmäßige Literatur mit großer Begabung wirkten. Hans Sachs (1494—1576), dessen Eigenthümlichkeit sich am besten im Drama und in der Erzählung ausspricht, ist durch seinen unschuldigen Humor, seine Ehrbarkeit und Zucht, seinen treu evangelischen Sinn ganz dazu gemacht, den tüchtigen Mittelstand

seiner Zeit, wie er bis zum dreißigjährigen Kriege in unsern Städten blühte, zu vertreten. — An Geist und Bildung ist ihm der Satyriker Fischart (gestorben 1589) überlegen, in Tüchtigkeit des Strebens ihm ebenbürtig. In ihm lebte noch der ernste kräftige Sinn des Reformations-Zeitalters, der die Sache der gesunden Bildung und des gereinigten Glaubens als unzertrennlich verbunden ansah, so daß die römisch-katholische Reaktion in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit allen Waffen des Witzes und schneidender Satyre von ihm bekämpft wurde*).

*) Nicht nur sein „Bienkorb des heiligen römischen Immenschwarms" und sein „vierhörniges Jesuiterhütlein" u. a. sind die Zeugnisse seiner eifrig protestantischen Gesinnung; auch in Gargantua wird diese Saite mit Vorliebe berührt. So z. B. verspottet er im 42. Cap. „Von Bruders Onkapaunt Leutseligkeit" (in der Ausgabe von 1608 „Affentheurliche, Raupengeheurliche Geschichtklitterung" u. s. w.) die Unwissenheit und Roheit der Mönche, durch die Tischreden, welche er dem Bruder in den Mund legt: „Unser verschreyener Abt sagt, daß ein weiser gelehrter Mönch ein ungestalt Meerwunder sei ... Ich wünsch nicht wie jener Keyser, daß alle Römische Burger ein Kopff hetten, sie desto geringer in ein Streich hinzurichten, sonder daß alle Bücher ein Buch wären und dasselbig hinder mir lege, ich wolt damit fahren wie der Canonist mit den Episteln Pauli, wann er's allein hett, nemlich Zundel daraus machen, so wer ich nicht allein ein Stockfisch. Ihr habt ewer Lebenlang nit mehr Bücher gesehen als dise Jar her, wann werden sie einmal außgeschriben? Ich riethe dem Bapst, daz er einmal durch seine Brand Legaten, die er Järlich ins Teutschland schickt, die Buchgaß zu Frankfort ließ anzünden, da würden viel Episteln Pauli im Lauff bleiben, und würd mehr nutz mit schaffen als mit dem Catalogo der verdampten Ketzerischen Bücher." — Im 54. Cap. „die Stiftung des Klosters Willigmit", wo den katholischen Klöstern der Entwurf einer protestantischen christlichen Ethik entgegengehalten wird, heißt es: „Item, weil gemeinlich die Ordensleut drei Gelübd thun, nemlich Keuschheit, Armut und Gehorsam: ward versehen, daz man mit Ehren möcht heyrahten, mit gutem gewissen reich sein, und sich Gott gehorsamer und vernunfftfolgiger Freiheit gebrauchen ... Wie jene die ehliche Keuschheit verschweren, also hingegen wollen wir keusche Ehlichkeit ehren .... Item, wie jene den kopff auf die Schultern hencken, und wie die Kircheneulen finstere Augen machen: also wollen wir den Mut innerlich senken, und daz Haupt gegn Himmel erheben, daher unser Erlösung kommt. ... Item wie jene nicht arbeiten, desto besser zu contempliren und guten gedanken obzuligen: also wollen wir alles unser Dichten und trachten im Werk erzeigen, und zur Arbeit und Dienst deß nechsten richten."

Auch im 5. Cap. „Wie sich Grandgoschier verheurath" blickt aus den Derbheiten, die unserm Sinne jetzt widerstehen müssen, die aber der nackteren Sprache jener Zeit weniger Anstoß gaben — wieder die höhere Auffassung der Ehe, wie alles Sittlichen, durch: „Dannenher man wol von der Vermählung wie Tullius von der Freundschaft gleichnußweis sprechen mag, daß welche dieselbige abzuschaffen vorhaben, sich einer unersinnigen That, nemlich die Sonn auß dem Weltkreiß hinzureißen understehe .... Wie könde aber die überhimmlische Majestät, so man also die Ehgelübd unüblich machete oder unnötig achtete, lästerlicher angetastet sein und heißen? Hingegen wie kann sie ehrwürdiger erhaben und gepriesen werden als so man gehorsamlich nach dero gegönnten Mittel in Ehlicher Keuschheit ihm dienet?"

Aber im Ganzen genommen sehen wir doch im siebzehnten Jahrhunderte das Verderbniß der Literatur, die Mischung der Sprache, die Ueberladung des Ausdruckes erschreckende Fortschritte machen. In der Geschichte, in der Politik und in der Religion verschwinden die großen für die ganze Nation geschaffenen Arbeiten; kein Sleidan und Aventin, keine Magdeburger-Centurien, kein Luther, kein Sebastian Frank führen die hohe im sechzehnten Jahrhundert unternommene Aufgabe weiter. Während Frankreich, nach langen Bürgerkriegen, seiner literarischen Blüthe entgegengieng, erstickte im protestantischen Deutschland der freie Athem des Geistes, die frische geistige Zeugungskraft vielfach unter einer seelenlosen engen theologischen Polemik, das katholische Deutschland unter der glatten Abrichtung und dem schlau versüßten Drucke des Jesuitismus.

In Männern wie Friedrich von Logau (in seinen Epigrammen) und Zinkgref lebte wohl noch der alte bessere Sinn, der auch auf dem Gebiete des Kirchenliedes durch Paul Gerhard u. a. wie eine grüne frische Flur in der Wüste der nachfolgenden Zeit gerettet blieb. Opitz dagegen, dem eine zahlreiche Schule folgte, schlug schon mit Bewußtsein den Weg ein, der unser Schriftthum von seinem bisherigen mütterlichen Boden,

---

Bemerkenswerth ist im 57. Cap. die Weissagung großer Religionskämpfe, die der Menschheit bevorständen (etwa vierzig Jahre vor dem dreißigjährigen Kriege), mit unverkennbarem Hindeuten auf die Jesuiten, auf denen die Blutschuld jenes Krieges zum großen Theil liegt:

„Auff kommen werd ein Art von Leuten,
Die also wird Frau Unruh reuten,
Daß sie kein Ruh nicht werden haben,
Sonder ungescheucht herumber traben u. s. w."

„Nun sehe ich — heißt es nachher — es ist der Brauch nicht erst auffkommen, daß man die so zur Evangelischen Erkandtnuß schreiten verfolget. Aber wol dem, der sich nicht ärgert, und von Fleischlichen Affekten und Neigungen ungehindert und unbetrübt, allzeit nach demselben Zweck zielet, welchen uns der treue Gott in seinem Sohn vorgesteckt hat."

Auch in den kürzlich von Emil Weller veröffentlichten „Neuen Original-Poesien Johann Fischarts" (Halle 1854 Schmidt) athmet derselbe antirömische Protestantismus. Im „Malchopapo" z. B. vergleicht er den Papst mit Malchus, der „ein Vater je und je aller Verfolger, Mörder ist", und schließt mit der Ermahnung:

„Scheut nur den Römischen Malchus nicht,
Weil Petrus selber mit ihm ficht,
Und heut wohl halber ist gericht,
Dann Gottes Licht allenthalb ausbricht
Zur Schand dem finstern Eulengesicht."

Im „Uncalvinisch Gegen-Bastüblein von 1589 legt er dem Erlöser das strenge Wort gegen die Idee einer päpstlichen Statthalterschaft in den Mund: Wer einem vorgeblichen Statthalter folge, der gehöre Ihm nicht an; denn Er erkenne keinen Verwalter, und bedürfe keiner „verwesend Leut," da er ja allezeit selbst bei uns sein wolle:

„Die Christenheit ist nit umschragt
Mit dem Römischen Taubenschlag." —

vom Volksgemüthe, vom Sinn und Leben der Nation losriß und der Schule überlieferte.

Unter den Katholiken (in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts) zeigen Spee's Gedichte schon die Grenzscheide zweier literarischer Perioden, einer innigen, ursprünglichen, kräftigen und einer sinkenden, zur Manier übergehenden. In seiner Trutz-Nachtigall stimmt er zuweilen den reinen männlichen Ton echten Gottvertrauens an, der dem Besten in Paul Gerhards Liedern an die Seite gestellt werden kann, z. B. im „Seufzer der begierigen Seele“:

— — „Und wann dann schon thut sausen
Der Wind auf diesem Meer,
Wann schon die Wellen brausen
Rund um mein Schifflein her —
Will ich doch nie verzagen,
Gott wird mein Helfer sein!
Den Anker will ich schlagen
Zu seinem Herzen ein.“

Dagegen sehen wir ihn eben so oft mit völliger Verkennung der Grenzen und des Wesens der Poesie sich abmühen, dogmatisch-metaphysische Entwicklungen dichterisch zu behandeln, ohne doch etwas anderes als gereimte Dogmatik hervorbringen zu können; so in seinem „Geheimniß der hochheiligen Dreifaltigkeit sowohl theologisch als poetisch (?), wie viel geschehen können, entworfen“:

— — „Der Vater Gott und Alles ist,
Allein ist er von Keinem;
Der Sohn auch Gott und Alles ist,
Allein ist er von Einem;
Der Geist auch Gott und Alles ist,
Allein ist er von Zwenen;
Doch Alles Aller eigen ist,
Thut Keiner nichts entlehnen.“
— — „Der Vater gar in Sich verzückt,
Bleibt ewiglich im Wesen;
Sein helles Wort hell abgedrückt
Er ewiglich thut lesen;
Er ewig in Beschaulichkeit
Ob seinem Pracht erstarret,
Drum folgends auch in Ewigkeit
Das Herzenswort verharret.“

Wie hier seine Poesie sich in die kirchliche Dogmatik verliert, so verirrt sie sich an andern Stellen gar zu leicht in jene sinnliche meist geschmacklose Sentimentalität, der wir in seiner Zeit und in seiner Kirche so oft begegnen. Aus vielen Beweisstellen nur eine*):

*) Aus der „Elloga oder Hirtengesang von Christo dem Herrn im Garten unter der Person des Hirten Daphnis u. s. w.“

„Weidet, meine Schäflein, weidet,
Daphnis voller Aengsten liegt,
Ruch noch Farbe unterscheidet,
Achtet keiner Blümlein nicht.
O was Marter dir begegnet,
Hör' zu schwitzen einmal auf!
G'nug es einmal hat geregnet,
Nit im rothen Bad' ersauf!"

So viel nur, um an diesem einen Beispiele unsere Bemerkungen anschaulicher und individueller zu machen.

Einen Contrast ganz anderer Art als bei Spee (dessen Gesinnung viel sicherer und gleichmäßiger ist als sein Geschmack) bieten die Dichtungen des Angelus Silesius (gestorben 1677) dar; ich meine den Gegensatz zwischen der tiefen schönen Empfindung seiner Kirchenlieder und zwischen dem verwegenen Pantheismus seines „cherubinischen Wandersmann's". Dort in Liedern wie „O du Liebe meiner Liebe" — „Ach sagt mir nichts von Gold und Schätzen" — „Allenthalben wo ich gehe" — „Ich will dich lieben, meine Stärke" — „Liebe die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht" — „Auf, Christenmensch, auf! auf zum Streit" — „Höchster Priester, der du dich" — „Mir nach, spricht Christus unser Held" — in diesen und ähnlichen Liedern hat das christliche Bewußtsein sich selbst, seine Erfahrungen und seine Hoffnungen mit glühender tiefer Empfindung ausgedrückt gefunden. Hier dagegen, in den Sinnsprüchen des cherubinischen Wandersmannes, tritt ihm aus der gleichen Feder ein Bekenntniß entgegen, das in Einem Fluge die Kluft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe, zwischen Gott und Mensch überspringen will:

„Ich bin so groß als Gott; Er ist als ich so klein;
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein." —
„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd ich zu nicht; Er muß von Noth den Geist aufgeben." —
„Sag zwischen mir und Gott den ein'gen Unterscheid:
Er ist mit Einem Wort nichts als die Anderheit." —
„Mensch, ist's dein Ernst, du kannst ohn' allen falschen Schein —
So heilig und gerecht als Gott dein Schöpfer sein".*)

Wir können hier (wo wir nur einen raschen Ueberblick geben) auf dieses psychologische und religionsphilosophische Problem jener beiden Sei-

*) Johannis Angeli Silesii Cherubinischer Wanders-Mann. Oder geistreiche Sinn- und Schluß-Reime, zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende, denen Liebhabern der geheimen Gottes-Gelahrtheit und eines beschaulichen Lebens zur geistlichen Ergötzlichkeit aufs neue mit Gottf. Arnolds Vorrede herausgegeben. Altona 1737.

Dazu vgl. man den Auszug daraus: Geistreiche S. u. Sch. R. aus dem Cher. W. des A. Sil.; herausg. von Varnhagen v. E. Hamburg 1822.

ten in Angelus nicht näher eingehen; wir müssen uns begnügen, daran zu erinnern, daß wir bei einem der tiefsinnigsten Geister der romantischen Schule, bei Novalis, eine ähnliche Erscheinung zu besprechen haben.

Der Verfall deutscher Bildung und Literatur trat am grellsten in der unglücklichen Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege hervor; der widerwärtigste Charakter dieser Periode ist neben Unnatur, Bombast und Pedanterei vor Allem das Bedientenhafte, was eine sonst so edle männliche Nation wie die deutsche fast ein Jahrhundert hindurch, den französischen und englischen Nachbarn gegenüber, entstellte und erniedrigte. Bedientenhaft war die Politik, nach außen gegen die Anmaßungen und die Hinterlist Ludwigs XIV., nach innen an den unzähligen kleinen Höfen, den Copien und Caricaturen von Versailles. Bedientenhaft war in der protestantischen Kirche das Element der Hoftheologie, die von dem freien evangelischen Sinne der Reformationszeit abfallend, in der Kirche oft nur noch ein dienstbares Organ für Hof- und Staatszwecke erblickte; wie auf dem entgegenstehenden Gebiete der Jesuitismus einen gleich verwerflichen Knechtssinn gegen Rom verbreitete. Bedientenhaft war endlich auch in der Literatur die ohnmächtigste geistlose Nachahmerei des Fremden, namentlich des Französischen und Italiänischen, sowie die Kriecherei vieler Schriftsteller gegen ihre Gönner und Beschützer.

Schon die meisten Schüler der ersten schlesischen Dichterschule mißfallen durch das Grelle und Ueberladene in ihrer Darstellung; so Andreas Gryphius in seinen Dramen. Noch widerlicher ist das Süßliche und Spielende des Tones, der in mehreren literarischen Gesellschaften jener Zeit herrschte, wie im Nürnberger Blumenorden oder der Gesellschaft der Pegnitzschäfer; durch idyllische Phantasien wollte diese Zeit der Unnatur sich in die Natur zurücktändeln. So sehr war diesem Geschlechte die Poesie schon zum Handwerke geworden, daß Harsdörffer (Rathsherr in Nürnberg) in seinem „poetischen Trichter" eine Anweisung ertheilen konnte: in sechs Stunden die deutsche Reimkunst zu lernen; ganz in demselben Sinne wie später Christian Weise in seinen „nothwendigen Gedanken der grünenden Jugend" jedem jungen Menschen, der sich mit Ehren in der Welt zeigen wolle, rieth: einige Nebenstunden dem Versschreiben zu widmen*).

Es gehört zum Jammer einer geistig gesunkenen Zeit, daß in ihr auch die an sich berechtigten Reaktionen leicht zu Zerrbildern werden; dies

---

*) Vgl. Vilmar's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur. S. 423.

war der Fall mit Philipp von Zesen's Bestrebungen gegen die Sprachmengerei seiner Zeitgenossen, indem er einen deutschen Purismus einführen wollte, der durch eine Menge neugebildeter Worte zur Verdrängung aller ausländischen Laute sich sofort lächerlich machte. Von demselben Zesen haben wir den ersten deutschen Roman: „die adriatische Rosemund", der dann eine unübersehbare Reihe von Nachfolgern hervorrief: den politischen, geistlichen, erotischen und den Reise-Roman (die Robinsonaden). Ein lebendiges, unschätzbares Zeitbild bietet uns eins der wichtigsten Bücher des 17. Jahrhunderts, der „Simplicissimus". Seitdem ist der Roman der Spiegel unserer Sitten und Meinungen geworden, eine Art von Parlament deutscher Gesinnung und Gesittung.

Einen satyrischen Widerspruch gegen die Ausartungen der damaligen Literatur, gegen die Irrwege der gelehrten Bildung wie gegen die sittlichen Gebrechen des praktischen Lebens erhob einer der kernhaftesten und geistig gesundesten Männer des siebzehnten Jahrhunderts, Joh. Balthasar Schupp (aus Gießen, 1610—1661). Durch Kraft, Witz und Laune wie durch den überall erkennbaren Ernst der Gesinnung gehören seine Schriften zum Trefflichsten aus jener Zeit und können noch jetzt theilweise mit Genuß und Erfolg gelesen werden. Mit Recht hat man ihn den „Vorläufer Speners" genannt*), im Hinblick auf seine religiöse Gesinnung, die im Gegensatze zum theologischen Schulformalismus jener Zeit ganz auf die aus dem Herzen stammende thatkräftige Gesinnung, auf Leben und Wahrheit gerichtet war. Mit eben so viel Recht kann man ihn auch den Vorläufer des Thomasius nennen; denn die Kraft und der Sinn für eine reformatorische Thätigkeit in der Schule und in unserer gesammten Erziehung ist in Schupp, dem Professor der Geschichte zu Marburg und dem Pastor zu St. Jakob in Hamburg (seit 1649), schon so entschieden vorhanden, wie in Thomasius (1655—1728). Lange bevor Thomasius in Leipzig (1687) durch seine Vorlesungen in deutscher Sprache den Anstoß zu der folgenreichsten Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts gegeben, hatte Schupp erklärt, wenn er nochmals an einer Universität wirken sollte, so würde er statt des lateinischen Phrasenwerkes die Jugend in deutscher Sprache, in heiliger und weltlicher Beredsamkeit üben. —

Daß er den Geist des Christenthums im milden und praktischen Geist eines Calixt und Spener verstand, beweist schon sein täglicher Wahlspruch: „Mein Gott, gieb, daß ich Dich und mich und die Welt erkenne!"

---

*) In der gründlichen trefflichen Monographie „Joh. Balth. Schuppius, ein Vorläufer Speners, für unsere Zeit dargestellt von Alexander Vial." Mainz 1857 Kunze.

(Domine, da mihi nosse te, nosse me, nosse mundum.) Die Theologie nennt er „fast mehr eine Erfahrung als eine Wissenschaft"; die Welt sei sein Lehrmeister gewesen; die Bibel will er nicht aus der Metaphysik erklären und die Metaphysik nicht aus der Bibel; eine Hand voll Gewissen sei ihm lieber als ein Sack voll Wissen; der Teufel fliehe vor keinem Syllogismus und frage nicht darnach, ob einer lutherisch, papistisch oder calvinistisch sei*). Er spricht von einem „Bauern- und Fischerhimmel", wo auf die feinen Distinctionen der Schule wenig ankomme; kurz er hat das lebhafteste Gefühl von der unseligen Verwischung der Grenzen, welche die lebendige Kirche (der That und Liebe) und die philosophische Schule (der Forschung und der Systeme) zum Heil der Menschheit scheiden sollten. Und eben dies Gefühl stellt ihn in die Reihe der reformatorischen Geister; denn von der praktischen Vollziehung jener friedlichen Scheidung der beiden Sphären in der idealen Welt (Kirche und Schule) hängt das Schicksal der Reformation und die Zukunft des Christenthums ebenso sehr ab als von dem wahren Verhältnisse zwischen Kirche und Staat. —

Für einen Mann seines Sinnes, der die ethische Mission des Christenthums als einer Religion des Geistes und der Kraft so lebendig erfaßt hatte, ziemte es sich, daß er am Tage nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens, auf Oxenstiern's Wunsch, zu Münster die Friedenspredigt vor den evangelischen Gesandten hielt (25. October 1648), und daß er in dieser Predigt, auf die Schrecken eines dreißigjährigen politischen Religionskrieges zurückblickend, alle christlichen Fürsten Europa's ermahnte, statt brudermörderischer innerer Kriege sich gegen die Türken zu verbinden und Jerusalem (den Orient) wieder für die Christenheit zu erobern. Also die Ahnung einer christlichen Allianz der europäischen Völker, wie sie auch Leibnitz Ludwig XIV. empfahl; ein Gedanke, der heute noch die Sphynx der orientalischen Frage und der „höheren europäischen Politik" ist. —

Manches seiner Worte paßt noch jetzt, als wäre es eigens für uns gesagt; ein Wort von ihm über das Spiel dürfte z. B. an vielen deutschen Spielbanken, dieser Pest des sittlichen Familienlebens, seine Wir-

*) „Wir Lutheraner — ruft er strafend — rühmen uns der reinen Lehre, allein wir leben oft nicht wie die Menschen, sondern wie die Teufel, wir stinken vor lauter Heuchelei... Mancher weiß von den Religionssachen artig zu disputiren, allein er führt ein Leben wie ein Heid." — „Wie viele sind noch deren, welche an jenem großen Tage sagen werden: Herr, Herr, sind wir nicht fast alle Tage in die Kirche kommen? Haben wir nicht fast in allen Kirchen unsere Stühle gehabt? Sind wir nicht oft genug zum Beichtstuhl, zum h. Abendmahl gegangen? Haben wir nicht reichlich genug gegeben zur Erbauung der Kirchen und Schulen?" —

kung thun: „Spieler und Spitzbuben sind Diebe, sowohl die welche gewinnen als die welche verspielen. Die welche gewinnen sind Diebe; dann sie stehlen ihrem Nächsten das Geld aus dem Beutel, das ihnen nicht gebührt. Die welche verlieren sind auch Diebe; dann sie berauben ihre Weib und Kinder dessen, das ihnen gebührt. Kommt dir diese Rede wunderlich vor? So will ich dir noch mehr sagen. Spieler und Spitzbuben sündigen gemeiniglich wider alle Gebot" *). Vergleichen wir seine Predigten mit denen unserer Zeit, so treffen wir dort viel mehr wahre Volksreden an, die in das Speciellste der sittlichen Zustände in Haus und Gemeine eindringen. Die christliche Religion wird als die legitime oberste Gewalt des Lebens vorausgesetzt; nach ihrer Vorschrift solle das tägliche Leben geordnet und beurtheilt werden. Dagegen lehren unsere Prediger

*) Aus der Predigt „Gedenk daran, Hamburg!" Ich gebe diese und die folgenden Stellen nach der Ausgabe der Schuppischen Schriften, die sich auf der Berliner Bibliothek findet: „Doct. Joh. Balth. Schuppii Schrifften" (Ohne Jahreszahl 992 Pag. — Beigedruckt sind: „Etliche Traktätlein, welche theils im Rahmen Hr. D. J. B. Schuppii gedruckt ... theils auch contra H. Sch. geschrieben" u. s. w. — Hanau 1663). — In Wilh. Wackernagels Proben der deutschen Prosa I. 698 findet man vier Schriften Schupps theils ganz, theils stückweise abgedruckt.

Außer jenen vier (dem „Gedenk daran, Hamburg", dem „Sendschreiben an den Calenderschreiber zu Leipzig", „der Kunst reich zu werden" und dem „deutschen Lehrmeister") sind noch besonders zu beachten als bezeichnend für Schupps Eigenthümlichkeit: „Salomo oder Regenten-Spiegel, vorgestellt aus denen eilf ersten Capituln des ersten Buchs der Könige" — „Freund in der Noth" — „Sieben böse Geister, welche heutiges Tages Knechte und Mägde regieren und verführen" — „De lana caprina". — „Calender an seinen vielgeliebten Sohn als er auf der Universität Gießen studiret". (Hier findet sich eine für jene wie für unsere Zeit beachtenswerthe Bemerkung S. 579: „Die Papisten und Calvinisten sind gnugsam refutirt ... D. Martinus Lutherus und D. Martinus Chemnitius haben den Papisten die Augen so weit aufgethan, daß sie ... aus dieser Schriften gnugsam sehen können, was zu ihrem Heil und ewiger Seligkeit dienete .... Wann ein Potentat wäre, der mir zusagen wollte, daß er alle den Papisten welche sich zu unster Religion begeben würden, wolle nicht überflüssigen sondern nothdürftigen Unterhalt schaffen ... so wollte ich innerhalb sechs Monden ... etliche hundert Papisten zu unsrer Religion bringen ... Wann solche Leute wollen zu uns treten, so ist kein ander Mittel Brot zu suchen als durch Betteln. Diese Anfechtung aber kann nicht ein jeglich Gemüth überwinden."

Die Reihe der Schuppischen Schriften schließe ich mit Hinweisung auf „Der Teutsche Lucianus" S. 811 (einen humoristischen Kreuzzug gegen die Schulphilosophie) und den „Fabul-Hans oder eine schöne anmuthige Predigt von der Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzehlet hat." S. 824. — („Diß ist — bemerkt Schupp im Eingange — Jothams Fabel ... die ich euch erzähle, damit ihr sehet, daß der Heil. Geist ihm auch die Weise gefallen lässet" ... „Sollt ihr zum Eingang ein altes Mährlein hören, welches der H. Geist in sein heilige Bibel hat aufschreiben und auf uns bringen lassen" ... „Diese Fabel welche am 9 Cap. des B. der Richter durch den H. Geist aufgeschrieben ist." — Diese wenigen Stellen mögen zur gleichen Zeit zeigen, wie strenge und doch wie biegsam der Inspirationsbegriff damals von den Männern des praktischen Lebens gefaßt wurde.)

zuweilen nur Moral, ohne daß sie die innern religiösen Antriebe zu erwecken wissen; oder sie wollen dem Verstande Dogmen einpflanzen, die selten als eine sittliche, das gesammte Leben beherrschende Macht auftreten.

Ein Meisterstück edeln Humors und wahrer Lebensweisheit ist Schupps „dissertatio von der Kunst reich zu werden", worin er das Glück und die Freiheit der Bettler preist, um den schmerzlichen Anblick ihres Elendes durch diese Erwägungen etwas zu mildern. „Wer ist dann — fragt er — der nicht sollte mitleidig sein, wann er sieht, daß Büblein und Mägdlein mit Lumpen bekleidt und halbnackend, ja so übel aussehend ihme begegnen, und da sie noch nicht reden können, Brot oder Heller betteln zur täglichen Unterhaltung ... Ich hab nicht nur einmal gedacht, ob auch unsre Nachkömmling glauben werden, daß das Teutschland unsrer Zeiten so vielerlei Elend ausgestanden habe." — Unter den Lichtseiten der Armuth hebt er nun hervor: „Die Bettler sein frei von allen jenen Sorgen, Aengsten und molestien, mit welchen gar oft diejenige gepeinigt werden, welche haben, was verlohren kan werden, welche Häuser, Gründ und Boden, Gold, Silber und anderen Haußrath besitzen. Wie offt reisen sie auff die Frankfurter, Strasburger, oder Leipziger Meß, förchten der Straßenräuber verstohlene Händ nicht, sondern gehen gar sicher durch Wälder, Hölzer, durch Ort so vor den Mördern nicht sicher. Sie feyren nicht allein den Siebenden, sondern ein jeder Tag ist ihnen Feyertag. — — — Wann sie an Geld mangeln, gehen sie nicht zu den Juden, nicht zu andern Kippern und Wippern, sondern gehen etliche Gassen spatzieren, und reden ihre Schuldner an ..... Wann man zu dem End des Lebens kommet, ist er wenig sorgfältig ein Testament zu machen, Erben zu setzen: er fragt nicht, ob sieben oder wenig Zeugen eines Testamentes seien ob auch anders vorhanden, aus welches Versäumung oder Vergessenheit ein Zank den Erben, und Gewinn den Gerichtsschwätzern pflegt zu entstehn. Er ist wenig sorgfältig, wenn er seine Haußfrau soll befehlen, was für Vormünder er den Pupillen und seinen Kindern soll setzen. Er theilt das ganze Teutschland unter seinen Kindern aus. — — Wann er also seine Sachen angeordnet hat, redet er beherzt Gott, dessen Vertrauen und Zuversicht er seine Nachkömmling befilcht, mit des Davids Mund also an: Dir ist der Arm überlassen, du wirst den Waisen helfen. Und also stirbt er ohne Furcht und Bewegung — — — Stirbt der Reich, laufen zusammen die Bürger gleich, damit sie — — — unter der Aertzten Versuchungen, unter der Prediger und ganzen Haußgesinds Rauschen, die Seel mit glücklicher Urlaub begleiten . . Aber wann der

Arme stirbt, versammlet er die Seel mit andächtigem Herzen, erfreuet sich erledigt zu werden, hat zur Zeugnuß seiner Unschuld das Gewissen, folgt der Natur, und eilet in Christi Händ und der Reichen Anklagung. Der Reiche höret zur Stund des Todes unterschiedliche Tröstungen von den Umbstehenden. Aber der Arm hat es in sich und glaubts.... Wer wollte aber dem Armen und Bettler nicht gratuliren, welcher an der Sach selbst sich der Erden ein solchen unterführt, wie er ist, verstehe ein kleiner Erdenklotz, ein großer Gast des Himmels, ein Zeug der irdischen Eitelkeit und Bosheit, ein Erb des himmlischen Reichs Christi, und aller frommen König, Patriarchen und Propheten, ein zukünftiger Miterb.*)"

Im „teutschen Lehrmeister, oder Discours von Erlernung und Fortpflanzung der freien Künste und Wissenschaften in teutscher Sprach" spottet er über jenen zu weit getriebenen deutschen Purismus der fruchtbringenden Gesellschaft, so sehr er deren patriotische Absicht auch billigt, „daß er alle fremde Wörter, welche die Bauern nicht mehr vor fremd halten, hat wollen teutsch geben, darüber hab ich oftmals unter dem Lesen den Kopf geschüttelt... Ich versichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darin die Zierlichkeit der teutschen Sprache nicht bestehe, und wann sie auch schon darin bestünde, so frage ich die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschaft, was mit diesen grammatikalischen Dingen, sonderlich mit der teutschen Orthographia ... dem Römischen Reich und der Teutschen Nation gedienet seie?" Und nun ergießt er den launigsten Spott über den pedantischen Bombast vieler seiner Zeitgenossen: — — — „Ich habe noch jüngst einen Tractat gelesen eines hochgelahrten Kaninchens, das sich einbildet daß es alle philosophische Weisheit mit Löffeln gefressen habe. Das saget an einem Ort: Die bunten Luftkinder fiengen an zu musiciren, das soll so viel heißen: die Vögel fiengen an zu singen. Es hat ein jeglicher Sprach ihren eigenen Genium." ....

„Ich frage, wo die Tyrannei herkomme, daß heutigen Tages neue Prisciani in Teutschland aufstehen, welche als Feldmarschälke im Teutschen bello grammaticali wollen Ordre geben, wie man dieses oder

*) Man vergleiche Schupp z. B. mit Abraham a S. Clara (1642—1709), der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der Volksredner des katholischen Süd-Deutschlands war, wie Schupp in der ersten Hälfte der Redner und Schriftsteller des protestantischen Nord-Deutschlands; und gerade diese Vergleichung wird Schupps Vorzüge (bei Verwandtschaft der Fehler) in ein helles Licht setzen; dort der kecke, aber im Grunde der Seele eben so freie als fromme Sohn des Lutherthums, hier der derbe, originelle, aber form- und maßlose Schüler der Jesuiten-Moral, der zum gemeinen Volkstone herabsteigt, ohne diesen zur Höhe der reinen christlichen Gesinnung zu erheben, da diese ihm selber in römische Windeln eingewickelt war.

jenes Wort ſchreiben ſolle? Wozu dienet die Sprache dem Menſchen, als daß er ſeinen Willen, ſeine Meinung einem andern offenbare, alſo daß er es verſtehen könne."

Wir rechnen es dem trefflichen Schupp als eine ſeiner größten geſchichtlichen Ehren an, daß er im Gegenſatze zu der Schulgelehrſamkeit der Zeit den Gebrauch und die Rechte der Mutterſprache ſo kräftig und einſichtsvoll (wenn auch mit Uebertreibung und Einſeitigkeit) vertrat*): „Es iſt — ſagt er im „teutſchen Lehrmeiſter" — die Weisheit an keine Sprach gebunden. Warumb ſollte ich in teutſcher Sprache nicht eben ſo wohl lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren ſolle, als in Lateiniſcher? Warum ſollte ich nicht eben ſo wohl in teutſcher Sprache lernen können, wie ich einem Kranken helfen könne, auff Teutſch, als auff Griechiſch oder Arabiſch? Die Frantzoſen und Italiener lehren und lernen alle Facultäten und freien Künſte in ihrer Mutterſprache. Es iſt mancher Cardinal, mancher großer Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kann. Als ich zu Leyden in Holland ſtudirte, kam einsmal auf die Kantzel in der Lutheriſchen Gemein ein Mann, welcher ein Färber geweſen war. Viel Baronen, Edelleut und andre Candidaten Juris trieben davon ein großes Geſpött, daß der Kerles ſich erkühne auf die Kantzel zu tretten, da er doch das Latein nicht verſtehe. Allein er verſtunde die heilige Schrift wohl, und

*) In Schupps Geiſt lagen überhaupt Anläufe zu einer völligen Umgeſtaltung (Reform oder Revolution) der deutſchen Bildungszuſtände, die dann erſt ein Jahrhundert ſpäter auf einer viel breiteren und ergiebigeren Grundlage unternommen wurde. Jene Gedanken, die damals England erſchütterten (1640—1660), finden (vielleicht ohne unmittelbaren Zuſammenhang damit) auch bei ihm Anklang: das Beſtreben nämlich, alles Menſchliche, alles geſchichtlich Gewordene, das politiſche und das wiſſenſchaftliche Leben durch die Ausſprüche der bibliſchen Offenbarung zu ordnen und zu beherrſchen; in der Schrift alſo nicht nur die Quelle alles religiöſen, ſondern auch alles weltlichen Wiſſens zu ſuchen. So in der Vorrede zum „Salomo oder Regentenſpiegel": „Ich hab geſagt, die ganze Philosophiam practicam könne man nicht beſſer lernen als aus der Bibel ... Es iſt Pedanterei, daß man auf Universitäten viel Disputirens macht aus dem Aristotele de virtutibus et vitiis. Man explicire der Jugend die zehen Gebote recht, und laſſe ſie fleißig in die Kirch gehen. Sollte Petrus und Paulus nicht beſſer gewußt haben, was Virtutes et Vitia [Tugenden und Laſter] ſeien als Ariſtoteles? Oder iſt Moſes deßwegen ein Narr oder ein höflicher Bauer geweſen, weil er des Ariſtotelis Ethik nicht geleſen hat?

Es iſt Pedanterei, daß man auf Univerſitäten große Disputationes politicas hält, und disputirt: an Monarchia sit praeferenda Aristocratiae? etc.... Glaubet mir, die Studenten auf Univerſitäten werden mit ihrem Ariſtoteliſchen Schulwitz die Welt nicht reformiren, und aus einer Monarchia eine Aristocratia oder aus einer Aristocratia eine Monarchia machen. Gott iſt in translatione dominiorum ein wunderbarer verborgener Gott."

ich bekenne, daß ich durch seine Predigt mehr seye erbauet worden, als durch zehn Postill-Reuter-Predigten. Wie manche Frau oder Jungfer ist in Frankreich, welche in ihrer Muttersprache von Philosophischen Wissenschaften, von allerhand Historien besser reden kann, als mancher Magister in Teutschland, welcher primum locum bei der promotion gehabt hat?" .....

„Wann ich wiederumb Professor Eloquentiae auf einer Universität werden sollte, so wollte ich das Lateinische Phrases-Werk zurück setzen, und wollte die Jugend üben in Teutscher Sprache, in Eloquentia sacrâ et profanâ. Ich wollte ein Exercitium Oratorium anordnen, wie hiebevor Lansius zu Tübingen im Ritter-Collegio gethan hat, und wolte darinn tractiren allerley Materien, die in Républica fürkommen; als wie etwa ein Legat reden könne, der einem Fürsten im Nahmen seines Herrn einen Krieg ankündigen sollte? Wie ein Feldmarschall seine Soldaten zum Streit animiren wolle? Mit was vor Reden er eine Rebellion so unter der Armee entstanden, wieder stillen solle? Ich wolte unterweilens ein Concilium Ecclésiasticum anstellen, da einer sollte Bischoff sein, der andere ein Ketzer, die übrigen Assessores und Judices, da sollte ein jeder sein Votum geben u. s. w."*)

Und doch war es einer so tüchtigen Natur, wie Schupp, noch nicht vergönnt, den Strom des verdorbenen Geschmacks in ein anderes Bett zu zwingen; wir sehen die sogenannte zweite schlesische Schule eines Hoffmannswaldau (1618—1669) und eines Lohenstein (1635—1683) gleichzeitig mit ihm und nach ihm blühen: diese gleich große Entartung des künstlerischen wie des sittlichen Sinnes.

---

*) Im gleichen Sinne heißt es in der Vorrede zum „Regentenspiegel": „Wann ich die verflossene Jahr wieder bekommen könnt' und sollt itzo anfangen zu studiren, so wollt ich Zeit und Unkosten viel besser anwenden... Ich wollt mit Gottes Hülf in kurzer Zeit thun, was ich hiebevor in vielen Jahren, nach angewendeter vieler Arbeit nit gethan hab."... „Wann ich die Politik lernen sollt, so wollt ich fleißig lesen die Sprüch Salomonis, die Bücher Samuelis, die Bücher der Könige und der Chronik. Ich wollte mit allem Fleiß betrachten alle Könige in Juda und in Israel, was sie für ein Regiment geführt haben, und was es für einen Ausgang mit ihnen gewonnen hab. Ich wollte genau Achtung geben, mit welches Jüdischen oder Israelitischen Königs Leben überein käme das Leben des Herrn und Potentaten, welchem ich diente, und daraus wollte ich ohngefähr prognosticiren" u. s. w.

Erſtes Buch.

(Klopſtock.)

Das Jugendalter der neuen deutſchen Bildung. — Die Neubelebung der religiöſen Ideen und der ethiſchen Ideale in der deutſchen Poeſie.

„Klopſtock... großer lieblicher Dichter... in deinen Geſängen biſt du ein Schwan worden, deſſen Stimme nur mit den letzten Tönen unſerer Sprache verklinget.“

(Herder.)

Erſter Abſchnitt.

Vorbereitungen der neuen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

In der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fieng die Befreiung von den Irrwegen der Hoffmann-Lohenſteiniſchen Unnatur mit der nüchternen, franzöſiſch-pedantiſchen Kritik der Gottſchediſchen oder ſächſiſchen Schule an, und ſetzte ſich unter den kritiſchen Kämpfen dieſer ſächſiſchen mit der ſchweizeriſchen Schule Bodmers und Breitingers fort (ſeit 1740), unter Kämpfen, deren Bedeutung zunächſt darin lag, daß die Leipziger Schule auf franzöſiſche Muſter, die Zürcher dagegen auf engliſche und volksmäßige hinwies. Das wichtigſte Ergebniß des Streites ſehen wir in der Anregung, den die eben aufkeimende neue Literatur durch dieſe Erörterungen erhielt*). Kritiſche Zwiſte ſpornten zur ſelbſtändigen Thä-

*) Man vergleiche Danzel's verdienſtvolle Arbeit: „Gottſched und ſeine Zeit." 1848, Leipzig. — „Gottſched's Streit mit den Schweizern, ſagt Danzel mit vollem Rechte, iſt die Geburtsſtätte der ganzen neueren deutſchen Literatur." — „Gottſched hat auf Correctheit, auf eine durchgängige Geſchultheit hingearbeitet... Wir verdanken ihm die ausdrückliche Feſtſtellung der deutſchen Schriftſprache.... Später hat er gegen alles wahrhaft Bedeutende und Große, das auf jener Grundlage erwuchs, ſyſtematiſch Oppoſition gemacht. Er hat die abſtracte oft falſche Regel auf das engherzigſte demjenigen gegenüber geltend gemacht, was über die bloße Regel hinaus war... Er iſt bei ſeiner Dichtungslehre von der Philoſophie ſeiner Zeit ausgegangen, die Alles auf mathematiſche Weiſe herzuleiten ſuchte." — Die Schweizer aber ahneten ſchon „die Autonomie des poetiſchen Genius, der dichteriſchen Anſchauung, als gleichberechtigt neben der logiſchen Verſtandes-Erkenntniß." Sie faſſen die Poeſie nicht wie Gottſched nur als eine poetiſche Schreibart, als blumen- und bilderreichen Styl, ſondern als eine geiſtige Schöpfung, als die künſtleriſche Anſchauung des Gemüthes und der Phantaſie der Menſchheit. — Ihnen verdankt alſo Deutſchland, ja Europa im achtzehnten Jahrhundert die Anbahnung eines tieferen Verſtändniſſes aller Poeſie. — M. vgl. auch Wilh. Wackernagel „die Verdienſte der Schweizer um die deutſche Literatur" Baſel 1833.

tigkeit, zum Wettkampfe mit der ausländiſchen Literatur mit Franzoſen und Engländern an.

War dieſe Anregung einmal gegeben, ſo kam es vor Allem darauf an, daß die aufſtrebende erneuernde Literatur nun auch einen Inhalt ſuche und finde, der ſie über den Bombaſt der ſchleſiſchen und über die Leerheit und Verwäſſerung der ſächſiſchen Schule erheben würde. Auch ſehen wir von der Zeit Gottſcheds und Bodmers an die Erneuerung unſerer Literatur auf drei Wegen ſich anbahnen: ſie ſuchte ihre Motive in den Tiefen des poſitiven Chriſtenthums oder in der Freiheit und Heiterkeit eines ſorgloſen Lebensgenuſſes oder endlich in der politiſchen Begeiſterung. Neben einander, faſt gleichzeitig entſpringen dieſe drei Richtungen in der mit Haller beginnenden und mit Klopſtock ſchließenden Vorbereitungs-Periode der neuen deutſchen Literatur. Die erſte von den drei Richtungen geht von Haller und Gellert aus, die zweite von Hagedorn und Gleim, die dritte von den Kriegsliedern des preußiſchen Patriotismus Gleims, Kleiſt's und Ramlers.

Dieſe dreifache Gliederung iſt keine zufällige; ſie ergiebt ſich für den denkenden Beobachter eben ſo ſehr aus dem geſchichtlichen Verlaufe der literariſchen Entwickelung als aus den tiefſten Geſetzen der inneren Menſchen-Natur; denn auch in der Erfahrung des einzelnen perſönlichen Bewußtſeins läßt ſich die entſprechende Erſcheinung nachweiſen. Auch der Einzelne, ſobald er aus dem Traumleben einer dumpfen oder tändelnden Nichtigkeit herausſtrebt, ſucht ſein ſichtbares vorübergehendes Daſein an ein Ewiges, Göttliches anzuknüpfen; an den Quellen des Lebens ſucht er den Aufſchluß über das Weſen und die Richtung der ihn umgebenden Fluthen, wie der Sternkundige am geſtirnten Himmel die Stellung erforſcht, welche unſer Erd-Planet im All einnimmt. Aber auf dieſer Höhe der Betrachtung behaupten ſich nur Wenige; Viele erheben ſich nie zu ihr, eben ſo Viele und noch Mehrere ſchwanken und wechſeln unentſchieden zwiſchen der heiligen Tiefe und der lachenden bunten Außenſeite des Lebens. Zu dieſer letzteren flüchtet am liebſten ein Gemüth, das den unabſehbaren Abgrund, der unter unſern Füßen liegt, wohl ahnt, aber ihn gern unter Blumen verdeckt, um ſo die kurze Stunde des Daſeins durch frohes Selbſtvergeſſen in Scherz und Genuß zu verſüßen; immer in der ſtillen oder lauten Vorausſetzung: daß in dieſem ſelbſterwählten Frohſinne, in der Poeſie des Weins, des Frühlings, der Liebe und Freundſchaft der einzige oder doch hauptſächliche Werth des Lebens liege. Mit jenem religiöſen Tiefſinne wie mit dieſer frei gewährenden Lebensluſt kann die dritte ſchon bezeichnete Richtung, die politiſche, zuſammengehen oder auch ſie verdrängen, je nachdem ſie entweder einer tiefen hingebenden Begeiſterung

entſpringt oder einer Aufwallung des nationalen Ehrgeizes oder auch einer Gereiztheit und Beeinträchtigung der ſinnlichen Intereſſen eines Volkes oder Standes.

Was wir hier als innere Geſchichte des individuellen Bewußtſeins darſtellen, wiederholt ſich in der vorherrſchenden Richtung ganzer geſchichtlicher Perioden, und muß daher auch in der poetiſchen Literatur, in dieſem klaren Spiegel der Seelenſtimmungen, der offenſten Geſtändniſſe eines Volkes ſeinen Ausdruck finden. In den vorbereitenden Anfängen der neuen deutſchen Literatur, von denen wir jetzt zu reden haben, giebt jene dreifache Strömung des poetiſchen Strebens ſich deutlich in den drei Gruppen zu erkennen, die wir nach ihren bedeutendſten Namen geordnet haben.

Voran ſtellen wir die Richtung, die in den Gedanken und Ueberzeugungen des kirchlichen Chriſtenthums den ernſten Gehalt für die Dichtung ſchöpft.

Erſtes Kapitel.

Die Literatur unter der Herrſchaft des religiöſen und moraliſchen Spiritualismus.

1. Haller.
(1708—1777.)

Albrecht von Haller müſſen wir zuerſt nennen, wenn wir nach den Männern fragen, die mit großem nachwirkenden Erfolge aus dem Marke einer ernſten, nach der Tiefe und dem Kerne der Dinge ſtrebenden religiöſen und ſittlichen Weltbetrachtung unſere poetiſche Literatur gehoben und erfriſcht haben *).

*) Neben Haller verdient auch C. F. Drollinger (1688—1742, geboren in Durlach, aber als Baden-Durlachſcher Hofrath meiſt in Baſel lebend) genannt zu werden. Profeſſor Spreng in Baſel erzählt von ihm in ſeiner Gedächtnißrede: S. XXI. „Anfänglich mochte er wohl mit den Hofmannswaldauen, Lohenſteinen und andern dergleichen Flittergeiſtern und unnatürlichen Dichtern einige Zeit verloren haben, weil man dazumal wegen der ſchier allgemeinen Herrſchaft des falſchen Geſchmacks nicht viel beſſeres Zeug zu leſen fand.“ Sein Freund Bernoulli habe ihn dann auf Beſſer und Canitz hingewieſen, bis er dieſe Vorgänger übertroffen habe. — Wir legen namentlich Nachdruck darauf, daß Drollinger die Vorbilder ſeiner erſten Dichtung ſogleich bei den größten Sängern Iſraels und Hellas', bei David und Pindar, ſuchte. — In ſeinen „geiſtlichen und moraliſchen Gedichten“ giebt er mehrere Pſalm-Nachahmungen, die zwar nicht durch poetiſche Kraft ſich auszeichnen, wohl aber durch Reinheit des Ausdrucks und durch Wahrheit des Gedankens und der Empfindung. Auch ſein Biograph (Spreng) bezeugt, daß Dr. auf dieſem religiöſen und moraliſchen Gebiete am meiſten ſich heimiſch fühlte: „Er las überhaupt wohl, am beſten aber zum Lobe der Gottheit... ſeine Salbung, ſeine Wallungen wurden unſer, und der Geiſt des Herrn, der ihm aus Mund und Augen redte, gerieth auf Alle, die ihn hörten .... Canaans und ſeines Herzens Sprache verſtellte er keineswegs mit der Sprache der Schulen und Sekten.“ Auch bei dem andern Geſchlechte ſei — nach Sprengs Verſicherung — erſt durch Drollinger ein beſſerer Geſchmack an poetiſchen Schriften herrſchend geworden; ſeine Gedichte habe man wetteifernd abgeſchrieben und dem Gedächtniſſe eingeprägt. — Die

Schon in der Vorrede zur erſten Auflage ſeiner Gedichte verſichert er: „gegen den geoffenbarten Glauben weder Zweifel noch Vorurtheil jemals gehabt zu haben;“ und zur vierten (1748) bemerkt er ausdrücklich: „daß er die engliſchen Dichter ſich bekannt gemacht, und von denſelben die Liebe zum Denken und den Vorzug der ſchweren Dichtkunſt angenommen habe. Die philoſophiſchen Dichter, deren Größe er bewundert, hätten bei ihm das geblähte und aufgedunſene Weſen des Lohenſteins, der auf Metaphern wie auf leichten Blaſen ſchwimme, bald verdrängt.“ In dieſen zwei Bemerkungen hat Haller ſeine beiden hervortretendſten Eigenſchaften ſchon genannt: ernſte poſitive Religioſität und Vorliebe für eine gedrängte durch Gedankenreichthum geſättigte Sprache.

In ſeinem berühmteſten Gedichte (1729) „die Alpen“ (von dem er ſelbſt ſagt, es ſei ihm am ſchwerſten geworden, ſo daß er die Nebenſtunden vieler Monate dazu habe anwenden müſſen) folgt er dem Zuge, der in jeder jugendlichen Bruſt wie in jeder ſich verjüngenden Literatur mächtig wird, dem Zuge nach Einfalt, Kraft, Urſprünglichkeit der Na-

---

neue Bildung gieng bei dieſen Männern Hand in Hand mit dem unvergänglich Alten chriſtlichen Glaubens und chriſtlicher Sitte (ohne Frömmelei oder Intoleranz), und eben darum erquickten ſie das geiſtige Leben ihrer Zeit wie ein Mairegen, der auf dürſtende Saaten fällt. —

Die Uebereinſtimmung des dichteriſch gehobenen Gefühls mit den Forderungen der chriſtlichen Offenbarung wird z. B. im „Lob der Gottheit“ S. 15 ausgeſprochen:

„Hochheiligs Buch! erhabne Lehren
Mein Herze ſtimmt euch kräftig bei.
Da läſſet ſich ein Zeugniß hören,
Daß euer Urſprung göttlich ſei.
Da fühl' ich unter Luſt und Zittern
Ein unaufhörlich reges Wittern
Und des Gewiſſens leiſe Stimm,
Die liſpelt mir im Sündenſchlafe
Von einem Lohn, von einer Strafe,
Von eines Richters Huld und Grimm.

Ja, Herr, du kannſt mich nimmer triegen.
Ich fühl' ein ewig Wohl und Weh.
O welch unendliches Vergnügen,
Wenn ich in deiner Gnade ſteh!
Ein holder Weſt, ein ſanftes Wehen,
Ein Hauch von jenen ſel'gen Höhen
Erfüllet mich mit Muth und Luſt.“ —

Damit vergleiche man noch die Gedichte: „Ueber die Unſterblichkeit der Seele“ — „Ueber die göttliche Fürſehung“ — „Auf die Religionsſpötter.“ — Außerdem ſehe man über ihn nach: Wilhelm Wackernagel: Ueber Drollinger und die Verdienſte der Schweizer um die deutſche Literatur. —

tur, im Gegenſatze gegen eine künſtliche und entnervte Geſellſchaft und Convenienz. Gleich im Eingange fragt er: was ein Fürſt vor einem Schäfer voraushabe? Er ermahnt ſein Volk der Alpen, der Einfalt treu zu bleiben; er preiſt das Glück der Sittenreinheit, der Armuth und der Freiheit ſeiner Aelpler:

„Hier herrſchet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, ſucht, und mehrers hält für Laſt,
Was Epiktet gethan und Seneka geſchrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben. —
Hier herrſcht kein Unterſchied, den ſchlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan und Laſter edel macht." —
— „Denn hier, wo die Natur allein Geſetze giebet,
Umſchließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig iſt wird ohne Scheu geliebet,
Verdienſt macht alles werth und Liebe macht es gleich." —
— „Die Liebe brennt hier frei, und fürcht kein Donnerwetter;
Man liebet für ſich ſelbſt und nicht für ſeine Väter." —
— „In ihren Adern fließt ein unverfälſcht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von ſiechen Vätern ſchleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret," u. ſ. w.

Ueberall, und oft in den derbſten Zügen, dieſe Entgegenſetzung einer verdorbenen Cultur und eines ungeſchwächten freien Naturſinnes! „Die mäßige Natur allein — ruft er aus — kann glücklich machen." —

Den Gegenſatz der Urſprünglichkeit und der Entartung, den er in den Sitten erblickt, trägt er auch auf das politiſche Gebiet über, wo ihm die Vergleichung des ſchlichten republikaniſchen Sinnes ſeiner Thäler mit der äußeren Beknechtung und innern Zügelloſigkeit des damaligen Despotismus, in Frankreich (1729!) namentlich und an all den Höfen, die ſich nach franzöſiſchem Muſter bildeten — Stoff genug für ſeine Anſicht bot. In den „Alpen" läßt er einen Greis die Jugend belehren:

— — „Wie die feige Welt in's Joch den Nacken ſtrecket,
Wie eitler Fürſten Pracht den Mark der Länder frißt;
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns Alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Wälſchlands Paradies nur nackte Bettler hegt." — —
— „Dort ſpielt ein wilder Fürſt mit ſeiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet ſich mit lauem Bürger-Blut;
Verleumdung, Haß und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeſchwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut." — —

So hatte er ſchon in der Zueignung an den Schultheißen Iſaak Steiger die Freiheit als die Lebensluft des geſunden geiſtigen Lebens geprieſen:

„Der Freiheit Sitz und Reich auf Erden
Kann nicht an Geiſt unfruchtbar werden,
Wer frei darf denken, denket wohl." —

Für Hallers politische Ueberzeugung sind neben seinen Gedichten noch drei politische Romane die ausführlichsten Quellen. Im „Usong“ (1771) wollte er — seiner eigenen Erklärung in der Vorrede zum Alfred 1773 zufolge — „einen Versuch machen, ob eine despotische Regierung nicht erträglicher werden könnte, wenn der Fürst ein solches Gleichgewicht in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung einführte, daß durch seine Diener Niemand leicht vergewältigt, und der Wahrheit zum Thron der Zugang offen gehalten werden könnte.“ Im Alfred wollte er die „gemäßigte Monarchie“, im Fabius und Cato die Republik beschreiben.

In den Vorschriften, welche Usong, der Kaiser der Perser, seinem Nachfolger giebt (Usong, Seite 369 ff.), faßt Haller die wichtigsten Maximen politischer Weisheit für eine monarchische Regierung zusammen: „Fürchte nichts so sehr als deine eigene Macht; sie ist unumschränkt ... Diese Macht ist nur alsdann ein Gut, wenn die Weisheit sie lenkt ... Schränke dich selber ein! theile deine Macht mit den Gesetzen, mit den Feierlichkeiten, mit der Staatsverfassung; behalte nur so viel als, das allgemeine Beste zu bewirken, erfordert wird! ... Beleuchte eine jede Forderung deines Willens, ehe sie zur That wird; verwirf sie, sobald du sie nicht deinem Volk bekennen darfst; sie ist deine Feindin. ... Aber daß dein Reich wohl verwaltet werde, so mußt du selbst herrschen; liebe also die Arbeit; sie ist die Mutter der Ehre, und die Ehre zeugt die Sicherheit ... Bezwinge dich, laß nicht den Unmuth dein Gesicht verstellen! ... Berathschlage dich alle Tage mit den Häuptern der Staatsverwaltung; eine der Säulen des Reichs würde sinken, sobald du eine der Abtheilungen verabsäumtest ... Hilf den Wissenschaften auch beim Volk auf; niemand ist aufrührerischer als Barbaren, und gesittete Völker lassen sich mit einer Schnur lenken, da bei jenen ein Gebiß nöthig ist ... Halt aufs genaueste Treu und Glauben; die Untreue kann zuweilen in einem Augenblick vortheilhaft sein, aber sie hinterläßt ein dauerhaftes Uebel. — Habe keinen Liebling! ... Verändere die Verfassung von Persien nicht, auch bei den scheinbarsten Gründen, ohne den Rath aller vier Abtheilungen, und auch diesen laß dir geschrieben geben! ... Ehre den Gottesdienst; bleibe bei dem Glauben deines Ahnherrn; aber dulde alle andern Glaubensverwandten ... Brauche die Geistlichen nicht zu weltlichen Geschäften; sie haben eine schwere Pflicht, die Ewigkeit ist ihr Geschäft; sie würden schlechte Geistliche werden und enge Begriffe in der Verwaltung des Staates beibehalten.“ —

In den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ (1729) macht Haller den Uebergang zum philosophisch religiösen Lehr-

gedicht. Er erzählt, daß es in Folge einer Herausforderung seiner Freunde in Basel, namentlich Stähelins, entstanden sei, deren Urtheil „die Engländer erhob und ihm das Unvermögen der deutschen Dichtkunst vorrückte;“ um sie zu widerlegen, suchte er in diesem „nach dem englischen Geschmacke eingerichteten Gedichte darzuthun,“ daß die deutsche Sprache keine Schuld trage an dem Mangel philosophischer Dichter. — Er berührt hier das schreiende Mißverhältniß zwischen der intellektuellen und der sittlichen Natur des Menschen, jenen immer wiederkehrenden in tausend Gestalten sich wiederholenden Widerspruch zwischen Wissen und Thun, zwischen dem betrachtenden und dem sogenannten „wirklichen“ d. h. thätigen Leben:

„Unselig Mittel-Ding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie.
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren?
Zu schwach sie zu verstehn, zu stolz sie zu entbehren,
Dein schwindelnder Verstand, zum Irren abgericht,
Sieht oft die Wahrheit ein und wählt sie dennoch nicht;
Du bleibest stets ein Kind, das meistens unrecht wählet,
Den Fehler bald erkennt, und gleich drauf wieder fehlet.“ — —
— — „Wohl angebrachte Müh! gelehrte Sterbliche!
Euch selbst mißkennet ihr, sonst Alles wißt ihr eh.
Ach, eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein, was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerei,
Was falsches Gut, was ächt, was Gott und jeder sei:
Das überlegt ihr nicht, ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, und sucht ein träumend Glücke.“ —

Als die zwei Abwege der an sich irre gewordenen Vernunft schildert er mit kräftiger Hand (obwohl, wie immer, mit großen Härten der Form und manchen unsern Geschmacke nicht zusagenden Bildern*)) zuerst den Aberglauben:

„Vor seinen Infuln muß der Fürsten-Stab sich legen,
Für ihn treibt man den Pflug, für ihn zieht man den Degen;
Betrug hat ihn erzeugt und Einfalt groß gemacht,
Die Priester nähren ihn, und haben ihn gepacht.
Wer diesen Glauben wählt, hat die Vernunft verschworen,
Dem Denken abgesagt, sein Eigenthum verloren;
Er glaubet was sein Fürst und glaubt's, weil der es glaubt,
Er kniet wann jener kniet und raubt wann jener raubt.“ — —
— — „Erschrecklich Ungeheu'r, sein Wüthen übersteigt,
Was je des Himmels Zorn zu unsrer Straf erzeugt;
Im innern Heiligthum, wohin kein Fremder schauet,
Ist sein verborgner Thron auf Wahn und Furcht gebauet;
Ihm stehn mit krummem Hals die schlaue Heuchelei,
Und mit verlarvtem Haupt Betrug sein Vater bei.“ — —

*) So z. B.:
„Ein Kind ist noch ein Kraut, das an der Stange klebt.“ — —

— — „Von dem bethörten Sinn läßt sich das Herz betrügen,
Liebt ein beglaubtes Nichts, und irret mit Vergnügen;
Ein angenommner Satz, den nichts als Glaube stützt,
Wird bald ein Theil von uns, und auch mit Blut beschützt." —

Ganz im Geiste eines Zeitalters, das vor Allem darnach ringen mußte, die Fesseln einer bigotten, oft heuchlerischen und lüderlichen Hierarchie wegzuwerfen und die Religion an die Stelle des religiösen Wahnes zu setzen, konnte Haller seinen jugendlich-ehrlichen Zorn gegen allen priesterlichen Fanatismus bis zu dem Ausrufe steigern:

„Wo Glaubens Zweitracht herrscht, stehn Brüder wider Brüder,
Das Reich zerstört sich selbst und frisset seine Glieder;
Für seines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrath;
Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?" —

Nun wendet er sich zum Gegenbilde, dem Unglauben, und zwar in der Gestalt, wie ihn der damalige französische Materialismus lehrte:

„In stiller Heimlichkeit, umzielt mit engen Schranken,
Herrscht eine zweite Lehr, und wohnt in den Gedanken,
Ihr folget, wer allein auf eigne Weisheit baut,
Die Klügern insgeheim und Thoren überlaut,
Der Fürst, dem Laster nutzt, den Gottes Furcht umschränket,
Der Freigeist, der sich lernt, und mehr als andre denket,
Der Weichling, dem ein Gott zu nah zur Strafe scheint,
Sind, aus verschied'nem Grund, doch wider Gott vereint." — —
— — „Bei ihnen ist kein Zweck, kein Wesens Ursprung mehr,
Und Alles hat das Sein vom blinden Ungefähr.
Hier wird die Seele selbst gemessen und gewogen,
Sie muß ein Uhrwerk sein, für gleich lang aufgezogen
Als ihr vereinter Leib, das, wann er würkt, versteht,
Denkt, weil er sich bewegt, und wann er stirbt, zergeht." —
— — „Bei ihnen zeugt die Furcht der Tugend edle Triebe,
Der Menschheit Feder ist allein die Eigenliebe." —

So kömmt Haller zu der niederschlagenden Folgerung, daß der verwirrenden Menschheit Glaube und Unglaube gleich oft zum Falle gedient; wenn jener zum dunkeln Wahn, dieser zu entfesselten Begierden führte:

„Du fehlst, sobald du glaubst, und fällst, sobald du wanderst,
Wir irren allesammt; nur jeder irret anderst." — —
— — „Der Pöbel ist nicht weis', und Weise sind nicht klug;
So weit die Welt sich streckt, herrscht Elend und Betrug." — —

Von dem Drucke dieser Beobachtung des gewöhnlichen Menschenloses sucht er sich durch Resignation, durch freiwillige Anerkennung der Schranken des menschlichen Geistes zu befreien. Auf die Lösung der schwersten metaphysischen Probleme, von Gott und Mensch und

Schöpfung*), wolle er, weil über unserm geistigen Vermögen liegend, verzichten; die Offenbarung in Natur und Schrift allein zeige uns den wahren Gott. Der Bau der Welt weise die Spur seiner Hände; überall im Reiche des Seins, im Kleinsten wie im Größten, dem Menschen, dem „Zusammenhang von eitel Meisterstücken" finde man „Gott gebildt und nichts als Wunder." Aber erst in der „Gnade habe der in Allem strahlende Gott sich deutlich abgemahlt;" wie der Mond zur Soune, so verhalte sich die Vernunft zu Gottes Offenbarung; wenn die Vernunft nicht bei Gott stille stehe, so warte ihrer das Loos des Icarus. —

In der „Falschheit menschlicher Tugenden" (1730) forscht er, wie oben nach dem Höheren über Aberglauben und Unglauben, so hier nach den Grenzen von Tugend und Laster, also beide Male nach den schwersten Fragen der Religionsphilosophie und Ethik:

„Wie gut und böses sich durch enge Schranken trennen,
Was wahre Tugend ist: wird nie der Pöbel kennen.
Kaum Weise sehn die March, die beide Reiche schließt,
Weil ihre Gränze schwimmt und in einander fließt." —

Die unzähligen falschen Scheinbilder der Tugend machen ihn indessen nicht irre**) an der Tugend, die „kein Wahlgesetz, das uns Weise lehren," die vielmehr das „Auge und der Ruf des Himmels" in uns sei und als „innerlich Gefühl," als „Rath der Seele" uns untrüglich leite; ein „innrer Zug, wie alles Gute, aus dem selbstständigen Gut, aus dem unendlichen Meere der Gnade stammend." — Haller verkennt also nicht den Einheits-Punkt höherer Sittlichkeit und Religion, die nur in sinkenden Perioden feindselig auseinandergehen. Ihm ist Tugend die siegende Gegenwart des göttlichen Lebens in uns, das als Gefühl uns beherrscht wie als That

---

*) „Wie Gott die Ewigkeit einst einsam durchgedacht,
Warum einst, und nicht eh, Er eine Welt gemacht;
Was unser Geist sonst war — — —
Dies soll ich nicht verstehn, und kein Geschöpfe fragen." —
Ebenso heißt es in der „Falschheit menschlicher Tugenden":
„In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wenn sie noch die äußre Schale weis't!
Du hast nach reifer Müh' und nach durchwachten Jahren
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts man weiß, erfahren." —

**) „Die Tugend. Sapphische Ode an Herrn Hofrath Drollinger" (1729) behandelt denselben Gegenstand:

„Freund, die Tugend ist kein leerer Name,
Aus dem Herzen keimt des Guten Same. — —
Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein, vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbst sie belohne."

sich entfaltet; es ist die Liebe, die aus dem Urquell der ewigen Liebe entsprungen:

„Das Herz folgt unbewußt der Würkung deiner Liebe;
Es meinet frei zu sein, und folget deinem Triebe. — —
— — Was von dir stammt ist ächt und wird vor dir bestehen,
Wenn falsche Tugend wird, wie Blei im Test, vergehen."

In dem Gedichte „Ueber den Ursprung des Uebels" (1734) versucht sich Haller nach dem Vorgange Leibnitzens in einer Theodicee: „Es können — bemerkt er in einer spätern Ausgabe — in der That noch bessre Ursachen für die Mängel der Welt gesagt werden. Aber ein Dichter ist kein Weltweiser; er malt und rührt; er erweiset nicht." — Auch hier bringt er jene Fragen, auf die wir bald bei der Religion bald bei der Philosophie eine Antwort suchen, jene Frage: wie unsere Qual sich mit Gottes Huld vertrage? — nur durch ehrfurchtsvolle Unterwerfung vor Gottes „verborgenen" Wegen zum Schweigen, also durch die Zuversicht seines Glaubens:

„Wann unser Geist, gestärkt, dereinst dein Licht verträgt
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt;
Wann du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden Alle dich, o Vater, recht verehren." —

Der Dichter schließt vom Kleinen auf das Große; die göttliche Huld, die sich im Kleinen (in der Schöpfung, in der Ernährung des Raben) groß zeige, werde im Großen (am Menschen) noch größer sein — also eine Beweisführung, die den Zweifel durch eine geistige That der siegenden christlichen Ueberzeugung überwindet; eine Beweisführung, die nur für den Religiösen Ueberzeugungskraft haben wird; aber diesem gerade thut es Noth, die inneren so leicht ermattenden Schwingen des gläubigen Bewußtseins durch diese Appellation an seine tiefste Voraussetzung wieder gehoben zu sehen. Für Andere sind alle Beweise der Art verlorene Mühe.

In den „verdorbenen Sitten" (1731) wie im „Mann der Welt" tritt Haller als republikanischer Censor auf mit jenem edeln Durste nach Vollkommenheit, der die Jugend jedes besseren Menschen durchglüht, mag auch der Greis mildernd darauf zurückblicken: „Junge Leute, die in Büchern die Welt kennen gelernt haben .... fallen leicht in den Fehler, daß Alles, was sie sehen, ihnen unvollkommen und tadelhaft vorkömmt.... Eine kleine Republik braucht keine Scipionen" u. s. w. —

Das Größte seiner Lebensweisheit enthält das berühmte Wort:

„Lern, daß nichts selig macht als die Gewissens-Ruh,
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du!"

So wie seine tiefste Erkenntniß des Christenthums in den wenigen Zeilen ausgesprochen ist:

„Zu schlecht ist was vergeht; du willst das Herz allein,
Und ewig, wie du selbst, muß auch dein Opfer sein!" —*)

2. Gellert.

(1715—1769)

Ueber Gellerts schriftstellerische Bedeutung wird sich ein sehr verschiedenes Urtheil herausstellen, je nachdem wir an seine Schriften den Maßstab unserer Zeit und Bildung oder denjenigen seiner Zeitgenossen anlegen. Sind sie uns, ihrem größeren Theile nach, so schwer genießbar geworden, daß in der Regel nur noch der Literarhistoriker sich entschließt sie ganz durchzulesen, so darf uns diese Thatsache doch nicht hindern, die außerordentliche Bedeutung anzuerkennen, die sie im vorigen Jahrhundert, beim ersten Erwachen unserer Literatur, für unsere Bildung hatten. Wer dies verkennen wollte, den könnte schon ein Wort von Göthe**) zurechtweisen, der Gellerts Schriften geradezu „das Fundament der deutschen sittlichen Cultur" nennt.

Um uns aber aus lebendigen Zeugnissen jener Zeit zu vergegenwärtigen, wie hoch Gellert in den Augen seiner Zeitgenossen stand, so erinnern wir nur an zwei hiefür bezeichnende Thatsachen: an seine berühmte Audienz bei Friedrich dem Großen und an seine Correspondenz mit dem Freiherrn von Widmann. — Es ist bekannt, wie gering Friedrich von der damaligen deutschen Literatur dachte; wenn er also auf Gellert aufmerksam wurde, so konnte dies nur die Folge eines ganz ungewöhnlichen Ansehens und Rufes des deutschen Schriftstellers sein.

Die Unterredung beider Männer (18. December 1760), des großen preußischen Feldherrn und Königs und des schlichten sächsischen Moralisten und Fabeldichters — wie sie uns von Augen- und Ohrenzeugen berichtet wird***) — ist für Art und Gesinnung beider Männer, für ihr Urtheil über die damalige Bildungsstufe der Nation so belehrend, sie giebt uns ein so anschauliches Lebensbild — daß wir sie als ein bedeutendes Denkmal unserer Bildungsgeschichte hier aufnehmen:

König. Ist Er der Professor Gellert?
Gellert. Ja, Ihro Majestät.

---

*) „Ueberschrift auf einen Kupferstich, in welchem Herr Herrliberger die verschiedenen Religionen vorstellt." — S. 236.

**) Dichtung und Wahrheit. I. 7.

***) Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig 1839. IX. Briefe. S. 12 ff. „Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Jan. 1761" und als Ergänzung Gellerts eigene Darstellung in einem Briefe an Rabener vom 29. Jan. 1761. — S. 9 ff.

K. Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

G. Von Haynichen bei Freiberg.

K. Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?

G. Ja, Ihro Majestät.

K. Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major.*) Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen.

K. Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen?

G. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original**).

K. Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

G. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

K. Nein, das kann ich nicht sagen.

G. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

K. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

G. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

K. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

G. Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

K. Hat's der Mann auch verstanden?

G. Die Welt glaubt's.

K. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

G. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

K. Da hat Er Recht.

G. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

K. Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt.

G. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. —

K. Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

G. Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — —

---

*) Der Major Quintus Icilius, der den Dichter zu der Audienz abgeholt hatte.

**) Gellert giebt diese Antwort im Briefe an Rabener: „Ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." Vorher hatte er auf die Frage, wo er so schreiben gelernt habe, geantwortet: „In der Schule der Natur." Werke IX. S. 10.

K. Iſt Er gar nicht aus Sachſen weggekommen?

G. Ich bin einmal in Berlin geweſen.

K. Er ſollte reiſen.

G. Ihro Majeſtät, dazu fehlen mir Geſundheit und Vermögen u. ſ. w. u. ſ. w.

K. Es ſind wohl itzt böſe Zeiten?

G. Ja wohl, und wenn Ihro Majeſtät Deutſchland den Frieden geben wollten — —

K. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es ſind ja drei wider mich.

G. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geſchichte.

K. Was meint Er? Welcher iſt ſchöner in der Epopoe, Homer oder Virgil?

G. Homer ſcheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original iſt.

K. Aber Virgil iſt viel polirter.

G. Wir ſind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von ſeiner Sprache und Sitten richtig genug ſollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

K. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten ſein.

G. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung ſelbſt nicht urtheilen kann.

Major. Er hat auch deutſche Briefe herausgegeben.

K. So? Hat Er denn auch wider den stylum curiae geſchrieben?

G. Ach ja, Ihro Majeſtät.

K. Aber warum wird das nicht anders? Es iſt was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verſtehe nichts davon.

G. Wenn es Ihro Majeſtät nicht ändern können, ſo kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

K. Kann Er keine von ſeinen Fabeln auswendig?

G. Ich zweifle. Mein Gedächtniß iſt mir ſehr untreu.

K. Beſinne Er ſich, ich will unterdeſſen herumgehen — — — Nun, hat Er eine?

G. Ja, Ihro Majeſtät, den Maler. „Ein kluger Maler in Athen u. ſ. w."

K. Und die Moral?

G. Gleich, Ihro Majeſtät. „Wenn deine Schrift u. ſ. w."

K. Das iſt recht ſchön. Er hat ſo etwas Coulantes in Seinen Verſen; das verſtehe ich Alles. Da hat mir aber Gottſched eine Ueberſetzung der Iphigenia vorgeleſen; ich habe das Franzöſiſche dabei gehabt, und kein Wort verſtanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietſch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

G. Ihro Majeſtät, den werfe ich auch weg.

K. Nun, wenn ich hier bleibe, ſo muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorleſen.

G. Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

K. Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched.“ Und den andern Tag bei der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans.“

Ein nicht geringeres Zeugniß für den Einfluß, den Gellert auf seine Zeit übte, ist in dem merkwürdigen Briefe des Freiherrn von Widmann an den Leipziger Professor (9. Febr. 1761) enthalten. Wenn ein österreichischer Freiherr, ein kaiserlicher Gesandter in Nürnberg den armen Pastors-Sohn aus Hainichen in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken ersucht: ihm seine Briefe zu corrigiren und ihn zu einem besseren deutschen Style Anleitung zu geben, nachdem er in Leipzig seine moralischen Vorlesungen gehört hatte: so ist dies für deutsche Cultur- und Sittengeschichte eben so bedeutsam als die Audienz des Fabeldichters bei Friedrich dem Großen, dem er zuerst von deutschem Schriftthum eine bessere Vorstellung giebt. Eben deshalb theilen wir auch aus diesem Briefe des Freiherrn die bezeichnendsten Stellen mit:*)

„Wohl Edelgebohrner,

Hoch und Vielgeehrter Herr Professor.

Nichts schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, alß von Euer Wohledelgebohrnen mit einem Schreiben beehrt zu werden; Stellen Sie sich also das Vergnügen, ia ich darff wohl noch hinzusetzen, ienen Hochmuth vor, so Dero beede werthe Schreiben vom 25. und 30. ꝛc. elapsi in mir erwecket haben; die Verantwortung des letztern mögen Euer Wohl Edelgebohrenen über sich nehmen, dann ich bin in dieser meiner Sünde so verstockt, daß ich noch ferners hin damit prangen, und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meine wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbewahren will. Euer ꝛc. sind allzugütig, daß Sie den Besuch, so ich Deroselben im Jahr 1759 in Dero moralischen Vorlesungen abgestattet habe, und meinen dabei gegebenen Beifall so hoch erheben wollen, beedes hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ia es kommet vielmehr mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir ienes haben erlauben wollen, ich meines Orts werde diesen vor mich so vergnüglichen Zeit-Punkt nie vergessen können, und habe seither vielmahl die Academische Jugend zu Leipzig

---

*) Sämmtl. Werke IX. S. 17.

um das Glück beneidet, die Vorleſungen eines Lehrers anhören zu können, deſſen angenehmer alß lehrreicher Vortrag ieden, ſo zu denken und den Werth der Tugend zu ſchätzen weiß, verleiten muß ſich die Schuliahre, welche man ſonſten nicht geſchwind genug überſteigen kann, wiederumben zurück zu wünſchen. Alle Staatsmänner ſolten ſich glücklich achten, wann ſie ienes thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staats Kunſt müſte noch um ſo viel edler werden, wann ſie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet würde, ia ſodann würde das pöbelhafte Vorurtheil daß iene nur in der Argliſtigkeit und nicht vielmehr in der Rechtſchaffenheit beſtehe, erſt recht beſieget werden."

Und dann ſetzt er in der Nachſchrift hinzu: „Bitte ich Euer ꝛc. durch alles was ich bitten kann, dieſes mein Schreiben nach den Inhalt und denen Sätzen Dero im Jahr 1756 bey Johann Wendler-in Leipzig gedruckten praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmack in Briefen, zu zergliedern, und auf das ſtrengſte zu beurtheilen, mir aber, beſonders über die hin und wider mit eingeſchlichenen austriacismos, Dero Urtheil aufrichtig und ohne allem Rückhalt zukommen zu laßen; Wann Euer ꝛc. mir dieſe meine inſtändige Bitte gewähren, ſo werde ich ſolches als eine ganz ausnehmende Probe Dero ſchätzbaren Freundſchaft Zeit Lebens mit Dank erkennen, und deſto mehr angefriſchet werden, ofters ſowohl zu meinem Vergnügen, alß zu meinem Unterricht an Sie zu ſchreiben. Solten Sie mir aber es verſagen, oder mich im geringſten ſchonen wollen, ſo würde es mir höchſt ſchmerzlich ſeyn, und von mir als ein ſtiller Verbott Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu beläſtigen, angeſehen werden; ie ſchärfer Euer ꝛc. Beurtheilung ausfallen wird, deſto ie größer ſoll meine Verbindlichkeit ſeyn, und nichts ſoll ihr gleich kommen können, als iene ſchon obbemelte ſo lebhaft als aufrichtige Geſinnungen, mit welchen ich Zeit Lebens ſeyn werde

Euer Wohl Edelgebohrn
dienſtſchuldigſt ergebenſter Diener
v. Widmann."

Wir wiſſen nicht, ob Gellert Unrecht hatte, wenn er dem würdigen Freiherrn (16. Febr. 1761) antwortete*): „Vielleicht hat ſelten ein großer Herr und wohl niemals ein Oeſterreichiſcher Miniſter ſo ſchön und richtig Deutſch geſchrieben als ich ſehe, daß es Ew. Excellenz ſchreiben. Dieſes ſage ich dreiſt und mit Gewiſſen"**). Das aber wiſſen wir, daß wir Urſache haben, mit Achtung an einen deutſchen Staatsmann des vorigen Jahrhunderts zu erinnern, der „den Wahn", die Arg-

*) Gellerts ſämmtl. Schriften. 1839. IX. S. 22.

**) Am 28. März 1761 ſchreibt er ihm wieder: „Dieſes ſeltene und große Beiſpiel macht der deutſchen Nation viel Ehre; ſollte es nicht auch die Nacheiferung anderer Miniſter erwecken können?"

list für die beste Politik zu halten, als ein „pöbelhaftes Vorurtheil“ bezeichnet, — an einen Staatsmann, der auf der Sittenlehre die Staatskunst begründen will.

Nach solchen Beispielen werden wir uns nicht mehr wundern, wenn wir lesen*), daß zuweilen mehr als vierhundert Zuhörer seinen Vorlesungen beiwohnten, daß man nahe und fern sich Hofmeister von ihm empfehlen ließ oder Briefwechsel mit ihm anknüpfen wollte**); daß der Prinz Heinrich von Preußen nach einer freundlichen Unterredung ihm das Pferd schenkte, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten, und daß der General Hülsen Gellerts Vaterstadt ausdrücklich „aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften“ mit Einquartirung fast ganz verschonte. Darum konnte Gellert bei einem ähnlichen Anlasse (als der Magistrat zu Haynichen ihn bat, sich beim Könige von Preußen für die Stadt zu verwenden) mit einem starken Selbstgefühle schreiben (1761): „Freilich verschonete Alexander der Große die Stadt Theben, weil sie der Geburtsort des Poeten Pindarus war. Und wenn ich gleich kein Pindarus bin: so habe ich doch geistliche Oden und Lieder geschrieben, die gewiß unendlich nützlicher sind als seine Heldenoden.“ Ein Bewußtsein von seiner Bedeutung verräth sich daher in manchen Aeußerungen; wenn er z. B. in einem Briefe an seine junge Freundin Caroline Lucius (2. Mai 1761) annimmt, daß seine Briefe vielleicht auf die Nachwelt kommen; oder wenn er, seine Bekanntschaft mit General Laudon in Carlsbad (1763) erzählend, von dem alten Krieger bemerkt: „anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm.“ Die Verehrung für ihn wuchs mit jedem Jahre, namentlich im letzten Jahrzehent seines Lebens in einer Weise, wie sie vielleicht in den Jahrbüchern der neuern Literatur nicht zum zweiten Male vorkömmt; bekannt ist, daß der Kurfürst von Sachsen dem kränklichen Lehrer Deutschlands aus seinem Stalle das sanfteste Leibpferd aussuchen und nach Leipzig führen ließ (1768), wovon Gellert selbst erzählt: es sei „mit seinem goldenen Zaume und seinem blausammetnen Sattel unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten in seinen Hof gebracht worden.“

Obige Züge werden hinreichen, um die Stellung zu bezeichnen, die Gellert in den Augen seiner Zeitgenossen einnahm; eine Stellung, die uns aus seinen Schriften allein nicht begreiflich wird, wenn wir uns

*) Gellerts Leben von Joh. Andr. Cramer 1774.

**) So wie er mehrmals Ehebündnisse, auf die Bitte seiner Freunde hin, zu stiften hatte. Man sehe z. B. Werke IX. 230. Brief.

nicht den innerlich noch ganz gebundenen nach Erweiterung und Befreiung schmachtenden Culturstand der Zeiten vor Gellert vergegenwärtigen. — In Gellert glaubte man den Mann gefunden zu haben, der den Trieb nach Bildung in der Literatur und im Leben, welcher in alle Kreise der Gesellschaft drang, zu befriedigen wisse, ohne die sittlichen und religiösen Güter der Nation zu gefährden; in ihm, dessen ernstes fleckenloses Leben wie mit einem Heiligenscheine umgeben war, glaubte man den überzeugendsten Beweis dafür zu erblicken, daß man sich der socialen und ästhetischen Barbarei entziehen könne, ohne deshalb nothwendig mit der bürgerlichen Moral und dem Christenthume zerfallen zu müssen. Die Aufklärung, welche die obern Stände in der damaligen französischen Cultur suchten, sah man so häufig mit Freigeisterei und Entsittlichung verbündet, daß es in Vieler Augen keine andere Wahl gab als zwischen der alten Roheit und Beschränktheit oder der neuen „glaubens- und sittengefährlichen Aufklärung." Darum eben war Gellerts Wirksamkeit so unberechenbar, weil sie zwischen jenen beiden Abwegen der Bildungslosigkeit und Ueberbildung einen dritten sichern Weg*) zu zeigen schien. Uns Nachgebornen, die hundert Jahre nach ihm leben, tritt in seinen Schriften vorzugsweise die ernste, erbauende, moralisirende Richtung, der redlich ermahnende, warnende fromme Sittenlehrer entgegen. Und doch war dies nur die *eine*, wenn auch wahrscheinlich die wichtigste Seite seines Einflusses; die andere nicht so hervortretende, aber vielfach nachweisbare Seite suchen wir in der ästhetischen und sittlichen Befreiung, deren *Anfänge* von ihm ausgiengen.

Ohne diesen Aufschluß bliebe es ganz unbegreiflich, wie auch die Jugend, soweit die deutsche Sprache reicht, sich so eifrig zu ihm hätte wenden können; wissen wir ja (noch aus mündlichen Berichten), daß Manche damals Jahre lang jeden Sparpfennig zusammenlegten, bis sie im Stande waren, die Gellert'schen Schriften zu kaufen; die Jugend, die überall das Neue, das Befreiende, Entwickelnde sucht, fand also auch bei ihm für diese Bedürfnisse Nahrung.

Am deutlichsten tragen die *Fabeln* und *Erzählungen* (1746—1748) jenen Charakter einer geistig freieren Bewegung an sich, wie sie denn auch lange Zeit ein Lieblingsbuch des deutschen Publikums blieben. Schon die verständliche, vom Ausländischen gereinigte, leichte Sprache, jenes „*Coulante*" seines Ausdruckes, wie Friedrich II. es nannte, mußte

*) Vgl. die ansprechende mit Liebe in Gellerts Eigenthümlichkeit eingehende Charakteristik desselben bei *Hagenbach* „Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. I. S. 336 ff. Leipzig 1842."

damals für deutsche Ohren etwas Hinreißendes haben*); nun vollends der Inhalt! diese gutmüthige wohlwollende Ironie, die denn doch der bisherigen schwerfälligen Bürgerlichkeit die Zunge löste, um die Schwächen der verschiedenen Stände, der beiden Geschlechter, des Menschen überhaupt scherzend zu besprechen. Unvermerkt sah man sich unter der Leitung des ehrbarsten wohlmeinendsten Vorgängers auf dem Wege, dessen Ziel die Befreiung des subjektiven Urtheils über die innern und äußern Zustände der Gesellschaft sein sollte. Gewiß, nichts kann im Grunde unschuldiger sein als diese mit der Vorliebe des gutmüthigen neckenden Hagestolzen wiederholten Sticheleien auf die Eitelkeit, die Wandelbarkeit und die angeborne List des andern Geschlechtes, zumal da wir aus seinem Selbstgeständnisse in einem Briefe an die Lucius (1761) wissen: „daß er oft geneigt war mit dem Engländer Doddridge zu glauben, daß das andere Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechtes sei." Immerhin war dies ein erster Schritt, so bedächtig und gravitätisch er sein mochte, es war doch ein Schritt zur Ermuthigung des geistigen Gerichtes über die Thorheiten und den Schein gegebener Zustände und herrschender Ansichten.

„Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist."

Das heißt in unsern Tagen gewiß eine sehr bescheidene Kritik, und doch ist es Kritik. Derselbe Sinn als Wunsch nach größerer Unabhängigkeit verräth sich da, wo Amt und Ehrenzeichen nur „eine desto tiefere Sklaverei" (in der Fabel vom „Füllen") heißen; oder wenn im „jungen Drescher" gefragt wird:

„Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug!"

Ebenso macht sich die Fabel „die Bienen" über den „Streit bürgerlicher Eitelkeit" zwischen Edel und Unedel lustig und thut am Ende den Ausspruch: die besten Bienen seien nur die, „welche dem Staate am treusten dienen."

Nach der religiösen Seite hin ist Gellerts Witz am liebsten thätig, um die abgestandenen und heuchlerischen Richtungen anzugreifen, dem todten Formen- und Wortkram den Ernst und die Redlichkeit der Gesinnung entgegenzustellen. In der Fabel „der Kranke" hören wir das Urtheil der pharisäischen Scheinfrömmigkeit aus dem Munde des Kü-

*) „Meine Kunst im Erzählen — sagt Gellert in Bezug auf seine Fabeln — war Glück, Natur, und wenn ich das stolze Wort gebrauchen darf: eine gewisse Begeisterung."

ſters, der von einem frommen Biedermann nichts Schrecklicheres zu ſagen weiß als: weil er Ketzereien geglaubt, habe man ihm kaum ein ehrliches Grab geſtattet; auch habe dieſer „Neuling und Böſewicht Comödien und Verſe geſchrieben.“ In „der Reiſe“ wird das thatloſe Wortchriſtenthum der Meiſten mit einer Reiſe verglichen, die man immer nur auf der Karte, ſtatt, wie das Geſetz es verlange: in Wirklichkeit mache. — Etwas Schlagendes, Zündendes, geiſtig Weckendes haben ſeine Gedanken nie; im Gegentheil, die meiſten ſcheinen vom geſunden Menſchenverſtande nur oben ab geſchöpft; zuweilen liegt indeſſen ſeinen anſpruchsloſeſten Zeichnungen eine treffende Menſchenbeobachtung zum Grunde, wenn er z. B. einen Freigeiſt beſchreibt, der ſein Leben hindurch mit Uebermuth ſein materialiſtiſches Syſtem geltend macht und auf dem Krankenbette in Todesangſt ſich von ſeiner Magd bekehren läßt.

Wie gering damals, als er die Fabeln ſchrieb, ſeine Anſprüche an Poeſie noch waren, beweiſt eine Stelle in der „Spinne“: die Kunſt, die der Welt nicht nütze, ſei lächerlich; und in der „Biene und Henne“: die Poeſie lehre und unterrichte zwar nie, aber ſie nütze doch dazu, dem, der nicht viel Verſtand beſitze, die Wahrheit durch ein Bild zu ſagen.

Auch in dem Romane „Leben der ſchwediſchen Gräfin von G.“ (von 1747 und 48) laſſen ſich viele Züge auffinden, die jener halb bewußten, halb unbewußten Richtung nach einer mildern, freiſinnigern, naturgemäßeren Lebensanſicht entſprechen. Der religiöſe Reformationsgeiſt, der alten Schul-Orthodoxie gegenüber, ſpricht ſchon aus den Worten, mit welchen die Gräfin den Religionsunterricht, den ſie in der Jugend erhalten, rühmt: „Er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugenden... Er hatte die Geſchicklichkeit, mir alle dieſe Wahrheiten nicht ſowohl in das Gedächtniß als in den Verſtand zu prägen ...Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn ſie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unſern Verſtand eben ſo vortrefflich aufklären kann als ſie unſer Herz verbeſſert... Ich durfte meinem Vetter nichts auf ſein Wort glauben, ja er befahl mir: in Dingen, die noch über meinen Verſtand waren, ſo lange zu zweifeln, bis ich mehr Einſicht bekommen würde.“ Mit Einem Worte: alle die Forderungen, mit denen der theologiſche Rationalismus ſpäter auf ſeinem erſten ſchüchternen Stadium anfieng, die Forderungen, die nachher die philanthropiſche Erziehungskunſt mit großen Buchſtaben auf ihr Panier ſchrieb — ſie werden ganz ohne Arg als geiſtiges Bedürfniß von dem ſonſt gar nicht neuerungsſüchtigen frommen Gellert empfohlen und vertheidigt.

Mit demſelben Freimuth läßt Gellert ſeine Gräfin über die Unter-

schiede der Geburt und des Standes hinwegsehen: „Wie gering ist dieser Vorzug (adelich geboren zu sein), wenn man ihn vernünftig betrachtet“ ... „Sie haben die Verdienste — schreibt die Gräfin dem Bürgerlichen, den sie heirathet — was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern.“ Von Herrn R . . wird gerühmt, sein Verlangen sei gewesen: alle Menschen vernünftig und alle Vernünftige glücklich zu sehen. Daher habe er die großen Gesellschaften nicht leiden können, weil er so viel Zwang, so viel unnatürliche Höflichkeiten und so viel Verhinderungen, frei und vernünftig zu handeln, darin angetroffen. Nach seiner Meinung thäten Schmeichler der Wahrheit mehr Schaden als alle Ketzer und Freigeister. Täglich habe er sich um die Ausbildung seines Bedienten bekümmert, weil er behauptete: wer sich schäme, einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er gering sei, der verdiene nicht ein Mensch zu sein.

Der moralische Sinn hat in Gellert den Einfluß erfahren, den die Poesie immer übt als Erweichung oder Beschränkung des allgemeinen positiven oder conventionellen Gesetzes; die verlassene Caroline, die sich in der Aussicht auf die Ehe mit dem Grafen schon ganz hingegeben, schreibt ihm nach der Trennung: „Ich bin die Ihrige unter der Bedingung gewesen, daß Sie mich einst öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen also bei aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert.“ Hier wird also schon zwischen der sogenannten „bürgerlichen“ gesetzlichen Tugend und einer innern unterschieden, die nur durch unsere Beweggründe bedingt wird.

Ebenso wird in Liebe und Ehe die wahre poetische und sittliche Ansicht gegen den überschwenglichen Platonismus wie gegen eine unwürdig sinnliche Auffassung vertheidigt: „Ich habe — erzählt die Gräfin*) — bei allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut als die Seele zu unserer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weiß gar nicht was er redet. Die sinnliche Liebe, die blos auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinnste hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zur That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.“

*) Werke IV. S. 225.

FREE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Es sind Vorboten der neuen Denkart, der größeren Duldung in religiösen und socialen Dingen, wenn ein sibirischer Jude als einer der edelsten, großmüthigsten Menschen geschildert und dann bemerkt wird: „Vielleicht würden Viele von diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten, und sie nicht oft durch unsere Aufführung nöthigten unsere Religion zu hassen." Auch die mit sichtbarem Wohlgefallen ausgeführte Charakteristik des alten Engländers Steeley gehört hierher, der am Hochzeitfeste des Sohnes „bis um eilf Uhr tanzte" und dann ausrief: „Ist doch das Tanzen keine Sünde; wenn ich nun auch diese Nacht stürbe, so würde mir meine Freude doch nichts schaden." Sein Leibspruch war: „man kann fromm und auch vergnügt sein." „Ich habe meine Pflicht in Acht genommen ... Ich bin gegen die Nothleidenden gütig gewesen, und Gott wird es auch gegen mich sein. Die Welt hier ist schön; aber jene wird noch besser sein." *) Hier ist Gellerts Auffassung nur noch durch eine Linie von der nach ihm herrschend gewordenen Moral getrennt, welche die Seligkeit des Menschen von seiner bürgerlichen Rechtschaffenheit und seinem guten Herzen abhängen läßt und den Pauliniſch-Augustiniſchen Gegensatz von Sünde und Gnade fast verwischt.

Als ganz mißlungen müssen wir die Art bezeichnen, wie Gellert in seinem Romane unter den furchtbarsten sittlichen Conflikten, die er unnatürlich anhäuft, die gleichmüthigste Ergebung lehren will. Wohl giebt es nichts Größeres und Heiligeres als den Sieg göttlich-stiller Ergebung in ein ungeheures Schicksal; aber dieser Sieg muß, wenn er uns erheben soll, durch die gewaltigsten Kämpfe gegangen sein. — Daher kann man bei Gellert nur mit Widerwillen, fast mit sittlichem Ekel lesen, wie der erste Gemahl der Gräfin, den sie todt geglaubt, nach seiner Rückkehr mit ihrem zweiten Manne sich unter den süßesten Redensarten und Scherzen abfindet: „Seht zu eurer Strafe — sagt er zu dem zweiten Gemahl — eure vorige Gemahlin in meinen Armen ... Sie hat euch gelieht, und ihr habt es verdient; und wenn ich sterbe, so liebt sie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, sondern nur das Unglück vorzuwerfen."

Die Lustspiele (1745—47) vertreten, nur in anderer Form, dieselben Gedanken und Bestrebungen wie die Fabeln, so die zärtlichen Schwestern, die Betschwester, das Loos in der Lotterie, die kranke Frau u. a., Stücke, die ohne Ausnahme nur wie dramatisirte moralische Abhandlungen

*) Werke IV. S. 333. 334.

auf uns wirken, während ſie durch Sprache und Geſinnung in ihrer Zeit dennoch einen großen Fortſchritt bezeichneten. — Staunen wird man aber, wenn man lieſt, daß ſelbſt ein Gellert ſeine Anſichten gegen den Vorwurf vertheidigen mußte: „der gemeine Mann, der die „Betſchweſter“ leſe, werde nicht wiſſen, ob man die Betſchweſter oder den König David lächerlich machen wollte!“ Ein Wink, wie wenig auch der Harmloſeſte vor den Verdächtigungen der Bosheit und des Stumpfſinnes ſicher iſt!

Bisher iſt von Gellerts Leiſtungen in den Fabeln und Erzählungen, im Schauſpiele und Roman die Rede geweſen, alſo von ſeinem Einfluſſe auf die äſthetiſche und geſellige Bildung der Nation. Indeſſen denkt jeder bei Gellerts Namen noch an eine andere ungleich größere Seite ſeiner Wirkſamkeit, die von ſeinen „geiſtlichen Oden und Liedern“ (1757) ausgieng, und die ihn ſeit neun Decennien zum Religionslehrer ſeines Volkes machte.

Eben dieſer letztere Umſtand, daß ſeine Lieder ſo lange ſchon zum Gemeingute deutſcher Proteſtanten geworden, daß an ſie die religiöſe Erziehung unſerer früheſten Jugend ſich lehnte, daß ſie alſo einem jeden von uns lange Zeit das Heilige vermitteln halfen — dies nöthigt uns, wenn wir das geiſtige und geiſtliche Eigenthum unſeres Volkes und unſerer eigenen Entwicklung ehren, nicht ausſchließlich den äſthetiſchen Maßſtab daran zu legen. Für den culturgeſchichtlichen Standpunkt haben dieſe Lieder einen hohen Werth; ſeit der Blüthezeit des alten wahren Kirchenliedes im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert hat die geiſtliche Dichtung nie wieder ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, ſo allgemeine und bleibende Verbreitung in Deutſchland gefunden wie das Gellert'ſche Lied.

Vergleichen wir Gellert mit dem alten Kirchenliede eines Luther und Paul Gerhard, ſo tritt er allerdings in Schatten; wer für die Fülle, die Tiefe und die Macht urſprünglicher religiöſer Dichtung ein Ohr hat, der wird ſich kaum eines Fröſtelns erwehren, wenn er von jenen älteren Dichtern ſich unmittelbar zu Gellert wendet. Dort quillt das urſprünglichſte Leben des dichteriſchen Gemüthes, das von den chriſtlichen Ideen und Thatſachen erfüllt und durchdrungen iſt wie von der Luft, die man ein- und ausathmet, ohne ſich jedesmal davon Rechenſchaft zu geben. Hier dagegen (bei Gellert) iſt alle religiöſe Empfindung erſt aus der moraliſchen Reflexion geboren; Reflexionen, Ueberreden, Entſchließen bildet die kühle Fluth, durch welche der religiöſe Gedanke ſich meiſt erſt durcharbeiten und daher auch gehörig abklären und vernüchtern muß. Nichts zeigt ſchlagender den außerordentlichen Unterſchied zwiſchen urſprünglicher Poeſie des Gemüthes und zwiſchen Schuldichtung in ihrer beſten und redlichſten

Erscheinung als eine Zusammenstellung der besten älteren Kirchenlieder mit den Gellert'schen. Aber Gellert schrieb und dichtete für seine Zeit, für jene eben erst aus Barbarei und Ausländerei zu einer bescheidenen mittleren Cultur aufstrebenden Geschlechter, für jene ehrenfeste, aber in ihrem Gesichtskreise höchst beschränkte Bürgerlichkeit, die von guter Moral und Aufklärung des Verstandes das Heil erwartete und beide Forderungen bei dem Lehrer an der Pleiße befriedigt fand. Gellert rühmt daher in der Vorrede (1757) die Sprache der Poesie als vorzüglich geschickt: „*den Verstand auf eine angenehme Weise zu beschäftigen*, um dem Gedächtnisse die Arbeit zu erleichtern." Sein Ziel sei: „den Geschmack an der Religion zu vermehren und Herzen in fromme Empfindungen zu setzen." Er deutet an, daß er den veränderten Geschmack der Zeit, „wenigstens des gesittetern Theiles unserer Nation", der sich an der Form der ältern Kirchenlieder, an der „rohen und unbearbeiteten Sprache unserer Väter" oft stoße, mit der geistlichen Dichtung versöhnen wolle. Er wolle sich nicht irre machen lassen weder durch die Geringschätzung, „mit der die Welt auf ein geistliches Lied herabsehe", noch durch den Vorwurf der Spötter, „ein kleiner und einfältiger Geist, ein Abergläubischer und Milzsüchtiger" zu heißen.

Gerade von der Furcht vor diesem Vorwurfe hätte Gellert freier sein müssen, wenn seine Lieder mit der unwiderstehlichen Macht des zweifellosen, zuversichtlichen dichterischen Genius uns ergreifen sollten. Dann würde uns nicht so oft mitten in seinem Anlaufe zur religiösen Erhebung wieder das Bestreben stören: seine Ueberzeugung auch vor den Zweiflern und Spöttern zu rechtfertigen; darum fragt er im Passionsliede: die göttliche Güte übersteige zwar die menschlichen Gedanken, aber

— — „Sollt' ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Mensch; darf der sich unterwinden
Gott zu ergründen?"

Und noch in demselben Liede:

„Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden,
So sei's doch mir, trotz alles frechen Spottes,
Die Weisheit Gottes."

Ebenso ruft er sich in dem „Trost der Erlösung" wieder zu:

„Nein, diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben;
Ich *fühle* seine Göttlichkeit,
Und halte fest am Glauben."

Wer uns so oft daran erinnert, daß er sich durch die Gegner nicht verführen lasse, der verräth im Grunde doch, daß diese Gegner ihn innerlich beunruhigen, daß er sich ihrer immer von neuem erwehren müsse. —

Und wirklich führt eine genauere Bekanntschaft mit Gellert leicht zu der Annahme, er habe sich in jener ängstlichen mittlern Stellung des religiösen Reflektirens befunden, wo das Gemüth die sichere heitere Zuversicht des unmittelbaren Besitzes der Wahrheit verloren hat, ohne daß der Geist den Muth findet, sich vorläufig von der bisherigen geistigen Autorität zu trennen und auf freie Hand hin, auf dem Wege des forschenden Gedankens, die verlorene Gewißheit wieder zu suchen, um der Grenzen des wissenschaftlichen und religiösen Wissens inne zu werden. Wo keins von beiden geschieht, wo die sittliche Gemüthskraft nicht so übermächtig waltet, um die Bedenken des reflektirenden Verstandes niederzuhalten; wo auch die geistige Begabung nicht tief genug angelegt ist, um den Zweifel an den ewigen Ideen der Religion und den Thatsachen des Christenthums durch einen freien Gang in das Innere der philosophischen Forschung zur Klarheit und zur Auflösung zu führen — da entsteht ein Mittelzustand, der in fortwährender innerer Unruhe zwischen Gefühlsglauben und Verstandesschlüssen schwankt und nur durch moralische Strenge gegen sich selber vor völliger Haltungslosigkeit bewahrt wird. — Etwas Aehnliches scheint in Gellert gearbeitet zu haben, vielleicht ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wußte. Sein Ausgangspunkt war eigentlich die religiöse Empfindung, die mit den zartesten Nerven seines sittlichen Gefühls auf das engste verflochten war; am bestimmtesten spricht dies die Stelle im „Trost der Erlösung" aus: den hohen Rath des Opfers Jesu könne sein Geist nicht ergründen;

„Allein das Göttliche der That,
Das kann mein Herz empfinden."

Aber auf diesem Standpunkte konnte sich Gellert nicht immer ganz zufrieden geben; in seiner nüchternen Natur, in seiner Gottschedischen Bildung lag auch ein überwiegender Zug zum begrifflichen Demonstriren, zur „allgemeinen Deutlichkeit, die den Verstand nährt"; und eben aus dieser Neigung ist der schulmäßige, lehrhafte undichterische Ton so vieler seiner Lieder zu erklären. Was unterscheidet z. B. Stellen wie die folgenden von der Prosa, außer Reim und Rhythmus:

„Herr, lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes sich erkühne,
Und nicht auf sie vermessen sei."

Oder:

„Wahr ist's, Verleumdung dulden müssen,
Ist eine schwere Pflicht."

Oder:

„Gott ist der Herr der Welt; auf seine Hülfe bauen,
Ist meine Pflicht. Doch wann gehorch' ich ihr?"

Und endlich jenes, auch in der Form so verunglückte:

„Lebe, wie du, wann du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben."

Es wäre indessen ungerecht, zu übersehen, daß manche seiner Lieder einen viel frischeren und innigeren Ton treffen und mehrmals zur wahren Poesie sich erheben; Dichtungen wie „Gott ist mein Lied" — „Dies ist der Tag, den Gott gemacht" — „Was ist's, daß ich mich quäle" — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" u. a. gehören ganz oder stückweise zu jener echten ursprünglichen Poesie, die mit Recht in unsern Kirchen und Häusern sich mit jedem Geschlechte erneut, die nie altert.

Nicht minder müssen wir das praktische sittliche Moment hervorheben, das in Gellerts Liedern so überwiegend sich geltend macht, und das offenbar aus dem Streben entsprang, einen trägen Buchstabenglauben, ein heuchlerisches Wortchristenthum zur ernsten Gesinnung und That anzutreiben:

„Ein täglich thätig Christenthum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm."

Darum dieses Dringen auf „ein Herz, das Gutes liebt, auf ein ruhiges Gewissen"; darum die Warnung: „ein Seufzer in der letzten Noth" sei nicht genug zur Seligkeit, sondern „ein gläubig Herz, von Lieb' erfüllt."

So entschieden und wiederholt dringt bei Gellert diese Richtung auf die ethische Verwirklichung der Religion überall durch, daß er dem Vorwurfe nicht entgieng*): als lasse er den dogmatischen Inhalt oft unter der moralisirenden Deutung zu kurz kommen und neige zu einer werkheiligen (pelagianischen) Richtung hin, wenn es z. B. heiße:

„Ein reines Herz, gleich deinem edlen Herzen,
Dies ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen,
Und Gott giebt uns die Kraft: in deinem Namen
Dich nachzuahmen."

Allein Gellerts Bedeutung lag ja eben theilweise darin, daß er aus einer unrettbaren, mumienhaften Orthodoxie wieder in den erneuernden Strom einer ethischen Bethätigung hinstrebte, daß er also jene große geistige Bewegung mit einleiten half, in welcher alle religiöse Wahrheit nicht mehr als überlieferte Autorität schon an und für sich Geltung fand, wenn

*) Auch Katholiken wurden an seiner lutherischen Rechtgläubigkeit irre; ein böhmischer Pater schrieb ihm, in Rücksicht auf das Lied „vom thätigen Glauben": „Sind Sie denn ein Lutheraner? Beinahe glaubte ich es nicht, wenn Sie nicht in Dero Vorrede des Herrn D. Luthers erwähnt hätten!" und ermahnte ihn zum Uebertritt in die römische Kirche. Worauf ihm G. antwortet (1762): „daß der Inhalt dieses Liedes die einmüthige Lehre unserer Kirche sei."

sie sich nicht zugleich als eine unüberwindliche Macht des Geistes und des sittlichen Lebens bewährte. —

Welchen Eindruck seine Lieder auf viele Zeitgenossen machten: dafür sehen wir einen Brief Rabeners (25. März 1757) als ein gültiges Zeugniß an, das durch die außerordentliche Verbreitung derselben bald die beste Bestätigung erhielt:

„Liebenswürdig — schreibt er — sind Sie mir allezeit gewesen; aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. . . Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt sein, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommenes erwartet, sobald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsere heilige Religion sein! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn derjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eiteln Belustigung gut sei. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion liebgewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird . . . . . *) Was werden Ihre Schriften erst bei denenjenigen würken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen." —

In gleichem Sinne schrieb ihm der Dichter Cronegk in Anspach (21. April 1757): „Deutschland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht auch nach ganzen Jahrhunderten einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller verehrte . . . Zu wie vielen wahren redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben!" —

*) Wie sehr damals die Religion zu ihrem Schutze einer solchen „reizenden Kleidung" in manchen Kreisen der obern Stände bedurfte: beweist am schlagendsten eine Stelle aus einem spätern Briefe Rabeners an Gellert (4. Mai 1757), wo ein „Informator" verlangt wird, der ein Theologe sein müsse, „denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. Halten Sie dieses so viel möglich geheim; es möchte dem Vater an seinem Glücke und an seinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofmann und von Geschlecht ein V.. ist. Freuen Sie sich nicht, daß neben dem Latein auch die reine Muttersprache gelehrt werden soll?" —

Was die Lieder dem größeren leſenden Publikum waren, das waren die moraliſchen Vorleſungen, die erſt ein Jahr nach Gellerts Tode herauskamen, für die ſtudirende Jugend und durch dieſe wieder für alle ernſteren Kreiſe der Geſellſchaft durch ganz Deutſchland. —

Er geſteht ſelbſt, nie ſei es ſeine Abſicht geweſen, „ein vollſtändiges Syſtem der Moral zu entwerfen;“ wer daher die Strenge eines wiſſenſchaftlich durchgeführten Princips, oder irgend eine ſchöpferiſch die Geiſter anregende, neue Geſichtspunkte oder geiſtige Aufſchlüſſe gewährende Lebens-Anſchauung erwartet, der ſucht hier vergebens. Vielleicht mochte dieſer Mangel auch einen Theil der Schuld daran tragen, daß — nach Göthe's Verſicherung*) — der Eindruck dieſer Vorleſungen auf lebhaftere jüngere Geiſter nur ein vorübergehender war; obgleich wir ſolchen Beobachtungen über geiſtige Wirkungen nur eine ſehr bedingte Gültigkeit zugeſtehen; denn wer will in hunderten von Seelen leſen und darin dem Einfluſſe einer lebendigen Rede nachrechnen? Der Same, der in Göthe nicht zu haften ſchien, gieng vielleicht in vielen andern als Frucht für das ganze Leben auf; allem wahrhaft Sittlichen, wo es aus lauterer Seele ſtammt, wohnt eine unvergängliche Wirkung bei. — Dennoch müſſen wir auf unſere Bemerkung zurückkommen, daß dieſen Reden, ſo ehrwürdig ſie auch ſind, doch aller Segen eines produktiven Geiſtes fehlt, alle die Gewalt einer überlegenen, das Widerſtrebende ſich geiſtig unterwerfenden Weltanſchauung. Gerade dieſe Abweſenheit alles genialen oder produktiven Inhaltes mochten die Gegner meinen, wenn ſie von „entnervender Manier“ ſprachen; alles Moraliſche, ſolange es einen blos geſetzlichen einſchränkenden Charakter hat, erſcheint jugendlich kräftigen und heftig ſinnlichen Naturen nur als Schwäche. Auch läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß der Gellertſchen Sinnesweiſe hie und da in ihrer Aeußerung (nicht in ihrem tieferen Ernſte) etwas weinerlich Schwächliches anhaftet; nichts Heroiſches, Ueberwältigendes, nichts was eine kräftige geiſtreiche Jugend hätte feſſeln oder begeiſtern können; nichts von jenem herzergreifenden Schwunge eines Luther's, der zwar heute die erſchütterndſten, Mark und Bein durchforſchenden Seelenkämpfe durchleben konnte und des andern Tages mit ſeinem Philippus heitern Muthes Wittenbergiſch Bier trank voll Zuverſicht

*) „Das philoſophiſche Auditorium war in ſolchen Stunden gedrängt voll, und die ſchöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edeln Mannes an unſerm Wohl, ſeine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um ſo weniger als ſich doch manche Spötter fanden, welche dieſe weiche und, wie ſie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten.“ — Wahrheit und Dichtung II. 6. —

auf die Macht und den Sieg des „Wortes.“ *). In Gellert war Alles auf ein viel engeres Maß angelegt; zu einem so kühn durchdringenden Sinne war er eine viel zu reflektirte, sich selbst moralisch viel zu sehr betastende Natur; daher denn auch dies für uns Spätere so widerwärtige süßliche gegenseitige Rühmen und Verzärteln der schönen Seele und des edeln guten Herzens unter ihm und seinen Freunden. „Ich habe es Ihnen oft gestanden — schreibt ihm Rabener — daß mir Ihr rechtschaffenes Herz noch schätzbarer ist als Ihr Witz! ..... Welch ein vortrefflicher Freund sind Sie! ..... Wenn ich Ihnen sage ... daß Sie alle Leser von Ihrem guten Herzen überzeugen: so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind.... Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert!“ — „Wenn die Nachwelt — schreibt ihm Cronegk eben so schmeichlerisch verehrend wie Rabener — nur einmal so viel von mir sagt: Er war ein Schüler, ein Freund des vortrefflichen Gellert's — dieses ist der größte Lobspruch, den sie mir geben kann.“ — Und ganz in demselben Tone ergeht sich Gellert gegen Borchward (23. April 1757): „Rabener schließt seinen Brief an mich mit einer Stelle, die mich ... beinahe vor Empfindung getödtet hat: Ich danke Gott, sagt er, daß Sie mein Freund sind ... Niemand hat mich für meine frommen Gedichte so sehr belohnt als Sie und Rabener ... Niemand konnte diese Briefe schreiben als Männer von dem besten Herzen, als Männer, die ihren Autor, den sie wegen seines Herzens lobten, selbst an Güte des Herzens weit übertreffen ... Schlegel hat mich bis zur Entzückung gelobt und bis zur Ohnmacht oft getadelt.“ — „Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin — heißt es in einem Briefe an Wagner — o das gebe ich gern zu, wenn mir's die Welt vorsagt; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten ... o da macht mein Herz tausend Einwürfe!“ — — Also immer und immer wieder dies Gerede vom guten und vom edeln Herzen; immer wieder dieses Pulsfühlen und gegenseitige Schönthun, was so leicht — wenn es als herrschender Ton unter Freunden einreißt — den strengen keuschen Wahrheitssinn, den klaren tiefdringenden Geistesblick trübt oder blendet. Konnte bei sonst so trefflichen Menschen, wie Gellert und seine Freunde waren, solche innere Verweichlichung und Schwächung um sich greifen: so sehen wir hier an einem in die

*) Luther gegen Carlstadt: „Gottes Wort hab ich allein getrieben .... das hat, wenn ich geschlafen hab, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippus und Amsdorf getrunken hab, also viel gethan, daß das Pabstthum also schwach geworden ist, daß ihm nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat.“ —

Augen fallenden Beispiele: wie sehr eine jede blos subjektive, individuelle Bildung und Gesinnung der erfrischenden Berührung eines großen objektiven Lebens bedarf, eines lebendigen Zusammenhanges mit erneuernden Ideen oder bewegenden Thaten — wenn anders jenes Subjektive (und sei es auch sonst noch so würdig und wohlmeinend) vor innerer Verzärtelung oder Entnervung gesichert bleiben soll. —

Vermissen wir also in Gellerts Vorlesungen den mächtigen, lebenskräftigen, beherrschenden Geist, der die junge eben sich entfaltende nationale Bildung in die sicheren Gleise einer überlegenen sittlichen Weltanschauung hätte führen können: so darf uns dies Urtheil doch nicht gegen das Bedeutende, was jene Reden immerhin enthalten, ungerecht machen.

Gellerts Absicht war: „die vornehmsten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht blos durch Beweise der Vernunft, sondern zugleich durch die Aussprüche des Herzens und die Stimmen der innerlichen Empfindung und des Gewissens, durch Beispiele und Gemälde zu erläutern." Also auch schon das Bestreben: das Sittengesetz nicht blos als eine von außen gekommene Satzung zu begreifen, sondern auf subjektivem Wege im Gefühl und im Gewissen, das heißt in der eigenen Brust zu begründen. Hierin sehen wir Gellert schon ganz im Dienste einer neuen Zeit, deren erste und entscheidende Forderung darin bestand: alle bisher gültige äußere Gesetzgebung des religiösen Glaubens (die Kirchenlehre), der philosophischen Erkenntniß (die Offenbarung) und des freien Willens (die Moral als göttliches und menschliches Gesetz) in unser Inneres, in Geist und Gemüth zurückzunehmen und umzubilden. Diesem großen Umschwunge der Zeit zur Befreiung und Geltendmachung des subjektiven Menschen leistete Gellert, ohne sich des Princips bewußt zu sein, bedeutenden Vorschub, wenn ihm auch die Absicht fern lag: das objektiv Gültige umzustoßen, das er vielmehr nur noch tiefer und faßlicher begründen wollte.

Ein festes über aller subjektiven Schwankung stehendes Princip für die moralische Gesetzgebung sucht Gellert in der „göttlichen Absicht" unserer Bestimmung, in der Einfügung unseres Willens in die allgemeine göttliche Ordnung der Welt. „Sollte der Mensch — fragt er — wohl das größte Werk der Schöpfung, und doch kein mit ihr übereinstimmendes Werk sein?" — Unsere Bestimmung und die Mittel ihrer Erfüllung zu erforschen: sei die Aufgabe der Moral.*) Dies Princip bewahrt ihn, wenigstens in der Theorie, davor: das Sittengesetz in hundert ge-

*) Erste Vorlesung. Einleitung in die Moral, oder Abriß derselben nach ihrer Beschaffenheit, ihrem Umfange und ihrem Nutzen.

sonderte, an einander gereihte Pflichten zu zersplittern; „das Herz hat eigentlich nur Eine Tugend, und diese ist der lebendige von dem Gewissen und der Vernunft erzeugte Vorsatz, überall gut und der göttlichen Bestimmung gemäß zu handeln, weil wir nichts Seligeres thun können." — Die Frage nach unserer Bestimmung und nach der besten Erreichung derselben dient ihm dann dazu, den Uebergang zur Nothwendigkeit „einer nähern Offenbarung des göttlichen Willens" zu machen; hier erst findet er die höchsten Beweggründe der wahren Sittlichkeit, gegen welche die antike Tugend der römischen und griechischen Welt ganz zurücktritt. „Die prächtigen Sittensprüche der Stoiker blähen das kranke Herz auf, schmeicheln ihm mit einer Stärke, die es nicht hat, und überlassen es seiner natürlichen Ohnmacht."*). Nicht die Philosophie — so schließt er**) — erhebe zu der Größe der Seele, die auf Demuth, Menschenliebe und Gottvertrauen beruhe; was die Weisen des Alterthums an dessen Stelle setzten, das sei mehr „ein Stolz des Herzens und ein philosophischer Trotz." —

In den praktischen Erörterungen seiner Moral macht sich neben den vielen wohlwollenden Ermahnungen zur Zügelung der Leidenschaften, zum vernünftigen Maßhalten, zur Benutzung der religiösen Stärkungsmittel der Moral auch der Einfluß der Leipziger Weltsitte geltend. Man wird unwillkürlich an Göthe's Wort im Faust erinnert:

„denn Leipzig ist ein klein Paris und bildet seine Leute" —

wenn wir lesen, wie er eine ganze Vorlesung (die dreizehnte) der „Sorge für die Wohlanständigkeit und äußerliche Sittsamkeit" widmet. Im Gegensatze gegen die pietistische Moral, die von Halle ausgieng, sehen wir den Leipziger Professor einen empfehlenden Nachdruck auch auf die körperliche Ausbildung legen. Er fordert „eine regelmäßige und doch ungezwungene Bewegung unserer Gliedmaßen," und empfiehlt daher „alle Leibesübungen, die nach Regeln vorgenommen werden": das Fechten, Reiten, Tanzen, ja die Ausbildung der Miene im Umgange und vor dem Spiegel; „die Miene auszubilden ist zum Wohlstande eben so nöthig, als es die Bildung des Verstandes zur Tugend ist." — Den Semnon, den er als eine Art von Muster-Jüngling aufstellt, läßt er täglich ein Jahr lang einen guten Tanzmeister besuchen, um mehr Ungezwungenheit in seinem Benehmen zu lernen; um dies durchzusetzen, erspart er sich die Zeit durch frühes Aufstehen, das Geld durch Verzichten auf ein Kleid oder eine Reise. „Wie viel hat er gewonnen! Er, der vordem nicht wußte, ob er über seinen schwankenden Gang und seine krummen Kniee zu gebieten

*) Zehnte Vorlesung: allgemeine Mittel zur Tugend zu gelangen.
**) Einundzwanzigste Vorlesung.

hätte oder nicht, der die finstere Miene der Studirstube in jede Gesellschaft mitbrachte und das: „Wie befinden Sie sich?“ mit eben dem verzogenen Munde sagte, mit dem er an seinem Pulte zu schreiben gewohnt war ... Seine Schüchternheit ist geringer worden ... Er lernt sich den gefälligen Zwang anthun, den man als der Niedere der vornehmen Gesellschaft schuldig ist ... Er ist ein Theologe von Lebensart ... lernt die Sprache der Welt ... kennt in kurzer Zeit die Gebräuche der Tafeln und Complimente und lernet, wie er anständig und gesetzt bei solchen Gelegenheiten verfahren soll ... Er lernt, weil er Gelegenheit hat, die fremde Sprache, die jetzt bei den Großen herrschet ... Vielleicht hört mancher Große künftig Semnons Vermahnungen in französischen Worten achtsam an, die er in der deutschen Sprache verächtlich zurückgewiesen hätte“ ... Doch genug von diesem Ideale eines sittsamen Jünglings der Leipziger Schule! Gewiß mochte Gellert als wohlmeinender Lehrer auch in dieser Beziehung zuweilen wohlthätig wirken zur Beseitigung plumper Roheit oder ängstlicher Schwerfälligkeit, die beide gleich sehr eine höhere geistige Bildung verunstalten. Aber freuen müssen wir uns auch, im Interesse jeder gesunden tüchtigen Jugend, jeder freieren Persönlichkeit, wenn jener gar zu nahe an schwächliche Pedanterei streifende Maßstab der „Wohlanständigkeit“ noch immer nicht den freudigen lebensfrischen Naturſinn der Jugend, die Poesie der akademischen Bildungsjahre unterdrücken konnte. Wer sich schon in diesen Jahren durch Schneider, Tanzmeister und französischen Sprachlehrer abrichten läßt, in welches Joch von Convenienz und Zumuthungen wird der sich vollends in späteren Jahren, in Amt und Beruf einspannen lassen!

Finden wir bei Gellert, dem Sittenlehrer Deutschlands, nicht immer die freie männliche Haltung, den kräftigen Sinn, der einer vorwärtsdrängenden Entwicklung gewachsen war — so dürfen wir nicht vergessen, unter welchen Hemmungen er sich emporarbeitete, und mit welchen körperlichen und moralischen Leiden er fast zeitlebens zu kämpfen hatte. Im elften Jahre schon mußte er sich mit Abschreiben von Kaufbriefen und gerichtlichen Akten plagen, so daß er später scherzen konnte: seine Vaterstadt habe in ihren Kaufbüchern und Contrakten mehr Werke seiner Hand aus seiner Jugend aufzuweisen, als die Welt Werke seines Geistes aus seinem ganzen übrigen Leben besitze. Noch mehr als die ärmlichen Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, studirte und allmählich eine Stellung im Leben erringen mußte — wirkte seine fortwährende Kränklichkeit und Hypochondrie niederdrückend auf seinen Geist und seine Weltansicht. Rührend ist es, wenn er von dem gesundesten Jahre seines Lebens als Hauslehrer (1739) erzählt: „Ein wenig Meißnerwein mit etwas

Brot erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendigt hatte, oft bis zu dankbaren Thränen." — Später fühlt man den meisten seiner Aeußerungen jenen Seelendruck an, der wie ein Alp auf ihm zu liegen schien und seiner ganzen Haltung etwas unbeschreiblich Engbrüstiges und Verzagtes gab. Er soll sich im Bade erholen, und wünscht gleich nach den ersten Tagen wieder wegzureisen; nach der Rückkehr wünscht er sich Glück:*) „das Mühselige der Reise und der Cur überstanden zu haben." Er geht auf's Land, und erzählt, wie er auf dem Kirchhofe die Leichensteine besehe, und wie sein ganzes Herz sich bewege, wenn er auf den Denkmalen die Worte finde: „er starb alt und lebenssatt;" dann fühle er recht eigentlich, daß er des Lebens müde sei.**) — „Man läßt ja einem jeden das Recht lustig zu sein — schreibt er einer Freundin — und mir will man die traurige Freiheit nehmen, niedergeschlagen zu sein?" — Eine ungerechte verleumderische Kritik seiner Schriften kann ihn ganz niederschlagen, so wenig ist er gegen Bosheit und Gemeinheit der Menschen gerüstet: „Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der Andere kein ehrlicher Mann wäre! O das ist schrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben?" — Immer trüber und blasser wird seine Sprache: „Ich werde alle Tage kälter und unfähiger etwas zu thun ... Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht ist, Arbeit." —

Solche Menschen zeigen sich größer und stärker im Leiden als im Handeln; so war Gellert noch auf seinem letzten Krankenlager: „Ich kann nicht mehr viel fassen — sagte er noch vor seinem Ende — aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlösers zu; wenn ich *den* nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir."***)

Wir haben uns länger bei Gellert aufgehalten, weil er es möglich machte, uns die *eine* Seite der deutschen Cultur- und Sittengeschichte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebendig zu vergegenwärtigen.

Zwar ist seine Hoffnung†), die er (1767) in einer Vorlesung in Gegenwart des Kurfürsten aussprach, nicht in Erfüllung gegangen: „daß man das glückliche Jahrhundert der Literatur, so wie man es in Rom von Augustus und in Frankreich von Ludwig XIV. benannt: in

*) Werke 1839. — VIII. S. 85.
**) Werke IV. S. 96.
***) Werke X. S. 287.
†) Werke V. S. 196.

Sachsen von Friedrich August benenne." Aber für die Entwicklung unseres geistigen Lebens hat Gellert dennoch Großes gethan, wenn nicht durch bleibende literarische Leistungen, so doch durch die Anregung, die er gab, durch die sittliche Legitimirung der Bildung, die von ihm ausgieng. Was er in seiner Antrittsrede aussprach: „daß eine gründliche Erlernung der schönen Wissenschaften einen großen Einfluß in unser Herz, in unsere Sitten, in das gemeine Leben habe" — „daß die Erlernung der schönen Künste die Tugenden, die wir der Natur oder vielmehr der Religion zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache": das war ein Same, der auf ein fruchtbares Erdreich fiel. Drum gönnen wir ihm seine Freude: „das Jahrhundert des guten Geschmacks für die Deutschen" erlebt zu haben; er hat mehr gethan für den gesunden Fortschritt unserer Nation, als das gegenwärtige Geschlecht weiß und anerkennt.

3. Uz.

(1720—1796.)

Haller und Gellert haben wir an die Spitze der literarischen Richtung gestellt, welche in ihrem Urtheil und ihrer Lebensansicht noch wesentlich von den Grundgedanken des christlichen Offenbarungsglaubens bestimmt und geleitet wird. In diese Reihe gehört, der einen Seite seiner dichterischen Thätigkeit gemäß, auch J. Peter Uz (in Anspach 1720—1796), während eine andere und zwar frühere Richtung seiner Poesie ihn neben Gleim und die anakreontischen Dichter stellt.

In seinen ernsteren Dichtungen herrscht, wie bei Haller, das Streben: in gedrängter kerniger Sprache die größten religiösen Probleme, an welchen die erwachende deutsche Philosophie sich versuchte, poetisch zu fassen. In der „Theodicee" *) sehen wir ihn auf Leibnitz' Spuren, auf den er ausdrücklich verweist:

„Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen;
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titan's Weg vom östlichen Gestade."

Auf die Frage: wie die Annahme eines göttlichen Ursprungs der Erde und des Menschen mit dem Uebel und dem Bösen auf derselben vereinbar sei — sucht er die Antwort im großen Plane des Weltganzen und in der menschlichen Freiheit.

*) Sämmtliche Werke 1772. B. I. S. 176.

„Ich habe mich empor geschwungen;
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen;
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleines Theil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und Menschen, welche kleine Heerde
Seid ihr nur erst auf dieser kleinen Erde!"

Vor dem Blicke des göttlichen Geistes, der das All umfaßt und durchschaut, werde Alles zur Einheit und Harmonie, was uns als Mißton störe:

„Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint;
Und findet, wenn sein Blick, was böß und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, auf's beste stets geschiehet."

Immer also stützt sich seine Beruhigung über das Uebel, das die Welt zu entstellen scheine, auf die Voraussetzung: nur unserm beschränkten Gesichtskreise erscheine dies so; im Zusammenhange des Alls würde Alles in ein anderes Licht treten:

„O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!"

Die Möglichkeit des Bösen sei nicht zu vermeiden gewesen, sobald der irdisch befangenen Menschheit auf ihrer mittlern Stufe zwischen Thier und Engel doch Freiheit inwohnen sollte, Freiheit, dies Vorrecht der Menschen, diese erste Bedingung der Tugend:

„Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen,
Denn alles Böse quillt blos aus des Menschen Brust."
— — „Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich sein nach einem kurzen Leben."
„Mein Schicksal wird nur angefangen
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen."

In dem „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu sein" *) nennt er, unter den Quellen der geistigen Freuden des Weisen, die Gabe: Gott in der Natur zu sehen und im Menschen.

— — „Er freut sich, überall zur Schande stolzer Blinden
Die Ordnung der Natur und Gott in ihr zu finden,
Gott auf dem Ocean und im bestäubten Wurm,
Im sanftbewegten Gras und im erzürnten Sturm;

*) Werke II. S. 11 ff.

Gott auch an unserm Leib und im verborgnen Bande,
Das thierisches Gefühl mit englischem Verstande,
Mit einem Geist vereint, der äußre Dinge sieht,
Auch sich zu sehen wünscht, sich sucht und vor sich flieht."

Auch den Schmerz bezwingt er durch den Gedanken an eine höchste Ordnung, in welcher jener seine Rechtfertigung finden werde:

— — „Du fragst, mit welchen Gründen
Die Weisheit mein Gemüth im Schmerz zufrieden stellt?
Ich weiß: es ist ein Gott; ein Gott regiert die Welt!
Er schuf nach einem Plan von allgemeiner Freude
Die wundervolle Welt, ein prächtiges Gebäude,
— — Wo rein und unbegränzt
Sein majestätisch Bild geschaffnen Geistern glänzt." —
— — „Wie sollt' ich nicht vergnügt mit meinem Zustand leben?
Wie kann er böse sein? Gott hat ihn mir gegeben;
Ich bin was er gewollt in seinem großen Haus."

Doch findet er, daß der Gedanke an einen gütigen Gott für sich allein noch nicht stark genug wäre, den Leidenden vor Zweifel und Verzweiflung zu bewahren, wenn nicht die Gewißheit der Unsterblichkeit hinzu komme:

„Du fragst: kann also nichts in leidenvollem Leben
Dir dauerhafte Ruh' und sich're Freude geben? —
Nichts, wenn das Wenige was menschlich Leben heißt
Das ganze Leben ist, auch selbst für meinen Geist." —
— „Wer sich unsterblich fühlt, kann große Thaten wagen,
Und seinem schlechtern Theil mit edlem Stolz entsagen;
Wer *ganz* zu sterben glaubt, denkt schwerlich als ein Held."

Aber gerade für diese wichtigste Frage nach Unsterblichkeit der Seele findet Uz bei der Vernunft keine Gewißheit, nur Wahrscheinlichkeit, nur Streit der philosophischen Schulen, nur Vermuthungen in Gründe eingekleidet. Diese Ungewißheit drängt ihn dazu, höhere Gewißheit in der Offenbarung zu suchen; denn nur wenn Gott selbst erklärt habe, daß er unsere ewige Fortdauer wolle, nur dann gebe es zweifellosen Grund für diesen Glauben:

„Dies weiß ich, dies allein: ob Geister dauern sollen,
Hängt von dem Schöpfer ab; *es liegt an seinem Wollen*." —
— — „Hat Gott sich nicht erklärt, ob unser Geist bestehe,
Nicht mit dem schweren Leib, nicht modernd untergehe?"
— — „Er that's, und redete zum menschlichen Geschlechte
Durch weiser Männer Mund, die, als der Gottheit Knechte —
Durch Wunder ohne Zahl den Völkern vorgestellt,
Mit Heiligkeit gesalbt zu Lehrern einer Welt —
Nicht aus Vermuthungen wie unsre Weisen schließen,
Nein, *weil es Gott gesagt*, Unsterblichkeit verhießen."

In diesem Sinne, als ein erhöhtes gesichertes Wissen faßt er die Offenbarung, als „den vollen Tag" im Vergleiche zur „Dämmerung

der Vernunft"; dann den Zweifel an der Religion als Thorheit und Undank zurückweisend, preist er diese mit Ehrfurcht mehr als mit Begeisterung:

— — „Wie göttlich ist sie mir in jenen hohen Lehren,
Die wir von deinem Mund, beredter J** hören,
Wann sich der Christen Volk an heil'ger Stätte drängt,
Und ihr begierig Ohr an deinen Lippen hängt!
Ich seufze, wann sie klagt, daß aus des Schöpfers Händen
Der Mensch vollkommen kam, den Wahn und Laster schänden.
Ich zittre, wann sie Gott, vor dem die Erde schweigt,
In seiner Heiligkeit als meinen Richter zeigt.
Doch wann mit heit'rer Stirn, die Glanz des Himmels krönet,
Sie mich zum Opfer führt, das diesen Gott versöhnet
Und ihm genug gethan; das menschlicher Verstand
So lang mit eignem Licht gesucht, und nicht gekannt:
So wird mein Geist voll Ruh, und meine Seele freuet
Sich auf Unsterblichkeit, die nicht mehr schrecklich dräuet."

In allem bisher Angeführten verräth sich augenscheinlich jener vermittelnde Standpunkt einer Uebergangs-Theologie der Spaldinge und Jerusalem, die zwischen Rationalismus, Kirchenlehre und Bibel innerlich getheilt waren, durch anerzogene Pietät an die Autorität der Schrift und Kirche, durch Bildung und Bedürfniß an verständige Reflexion gewiesen.

Auf einem ähnlichen Standpunkte stehen auch die meisten von seinen religiösen Liedern, die in die „lyrischen Gedichte" aufgenommen sind und sich durch Reinheit der Sprache, durch Wohlklang des Verses oft sehr vortheilhaft von den Gellert'schen Liedern unterscheiden. So, wenn er im „wahren Muth" *) den Sokrates sprechen läßt:

— „Ich fühle, daß in mir ein göttlich Etwas lodert,
Das lebt, wenn seine Hülle modert!
Mir lispelt die Natur jetzt lauter als zuvor:
Du bist unsterblich! in das Ohr!

Zur Höhe lyrischer Schönheit, zur Musik im Verse erhebt er sich, wo er den Sokrates den Zustand der Seligen schildern läßt:

„Und werden hingerückt in Auen, wo der Friede,
Bei Philomelens holdem Liede,
Bald im beblümten Thal, bald in krystallner Fluth
Im Schoß des Frühlings ewig ruht."

Oder er kämpft das Niedrige, Unreine nieder im Gefühle eines göttlichen Adels: **)

*) Werke I. 192.
**) Werke I. 250. „An die Sonne."

„Gedanke der Unsterblichkeit,
Der über Erde, Welt und Zeit
Ein edles Herz erhebt,
Empöre dich in meiner Brust,
Wenn die Sirene falscher Lust
Mich klein zu machen strebt!"

Den wahren Schwung der Ode erreicht er, wo man zugleich den Ernst der kämpfenden, nach Reinheit ringenden Seele am mächtigsten durchbrechen sieht, wenn er das „unentschlossene Hinken zwischen Gott und Welt" und die „Sklaverei alter Sünden" anklagt, und dann fortfährt:*)

„Geh' auf in meiner Seele,
Geh' auf mit vollem Glanz!
Damit ich dich erwähle,
So zeige dich mir ganz!"

Aber auch bei Uz regt sich wie bei Gellert der Kampf mit dem religiösen Zweifel, der sich sogar in die lyrische Begeisterung störend einschleicht und mit Gründen zurückgewiesen wird, die in der Predigt oder in der Glaubenslehre am Orte wären. So heißt es in der Ode „der Erlöser":

„Er stirbt! Und war aus Gott geboren!
Weg, Zweifel, der mir Jesum raubt!"
„Wie grimmig zischt vor meinen Ohren
Die Natter schwellend um dein Haupt!" —
— — „Wie? der für mich am Kreuz erblaßte,
Eröffnete des Tauben Ohr,
Rief, die des Todes Arm umfaßte,
Allmächtig aus dem Grab hervor,
That über menschliches Vermögen —
Und dieser sollte Mensch allein,
Nicht Gott, nicht mein Erlöser sein,
Und hundert Wunderwerke lögen?"

Zwischen dem sittlichen Ernste und der religiösen Weihe dieser Gedichte und der scherzenden Lebenslust seiner „Wein- und Liebeslieder" sieht Uz keinen unversöhnlichen Widerspruch**).

---

*) Werke I. 265. „Erinnerung des letzten Gerichts".

**) In seiner ersten anakreontischen Periode, als er im Bunde mit Gleim und Götz und unter Hagedorns geistigem Einflusse stand, hatte er sich allerdings geradezu als Anhänger der heitern französischen Schule erklärt, im Gegensatze zu der ernsten englischen, die „zu Ehren einer britischen Statue uranische Lobgesänge voll Olymp und voll mizraimischer Finsterniß" singe (im Briefe an Herrn Hofrath C. 1754). Er wolle, heißt es dort, mit denen gehen, die „auf gebahntem von lieblichen Blumen duftendem Wege den ehrwürdigsten Dichtern

Mit Uebertreibung und Leidenschaft von Wieland wegen jener früheren Richtung angegriffen, vertheidigt sich Uz im Briefe an Herrn Canonikus Gleim 1757 (W. II. 249) in einer Weise, die zwar über das Doppelantlitz seiner Muse keinen befriedigenden Aufschluß giebt, die aber beweist, daß er jene leichteren Gedichte als ein jugendliches Vorspiel zu seinen ernsteren wollte angesehen wissen und für dieselben statt des sittlichen einen ästhetischen Maßstab des Urtheils forderte*).

Einen Angriff auf seinen poetischen Charakter — meint Uz — könne ein Dichter schweigend hinnehmen; aber gleichgültig könne er nicht bleiben, wenn ein parteiischer Haß seine Sitten verdächtigen und unter der Decke der Religion die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten zu Werkzeugen seiner Rachbegierde machen wolle**). „Weil die Deutschen seit einigen Jahren in der Liebe zur scherzenden Dichtkunst ausgeschweifet haben, sollen sie nun in dem Haß wider dieselbe ausschweifen?" Dies führt er in Versen weiter aus: (II. 253.)

Griechenlands, Roms und Frankreichs räucherten" — also Anakreon, Horaz, Marot u. a. — Und bei Epicur wolle er „die schwere Kunst" lernen, „recht zu genießen" (vgl. „die Kunst stets fröhlich zu sein" 1760. Werke II. 45). — Durch Hagedorns „feine Scherze", durch Gellerts „Mährchen" und durch Gleim sei auch er in den „goldenen Zeiten des Jugendfeuers" erweckt worden zur scherzhaften Poesie, „mit Schalkheit im Mund und Unschuld im Herzen" (An Weiße 1767; Werke II. 268).

Auch in seiner reiferen ernsteren Periode verwahrt er sich dagegen, als ob er jetzt seine früheren heiteren Gedichte und die Freuden der Natur verurtheile.

„Nein, menschlicher gesinnt such' ich durch weise Lehren
Die Menschheit zu erhöhn, nicht mürrisch zu zerstören;
Ein zärtliches Gefühl zerstört nicht unsre Brust;
Der uns die Sinne gab, verbeut nicht ihre Lust."

Mit Geschmack die erlaubte Freude genießen, aber sie auch getrost entbehren können: diese Freiheit des Geistes, diese Herrschaft der Vernunft über die Begierde mache unsere wahre Würde aus. —

*) „Der Stoff allein macht keine Meisterstücke,
Der Bildung Kunst vergnüget kluge Blicke.
Wär' jeder groß, der uns die Tugend preist,
So wär' Hans Sachs der Deutschen größter Geist."

**) Mit Recht hebt er hervor, daß seine Scherze, wie leicht sie auch wiegen mögen, doch nie das Heilige angreifen und untergraben, was doch gerade seinem damaligen Ankläger, Wieland, später zum Vorwurf gemacht werden konnte:

„Ich haßte stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten;
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten;
Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob."

„Dein Eifer schließt von einem freien Scherz
Ganz übereilt auf ein verruchtes Herz.
Der Dichter singt in lydisch weichen Tönen
Nicht allezeit, nicht stets von Scherz und Schönen!
Und wann er nun Theodiceen singt,
Sprich, ob sein Lied noch weich, noch lydisch klingt."

Auch wegen seiner Nachahmung antiker dichterischer Vorbilder glaubt Uz sich rechtfertigen zu müssen; die schöne Form werde man nur dort ausbilden lernen, und dann auch die christliche Wahrheit reizender in ihr vortragen:

„Wie, dürfte sich in christlichen Gedichten
Die Muse nicht nach jenen Regeln richten,
Die Griechenland auf Romuls große Stadt
Und uns gebracht, Vernunft gebilligt hat?
Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben:
Sollt' ihr Geschmack nicht unser Vorbild bleiben?
Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihr der wahren Schönheit Spur."

4. Liscow.

(1701—1760.)

In Haller, Gellert und Uz haben wir die Dichtung, auf dem Grunde einer religiösen Ueberzeugung, entweder lehrend oder strafend auftreten oder als Lied und Ode zum Erhabenen und Gefühlvollen aufstreben sehen. An diese drei reihen wir drei Satyriker: Liscow, Rabener und Kästner, die mit den Obigen die Grundlage der geltenden Lehre gemein haben, die aber nicht auf dem geraden Wege der Ermahnung, sondern durch Verspottung des Verkehrten, durch Verlachung der Thorheiten und Mißbräuche in Sitte und Literatur auf ihre Zeitgenossen wirkten.

Liscow (1701—1760) fällt eigentlich nicht mehr in unsere Periode, da seine meisten Schriften in den Jahren 1732—1739 geschrieben sind. — Er wie Rabener richten ihre Angriffe mehr gegen das Beengende und Unwahre, was mit dem Bestehenden, Veralteten in Sitte und Leben oft verbunden ist, während Kästner sein Leben lang unerbittlich die Neuerungen züchtigte. Gegen welche Vorurtheile und Mißverständnisse sich Liscow auf allen Seiten zu vertheidigen hatte, zeigt die Vorrede zu seinen gesammelten Schriften: „Ich sehe wohl, daß meine Schrift gewissen Leuten unmöglich gefallen kann, weil sie nicht nach ihrem Geschmacke eingerichtet ist. Sie ist satyrisch und im höchsten Grade ironisch. Gleichwie es nun nicht jedermanns Werk ist, solche Schriften zu machen: so ist es auch nicht allen gegeben, von denselben geschickt zu urtheilen. Eine hochgetriebene Ironie gebührend einzusehen, das ist eine Sache, die eine gewisse Hurtig-

keit und Biegsamkeit des Verstandes erfordert, welche in lateinischen Köpfen, durch die possierliche Schulgravität, gemeiniglich erstickt wird. Wenn nun ein solcher Kopf über ein Buch geräth, in welchem er keine steife und ehrbare Schulweisheit antrifft: so kömmt er in ein fremd Land, und verirret sich gar leicht."

Aber noch anstößiger als diese „Schulgravität" waren ihm Angriffe, die aus (bald wahren, bald vorgeblichen) religiösen Bedenken gegen die Zulässigkeit der Satyre entsprangen. Dies zwingt ihn, eine wichtige Frage der christlichen Ethik zu erörtern: inwiefern Spott und Satyre mit christlicher Nächstenliebe sich vereinigen lasse?

„Wenn ich wollte, so könnte ich mein Verfahren durch die ironischen Ausdrückungen, die in der Bibel vorkommen, eben so gründlich rechtfertigen, als gewisse hitzige Priester ihre Grobheit durch einige harte Worte, der sich die Propheten, Christus und die Apostel bedienet haben. Allein ich will es nicht thun. Ich will ihnen auf eine andere Art weisen, daß sie nicht wissen, was sie sagen, wann sie meine Satyren verdammen, und sie dahin bringen, daß sie selbst meine Vertheidiger werden sollen.

„Ich gebe ihnen demnach zu, daß man in der Christenheit von keinen Satyren wissen würde, wenn es den Aposteln gelungen wäre, alle Welt so weise zu machen, als sie es selbst waren. Aber sehen sie dann nicht, daß man, auf den Fall, auch von Krieg und Kriegsgeschrei nichts hören würde? Ist es nicht offenbar, daß man, wenn es mit dem Eifer, mit der Andacht, mit der Selbstverleugnung und mit der Entfernung von aller Eitelkeit, welche die Christen in der ersten Hitze von sich blicken ließen, Bestand gehabt hätte, von Prozessen, von Ost- und Westindischen Compagnien, von Manufakturen, Tanzen, Fechten und dergleichen nicht das geringste wissen würde? Es würde niemand Bücher schreiben, und sich in Wissenschaft vertiefen, die so viel Zerstreuung in sich fassen; die Salbung würde uns alles lehren, und wir die Zeit, die wir vom Ackerbau, und von anderer unumgänglich nöthiger Handarbeit übrig hätten, mit Werken der Liebe und im Gebet zubringen. Darum aber hält niemand, als ein Quäcker und Wiedertäufer den Krieg für unerlaubt und sündlich . . . Man muß also gestehen, daß man ohne Sünde etwas thun könne, das mit der Vollkommenheit, welche die Regeln des Christenthums zum Endzweck haben, nicht bestehen kann und welches nimmer geschehen würde, wenn alle Welt diese Regeln genau beobachtete. Ich verlange nichts mehr, als daß man nach diesem Satze, den man, ohne sich zu widersprechen, und ohne die ganze heutige Christenheit zu verdammen, nicht leugnen kann, die satyrische Schreibart beurtheile."

Glaubt Liscow also die Satyre als eine Art von literarischem Kriege,

der zuweilen ſo nöthig ſei als der wirkliche Krieg, vertheidigen zu können, ſo wird es ihm noch leichter, das Recht eines ſcherzhaften Tones gegen die trübſinnige Religioſität zu vertreten, welche Religion und Schwermuth für gleichbedeutend anſieht und jedes freiere Geiſtesſpiel verwirft:

„Was übrigens den Mangel der Ernſthaftigkeit betrifft, den man mir vorwirft: ſo begehre ich nicht zu leugnen, daß ich geſcherzet, und über die Fehler meiner Gegner gelachet habe. Ich glaube aber nicht, daß dieſes eine Sünde ſei. Man kann nicht allemal ehrbar ſein, der Scherz hat oft ſeinen Nutzen ſo wohl als der Ernſt. Ich habe über die Fehler meiner Gegner gelachet, aber waren ſie nicht lächerlich? Sollte ich darüber weinen? Sollte ich mich über fremde Thorheiten betrüben? ſo traurig bin ich nicht. Wer es thun will, der thue es immerhin; aber er muß wiſſen, daß er in meinen Augen noch lächerlicher iſt, als derjenige, über deſſen Thorheit er ſich betrübet. Ein ſolcher Schwermüthiger kann unmöglich eine fröhliche Stunde haben, und ich mögte lieber nicht gebohren ſein, als in einem ſolchen Zuſtande leben. Wollen die Feinde der Freude mich darum unter die Unwiedergebohrenen rechnen, ſo muß ich es geſchehen laſſen; ſie werden mir dann aber auch erlauben, daß ich ihre murriſche Schwermuth nicht für eine Frucht der Wiedergeburt, ſondern für eine Krankheit halte, die gemeiniglich aus einem dicken Geblüte zu entſtehen pfleget.“

Die Satyre iſt aber ein Salz, das man nicht lange allein genießen kann, wenn man nicht immer von neuem den ungeſalzenen ſchmackloſen Stoff ſich vergegenwärtigt, für welchen die ſatyriſche Würze beſtimmt iſt. Hören wir alſo jenen Philippi, gegen den Liscow ſchrieb*), ſelber ſprechen, und wir werden es ihm um ſo eher Dank wiſſen, daß er die Geiſel gegen ſolchen Bombaſt geſchwungen, der unſere Sprache wieder in Lohenſteiniſche Unnatur zurückzuſchrauben drohte: „Belieben Sie — ſagt Liscow**) — zu hören, wie er (Philippi) in der Lobrede auf den König in Polen von der Geneſung dieſes großen Prinzen redet. „Doch da nunmehro, ſpricht er, dasjenige, was unſerm großmächtigſten und unüberwindlichen Könige den höchſt verdienten Ruhm der Unſterb-

*) Die Veranlaſſung zu dieſer Polemik erzählt L. in der Vorrede S. 17 „Sammlung Satyriſcher und Ernſthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig. 1739.“ — „Einer meiner Freunde brachte dieſe Anmerkungen [die Spottſchrift auf Sievers] nach Sachſen ... Man glaubte, eine Satyre von eben der Art würde dem H. Prof. Philippi ſehr heilſam ſein, und ich ward inſtändig erſuchet, mich auch über dieſen elenden Scribenten zu erbarmen. Man ſchickte mir zu dem Ende ſeine ſechs deutſchen Reden“ u. ſ. w.

**) Sammlung S. 165. — Im „Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den .. H. D. Philippi, Profeſſor der deutſchen Beredſamkeit auf der Univerſität Halle“ u. ſ. w. 1732.

lichkeit einigermaßen noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königes aller Könige völlig aus dem Wege geräumt worden. Ueberdieß das veränderliche Schicksal, das wohl eher die größten Potentaten völlig zu Boden geworfen, und von dem höchsten Gipfel der Ehren herabgestürzet hat, sich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person unsers Königs, wagen dürfen: so sehen wir nunmehro mit Freuden, daß unser theuerstes Oberhaupt weit über allen Wechsel der Zeit und des Glücks erhoben worden; hingegen alle unsere Glieder, Kräfte und Blutstropfen an sich ein unzulängliches Lösegeld gewesen seyn würden, das Leben, die Gesundheit, und glückseligste Regiment unsers allerruhmwürdigsten Beherrschers zu erhalten, wenn nicht, nach dem Rathe der heiligen Wächter selbst, Ihro Majestät uns noch länger wären geschenket, und unser einmüthiges Flehen dadurch gnädigst von Gott erhöret worden." Noch unsinniger und widerwärtiger versteigt Philippi sich an einer andern Stelle, die L. anführt: „Und wahrlich, da ein jeder treu-gesinneter sächsischer Unterthan sein Herz gleichsam auf den Weg leget, den Ihro Majestät zu nehmen allerhöchst gesonnen, damit Selbe, als führen sie auf lauter Herzen ihrer getreuen Unterthanen dahin, und als würden sie von selbigen unterwegs getragen, in höchsterwünschtem Wohl zurückkehren, und so oft Sie, unter währender Reise, Ruhestatt halten, auf eben solchen getreuen Herzen ihrer Unterthanen, als einem gar sanften Küssen, Sich zu lagern geruhen mögen: so läßt die schnelle Durchfahrt Ihro Majestät in allen unsern Herzen weit kennbarlichere Fußstapfen von Ihro allerhöchst gewürdigten Durchreise durch hiesige Lande, als der größte Steuermann auf der See zu erhalten nicht vermag, wenn er gleich, auf Schiffen vom ersten Range, die Wasser mit dem Ruder durchschnitten, und einige bald verschwindende Spuren seiner Durchfahrt hinterlassen."

Wenn derselbe Philippi sich vollends bis zu dem Grade orientalischen Knechtsinns und gotteslästerlicher Schmeichelei verirren konnte, daß er schrieb: „er habe durch das Anschauen dieses großen Prinzen (des Königs von Polen) ein Bild bekommen wie die Auserwählten im ewigen Leben durch das Anschauen Gottes am höchsten werden beglückseligt werden" *), dann wird man sich nicht nur im Interesse des guten Geschmackes, sondern jedes höhern Sinnes für Wahrheit herzlich darüber freuen, daß solche literarische Marktschreier mit satyrischen Ruthen zum Stillschweigen gebracht wurden.

Wie Liscow an der Person des Professor Philippi den widrigsten

*) Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften. S. 215.

Bombaſt und die kriechende Selbſtentwürdigung züchtigte, ſo geiſelte er in der Perſon des Lübeckiſchen Candidaten Sievers, eines jungen pedantiſchen Schulorthodoxen, jene Anmaßung der Unwiſſenheit, die es wagt, die platteſte Alltäglichkeit der Welt als hohe Schulweisheit zu verkaufen. Mit der drolligſten Laune ahmt er die Sievers'ſche Trivialität nach in dem Commentare, den er unter dem Titel herausgab: „Klägliche Geſchichte von der jämmerlichen Zerſtörung der Stadt Jeruſalem, mit kurzen aber dabei deutlichen und erbaulichen Anmerkungen, nach dem Geſchmacke des Herrn Sievers erläutert u. ſ. w." (1732). Als Beiſpiele ſeiner Manier führen wir an: Zu dem Texte: „Eines gemeinen Mannes Sohn" — die Anmerkung: „darum nicht geleugnet, daß er auch eine Mutter gehabt: denn alle Menſchen werden von Weibern geboren." Zum Text: „Hat ohne Unterlass laut geschrieen" — „doch hat er zuweilen Athem geholet und dann hat er nicht geſchrien quia nemo potest simul sorbere et flare." Zum Texte: „Ward des Mordens . . kein Ende" — die Note: „Nicht daß es ewig gewähret; denn es hat ſchon lange ein Ende gehabt, ſondern Veſpaſianus mordete, raubte und brannte ſo lange als etwas zu morden u. ſ. w. war." Zu der Stelle: „Fünf tausend haben sich von hohen Felsen herabgestürzet" — „Einige wollen behaupten, daß wenige und vielleicht gar keine mit dem Leben davon gekommen; aber ich halte für ſicherer, daß man in einer Sache von ſo großer Ungewißheit das ἐπέχειν ergreife." Bei den Worten: „Als nun zu Ausgang des Winters der Lenz angangen" — „Da kann man ſehen daß vor Alters die Jahreszeiten in eben der Ordnung auf einander gefolget als jetzo." Zu der Stelle: „Zeloten, bös heuchlisch Volk" — „nicht, daß alle Zeloten und Eiferer ein böſes heuchliſch Volk, ſondern es iſt nur von dieſen Zeloten zu verſtehen, von welchen hier die Rede iſt. Quod probe notandum contra Indifferentistas et Fanaticos, speciatim Christianum Thomasium, Arnoldum et Dippelium." Bei den Worten: „Gab der Trompeter mit der Posaune ein Zeichen" — „entweder dieſer Trompeter hat mehr als ein Inſtrument verſtanden, oder es iſt auch eine Trompete und keine Poſaune geweſen, damit er ein Zeichen gegeben." Der heitern, im Grunde gutmüthigen Ironie, welche das ganze Schriftchen belebt, ſetzt das beigefügte Regiſter dieſes anſpruchsvollen Unſinns die Krone auf: z. B. unter: J. Anani: „hat auch eine Mutter gehabt — geht zu Fuß nach Jeruſalem — ſchläft nicht — ſchreiet immerfort — holt zuweilen Athem — hätte noch länger leben können, wenn er nicht erſchoſſen" u. ſ. w.

Als Sievers dem Grimme über dieſe Satyre, die ſeine lächerliche

Anmaßung, sein seichtes Geschwätz öffentlich dem Gelächter preisgegeben, auf der Kanzel im St. Annen-Kloster Luft machte, indem er den Verfasser derselben „in den Abgrund der Hölle verdammte", antwortete ihm Liscow durch eine neue Flugschrift: „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z." (1733), worin er mit seiner gewohnten lobenden Ironie die Verkehrtheit jenes jungen Magisters hervorhebt, der den guten Matronen im St. Annen-Kloster den Kopf mit Gnostikern, Valentinianern und Manichäern anfülle und ihr Herze, statt zur Gottseligkeit, zum Ketzerhasse anfeure. „Die Frau — erzählt Liscow*) — mit welcher ich redete, versicherte mich, daß sie öfters, wann sie aus des Herrn Mag. Sievers Predigten käme, wider Dippeln insonderheit so erbittert wäre, daß sie oft wünsche den Buben vor sich zu haben, um ihm die Augen auszukratzen."

Nach Liscows eigenem Zeugnisse war die beliebteste von seinen Schriften das Büchlein, in welchem er in satyrischer Weise die Sache der schlechten Schriftsteller führt: „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen" (1736). Von der sichersten Welterfahrung zeugt es, wenn er die Gründe des Beifalls aufdeckt, den die Mittelmäßigkeit bei der Masse findet: „Es würde uns — so läßt er die schlechten Scribenten reden**) — niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsere Schriften sind so beschaffen, daß sie dem Pöbel nothwendig gefallen müssen, weil sie nach seinem Begriffe eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir versteigen uns nicht so hoch in unsern Betrachtungen ... Die guten Scribenten sind so glücklich nicht ... Sie sind naseweise und wollen alle Welt meistern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist." Mit treffendem Witze preist er dann das Glück der selbstgenügsamen geistigen Beschränktheit, die kein Gefühl ihrer Blöße und Haltlosigkeit hat, eben darum auch keine Ahnung von den geistigen Wehen, von der innern Arbeit und Mühe des echten aus dem Genius entsprungenen Hervorbringens:

„Wofern ich nicht irre, so bestehet aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unaussprechlichen Vergnügen, dessen ein Mensch, der sich keiner Fehler bewußt ist, nothwendig genießen muß. Wir elenden Scribenten sind uns nun unserer Fehler nicht bewußt, weil wir sie nicht erkennen, und besitzen also wirklich diejenige Glückseligkeit, nach welcher unsere Feinde mit so vieler Mühe ringen. Ist dieses nicht gemäch-

*) Schriften S. 115.
**) Schriften S. 478.

lich? und kann man ſich wohl des Lachens enthalten, wenn man ſiehet, wie wunderlich ſich die guten Scribenten geberden? Sie kommen mir wahrlich nicht anders vor, als der König Pyrrhus, der ſich einbildete, er könne ſich mit ſeinen Freunden nicht recht luſtig machen, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Carthago, und ich weiß nicht was für Länder mehr bezwungen hätte!“ —

Wir haben Liscow neben die Männer geſtellt, die für die geiſtige Entwickelung Deutſchlands auf dem Grunde einer ernſten Lebensanſicht und ohne mit dem poſitiven Glauben und der Sitte zu brechen — thätig waren. Er ſelbſt weiſt wenigſtens überall den Vorwurf zurück, als ob ſeine Angriffe je der Religion ſelbſt gelten könnten; und denkt man an ſeine Gegner, die Sievers und Philippi, oder an die Vorurtheile, denen er entgegentrat*) — ſo ſieht man ſofort ein, daß auch die wärmſte chriſtliche Ueberzeugung zuweilen in eine ähnliche Stellung gegen fanatiſche Beſchränktheit und phariſäiſche Splitterrichterei kommen könnte. Möglich alſo, daß Liscow mit den Grundgedanken des Chriſtenthums nie in bewußtem Zwieſpalt gelebt, daß ſein Spott bloß den Carikaturen des Glaubens und Wiſſens galt, die wir in ſeinen Schriften kennen lernen. Er ſelbſt ſpricht ſich über das innerſte Wort, das ſeine Seele beherrſchte, nirgend rückhaltlos aus; aber mehr als *eine* Stelle ſeiner Schriften könnte wohl die Vermuthung wecken, daß der Mittelpunkt ſeiner Bildung in Bayle zu ſuchen ſei, den er mehrmals nennt. Erinnert es nicht an den franzöſiſchen Skeptiker, wenn Liscow auf der einen Seite zwar nichts höher ſtellt als die Vernunft und auf der andern doch *die* Theologen für die beſten erklärt, die in Glaubensſachen ihre Vernunft gefangen nehmen? „Ich erkläre mich hiermit öffentlich, daß ich diejenigen Gottesgelehrten, die am meiſten wider den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern, für die beſten und vernünftigſten halte. Es iſt mir nimmer in den Sinn gekommen, über ihre Aufführung zu ſpotten.“ **).

Auch in Liscows Leben, worüber erſt neuere Unterſuchungen einiges Zuverläſſige ermittelt haben***), wiederholt ſich der Kampf gegen

*) Wenn es ihm z. B. als Verbrechen und Bibelverſpottung angerechnet wurde, daß er das Wort: „Geſchiehet das am grünen Holz“ u. ſ. w. und: „Niemand verachte meine Jugend“ — ironiſch angewandt habe, da doch Chriſtus und Paulus ſich jener Ausdrücke bedient habe; u. dergl.

**) Vorrede. S. 42.

***) Chriſtian Ludw. Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. Von C. G. *Helbig*. Dresden 1844.

Beschränktheit und sittliche Untüchtigkeit oder Verkommenheit, den er in seinen Schriften durch Spott und Ironie führt. Nur sollte er erfahren, daß man einen Schwätzer wie Sievers und einen Schreier wie Philippi mit weniger Gefahr dem Spotte preisgiebt, als man einen beschränkten Diplomaten und einen treulosen Minister seine geistige und moralische Ueberlegenheit darf fühlen lassen. Als preußischer Legations-Sekretair beim Grafen von Danckelmann in Mainz wurde er diesem (nach Liscows Schilderung) ganz unbedeutenden eiteln Manne bald so lästig, daß der Graf sich durch eine List seiner zu entledigen suchte*), indem er ihn auf einer Reise in Paderborn bis auf weitere Verfügung zurückließ (1741); die sittliche und intellektuelle Nichtigkeit weiß sich, wie durch einen Instinkt, vor der Nähe einer höheren überlegenen Erscheinung zu schützen. — Als sächsischer Kriegsrath in Dresden (1745—49) wurde er wegen freier Aeußerungen über den bestechlichen und verschwenderischen Minister Brühl (1749) in eine Untersuchung verwickelt, die mit seiner Amtsentsetzung (1750) endigte. Im Gefängnisse hatte er sich zu einer Bittschrift an den Grafen Brühl verstanden, deren fast unwürdig kriechende Sprache kaum ganz durch den Wunsch nach Freiheit zu rechtfertigen ist: „Das Vertrauen, das ich in Eure Gnade, Großmuth und edles Herz setze, läßt mich hoffen, daß Ew. Excellenz nicht den Tod des Sünders wolle ... Wenn aber Ew. Excellenz meinen Untergang beschlossen hat, so unterwerf' ich mich demüthig Allem, was ihr gefällt." — Als diese Sprache nicht den erwünschten Erfolg hatte, schrieb Liscow in einem männlicheren aber ehrerbietigen Tone: „Ich bekenne, daß ich bei vielen Gelegenheiten frei und unbesonnen genug geredet habe ... Ich hoffe aber, Ew. Excellenz werden die Gnade haben zu erwegen, daß mein Verbrechen nur in unüberlegten Worten besteht" u. s. w.

Noch in demselben Jahre (1750) wurde er frei und starb erst zehn Jahre später; nicht im Kerker, wie man bisher annahm.

Rabener.

(1714—1771.)

Rabener (1714—1771), Gellerts vertrauter Freund, hat als Satyriker vom zahmsten, unschuldigsten Schlage den Ton seiner Zeitgenossen so gut getroffen, sich so wenig über das gewöhnlichste Maß der

*) „La conduite de Mr. de D. — schreibt Hagedorn 1741 an Liscow — à votre égard achève de me convaincre que pour être parfaitement honnête-homme il ne faut pas avoir l'esprit trop borné."

Empfänglichkeit ſeiner Leſer erhoben, daß Liscow durch ihn bald in Vergeſſenheit gerieth. Man höre, wie er ſelbſt die Pflichten des Satyrikers feſtſtellt, und man wird zugeben, daß ein ſolcher Spötter mit der Welt in Frieden bleiben mußte:*) „Wer den Namen eines Satyrikers verdienen will, deſſen Herz muß redlich ſein. Er muß die Tugend, die er Andere lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß ſeine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürſten und das Anſehen der Obern das Heiligſte ſein. Die Religion und den Fürſten zu beleidigen, iſt ihm der ſchrecklichſte Gedanke. Er liebet ſeinen Mitbürger aufrichtig. Iſt dieſer laſterhaft, ſo liebt er den Mitbürger doch, und verabſcheuet den Laſterhaften ... Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er ſieht, daß ſein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre lächerlich und laſterhaft zu ſein ... Er muß liebreich ſein, wenn er bitter iſt. Er muß mit einer ernſthaften Vorſicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen ſcherzhaften Vortrag einkleiden will."

Rabeners Angriffe gelten nicht ſowohl den tiefen dunkeln Quellen des Sittenverderbniſſes einer ganzen Periode als der Thorheit und Beſchränktheit gewiſſer Stände und Verhältniſſe; er züchtigt nicht den Menſchen, ſondern die Menſchen; enthüllt weder die Widerſprüche und Sophismen, die in jeder Bruſt ſchlafen, noch das innere Getriebe eines Jahrhunderts oder einer Nation, ſondern vorzugsweiſe nur das Verkommene, Rohe, Stumpfe, Heuchleriſche, was ſich in eine alternde Geſellſchaft, in abgeſtorbene Culturzuſtände zu miſchen pflegt. Drum bewegen wir uns in ſeinen ſatyriſchen Briefen in einem ſo engen Kreiſe von Menſchen und in einem noch engeren von Geſichtspunkten. Da verlangt ein Landjunker einen Hofmeiſter für ſeine Kinder: „Leſen Sie mir einen hübſchen geſunden Kerl aus. Sie wiſſen es ſelbſt, daß bei mir weder Menſchen noch Vieh Noth leiden ... Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein verſteht, ſich in Wäſche und Kleidung reinlich und ſauber hält, franzöſiſch und italiäniſch ſprechen kann, die Mathematik verſteht, Verſe macht ſo viel man für's Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kann u. ſ. w. Dafür ſoll er bei meinen Kindern auf der Stube freie Wohnung haben, mit dem Kammerdiener eſſen, und jährlich funfzig Gulden bekommen" u. ſ. w.**) Oder ein Magiſter bittet ein Kammermädchen um Fürſprache für eine Hofmeiſterſtelle und erklärt in der Nachſchrift: „er ſei ſehr geneigt, zu ſeiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten." — Eine

*) „Vom Mißbrauche der Satyre." — Schriften I. S. 93.
**) Sämmtl. Schriften III. 19.

leichtsinnige „Priesterwittwe“ weiß den Nachfolger im Amte auch zum Nachfolger im Ehestande zu machen. Oder ein Obrist empfiehlt einem Freunde seinen Feldprediger, einen rohen Gesellen, als Landpfarrer: „seinethalben magst Du leben wie Du willst. Und wenn Du heute zum Teufel fährst, so fährt er morgen nach.“ „Wenn ich ein Bauer wäre, so lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich sonst nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande und für uns, die wir alte Landedelleute sind, sieht das andächtige Kopfhängen sehr albern aus.“ — Und der Feldprediger selbst empfiehlt sich mit der Versicherung: „Wenn er mir giebt, was mir gehört, so mag er leben, wie er will. Mit Schmälen und Predigen macht man euch Herren nicht frömmer ... Ich kenne die Welt besser. Saufen und ..... ist bei Herren von Ihrer Art und Erziehung außer den Ahnen immer noch das Einzige, womit Sie sich von uns bürgerlichem Pöbel unterscheiden.“ — Ein solcher in den letzten Worten durchblickender Zug des bürgerlichen Widerwillens gegen sociale Uebelstände findet sich auch sonst nicht selten bei Rabener, so vorsichtig er übrigens in seinen Aeußerungen ist;*) so z. B. läßt er einen Schulmeister sich wegen seiner Unwissenheit rechtfertigen: „Rechnen und Schreiben ist auch meine Sache nicht; aber was thut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner Statt thut. Ich denke ja wohl, das geschieht in den meisten Aemtern, daß einer den Titel und die Besoldung hat, und einen großen Jungen für sich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht ist, das wird doch bei einem armen Dorfschulmeister auch angehen.“ **) — Ebenso könnten wir daran erinnern, daß eine große Anzahl seiner Satyren die Bestechlichkeit der Richter und Beamten in ihren verschiedenen Gestalten verfolgt.

Gerade diese ernste sittliche Züchtigung mochte dem Satyriker die meisten Anfeindungen zuziehen, so streng er auch alles Ungeziemende vermied; im Unmuthe über solche Verkennung verzweifelt er an seiner Wirksamkeit im Vaterlande.***) „Ueberhaupt ist wohl Deutschland das Land nicht, in welchem eine billige und bessernde Satyre es wagen darf, ihr

*) In Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern heißt es S. 71. Satyren B. IV.: „Kleine Schelme entschuldige ich noch immer eher als Schelme von Stande; diese schaden mehr und werden seltner bestraft ... Der Kerl (ein Dieb) verdient seine Strafe; ich kenne aber auch den Beamten, welcher der größte Böswicht im Lande ist, und unter dem scheinbaren Vorwande, das landesherrschaftliche Interesse zu beobachten, Steuern und Gaben der Verfassung gemäß einzutreiben und die Justiz zu befördern, eine ganze Pflege seufzender Unterthanen mit seiner legalen und schreibenden Bande plündert.“ —

**) Schriften III. Satyrische Briefe. — S. 49.

***) In der Vorrede zum 4. Theil seiner Satyren. S. 9.

Haupt mit der Freimüthigkeit empor zu heben, mit welcher ſie gewohnt iſt, die Laſter oder die Thorheiten der Menſchen zu ſtrafen. Es giebt Städte in Deutſchland, in denen man nur beſchäftigt iſt, Reichthümer zu ſammeln, in denen man kein Laſter weiter kennt als die Armuth. Wer wird es wagen dürfen, ihren feiſten Bürgern zu ſagen, daß ſie laſterhaft ſind, weil ſie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß ſie Thoren ſind, weil ſie auf ihren erwucherten Reichthum ſtolz ſein können? Es giebt mächtige Städte in Deutſchland, wo man unter dem prächtigſten Aufwande ſeine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen ſeine innerliche Unruhe zu verbergen ſucht, wo man ſeinen Freund küßt und umarmt, um ihn niederzuwerfen, wo man über alle Sachen in einem entſcheidenden Tone urtheilet, um ſeine Unwiſſenheit nicht zu verrathen; wo man ein pöbelhaftes Pasquill mit lautem Beifall annimmt und ausbreitet, weil man den einzigen Unglücklichen kennt, den es trifft, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satyre für ein gefährliches Pasquill hält, weil ſie auf hundert Perſonen paſſen kann, und weil dieſe hundert Perſonen vielleicht noch fühlen, daß ſie Thoren ſind, aber zugleich auch denjenigen verabſcheuen, der ſie an ihre Thorheit erinnert. Und was ſoll ich von denen Städten ſagen, welche ein Sitz der ſchönen Wiſſenſchaften ſind, und wo es ein öffentlicher Beruf iſt, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht iſt hier die Satyre an der Hand ihrer Schweſter, der Moral, beliebt und ſicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Urſache, ſich vor der Satyre zu fürchten. Gemeiniglich ſind ſie die erſten, die ſie verdammen, es müßte denn eine Satyre aus dem Horaz ſein, welcher ſie unmöglich gemeint haben kann."

Wie groß auch die Achtung ſein mochte, womit Rabener, der vertraute Freund eines Gellert, von der Religion ſprach, ſo unumwunden er auch ihre Gegner angriff*) — ſo ſcheint dies Alles ihn doch nicht vor Anfeindungen und phariſäiſchen Verketzerungen geſchützt zu haben; namentlich über einen blinden hierarchiſchen Verfolgungsgeiſt (denn auch Verleumdung iſt Verfolgung) hatte er ſich zu beklagen: „Im figürlichen Verſtande — ſchreibt er im „Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs" —

*) In der Abhandlung von Sprüchwörtern, Satyren IV. 135 ff., ſchildert er z. B. einen jungen Grafen, den die Mutter „zum Chriſtenthum prügeln" wollte; der dann jene „maſchinenmäßige Andacht" abſchüttelte und endlich einem Engländer in die Hände fiel, der als „witziger Freigeiſt" ihm auf die luſtigſte Art zeigte: „daß die ganze Religion ein Geſpenſt für kriechende Geiſter, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen ſei." — Nun habe er beim Punſch über die chriſtliche Dummheit, die einen Gott glaube, geſpottet; bis ſeine Ausſchweifungen ihn verzehrten. „Er ſtarb mit der Angſt eines Menſchen, der ſich wider die innern Regungen ſeiner Seele ſo lange Mühe gegeben hat, ſich und Andere zu bereden, daß kein Gott ſei."

heißt ehrwürdig so viel als schwarz, und ein ehrwürdiger Mann so viel als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind Viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet als das schwarze Kleid .... Sie werden ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unserer Sprache das böse Gewissen heißt."

Die Zeit ist vorüber, wo man die falsche Maske der Religion nicht angreifen durfte, ohne von den verblendeten oder heuchlerischen Wächtern des Glaubens als Ungläubiger verdächtigt oder verfolgt zu werden. Die Nemesis ist nicht ausgeblieben, so daß gegenwärtig mehr Muth dazu gehört, die lauterste religiöse Ueberzeugung des Herzens auszusprechen als sie anzufechten.*)

Käſtner.

Als dritten Mann in dieser Reihe der Satyriker nennen wir A. G. Käſtner (1719—1800). Wenn Liscow uns über das letzte bestimmende Wort seiner Seele, über sein innerstes Verhältniß zum Christenthum eigentlich immer in Ungewißheit läßt: so sind wir bei Käſtner stets im Klaren über den positiven Hintergrund seiner Ueberzeugungen.

Dem ersten Stadium der literarischen Bewegung von Gottsched bis Klopstock eifrig zugethan, betheiligte er sich daran durch mehrere Versuche, die seinen Namen auf diesem Gebiete schwerlich der Vergessenheit entrissen hätten, wenn ihnen nicht sein satyrisches Talent in den Sinngedichten zu Hülfe gekommen wäre. In diesen ist er der Satyriker der Neuerung; überall in der literarischen wie in der politischen und religiösen Neuerung sieht er den faulen Fleck, den schwachen angreifbaren Punkt; mochte dieser in der Sache oder in den Personen liegen, er verfolgte ihn mit den Waffen des Witzes und Spottes. Ob er durch diese satyrischen Angriffe das innerste Wesen einer Richtung oder eine Zufälligkeit traf, die nur an ihrer zeitlichen Oberfläche haftete: darum kümmerte er sich nicht, und als satyrischer Dichter, von dem wir ja nicht ein letztes weltgeschichtliches Urtheil, nicht das unparteiische Abwägen des Historikers verlangen, brauchte er das auch nicht. — Seinem nüchternen kritischen Sinne widerstand alles Unwahre, alles Verstiegene, alles was den innern Stempel der Echtheit verleugnete, alles was auch nur von ferne an Marktschreierei und an

*) Obige Worte wurden im Jahre 1847 niedergeschrieben. Im Jahre 1857 ist wieder ein Muth anderer Art erforderlich, wenn man noch an das Recht seiner Ueberzeugung glauben will. —

Modenarrheit grenzte. Einer solchen Kritik bietet die Masse der Menschen zu allen Zeiten reichen Stoff dar; immer sind es nur die Wenigen, die dem innern Rufe der Seele, der eigenen reifen Ueberzeugung im Leben und Denken folgen; die große Mehrzahl folgt fremden Antrieben, um sie dann zu überbieten und zu entstellen. Hatten Andere die Lächerlichkeit des verrotteten, erstarrten Alten, des oft rohen oft heuchlerischen Bestehenden hervorgehoben, so bezahlte Kästner nun die Trompeter und Hanswurste der sich überstürzenden Neuerung mit gleicher Münze, ohne deshalb das Alte unbedingt und überall in Schutz zu nehmen.

Oft gilt sein Angriff nicht einer besondern Zeit oder Richtung, sondern der Kehrseite des menschlichen Geschlechtes überhaupt. So wenn er Kepler beklagt, den man fast verhungern ließ:

— — „Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot."

oder wenn er in der Abhandlung: „Haben die Astronomen klug daran gethan, daß sie ehrlich gewesen sind?" *) bemerkt: „Niemand hat mehr Gelegenheit, der Menschen, hauptsächlich der Thoren, Gesinnungen und Neigungen kennen zu lernen als ein Wahrsager."

Für seine nächste Umgebung, für sein Göttingen (wohin er aus Leipzig berufen worden 1756) war er so wenig parteiisch, daß er, den dortigen gänzlichen Mangel an Sinn für Poesie beklagend, ausrufen konnte (1760 oder 1761):

„Hier mußt du, wenn man dir was Gründliches soll sagen,
Nach Würsten und Kartoffeln fragen." —

Um so eifriger war er dort als Aeltester der „deutschen Gesellschaft" für Hebung und Ausbildung des Geschmacks an vaterländischer Literatur thätig, wie er schon in Leipzig ein regsames Mitglied der „Rednergesellschaft" gewesen, die sich vorzüglich mit „Uebungen in der deutschen Beredsamkeit" beschäftigte.**) Für die Ehre seines Vaterlandes in der Literatur und im Felde hatte er ein treues deutsches Herz. Drum zeigt er freudig auf Friedrich (1757) im Sinngedichte: „Deutschlands gerettete Ehre," nachdem Gallier und Briten den Deutschen lange genug „tief unter sich gesetzt;" aber mit gerechtem Selbstgefühle fragt er den großen König:

„O König, Deutschlands Ruhm! weswegen zieht dein Ohr
Vom Volk, das du besiegst, die Sprache — deiner vor?" —

Wohl dürfe er (Kästner) vom Lobe des Galliers schweigen, da dieser genug selbst davon spreche; nie seien seine Landsleute des Namens „Deutsche" werth gewesen, nichts seien sie als „Franzen-Affen."

*) Gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Berlin 1841. — Th. IV. S. 175.

**) Werke IV. S. 203 und 210.

Auch nur in dieſem Lichte der geiſtloſen unſelbſtändigen Nachahmerei des Fremden erſchien ihm der politiſche Neuerungstrieb, der in Deutſchland ſich der franzöſiſchen Revolution bewundernd zuwandte:

„Bewundernd haben ſie ſonſt die Messieurs verehrt,
Wie ſie bewundernd nun die Citoyens begaffen."

Mit dem bittern Spotte des Patrioten, dem keine täuſchenden Worte die ſchmähliche Wirklichkeit verhüllten, legt er den Franzoſen die völkerbeglückende „Freiheitserklärung" *) in den Mund:

„Frei ſeid ihr nun und Brüder! Gleich beglückt!
Sie ſind geſtürzt, die euch bisher gedrückt!
Was ſie von euch ſo lange Zeit genommen:
Das müſſen wir, und noch viel mehr bekommen;
Was eure Städte ſonſt geziert,
Wird unſrer Hauptſtadt zugeführt;
Auch werdet ihr uns, die wir euch befrein,
Voll Dankbarkeit gehorſam ſein." —

In einem Geſichte der Offenbarung Johannis ſchildert er die Schrecken der franzöſiſchen Revolution in Paris:

„Es ſündigten mit ihr die Könige der Erden,
Durch ihren Zauberkelch ward alle Welt bethört,
Gefallen nun! bewohnt von Teufeln und zerſtört!
Um Blut das ſie vergoß, verdammt nie froh zu werden!
Das Bild, das ſich dem Seher wies,
War Babel ihm, iſt uns — —" (Paris)

In der Art, wie die Revolution ihre eigenen Kinder verſchlang, ſah er die Geſetze der Hölle ſich offenbaren; über Cüſtine's Hinrichtung ſchrieb er:

„Mit Qual und Tod belohnt er ſeine Diener,
Der Satan. — Wer das jetzt noch lehrt,
Den hält man nicht für aufgeklärt;
So lohnen doch die Jakobiner!" —

Aber wir würden uns irren, wenn wir bei dem Manne, der die Verirrungen der franzöſiſchen Revolution und ihre Bewunderer verabſcheut, nun Knechtsſinn gegen alle Vorurtheile und Mißbräuche vorausſetzten; er beklagt es **): daß der Deutſche Alles über den Rhein herhole: Moden, Kochkunſt, Wein, Sprache, nur nicht den Ehrgeiz für das Vaterland, nur nicht die Achtung „für Kunſt und Wiſſen" neben Rang und Geburt. Er ſtellt allerdings den Fürſten hoch, aber um ſeines hohen Berufes willen, den er ganz ideell, ganz ſittlich faßt:

— — „mit Weisheit und mit Macht
Dem Glück von Tauſenden ſein Leben ganz zu weih'n."

*) Werke I. S. 92.
**) W. I. 85. „In ein Stammbuch eines Franzoſen."

Er achtet den Unterſchied der Stände, lacht aber über jede hohle Anmaßung, die ſich ohne geiſtigen Adel an den nominellen klammert:

„Von Leibnitz und von Wolf hab' ich mir ſtets gedacht:
Hochwohlgeboren nicht, und nur Hochwohlgemacht.
Auch meint' ich über ſie nicht bei der Benennung zu lachen;
Denn wirklich iſt ja nichts aus manchem Gebornen zu machen."

Die erſchlaffende geiſtige Verzärtelung der neuen Pädagogik züchtigt er mit derſelben Schärfe wie die theologiſche Umwälzung. Zu ſeiner Zeit habe der Mann das Kind zu ſich heraufgezogen; jetzt kauere das pädagogiſche Männlein zum lieben Kindlein hin; drum verwahrt er ſich dagegen, daß man Baſedow „Göttingens Pädagogen" nenne; nur ſeine Frau habe er dort erzogen:

„Und hätte die Verſtand bei ſeiner Zucht bekommen,
So hätte ſie ihn nicht genommen."

Von den neuen Theologen und ihren rationaliſtiſchen Deutungen der Schrift ſcherzte er: ſie brauchten die Bibel wie ein Futteral, in welches ſie ihre artigſten Spielſachen hineinlegten.*) — Er fragt: „Was heißt jetzt, in der Gelehrſamkeit mit ſeiner Zeit fortgehen?" und antwortet:

„In der Mathematik: immer mehr wiſſen.
In der Theologie: immer weniger glauben.
In der Philoſophie: immer neue Sprachen reden."

Er verläßt den Scherz, wenn er an den Gedanken eines Kirchenvaters: „die Bibel ſei ein Gewäſſer, in dem ein Elephant ſchwimmen könne, aber ein Lamm durchwaten" — die Frage knüpft: „Wenn aber nun die Herren Elephanten (die neuen Theologen), die Stärke und Geſchicklichkeit ihrer Füße zu zeigen, das Waſſer ſo trüb und unruhig machen, daß manches arme Lamm verzagen möchte eine Furth zu finden?" — Er bleibt in dieſem Tone des Ernſtes, wo er die Religion Homers und die der Bibel vergleicht.**) „An der Religion Homer's haben die ſchönſten und größten Geiſter des Alterthums, Dichter und Philoſophen gearbeitet, ſie auszuputzen und vernünftig, geheimnißvoll, lehrreich darzuſtellen, und doch aus ihr nichts weiter machen können als eine Sammlung unterhaltender, nicht gar zu gut moraliſcher Mährchen(?)." — „An der Religion der Bibel haben Rabbinen, Scholaſtiker, Exegeten, Homileten, Biſchöfe, Superintendenten, Metropolitanen und Ordinarii gearbeitet, ſie zu verſtümmeln, durch Zuſätze zu verderben, durch die Einkleidung zu verſtellen. Und trotz allen dieſen Bemühungen iſt ſie das Erhabenſte geblieben, was ein menſchlicher Verſtand denken kann." — Käſtner ſpricht hier nicht von

*) Werke I. 149.
**) Werke IV. 138. „Zwei Religionen."

dem Ursprung und dem wahren Sinne der griechischen Mythologie (hierüber hegte er übrigens wahrscheinlich eine sehr dürftige Ansicht: als sei sie etwas Erfundenes, Ausgesonnenes, Eingekleidetes u. s. w.), sondern von ihrer späteren Bearbeitung; und hier hat seine Vergleichung mit den oft genug nur entstellenden Bearbeitungen der Bibel eine große schon von Vielen bemerkte Wahrheit.

Sehr bezeichnend für Kästner in religiöser Hinsicht ist sein Urtheil über Lavaters geheimes Tagebuch; in Stimmung, Gemüth, Charakter kann man sich keine ungleicheren Menschen denken als Kästners pfeilartige und Lavaters flammende Natur; und doch läßt der Göttingische Mathematiker dem Zürcher Pastor noch mehr Gerechtigkeit widerfahren, als man bei solcher Verschiedenheit erwarten sollte. Zwar macht er gegen einige ihm überspannt scheinende Forderungen der sinnlichen Religiosität*) Lavaters hie und da Einwendungen, die ein strengerer Sinn als widrigen Cynismus abweisen würde. An solchen Stellen spricht aber mehr der Kitzel des Spottes und Witzes, dem Kästner nicht zu widerstehen vermochte, als seine wahrste Ueberzeugung. Diese letztere hören wir, wenn er in demselben Aufsatze bemerkt: „Ueberhaupt scheinen diese Grundsätze (Lavaters) allzusehr auf den spekulativen Gottesdienst gerichtet, auf fromme Empfindungen, die ohne Zweifel die erhabensten, selbst die angenehmsten sind, deren Menschen fähig sind, denen wir uns aber nach den Absichten Gottes eben deswegen nicht allemal überlassen können, weil er uns allerlei irdische Geschäfte aufgelegt hat." — Diese ziemlich auf der Hand liegende Wahrheit entgieng Lavatern gewiß so wenig als die andere daran geknüpfte: „daß es auch Gottesdienst sei, diese Geschäfte auszurichten." — Wichtiger für Lavaters Beurtheilung ist eine andere Bemerkung Kästners**): es scheine, als erfordere er zur Gesundheit einen beständigen elektrischen Zustand, und glaube nicht Wärme genug zu haben, wenn er nicht Funken von sich gebe. „Sollte er hierin und überhaupt in der Strenge seiner Sittenlehre zu weit gehen, so ist dieses Uebertriebene doch offenbar eine Folge eines ernsten und tiefen Nachdenkens und der vortrefflichsten Gesinnungen, nur in einem Gemüthe, dessen Hauptzug eine außerordentliche Lebhaftigkeit ist, die nichts mittelmäßig denkt oder empfindet ... Seine Sätze, wo sie von gemeinen Meinungen abzugehen scheinen, lassen sich nicht ... durch eine kurze Beurtheilung niederschlagen."

*) Z. B. „Ich will nichts thun, das ich unterlassen würde, wann Jesus Christus sichtbar vor mir stünde." — W. IV. 178.

**) W. IV. S. 183.

In dem Lehrgedichte*) „Gedanken über den Streit zwiſchen Vernunft und Glauben“ (von 1740 oder 1741?) wagt er ſich an ein Thema, das noch jetzt, hundert Jahre ſpäter, die Geiſter bewegt und trennt; im Geiſte der Wolfiſchen Philoſophie ſucht er beide, Vernunft und Glauben, in ihrem Rechte und in ihren Grenzen zu behaupten:

„Mit Rechte wird bei euch des Zankes Grund geſuchet,
Du der des Glaubens lacht, du der der Weisheit fluchet,
Der, wenn er die Vernunft mit ſteifen Füßen tritt,
Meint, es geſchehe Gott ein großer Dienſt damit.“

Es lag in den Bedingungen jener Zeit, daß er die Rechte der Vernunft gegen die damalige entgeiſtete Orthodoxie und den ſchon entartenden Pietismus mit noch größerem Nachdrucke verfocht als den Glauben gegen die „Freigeiſter“:

„Wenn Glauben und Vernunft einander widerſprechen,
So iſt der Glaube falſch. Die Schuld von dem Verbrechen,
In das der Freigeiſt fällt, gehört dem Lehrer zu,
Der auf den Freigeiſt ſchmäht.“ — —

Nach Käſtner widerſprechen ſich Vernunft und Glauben ſo wenig, daß ſie ſich vielmehr ergänzen; wo jene ſich verdunkelt, da fängt dieſer zu leuchten an:

„Nein, göttliche Vernunft, nie ward dein wahrer Freund
Auf eigne Kräfte kühn, der Offenbarung feind.
Geleitet durch dein Licht bis an der Menſchheit Grenzen,
Sieht er, wo du ihm fehlſt, der Gnade Strahlen glänzen.“

Sein Sinn geht entſchieden auf ein durch Wolfiſche Demonſtration, durch mathematiſche Beweisführung gefeſtigtes Chriſtenthum:

„O glücklich, wen Vernunft ſo wie der Glaube lenkt:
Der beider Werth verehrt, und wann er glaubt, auch denkt.
Als göttlich wird bei ihm nicht alte Meinung gelten;
Die Freunde der Vernunft wird er nicht Ketzer ſchelten;
Den Freigeiſt, welcher ſonſt des Eifers Zorn verlacht,
Hat er durch Grund und Schluß zum Glauben oft gebracht;
Und ſelbſt ein ſchwacher Sinn lernt mehr durch ſeine Lehren
Als Gott gedankenlos mit heil'gen Formeln ehren.“

Daß dieſe Grundſätze nicht bloßes Schulwiſſen in ihm waren, ſondern eine ihn durch das Leben begleitende Grundſtimmung, bezeugt die Grabſchrift, die ſich der achtzigjährige Greis (2. Juni 1800) achtzehn Tage vor ſeinem Tode ſelbſt ſetzte:

„Von Müh' und Arbeit voll, kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in Deſſen Dienſt, der Trieb und Kraft verleiht;
Im Glauben an den Sohn, der ſich für uns gegeben,
Ging ich getroſt zur Ewigkeit.“

*) W. II. S. 100.

Man hat es öfter bemerkt, daß zur Satyre hinneigende Naturen nicht selten einen Grundton von Sentimentalität in sich tragen, der mit jener ätzenden Schärfe des Spottes grell contrastirt; so bei Käſtner. Einige seiner Gedichte, wie „Abschied aus dem Zimmer, in welchem ich erzogen worden“ *) oder „Auf meinen seligen Vater“ u. a. sind mit einer Weichheit, mit einem Zuge der Melancholie**) geschrieben, die uns den Mathematiker und den Satyriker ganz vergessen lassen; schlichte Töne eines kindlichen Gefühls.

Schon die mitgetheilten Muster aus seinen Lehrgedichten zeigen, daß seine Poesie — wenn man seinen gereimten Abhandlungen diesen Namen zugestehen will — ganz der Gottsched-Gellertschen Bildungsstufe angehört und also höchstens des Inhaltes wegen Beachtung verdient. Ganz in dieser Art ist das „philosophische Gedicht von den Kometen“ (1744), das mit den Versen anhebt:

„Mein Lied beschreibt den Stern, der weit von unsern Kreisen,
Nur selten sich uns naht, uns Kopf und Schweif zu weisen.“

Ebenso die „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu sein;“***) oder „der Nutzen der schönen Wissenschaften beim Vortrage philosophischer Lehren“ (1742). —

Diesem Gottschedischen Standpunkte fehlte auch bei Käſtner die Fähigkeit, die späterhin so rasch und stürmisch erfolgende Entwicklung unserer poetischen Bildung zu würdigen; war er mit der übermüthigen Kritik des jungen Dichtergeschlechtes,†) mit den „Critiker-Jungen“ unzufrieden, so hatte er ein Recht dazu; dagegen werden wir ihn nur mit Lächeln über Goethe's Werther urtheilen hören: „Wenn Grandison eine Marionette ist,††) so ist Werther nichts als ein Speiteufel, der prasselt, dampft und zerplatzt mit Gestank, ohne was anders gethan zu haben, als daß er etliche Jungen ergötzt.“ — Von 1770 an abwärts hörte für Käſtner die klassische deutsche Literatur auf; in seiner frühreifen Bildung (im dreizehn-

---

*) W. II. 58.

**) „Mehr als die Luft von allen Eitelkeiten
Ist Schwermuth werth, die uns zum Heil uns kränkt!“
(Werke II. 60.)

***) W. II. 76.

†) „Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen!
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.“
(W. I. 46.)

††) So hatte Schlosser in den Ephemeriden der Menschheit über Grandison geurtheilt. (Käſtner's Werke II. S. 124.)

ten Jahre war er Student, im ſechzehnten Baccalaureus; Latein war beinahe ſeine Mutterſprache) lag viel zu wenig produktive Kraft und Naturfriſche, als daß ſie Raum hätte haben können für den kühnen Gang unſerer klaſſiſchen Literatur. Nicht als Hervorbringer, nur als ſpottender Zuſchauer hat er eine Bedeutung in ihr; aber eben als Zuſchauer iſt ſeine Stellung eine oft lehrreiche und immer eigenthümliche.

In dieſem Sinne werden wir alſo Leſſings Urtheil über Käſtner beſchränken müſſen; beſchränken, ſobald man das „Genie," das er an ihm bewundert, auch auf ſeine poetiſche Thätigkeit ausdehnen wollte. „Selten — ſagt Leſſing — werden ſich der Gelehrte und der Philoſoph, noch ſeltener der Philoſoph und der Meßkünſtler, am allerſeltenſten der Meßkünſtler und der ſchöne Geiſt in Einer Perſon beiſammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kommt nur dem wahrhaften Genie zu, das ſich für die menſchliche Erkenntniß überhaupt, und nicht bloß für einzelne Theile derſelben geſchaffen zu ſein fühlt .... Gegenwärtige vermiſchte Schriften könnten auch dem beſten unſerer witzigen Köpfe einen Namen machen, deſſen er ſich nicht zu ſchämen hätte."

Haller und Käſtner haben durch den Glanz ihres gelehrten Namens wie Gellert durch das Anſehen ſeines moraliſchen Charakters gleich ſehr für die Anerkennung der deutſchen Literatur unter den Deutſchen ſelber gewirkt.

Zweites Kapitel.

Regungen einer Emancipation des Naturalismus in der poetiſchen Literatur.

Bisher haben wir einen Dichterkreis beſprochen, deſſen gemeinſamer Charakter darin liegt, in Glauben und Sitte ſich an die überlieferte chriſtliche Weltanſchauung anzuſchließen. Allerdings wollen ſie *reformirend* auf Sitte und Leben einwirken — denn jede *ernſtere* poetiſche Beſtrebung muß, ihrem innerſten Triebe gemäß, reformiren, d. h. belebend, reinigend, erhebend ihre Zeit anfaſſen und bewegen — aber die Grundlagen des chriſtlichen Glaubens und der bürgerlich-chriſtlichen Sittlichkeit gelten ihnen im Weſentlichen als unantaſtbar.

Gleichzeitig aber mit jener erſten Gruppe bildete ſich eine zweite, die, ohne mit Kirche und Sitte offen zu brechen, dem ſtoiſchen Principe das epikuriſche, dem Spiritualismus den ſinnlichen Realismus entgegenſtellt und — ſtatt wie die Vorigen an Bibel und Chriſtenthum feſtzuhalten — lieber zu Anakreon und Horaz zurückkehrt.

Schon in dieſer Vorbereitungs-Periode der neuen Literatur machen ſich die beiden Richtungen geltend, durch deren Gegenwirkung und Verbindung hauptſächlich eine neue Zeit bei uns entſtanden iſt: dort nämlich die Neubelebung der chriſtlichen, hier die Auferweckung der antiken Bildung und Sinnesweiſe.

1. Hagedorn.

(1708—1754.)

Wie wir Haller an die Spitze der ernſten religiöſen Dichterſchule ſtellten, ſo gehört ſein Altersgenoſſe Hagedorn (aus Hamburg) unter die

Chorführer*) der Sänger des Genusses, der Lebensluft, des sich befreienden Naturalismus. In seinen moralischen und epigrammatischen Gedichten, noch mehr in den Fabeln und Erzählungen und den Oden und Liedern**) hat er, nach dem Vorbilde seines Lehrers Horaz, und oft von den leichteren französischen Dichtern angeregt, jene Lebensweisheit gelehrt, die in der Entfernung vom Schein und Drucke der großen Welt, der steifen unwahren Sitte, in der Befriedigung und Befreiung des natürlichen Menschen, im Gleichgewichte unserer verständigen betrachtenden und unserer sinnlichen Natur — das Glück und den Zweck des Lebens findet. — Daß diese Weisheit des Lebemannes von Hagedorn nicht nur als Spiel der Dichtung, sondern als Resultat seiner Weltansicht geltend gemacht und als praktische Lebensmaxime befolgt wurde, beweisen seine Briefe an Liscow.***) Eine solche Uebereinstimmung des Dichters und des Menschen — wie man auch sonst über beide denken mag — ist gewiß menschlich

*) Als rohe Uebertreibung der Hagedorn'schen Richtung führen wir gleich neben ihm Rost's Versuch von Schäfergedichten 1744 und seine „Vermischten Gedichte" (1769 nach des Verfassers Tode herausgegeben) an. Rost ist in seiner lüstern spannenden und dann glatt entschlüpfenden Manier der entschiedenste Vorläufer Wielands. Er schildert sich selbst im Anfange des „Vorspiels, ein Satyrisch-Episches Gedicht in 5 Büchern" (1742):

„Ich, der ich sonst geglaubt, daß ich geboren wäre
Des Bacchus ächter Knecht, ein Priester der Zythere,
Voll wie Anakreon, stark wie Ovid zu sein,
Vergesse diesesmal die Liebe und den Wein" u. s. w.

Die vielen krassen Stellen in Rost sind nur eine verfeinerte Aufwärmung der obscönen Roheit mancher Erzeugnisse des 17. Jahrhunderts, z. B. des Flagellium Salutis etc. Frankfurt 1698. — „des Corpus juris Foeminini d. i. uhraltes Weiberrecht" u. a.

Derselbe Rost moralisirt übrigens an andern Stellen mit dreister Stirne:

„Die Tugend ist des Lebens werth zu achten,
Und wer sie treibt, erfüllt der Vorsicht weises Ziel."

**) Des Herrn Friedrichs von Hagedorn sämmtliche poetische Werke. 3 Theile. 1771. Hamburg.

***) In diesen Briefen, die Helbig herausgegeben („Ch. L. Liscow. Ein Beitrag" u. s. w. S. 44 ff.), finden sich Aeußerungen, die ihn eben sowohl im Gegensatze gegen die Orthodoxie als gegen die strengere religiöse Moral zeigen: „Je vois — schreibt H. 14. October 1739 — que de la façon dont Vous Vous y prenés il y aura peu de pontifes de nôtre église et plutôt de la Vôtre, que Vous ne sçauriez rendre moins dogmatiques et positifs par Vos doutes et à qui Vos veilles ne puissent ôter peu chrétiennement comme à moi le bon somme, qui a été si longtems en droit d'appésantir les paupières des gens d'église. Je crains un peu pour Mosheim" . . . etc. etc. Und am 28. Decbr. 1739: „Ce n'est pas à Vous qu'il faut prôner les avantages de la liberté. Vous en êtes trop vivement persuadé, et si Vous étiez un peu plus voluptueux, Vous sentiriez encore plus la liberté académique dont on jouit à Leipzig. Les lumières de la volupté sont les seules qui Vous manquent. Avec elles Vous seriez un homme parfait. Mais le Seigneur n'accorde pas toutes les graçes à un seul individu. Il partage les

wahrer und der Würde der Poeſie gemäßer als jene charakterloſe, philiſterhafte völlige Trennung deſſen, was der Dichter als ſolcher fühle und lehre und was er als Menſch ſei, wie ſie z. B. Wieland ſtets für ſich in Anſpruch nehmen wollte. Aufrichtigkeit und Ganzheit der Geſinnung, des empfindenden und handelnden Menſchen ſteht uns — auch wann ſie ſich geiſtig und ſittlich verirrte — ungleich höher als die ſchwächliche unklare Halbheit, die zwiſchen Gelüſt und That ſtehen bleibt und weder im Guten noch im Schlimmen zur Entſcheidung reift; auch iſt in der Regel ſelbſt an den Verirrungen des Erſteren mehr zu lernen als an allen Winkelzügen des Zweiten.

Hagedorn hat zwar auch religiöſe Anklänge; er bringt ein „allgemeines Gebet“ nach Pope:

— — „Weiſe, Heilige, Barbaren fühlen, denken und bekennen
Dich, du Urſprung aller Dinge! Unerforſchter Geiſt der Kraft.“

auch ein ſechsſeitiges Lied: „Schriftmäßige Betrachtungen über einige Eigenſchaften Gottes“:

„Herr, deſſen Weisheit ewig iſt!
Herr, der du aller Weſen Quelle,
Erhabner als der Himmel biſt,
Und tiefer als die tiefſte Hölle!
Wer mißt den Donner deiner Macht?
Du breiteſt aus die Mitternacht
Und zählſt die Stern' als eine Heerde.
Dem Winde giebſt du ſein Gewicht,
Dem Waſſer Maß, den Sonnen Licht,
Und hängſt an nichts die Laſt der Erde.“ — —
— — „Wo findet ſich der Weisheit Bahn?
Und wo iſt des Verſtandes Stätte?
Wer thut was Salomo gethan
Und ſucht ſie eifrig im Gebete?
Ihr, deren Dünkel alles mißt,
Trefft das kaum, was auf Erden iſt:
Wer will des Höchſten Himmel kennen?
Wir ſehn in ſeinem Licht das Licht;
Den hohen Augen glückt es nicht,
Das Weſen von dem Schein zu trennen.“

Doch iſt dies offenbar nicht der vorherrſchende Ton ſeiner Seele; auf ſeinem Gebiete fühlt er ſich erſt ganz, wenn er mit Horaz*) abwechſelnd

gouts comme les richesses.“ — — — „Vous y trouverez (à Leipzig) les dépositaires de tout l'esprit et de tout le gout des anciens et des modernes, qui par une modestie sans exemple se bornent au simple nom de Société allemande. Vous y verrez, Vous y toucherés peut-être tant de Belles, dont la Saxe est la pépinière, que Vous Vous y formerés le coeur sur les leurs“ etc. etc.

*) „Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter“ — So nennt ihn Hagedorn: „Moral. Gedichte“ I. S. 68. „Horaz.“

nach stoischen und epikurischen Maximen philosophirt; so in der „Glückseligkeit“ *):

„Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden:
Das Mittel zum Genuß der schnellen Lebensstunden,
Das, was allein mit Recht beneidenswürdig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.
Der ist des Weisen Theil. Die Nerven und die Stärke
Des männlichen Gemüths sind nicht des Zufalls Werke.“

oder wenn er, seiner antiken Philosophie getreu, alles Böse nur aus einem intellektuellen Mangel, einem Nicht-Wissen, herleitet: **)

„Stolz, Aberglaube, Zorn, Bewundrung, Geiz und Neid
Sind Alles was sie sind nur durch Unwissenheit;
Der Strom der Bosheit quillt aus Wahn und Unverstande.“

Wie Haller, der Berner, so schildert auch der republikanische Hamburger, Hagedorn, in den dunkelsten Farben die sittlichen Gefahren, die den Fürsten umgeben:

„Hat ihn der Himmel nicht mit seltner Kraft versehn,
So wird er nur zu schwach versuchern widerstehn.
Der Hoheit Selbstbetrug vereitelt seine Güte,
Der Schmeichler Hinterhalt umzingelt sein Gemüthe,
Nennt Unterdrückung Ernst, und Macht das höchste Gut,
List Klugheit, Leichtsinn Witz, und Kriegssucht Heldenmuth,
Verschwendung güldne Zeit, der Sitten Blendwerk Tugend,
Und alte Lüsternheit des Fürsten: neue Jugend.
So meisterlich erstickt der Sklaven Redekunst
In der Monarchen Brust den Keim der Menschengunst
Und raubt Gewaltigen das schönste Glück auf Erden,
Zu lieben wie man soll, und so geliebt zu werden.“

Mit fast historischer Sicherheit spricht auch er von einem „Stande der Natur“ und der allgemeinen Gleichheit, der unserer gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung vorausgegangen:

„Im Stande der Natur, als zu der Menschen Ruhm
Noch keine Herrschaft war, kein Rang, kein Eigenthum,
Da wollte die Vernunft und selbst die Triebe wollten,
Daß wir gesellig sein, daß wir gefallen sollten;
Dann war zu gleichem Glück im menschlichen Geschlecht
Der Zweck gemeinschaftlich und allgemein das Recht.
Dann schmückten jeden Tag die Freiheit und der Friede.
Wer wird, wo diese sind, des längsten Lebens müde?“

Diesen Naturstand malt er mit Vorliebe auch auf sittlichem Gebiete, als ein freies Gewährenlassen unserer irdischen Natur:

---

*) „Moralische Gedichte“ I. S. 14.
**) „Schreiben an einen Freund.“ — Moral. Ged. S. 33.

„Erfinder weiſer Schwermuthsgründe,
Wenn man bei euerm Klügeln lacht,
So rechnet's der Natur zur Sünde,
Daß ſie die Luſt ſo reizend macht.“ *)

„Phyllis“, „Daphnis“, „der Blumenkranz“, „Laurette“ u. a. m. gehören hieher; es iſt dies der Lieblings-Accord dieſes Dichters, den er darum auch in den Oden **) vorzugsweiſe wählt, z. B. im „Jüngling“, „Vergötterung“, „die Jugend“. Doch rechtfertigt er ſich im Gedicht „an die heutigen Enkratiten“ gegen Mißverſtand und Mißbrauch ſeiner naturaliſtiſchen Sätze: „Geſchmack und Wahl und Artigkeit ſeien die Grenzen der wahren Freude, und dem Pöbel bleibe unbewußt, wie Kluge zu genießen wiſſen.“

2. Gemmingen.

(1726—1791)

Eine mittlere Stellung zwiſchen Haller und Hagedorn, zwiſchen Chriſtenthum und Naturalismus nehmen der Freiherr von Gemmingen und Michaelis ein, die daher am beſten an dieſer Stelle genannt werden.

Gemmingen (1726—1791) gab zuerſt 1753, dann 1769 ſeine „Briefe nebſt andern poetiſchen und proſaiſchen Stücken“ heraus. Im Vorberichte erklärt er: „er wolle nicht geſtehen, zu welcher unter den zwei großen Faktionen ***) er gehöre, welche dermalen im Reiche der deutſchen Dichtkunſt herrſchen; beide haben große Männer unter ſich.“ Er beklagt es, in einem Lande zu leben †), „worin es zwar eine Menge großer Staatsleute und Gelehrten gebe, aber eine ſehr geringe Anzahl Männer von gutem Geſchmacke.“

Dies Land war Schwaben, deſſen damalige poetiſche Literatur er noch in einem beſondern Aufſatze „von dem Zuſtande der Dichtkunſt in Schwaben“ ††) beſpricht. Einem eifrigen Gegner der neuen aus Norddeutſchland hereinbrechenden Literatur legt er ironiſch die Vertheidigung der guten alten Uebung in den Mund: „Ich erinnere mich der glücklichen Zeiten gar wohl, daß noch (in Schwaben) der Name Leibnitz und

*) „Apollo, ein Hirt“. Aus den Fabeln und Erzählungen. II. S. 74.

**) Von denen er im Vorbericht noch zum Ueberfluſſe ſelbſt ſagt, daß ſie „nicht ſo ſehr den erhabenen als den gefälligen Charakter der Ode zu beſitzen wünſchen, durch welchen dieſelbe ihre Vorzüge reizender und geſellſchaftlich machet ... In dieſer Art der Ode haben ſich die freien Britten und vor Allen die ſingenden Franzoſen vorlängſt hervorgethan.“ — („Die neueren Franzoſen als Beförderer aller fröhlichen Wiſſenſchaften“ u. ſ. w.)

***) Die Zürcher und Leipziger Schule: Bodmer und Gottſched.

†) In Würtemberg.

††) „Poetiſche und proſaiſche Stücke.“ S. 115. — Braunſchweig 1769.

Wolf unbekannt war, den sich itzo ein jeder Student untersteht, ungestraft im Munde zu führen. Damals sah sich Schwaben in seiner alten Glückseligkeit. Die Geistlichen waren redliche Leute und trugen breite ehrwürdige Krägen, bei Hofe trank man guten Landwein statt des verderblichen Caffees, und auf der hohen Schule folgte man der Anweisung des großen Aristoteles, so wie ihn die Kirchenväter und andere gottselige Gelehrte von seiner heidnischen Blindheit gereinigt hatten. Aber nun ist es dahin dieses glückselige Alter" u. s. w.

Sechs Arten von Dichtern zählt er in seinem Vaterlande auf: Hofpoeten, Kanzlei-, Kirchen-, Universitäts-, Stadt- und Dorfpoeten; die erste Gattung wird beschrieben als eine Art von Menschen ungefähr zwischen fünf und sechs Schuh hoch (denn die größeren werden Heyduken) mit aufgeräumtem Gesicht und bordirter Weste; theils wegen der starken Getränke und des Tabaks, theils weil sie in einem gewissen Alter in Sekretaire oder Amtleute verwandelt werden, bringen sie ihr Leben (d. h. als Poeten) selten über dreißig Jahre. Ihr Amt sei: eine merkwürdige Veränderung in dem fürstlichen Hause, den Tod eines Anverwandten oder „wenn der Landesherr Pillen einnimmt", dem Volke bekannt zu machen und in zierlichen Bilderreimen, Anagrammen und Chronostichen zu besingen. Die Kirchenpoeten verfertigen „die Strophen, welche die Nachtwächter bei jeder Stunde absingen, die verbesserten Reime der alten Kirchengesänge" u. s. w. Die Universitätspoeten haben einen Vorsteher auf der hohen Schule, der zwar selbst kein Dichter sei, der aber desto unparteiischere und gründlichere Anweisungen ertheile. Der Zahl nach am stärksten seien die Stadtpoeten, ohne die kein angesehener Mann geboren werden, sich vermählen oder ein Amt bekommen, oder zur Ader lassen könne. Die Dorfpoeten endlich verbänden mit diesem noch ein anderes Handwerk, als Küster, Barbier, Organist oder Schulmeister; „wohnt ein Landjunker in der Nähe, so besorgen sie seine Geburts- und Namenstage und besingen den Ruhm seiner Voreltern."

Wie hier Gemmingens Satyre die damalige schwäbische Poesie geißelt, so wendet er sich mit ähnlichen Waffen gegen Alles, was durch Beschränktheit und Vorurtheil den Drang der neuen Zeit zurückhalten will. Mit Vorliebe richtet er seine Pfeile gegen die eigenen Standesgenossen, deren Unwissenheit und Armuth er mit ihren Ansprüchen im grellen Contraste zu zeigen sucht. Den Benedikt von Querlequitsch, einen deutschen Edelmann, läßt er an den Spanier Don Ranudo di Collibrados schreiben*): Seine Voreltern seien so sorgfältig auf die Erhaltung ihres Geschlechts gewesen, daß sie im Anfange alle diejenigen zu enterben ge-

*) „Briefe des deutschen Edelmanns." S. 126 ff.

droht, welche sich weit genug erniedrigen würden, Civilbedienungen anzunehmen oder gar Bürgermägdchen zu heirathen. Dieses Gesetz sei noch niemals übertreten worden, obschon die Enterbungen heut zu Tage gewisser Ursachen wegen keinen mehr abschrecken würden ... Für alte Häuser schicke es sich nicht, irgend ein öffentliches Amt anzunehmen. Es sei doch immer eine Art von Dienen damit verknüpft, welches mit ihrem Stande der Freiheit nicht bestehen könne.... Ihnen sei es geklagt, daß der Ruhm der Geschlechter und der Vorzug des deutschen Adels zu seinem Untergange eilet, da der leidige Geiz manchen angesehenen Mann von zwei und dreißig Ahnen überredet, Aemter anzunehmen, die seinen Stand entehren und sich allein für Advokaten und Rechtslehrer schicken .... Hierdurch werden alte Häuser mit gemeinen Bürgern in eine schimpfliche Gleichheit gesetzet und der ganze Unterschied der Stände verwirret."

In dem Briefe: „daß die Kaufmannschaft dem Adel nicht unanständig sei", spricht Gemmingen daher seine Freude darüber aus, „daß in den Privilegien der preußischen Handlungsgesellschaft dem Adel vergönnt sei, daran Theil zu nehmen." „In der That — setzt er hinzu — muß man sonst dem deutschen Adel die Ehre lassen, daß kein Stand in der Welt auf seinen Vorurtheilen hartnäckiger beharret als eben dieser." Und er schließt mit der Hoffnung: „daß unserm großen Friedrich vielleicht die Ehre aufbehalten sei, sein Vaterland auch von diesem unvernünftigen Vorurtheile zu reinigen." *).

Derselben Gesinnung begegnen wir in seinen Oden; in der „Eitelkeit der Ahnen" ruft er:

„Mir hat noch nie die grenzenlose Ehrsucht
Den kleinen Stolz auf Ahnen eingepräget.
Nie hieng mein Aug' an Rizner's oder Goldast's
Schmeichelnden Bildern."
— — „Hinweg mit euch, der längst verderbten Menschheit
Bewährten Zeugen! Mitternächt'ge Schatten
Bedecken dich, an schädlichen Exempeln
Fruchtbare Vorwelt!"

Einen ähnlichen Uebergang wie hier von der Satyre zum rednerischen Pathos zeigen andere Stellen: vom Spotte des Satyrikers, vom Schwunge des aufklärenden Reformers zu weicher schwermüthiger Sentimentalität, wie sie Wieland in seiner ersten Periode ausbeutete. Da heißt es in den „Gedanken bei dem Grabmale meines Vaters": „Geheime Thränen entschlüpfen dem Auge; ich liebe die Thränen; sie sind Zeugen einer zärtlichen Empfindung, einer namenlosen Wollust, die selbst aus der

*) Poet. u. prof. St. S. 136.

Betrübniß entſpringet; unfühlbar dem Weltmanne, der nicht in den Ton der zärteren Sinnen geſtimmt iſt ... Komm, mein Herz, hier gewährt dir dein Schickſal eine von den ſtillen Stunden" u. ſ. w. In demſelben Tone ſind die „Gedanken bei einer traurigen Gegend in Böhmen im öſterreichiſchen Lager" (1757) geſchrieben; oder die „Gedanken bei einer ſchönen Sommernacht im Lager zu Sqworetz" (drei Tage nach der Schlacht bei Collin); hier im Mondſchein*) ſeufzt er beim Anblicke der ſchlafenden Krieger — „Nationen bei Nationen gehäufet, eine empörte Welt zum Verderben" — über die unausſprechliche Thorheit der Menſchen, ihr Blut zu vergießen. Ihm grauſt vor dem Bilde des Schlachtfeldes: „Brüder von Brüdern erwürgt, blutige Hekatomben des Ehrgeizes." „Aber — ſo fragt er ſich — was für ein Schickſal hat mich mit dieſen Feinden der beſſern Natur verbunden ... Wer hat mich in dieſen Gefilden des Todes mit Helden gepaaret, Horaz und Popen mit mir? ... Erlöſe mich, mein Schickſal, aus dieſem blutigen Gefilde. Erlöſe mich auch aus der eiſernen Geſellſchaft dieſer fühlloſen Menſchen, denen Blut wie Waſſer iſt und ein vernünftiges Geſchöpfe wie der Wurm, der aufwallet und Staub wird. Vielleicht edlere Menſchen wie ich, vielleicht zu großen Thaten beſtimmt ... aber keine fühlenden Menſchen, nicht der zärteren Empfindungen fähig, und in den Ton nicht geſtimmt, den mir der Ewige gegeben!"

Eine ſolche mit der Welt und ihrem Treiben zerfallene Stimmung treibt den Menſchen nothwendig in die Einſamkeit, den Frommen in's Kloſter, den Dichter in die Stille der Natur; daher ſtimmt es vollkommen mit obigen Stellen, wenn Gemmingen dem „Verlangen nach der Stille des Landlebens" und der „Einſamkeit" **) beſondere Lieder widmet:

„Gerührt von meiner eignen Qual
Scheu' ich den Troſt, der überzeuget,
Und ſuche dich, verwachſnes Thal,
Das meine Klagen hört und ſchweiget."

In den „moraliſchen Gedichten", die nach Hallers und Hagedorns Muſtern gearbeitet ſind, herrſcht eine antike Moral, die in die Ruhe des Gemüthes, in das Ebenmaß der Empfindungen das höchſte Gut ſetzt. Gleich in dem erſten, „über die Zufriedenheit" fragt er:

„Woher rührt doch der Grund der Unzufriedenheit,
Die jeden Sterblichen mit dem Geſchick entzweit,
Daß er den kühnen Blick in Gottes Rathſchluß waget,
Und Schickſal und Natur vor ſeinem Stolz verklaget?"

---

*) „Ein melancholiſches Licht, dem Weiſen reizender als der Pomp der mittägigen Sonne und den Thränen des Menſchenfreundes ähnlich."

**) S. 51 u. 53.

Und die Antwort ist:

„Armseliger, dich täuscht dein unzufriednes Herze!
Dort liegt der reiche Quell von deinem ew'gen Schmerze,
Und nicht in der Natur. Sie, die sich nie verkennt,
Hat dir ein fernes Ziel zu deinem Glück gegönnt." —
— — „Unseliges Geschlecht, das stets sein Ziel verfehlet,
Aus Ueberlegung irrt, aus Vorsatz Böses wählet!
Vergebens martert sich dein unzufriedner Geist,
So lang' ihn jeder Sturm der Lüste mit sich reißt!"

Das Höchste seiner Lebensweisheit legt er dann in den Vorsatz:

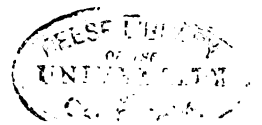
„Uns soll der Tugend Werth weit über sie erhöh'n,
Die Gaben der Natur zu nutzen, nicht zu schmähn;
In der vergönnten Lust das stille Herz zu weiden,
Und auch in dem Genuß den Mißbrauch zu vermeiden!"

Die Summe dieser Lebensansicht ließe sich also auf den epikurischen Satz zurückführen, der so ziemlich der Gemeinplatz der sogenannten „Leute von guten Grundsätzen" geworden ist: Tugend sei das rechte Maßhalten im Genusse, auf diesem Maßhalten beruhe unsere Zufriedenheit und diese sei die Quelle unseres Glückes. — So ehrbar diese Ansicht auch auftritt, so liegt ihrem innersten Wesen doch ein selbstsüchtiges Princip zu Grunde, das noch nicht einmal an der Schwelle höherer Sittlichkeit steht. Menschen, die keine mächtigeren Triebfedern kennen als das formale Princip des rechten Maßes und den willkürlichen Maßstab der eigenen Zufriedenheit — solche Menschen würden uns wahrscheinlich bis an das Ende der Tage um keine Spanne weiter bringen und nie und nimmer mit den dunkleren Weltmächten in und außer uns einen entschlossenen Kampf aufnehmen. —

Wir kennen nun Gemmingen als Satyriker und Reformer, als sentimentalen Einsiedler und als Horazischen Moralisten; es bleibt uns nur noch übrig: diesen letzteren Standpunkt auch nach einer andern Seite hin nachzuweisen: als bewußte Vertretung des weltfrohen Lebensgenusses. In dem „moralischen Gedicht": „Vertheidigung der Leidenschaften und Begierden" wird dieser unzweideutig gelehrt:

„Freund, wer die Welt nicht kennt, der kennt sich selbst auch nicht." —
— — So nöthig ist der Welt der Sinnen Leidenschaft,
Die die Bewegungen in der Maschine schafft;
Aegyptens blühnder Staat mit unzählbaren Götzen
Ist besser als ein Volk von philosoph'schen Klötzen.
Tief in der Seele liegt der Trieb nach ew'gem Ruhm,
Die Lust zur Sinnlichkeit, der Geiz nach Eigenthum,
Der Liebe sanfte Glut, die Ehrsucht, die uns adelt,
Und Alles was der Thor in den Moralen tadelt." —

Um aber den Schein abzuwenden, als wolle er unbedingte Entfesselung unserer Sinne lehren, so warnt er sofort vor dem Mißbrauche, denn nur dieser bestimme die Grenzen zwischen Tugend und Laster. —



Gemmingen ist hier in seinem Rechte, sofern er eine abstrakte sinnenfeindliche Moral bekämpft, einen ätherischen Platonismus, der die sittliche Würde der irdischen Natur, der Leiblichkeit verkennt, oder einen Stoicismus, der den tieferen Sinn unserer geistigen Triebe, unserer angebornen Bedürfnisse nicht ahnt. Aber er irrt, weil er den Unterschied von Gut und Böse nur im Quantitativen, in einem bloßen Zuviel sucht, statt daß er in den verborgensten Quellen des Innern, in den unsichtbaren Wurzeln unsers Willens und in dessen Uebereinstimmung mit den göttlichen Ordnungen des Lebens die Richtschnur und den Schlüssel für unsere sittliche Natur hätte suchen müssen.

Aber sonderbar, der Mann, der für die natürlichen Rechte unserer sinnlichen Natur spricht, scheint diejenigen unseres Geistes enge begrenzt zu haben; im Sinne jenes verstandeshochmüthigen Geschlechtes, das bei Bayle und den französischen Philosophen seine Orakel holte, verwirft er jeden Schwung eines thatkräftigen Enthusiasmus als Wahn und Rausch. „Enthusiasten — heißt es in dem Briefe „von der Thorheit und Schädlichkeit des Enthusiasmus“ — und Abergläubige kommen einander in dem Unsinn der Unternehmungen gleich, im Erfolg aber zeiget sich der Unterschied ... Alle Urheber neuer Religionen haben sich dieses Kunstgriffes (des Enthusiasmus!) gebraucht groß zu werden; und alle die ihn gebraucht sind es geworden. Die christliche allein ist ausgenommen, zum offenbaren Zeichen ihrer Lauterkeit.“ Diese letzte Verwahrung macht wenig Eindruck auf uns; denn ein Christenthum ohne Enthusiasmus ist überall eher zu finden als im Evangelium; und wer beides trennen will, der kann ganz bequem zu jener Horazischen Moral des Herrn von Gemmingen, aber schwerlich zu der Gottinnigkeit der Apostel und ihres Meisters sich erheben.

Der Verächter des Enthusiasmus ist daher völlig im Einklange mit sich selber, wenn er in den Ton Hagedorn'scher Lebenslust einstimmt:

— — „Wie lange wird die Dichtkunst
Dem ruh'gen Stand des unbesorgten Leichtsinns
Verdientes Lob in dauerhaften Liedern
Neidisch versagen?“ *)

In: „Jeder und keiner hat Recht“ giebt er jedem Recht: dem, der nur Wein und Liebe für echte Genüsse halte, dem Schwermüthigen, der auf Erden Alles sündlich finde; den kritisch zankenden Gelehrten und der Tante, die „außer'm Adelsstande das ganze menschliche Geschlecht hasse.“ Doch denke er heimlich dabei, daß unter Allen keiner Recht habe.

*) „Eitelkeit der Ahnen.“ S. 47.

Neigt er hier zu einem Systeme des Zweifelns und Auswählens, so wird sein Bekenntniß bestimmter am Schlusse der „Vertheidigung der Leidenschaften:"

„Freund, auch mein sinnlich Herz schlägt voll von Zärtlichkeit;
Schämt sich der Menschheit nicht; es bleibt ihr stets geweiht.
O table wer es kann den Liebling meiner Triebe,
Dich Durst nach wahrem Ruhm und deine Lust, o Liebe!"

In Gemmingens politischen Aeußerungen athmet der ungebeugte Sinn des alten deutschen Reichsadels, der stolze Unabhängigkeitsgeist eines Berlichingen. In dem „moralischen Gedicht" „über die Zufriedenheit" schildert er das Verhalten des Weisen zu den öffentlichen Geschäften:

„Hat ihm der Vorsicht Hand ein Vaterland gegönnt,
Das noch mit altem Geist den Schatz der Freiheit kennt,
Und dem Tyrannen nie die Tugend preisgegeben,
So schützt er es mit Blut und heiligt ihm sein Leben.
Hat aber ihm sein Schluß dies seltne Glück versagt,
Daß Stolz und Schmeichelei der Länder Stütze nagt,
Daß ein verderbter Hof vor seinem Götzen kniet:
So scheut er ihr Gewühl, verläßt sie und entfliehet."

In dem Gedichte „Vorzüge der Unabhängigkeit" zeigt er an dem Beispiele Pope's noch ausführlicher, wie sehr er das rein menschliche Glück eines freien Daseins allen goldenen Fesseln der politischen Welt vorziehe. Männer von so selbständiger Gesinnung wie Gemmingen werden in Zeiten des Despotismus eben so unerschrocken den Höfen entgegentreten, wie sie in Zeiten, die zur Anarchie neigen, sich dem Parteigeiste und der Tyrannei der Massen widersetzen. Damals sah man in Deutschland vorzugsweise die erste von diesen Gefahren; man fühlte den Druck und die Willkür der autokratischen Dynastien und wendete sich gegen diese; so Gemmingen:

„Wer ruhig in sich selbst, mit Wenigem vergnügt,
Nichts fürchtet und nichts hofft, vor keinem Götzen liegt,
Vor Fürsten nicht erbebt, vor keinem Priester heuchelt,
Und auch den Liebling haßt, wenn schon ein Reich ihm schmeichelt,
Wem Pracht zur Arbeit wird, wen kein Cordon erfreut,
Der kennt allein den Schatz der Unabhängigkeit.
Ihm winkt der Wighs umsonst, der Torris winkt vergebens,
Sein eignes Herz dient ihm zur Richtschnur seines Lebens,
Und klopft in gleicher Ruh, ob in der wilden Schlacht
Braun oder Friederich ein Land zur Wüste macht.
Zu stolz, das Laster auch im Purpur anzubeten,
Bleibt Epictet sein Held im Elend und in Ketten.
So war einst Popens Geist, der für den Hof zu groß
In einem stillen Thal sein edles Leben schloß."

Mit Vorliebe verweilt er bei dem engliſchen Schriftſteller (Pope), in deſſen Leben er die Verwirklichung des Ideals einer würdigen Unabhängigkeit und Wirkſamkeit ſieht:

„Beneidenswerther Geiſt, wie rühmlich war dein Loos,
Wie edel deine Wahl und dein Beruf wie groß:
Als Schutzgeiſt vom Verdienſt, das Laſter zu bekriegen,
Wenn ſchon ein Prinz es nützt und Völker vor ihm liegen!
Der Tugend Genius todt oder lebend ſein
Und kein verruchtes Herz, Pair, Biſchof oder Lain,
Vom Staub bis auf den Thron, bis in Weſtmünſters Straßen,
Vom Satyr ungepeitſcht in ſeine Gruft zu laſſen.
Umſonſt zerwühlt der Krieg dein väterliches Feld,
Nimmt das ererbte Haus und giebt's wer ihm gefällt.
Kein Vorſaal wird dich ſeh'n, zum Kriechen dich bequemen,
Um Penſionen fleh'n und Gnadengelder nehmen,
Wenn von der Hoheit Glanz, vom Wink des Glücks verführt
Selbſt Addiſon den Ruhm des Redlichen verliert." —

Die große Verſchiedenheit der geiſtigen Tonarten in Gemmingens Lebensanſicht findet ihre Erklärung zum Theil in dem Umſtande, daß die einen Gedichte in der Jugend noch unter den Eindrücken der Univerſitätszeit, andere im reiferen Alter entſtanden, theils in der Empfänglichkeit und Anregbarkeit des Dichters, der den verſchiedenartigen von Haller und Gellert, von Hagedorn und Uz, von Liscow und Rabener ausgehenden Regungen der neuen Literatur gleich ſehr offen ſtand.

Gerade darum weil die Strahlen der verſchiedenen Einflüſſe ſich in ihm ſo eigenthümlich brechen, und weil er zugleich über die damaligen ſüddeutſchen Culturzuſtände einiges Licht verbreitet — verdiente er hier eine einläßlichere Würdigung.

Michaelis.

(1746—1772.)

Wie Gemmingen und Uz gehört auch Johann Benjamin Michaelis (aus Zittau) zu den weicheren Naturen, die nicht ſowohl einen neuen urſprünglichen Trieb in die Literatur gebracht, als den verſchiedenen Richtungen derſelben ſich hingegeben und in ihnen ſich verſucht haben. Von Michaelis iſt es wahrſcheinlich*), daß er ſich bei längerem Leben zu einer

*) Der Nachäfferei des Fremden und der Unſelbſtändigkeit der deutſchen Bildung widerſetzt er ſich wenigſtens auf das nachdrücklichſte. — In den „Schriftſtellern nach der Mode" S. 334 klagt er:

„Die Deutſchen wollen nicht; ſie können Alles ſein;
Allein ſie bleiben ſtets in Andrer Werth verloren,

selbständigeren Richtung durchgearbeitet hätte*); in dem Wenigen, was uns von ihm vorliegt, sehen wir ihn bald in Hallers Harfe, bald in Hagedorns Leier greifen, ohne einen andern innern Uebergang wahrzunehmen als den Wechsel der Stimmungen, wie er so leicht eine noch ungefestigte jugendliche Brust beschleicht.

In den „poetischen Briefen" erhebt er sich zuweilen zu den höchsten Anliegen und Fragen des geistigen Menschen; z. B.**):

„Wahr, dieser Geist, durch den ich Leben bin,
Entschwingt sich willig seinen Schranken:
Fliegt, an der Reihe der Gedanken,
Bis zu dem einzigen Gedanken,
In dem sie alle wurden, hin;
Erforscht das Meer, aus dem in Wesen ausgegossen
Ich für die Welt, die Welt für mich geflossen:
Dies große Meer, aus dem was war, und ist,
Und sein wird, ewig, ewig fließt;
Sieht, aus der Nacht versunkner Erden,
Mir eine neue Schöpfung werden,
Und zeichnet mir den ganzen großen Plan
Mit Feuer in die Brust, nach dem wir uns ihr nahn;
Doch eben dieser Geist, sobald er höher fliehet,
In's kleinste Labyrinth der Gottheit sich ersteigt:
Was sieht der Thor?"

Doch läßt er sich durch die Erinnerung an jene Schranken unserer übersinnlichen Erkenntniß nicht — wie Rousseau, gegen den er sich hier ausdrücklich wendet — zum Zerfalle mit seiner höhern Natur überhaupt hinreißen:

„Hinweg von mir, verhaßte Träumereien
Für ein Geschöpf, das seine Würde fühlt!
Soll ich mich nun zum bloßen Thier entweihen,
Weil mein Verstand den Gott zu stolz gespielt?"

Das Mißtrauen gegen die metaphysische Auffassung der Religion treibt ihn daher folgerichtig zur praktischen hin:

„In mir, in mir laß mich den Schöpfer finden!
In meiner Nebenbürger Glück;
In meiner Pflicht, ihr wahres Glück zu gründen" u. s. w.

Nachahmende Genies, originelle Thoren.
Zehn plappern närrisch nach, was *einer* weislich sprach,
Sobald ein Deutscher denkt, schwärmt auch ein Deutscher nach."
— — „Doch nicht nur, daß wir blos mit Brüderwaffen stritten,
Erbetteln wir noch Rath von Franzen, Wälschen, Britten." —

*) J. B. Michaelis Leben von Ch. H. Schmid 1775. In „Michaelis poetische Werke" I. Band. Gießen 1780.

**) „Unsere Bestimmung." An den Herrn Rath Uz in Anspach. 1772. — Poet. Werke. S. 46.

Derſelbe tiefe religiöſe Ernſt ſpricht ſich da aus*), wo er einem entſchlafenen Freunde nachruft:

„Kein Klaggeſchrei entehre deine Gruft!
Gott rief: du kamſt, und giengſt weil er gerufft.
Bald folgen wir! Bald ſchlingen unter Pſalmen
Auf ewig ſich in deine unſre Palmen,
Auf ewig, Freund! auf ewig! — keine Friſt!
Der Tag bricht an! — Wir kommen — ſei gegrüßt!"

Gegen dieſen Ton ſtechen dann die Tändeleien von „Amor's Guckkaſten", von „Cythere und Amor's ganzem Heer", „auf ein todtes Bienchen" oder „auf den Fächer einer künftigen Stiftsdame" — wunderlich genug ab; zumal wenn er, wie im „Vertrag mit den Moraliſten", den Sittenlehrern ſeiner Zeit geradezu in's Geſicht zu lachen ſcheint.

Doch wird man ſich hüten müſſen, einen Scherz des Augenblicks zu ernſt zu nehmen; auch mochten dem Widerwillen des Dichters gegen eine trockene pedantiſche Moral und Dogmatik wohl Erfahrungen wie die zu Grunde liegen, daß „ein gewiſſer R. aus heiligem Eifer auf einer lutheriſchen Hochſchule Geßner's Idyllen verbrannt" haben ſollte**); wogegen Michaelis dann in zornigen Verſen aufbrauſt:

„Der du meinen Heiligen verbrannt!
Sünder, aus dem Grabe wachſe dir die Hand!" — —
— — „Zinzendorf's und Herrnhut's ganzes Chor
Heule deinem angepflöckten Ohr
Ewig ſeinen zwölften Liederanhang vor!"

Spricht hier der durch Unverſtand gereizte Uebermuth, ſo muß ihm doch zum Ruhme nachgeſagt werden, daß ſeine Muſe, auch wo ſie einen freieren leichteren Ton anſtimmt, nie durch Zweideutiges ſich entwürdigt; Dichtern dieſes Schlages ruft er abweiſend in der „Parodie" (S. 253) zu:

„Immer bleibt in Schlüpfrigkeiten
Ein Original!
Mich reizt blödre Freiheit ſpätrer Zeiten,
Mich das ſchön're Ideal!"

3. Gleim.

(1719—1803.)

Schon auf der Univerſität zu Halle (1738—40) hatte Gleim mit Uz und Götz einen Freundeskreis gebildet, worin man mit Vorliebe den Anakreon las und nachahmte***). In derſelben Stadt alſo, wo der

*) „An Herrn L." 31. December 1770. — Werke S. 133.
**) S. 109. — „An den H. Canonik. Gleim." — Halberſtadt 1771.
***) Joh. Wilh. Ludw. Gleims Leben. Aus ſeinen Briefen und Schriften von Wilh. Körte. Halberſtadt 1811. S. 35 ff.

Spenerisch-Francke'sche Pietismus bisher seinen Hauptsitz gehabt, bildete sich eine junge Dichterschule, die es sich zur Aufgabe machte, heitere Selbstvergessenheit, frohen tändelnden Lebensgenuß zu besingen, im entschiedenen Gegensatze gegen die ängstlichen Schranken der ascetischen Lebensansicht, wie sie vom damaligen Halle'schen Waisenhause aus geltend gemacht wurde.

Als Frucht dieser dichterischen Beschäftigung erschienen die ersten Versuche Gleims (1744) unter dem Titel: „Versuch in scherzhaften Liedern". Schon diese gaben hie und da religiösen Anstoß; wenigstens urtheilte ein Geistlicher davon: „es erhelle aus einigen Stücken, daß dieser sonst starke Geist weder von Gott noch der Ewigkeit etwas glaube." Der Widerspruch einer ausschließlich geistlichen Stimmung gegen diese weltliche naturalistische Richtung sprach sich dadurch schon beim ersten Auftreten Gleims schroff genug aus. Milder urtheilte der sonst so ernste Haller, indem er „das Natürliche, das Empfindliche und das Reizende dieser Lieder zu fühlen und zu lieben" versichert, wogegen er *seine* eigenen Gedichte „*sauersehend*" findet.

Auch die Schäfergedichte, in denen sich Gleim versuchte (1743—1745), enthalten trotz der Gottschedischen Schnürbrust, in welcher sie auftreten, doch einen Trieb der Opposition gegen die damalige äußerliche Strenge und Steifheit in der conventionellen Sitte und gegen die vorherrschende populäre Auffassung des Kirchenglaubens.

„Man aß, man trank, man schlief auf seiner Weide,
Man fühlte noch den rechten Trieb zur Freude;
Man war ein Mensch, man blieb ein Mensch mit Lust,
Man raubte sie sich selbst nicht aus der Brust;
Man ließ sie sich von keinem Feinde rauben,
Vom Fürsten nicht, auch nicht vom Aberglauben." — —
— — „Der Schäfer Gott — wer konnt' unruhig sterben? —
War kein Tyrann, kein Gott nur zum Verderben.
Gott liebte noch das menschliche Geschlecht,
Und Satan war noch nicht sein Büttelknecht."

Der idealische Zustand, den Gleim hier dem wirklichen entgegenstellt, besteht in einem sorglosen Phäaken-Leben; gemächlich essen, trinken und lieben und ohne Sorge vor einem künftigen strengen Gerichte sterben! Ein Leben, dessen Langeweile und geistige Nichtigkeit Niemand beneidenswerth finden wird. — Dramatisch tritt dasselbe Schlaraffenleben vor unsere Augen in dem Stücke „der blöde Schäfer" (1743), an dem sich das Berliner Publikum nicht satt sehen konnte*). Zwölf Jahre später gesteht Gleim selbst (1755), der blöde Schäfer sei nicht mehr nach seinem Ge-

*) Gleims sämmtliche Werke von Körte. III. S. 19—72.

ſchmacke, der jetzt mit der franzöſiſchen Art der Schäfergedichte nicht ſo zufrieden ſei als mit den italiäniſchen.

Und wie mißlang vollends der Verſuch, die ſpaniſche und franzöſiſche Romanze auf deutſchen Boden zu verpflanzen und dabei den Volkston zu treffen! Unter Volk verſtand Gleim wahrſcheinlich jene gaffende Menge, die an Jahrmärkten eine auf Leinwand gemalte Mordgeſchichte ableiern hört. Dabei rühmt er ausdrücklich: „ſeine Romanzen ſollen nur ſanfte Leidenſchaften erregen, da die Erregung ſtarker der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich ſei.“

Von dieſer Gefahr hat man allerdings nichts zu fürchten, wohl aber den ſtärkſten Lachreiz, wenn man Stellen wie die folgenden als Volkston nehmen ſoll:

„Die Eh' iſt für uns arme Sünder
Ein Marterſtand;
Drum, Eltern, zwingt doch keine Kinder
In's Eheband!
Es hilft zum höchſten Glück der Liebe
Kein Rittergut,“ u. ſ. w.

Und doch hatte für ein Machwerk der fadeſten Idyllen-Sentimentalität wie Gleims „Alexis und Eliſe“ *) Wieland nicht Worte genug zur Bewunderung (1771): „Laſſen Sie ſich umarmen für Ihre Alexiade, mein lieber ſchwärmeriſcher unnachahmlicher Gleim ... Wie liebe ich dieſe anmuthig wilden Noten, dieſen kunſtloſen von der bloßen Natur eingegebenen Nachtigallengeſang.“

Von mehr Gehalt als dieſe Erbärmlichkeiten ſind die mit vielen politiſchen Anſpielungen durchwürzten Fabeln, die er zuerſt (1755) eigens für den Kronprinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) dichtete **). — Dagegen ſind die Sinngedichte wieder wie die „ſcherzhaften“ durch viele leere Reimereien und Amor-Tändeleien verwäſſert; da unterhält ſich Amor mit dem Schwane, auf dem er reitet; oder auf Doris' Fächer ***) bietet eine Inſchrift den Dienſt der Zephyre und der Liebesgötter an; oder der Ton ſinkt auch, wie in der „Judith“, bis zur gemeinen Parodie herab †).

Daß aber all dieſe Gleim'ſche ſogenannte Poeſie der Heiterkeit und des Genuſſes für ihn ſelbſt mehr ein Schein als ein Sein war, mehr ein Beſtreben heiter ſein zu wollen als ein ſtetiges ſicheres Beſitzen innerer Klarheit und Freude: das verräth der durchweg mehr *gemachte* redneriſche als wahrhaft empfundene, dichteriſch begeiſterte Ton ſeiner Verſe.

*) Werke. III. 133.
**) Werke III.
***) Werke V. 108.
†) Werke V. 156.

Ein Wort, das er (1792) an Kretschmann schrieb, läßt uns einen sichern Blick in die Werkstätte seines Dichtens werfen: „Im drei und siebenzigsten Jahr sing' ich auch wohl noch etwas Scherzhaftes. Man muß sich aufmuntern, muß die bösen Geister nicht aufkommen lassen." *)

Diese Scherze waren eine selbst erwählte Arznei gegen den quälenden Kummer einer oft an der Menschheit irre gewordenen Seele. Zeugnisse für diese letztere Stimmung liegen z. B. in dem Sinngedichte **):

„Was ist der Mensch? — Ein Thier, das seine Lehrer straft,
Bald mit dem Tod' am Kreuz und bald mit Schierlingssaft."

Oder an Friedrich Jacobi (1799):

„Wo blieb der Mensch ein Mensch? wo sieht man Lieb' und Treue?
Der Menschen Herzen sind durchlöchert wie ein Sieb! —
Der Heiland Jesus trieb die Teufel in die Säue,
Wer sagt mir: welch ein Gott sie in die Menschen trieb?"

Schon diese beiden Stellen weisen auf einen Dualismus, auf eine Trennung in Gleims Innerem hin; neben jenem Jagen nach antikem selbstvergessendem Frohsinn war in ihm auch, was — verstanden oder unverstanden — wohl in keiner Menschenbrust ganz erlischt: ein Suchen nach den tieferen Quellen des Lebens, ein Drang nach einer religiösen Sicherung und Erhebung des Daseins. Aber was ihn religiös auf das klarste von den Haller und Gellert, ja selbst von Uz unterscheidet (mit dem er sonst den Dualismus des religiösen und epikurischen Princips gemein hat), ist die völlige Abwesenheit alles bewußten Zusammenhanges seiner Religion mit dem kirchlichen Christenthum. Nirgend in den acht Bänden seiner gesammelten Werke würden wir auch nur ein Wort antreffen über die Mysterien des kirchlichen Christenthums (Menschwerdung, Erlösung, Versöhnung u. s. w.), wenn Gleim nicht zufällig einmal (1770) die Aufforderung erhalten hätte, das Te Deum Laudamus als deutsche Cantate zu bearbeiten (Werke VII. 48), wo dann das Original ihn zwang vom „Erlöser, Gottes Sohn" zu reden.

Sein eigenes Glaubensbekenntniß spricht er am ausführlichsten in dem religiösen Lehrgedichte Halladat***) (Werke VI.) aus; es beginnt:

---

*) An Matthisson schreibt er 1798, im „Hüttchen", Werke VII. 127:

„Froh machen, sei des Sängers Zweck,
Wo nicht, so schweig' er nur!"

**) Werke V. S. 92.

***) „Halladat oder das rothe Buch" erschien 1774; die erste Anregung dazu hatte Botzen's Uebersetzung des Koran gegeben. Vgl. Körte S. 174. — Schon in seiner Jugend habe Gleim, unter dem Einflusse seiner frommen Mutter, den Wunsch genährt und später nie ganz aufgegeben: „einmal ein Buch wie die Bibel zu schreiben." Die Verwirklichung dieses Wunsches hätten wir also im Halladat!! — Doch

„Der Einzige, der Allem Alles ist,
Ist unser Gott! — Geschöpfe, betet an! —
Er schuf, was ist! — Geschöpfe, betet an!"
„Den nicht Erschaffenen, den Einzigen,
Der Allem Alles ist, den Einzigen,
Den Ersten, den, Geschöpfe, betet an!"

Dieser Anfang ist fast für alles Folgende maßgebend; ein Erguß von Worten, ein Schwall von Ausdrücken, die sich gegenseitig weder ergänzen noch steigern, sondern fruchtlos sich in dem Bestreben erschöpfen, an der Idee der göttlichen Weltschöpfung emporzuklimmen und sie unserm geistigen Auge näher zu bringen. — Stört im Obigen der erfolglose Wortschwall, so fällt er an andern Stellen durch verfehlte Bilder und Vergleichungen in's Lächerliche:

„Gott, unser Gott, ist gnädig! Seine Macht
Gebraucht er nicht: den Elephanten, der
Mit seinem Rüssel oder seinem Zahn'
An einer Pfirsisch oder Ananas,
Aus Leichtsinn, oder auch aus einem Trieb',
Den wir nicht kennen, Schaden wirkte, stracks
Dafür zu züchtigen!"
„Du Mensch! Gott ist
Des Elephanten und der Ananas
Getreuer Vater, wie der deinige!
Denn seine Macht ist Gnade!" *)

Im Bisherigen wären die Grundzüge der Gleim'schen Theologie gegeben, ein Deismus, der von Gott nichts weiter aussagt, als daß er ist und daß er sich in der Natur als Gnade d. h. als nachsichtig erweist. Gehen wir nun von der Theologie zu seiner Anthropologie über, d. h. zu seiner Ansicht von der religiösen Würde und Bestimmung der Menschheit: **)

„— Ich denk' an Gott! —
Und unbekümmert, Menschen! was es ist,
Das in mir denkt, denk' ich an Gott,
Und Gott begnadigt mich, und abgesandt
Von ihm an euch, euch seine Menschen, soll
Ich euch verkündigen: „daß euer Geist
Und euer Leib, und beides ungetrennt
Ein eignes gottgeliebtes Etwas ist,
Das hier auf seinem Erdenrunde nur

konnte ihm selbst Herder darüber schreiben: „Selig ist der redliche verkannte Gleim; er hat seinen Lohn hier nicht dahin wie die Heuchler, das kriechende staubfressende Gewürm der Erde ... Sie haben wirklich Morgenlandsposaune aus der Hand des Engels erhalten." Offenbar täuschte ihn die wahre Empfindung in dem Buche über den Unwerth der Poesie.

*) Werke VI. S. 17. „Gott."
**) Werke VI. S. 29. „Die Seele."

Einfältig sein, in seiner bessern Welt
Zu bessern Thaten weiser werden, und
Wenn's immer weiser gern geworden ist,
In seiner besten ewig dauern soll!"

Galt dies der ewigen Bestimmung, so wendet er sich jetzt zu der sittlichen Würde des Menschen:

„Ha, deine Würde, Mensch!
In deiner Seele recht erwägen, ist
Die erste Pflicht! — Die andre: deinen Rang
Vor deinem Gott behaupten, und nicht tief
Hinunterſinken zu dem Baraphit
Und nicht zum Löwen, nicht zum Bär! — Auch nicht
Zu diesem kleinen Käfer, welcher seines Seins,
In diesem schlechten weggeworf'nen Schlamm,
Sich freut." *)

Die edelste Seite in der Gleim'schen Ansicht: die Höhe des Ziels, welche er dem sittlichen Menschen als beständige Vervollkommnung, als Ringen nach Vollendung vorhält, wurzelt durchaus in der christlichen Weltansicht („Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist"), ohne daß er selbst diesen Zusammenhang irgendwo hervorhebt. Dagegen finden wir bei ihm keine Ahnung von der christlichen Idee der Vermittlung zwischen der höchsten Vollkommenheit (Gott) und der irrenden Creatur (der sündigen Menschheit):

„Wohl ihm,
Wenn er erkennt: was für ein Nichts er ist,
Wenn er erkennt: der Weg des Lebens sei:
Sich seines Schöpfers freuen, der so groß,
So wunderbar und unerforschlich ist; —
Auf allen diesen Stufen, wo wir stehn,
Zufrieden sein, und wissen, daß wir dann
Zu Gott nur gehn, wenn wir mit jedem Schritt
Für uns und anderes, mit jeder That,
Mit jeglichem Gedanken, Tag für Tag
Auf unserm Lebenswege besser und
Vollkommner werden!" **)

Ein Deismus wie der Gleim'sche muß, wenn er von lebendiger echter Gesinnung getragen wird, vorzugsweise auf dem sittlichen Gebiete eine Ergänzung seiner Ideen-Armuth suchen; und hier entfaltet sich allerdings der liebenswürdigste Zug in Gleims Wesen, sobald er nach Herzenslust die Schönheit der einfachsten sittlichen Grundlagen, wie Eltern-, Kindes- und Freundesliebe u. s. w. feiern darf ***).

*) W. VI. 54. „Der Käfer."
**) „Der Weg des Lebens." — W. VI. 79.
***) „Die häuslichen Freuden." — W. VI. 94.

Wird aber die Religion, wie bei Gleim, ganz überwiegend nur als Moralität gefaßt, so muß folgerecht die gewöhnliche Arbeit an die Stelle des Cultus treten; in der That kommt Gleim unvermerkt selbst zu dieser Annahme, wenigstens annähernd:

„Ihr Menschen, thut den Willen Gottes, wenn
Mit eures Geist's und eurer Hände Kraft
Aus unfruchtbaren Gegenden durch euch
Gefilde werden, Geister Gottes sehn
Auf eure That, und freuen sich!" *)

Aber mit diesem socialistischen Gedanken einer bloßen Religion der Arbeit, an welche er hinstreift, giebt Gleim sich doch nicht zufrieden; dazu ist er zu innerlich, zu einsiedlerisch gestimmt. Es macht sich daher neben diesem rein praktischen moralischen Momente auch noch ein schwaches mystisches Element, ein Zug zur Beschaulichkeit in seiner Religiosität geltend. Im Halladat wird auch eine mystische „Vertiefung in Gott" als möglich angenommen, doch mit großer Behutsamkeit; es werden gewissermaßen die Weihen, die Vorbereitungen vorgeschrieben, durch welche man sich zur geistigen Anschauung Gottes erheben könne:

„Wenn aber ihr in eure Seelen tief
Mit euren schärfsten Forscheblicken seht,
Und seht, daß alles rein darinnen ist,
Und alles hell . . . . . .
. . . . . .
. . . . — — Dann, Menschen, fühlet ihr
In euren Seelen ein Verlangen, Gott zu sehn,
Ein brennendes!" **)
„Auf dies Verlangen gebt,
Ihr Menschen, Acht! — Und wenn in eurem Hain,
An eurem Bach, auf euren Fluren ihr
Ein Zulip habt, woselbst ihr dann und wann
Mit euch allein, euch still besprechen könnt,
Dann gehet sieben ganze Jahr hindurch
In dieses Zulip täglich, und besprecht,
Bis alles völlig ausgesprochen ist,
Mit allen euren Seelenkräften euch;
Und eure Seelenkräfte werden dann
Euch rathen, ob und wann ihr euch in die
Vertiefung eures Gottes wagen sollt. —
Denn schwache Seelen zittern, beben, gehn
Zu Irdischem zurück!"
„Und wenn ihr dann
In die Vertiefung eures Gottes euch
Mit spiegelhellem, reinem Willen wagt:

*) „Die Landschaft." — W. VI. 107.
**) „Das Gesicht." — W. VI. 31.

Dann, o ihr Menschen! dann ist euer Gott
Der immer Gnädige! dann sehet ihr
Den Großen, Guten, Herrlichen, wie Er
Von Geistes Augen nur gesehen wird!"

Wie Gleim hier eine Erhebung des Geistes über die Sinnenwelt hinaus annimmt, so wagt er sich noch weiter, indem sein Blick in die künftige Entwicklung des Menschen nach dem Tode hinüberschweift. Seine Hoffnung stützt er auf die Ewigkeit einer sittlich strebenden reinen Freundschaft:

— — „Weil du so gern mit ihm
In allen Tugenden wetteifertest,
Und alles alles Gute gern zugleich
Mit deinem Freund behauptest: ha, so wirst
Auch du des hohen, seligen Gestirns
Bewohner sein, es heißt: Abatama
Das Vaterland der Männer, und auf ihm
Wirst du mit deinem Freunde tausend Jahr
Den Gott begreifen lernen, welcher dich
Zum Freund erschuf; und dann, o dann (du bist
Getreu geblieben!) dann wird dich dein Gott
Verherrlichen! — Hinauf ins Vaterland
Der treugeblieb'nen guten Seelen, das
Von tausend unsrer Sonnen Tag für Tag
Erleuchtet wird, und Eba-Zilima
Den Weisen heißt; in dieses wird er dich
Mit einem Fittich seiner Winde wehn,
Und dein und deines Freundes Vater dort
In seinem zehnten Himmel, ewig sein!" *)

Man sieht, wie ganz subjektiv seine Religion ist, eine Sache der Stimmung, des ganz haltlosen Meinens und Dafürhaltens, wie er es in der Sammlung seiner spätern Gedichte, die er „Hüttchen" überschrieb, selbst am stärksten betont **) „An die Christen, meine Brüder":

„Weil Alles Meinung ist, so laßt uns alle meinen,
Daß Einer wie der Andre irrt,
Und daß der Eine Gott (wir glauben all' an Einen)
Den Irrthum uns verzeihen wird.
Er, dieser Eine Gott war Schöpfer unsrer Seelen,
Und er schuf ihnen Fähigkeit
Zu denken über ihn, zu forschen und zu fehlen
Doch nur für eine Spanne Zeit."

Ob der Forscher die Wahrheit gefunden oder nicht, das dürfe ihm nicht bange machen (VII. 213); drüben werde er sie ohne Schleier sehen:

*) „Der Freund." — W. VI. 110.
**) W. VII. 137.

„Hat er's ehrlich nur gemeint, —
Und wie konnt' er's anders meinen? —
Dann wird, wie ein guter Freund,
Lächelnd ihm der Tod erscheinen."

Allein dieser frugale, auf das Nothdürftigste sich beschränkende Deismus war doch nicht stark genug, um den greisen Gleim mit Seelenstärke und ungebeugtem Vertrauen gegen die Stürme der Zeit, gegen die dämonischen Mächte der Menschheit, deren Entfesselung er erleben mußte, auf die Dauer auszurüsten. Zwar ruft er sich ermuthigend zu (VII. 254) — und es ist dies eine der schönsten, innigsten Stellen seiner Gedichte —:

„Zage nicht in bösen Zeiten,
Liebe Seele, zage nicht!
Gott, der Leiter, wird dich leiten
Aus der Finsterniß an's Licht!
Gott ist Gott in allen Dingen!
Alles Bösen krumme Bahn
Wird er ins Gerade bringen;
Hat er's immer nicht gethan?" — — —
„Gott wird siegen! Jauchzen werden
Erd' und Himmel, wenn er spricht:
„Ich, der Herr, bin Herr der Erden
Und der Himmel!" zage nicht!"*)

Doch öfter als diesem heiligen Vertrauen begegnen wir in seinen spätern Gedichten dem schwermüthigen Lebensüberdrusse, der Sehnsucht „nach dem Stillen hin," „nach hellerm Sonnenlicht," wo kein Ungewitter seinen stillen Herzgesang mehr störe (VII. 123). Drüben hofft er von seinem Kleist und Bodmer und Lessing begrüßt zu werden (VII. 150).

„Hier ist nicht das rechte, drüben
Ist das rechte Geisterreich!"

ruft er, von den Freunden Abschied nehmend**).

---

*) Es verdient doch erwähnt zu werden, daß ein so kernhafter, gottesfürchtiger Mann wie der große Freiherr von Stein noch in seinem Alter gerne zu seinem Troste „den guten alten Gleim" citirte, z. B. in einem Briefe an Capodistria vom 13. Septb. 1825: „Eine Sache, die Gott beschützt, muß siegen. Lassen Sie sich die Verse des guten alten Gleim übersetzen:

„Ich zage nicht; Er ist die Liebe,
Sein Vaterauge fehlt uns nicht;
Und wär's um uns auch noch so trübe,
So wird's um uns doch wieder Licht.
Er ist die Lieb'; ich zage nicht." —

**) Von der Ruhe, mit welcher er dem Tode entgegensah, giebt sein Brief an Klopstock, wenige Wochen vor seinem Tode (er starb den 18. Februar 1803 und der Brief ist vom 24. Januar), ein merkwürdiges Zeugniß: „Ich sterbe, lieber Klopstock! — Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachholen. Die Muse hat mich bis

Läßt man dieser lebensmüden, nach Höherem verlangenden Stimmung des greisen Dichters gerne Gerechtigkeit widerfahren, so wird man sich dagegen eines physischen und moralischen Ekels nicht erwehren, wenn man ihn mit einem Uebermaß von prosaischem Nützlichkeitstrieb den Nutzen überschlagen hört, den sein Leichnam dem Ackerbaue bringen werde (VII. 268):

„Tausend Leben mögen sich, du mein Leib, durch dich erhalten.
Sterben magst du; sterben heißt:
Zu gemeinem Wohl verderben!"

Eben nur deshalb verbittet er sich einen steinernen Sarg (VII. 269):

„Man liegt in ihm zu lange still,
Ist guter Samen nicht, in Erden
Des guten Säemanns — — —
Ich will, so bald ich kann, zur Erde wieder werden,
Um nützlich wieder bald zu sein."

In Gleim dürfen wir indessen nicht blos den Dichter, sondern mehr noch den Dichterfreund sehen; in dieser Hinsicht, als Freund, Förderer, Beschützer der jungen Literatur, entwickelte er bis an sein Ende eine unermüdliche aufopfernde Thätigkeit, die Vielen (namentlich in der Gegenwart) ganz mährchenhaft erscheinen muß.

Wie freut er sich, als er für sein Halberstadt J. G. Jacobi gewonnen, ihm eine dortige Präbende ausgewirkt und zu seinem Oberprocurator den Fabeldichter Lichtwer (1719—83) gewählt hatte: „Ein Aesopus (Lichtwer) und ein Gresset (Jacobi) an einem deutschen Stifte! Welch einen Flor der schönen Wissenschaften in unserm Teutonia beweist das! Wie berühmt soll einst unser Halberstadt sein . . . Für unsern Klotz habe ich eine fette Dechanei bestimmt!" — Charakteristisch genug für das leichte juristische Gewissen dieser Reformer im Geist des Josephinischen Zeitalters setzt Gleim hinzu: das Kloster Huysburg liege ihm sehr am Herzen; nur bedaure er, daß die dortigen Mönche nicht Jesuiten seien, sonst würde der „rechtliche Erweis" bald geführt werden: „daß die Jesuiten zu vertreiben und ihre Güter Halberstädtischen Musensöhnen zu übergeben seien." — Auch seinen Uz, Götz und Herder hoffte er noch nach

---

an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bei mir. — Gedichte vom alten Gleim auf seinem Sterbebette werden jetzt zum Abdruck für wenige Leser in's Reine geschrieben . . . Mehr zu dictiren fällt mir schwer . . . Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde." — — (Vgl. Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel aus Gleims brieflichem Nachlasse herausg. v. Klamer Schmidt. Halberstadt 1810. Bd. II. S. 364.)

Halberstadt zu ziehen; schon dachte er an „eine ganze deutsche Akademie der Wissenschaften."

Zwar gieng diese Hoffnung nicht in Erfüllung; desto rastloser unterstützte er nach allen Seiten hin aus seinen Privatmitteln: Michaelis und Heinse, Bürger und Herder, Voß, Seume, Tiedge u. A. fanden an ihm den bereitwilligsten, thatkräftigen Freund.

Den drei Königen Preußens, in deren Regierung sein Leben fiel, legte er in jeder Weise die Aufgabe an das Herz: wo möglich alle bedeutenden Namen der Literatur für Preußen zu gewinnen. Oft hatte er sich deshalb an Friedrich II. gewendet, und kaum hatte dieser die Augen geschlossen, so schrieb Gleim seinem Nachfolger (26. August 1786):

„Sire!

Unter den Millionen von Menschen, welche mit Hoffnung auf E. Königl. Majestät glorreiches Leben über den erlittenen Verlust sich trösten, findet sich ein alter Mann, bekannt unter dem angenommenen Charakter eines preußischen Grenadiers, welcher in den unvergeßlichen Jahren 1756 und 1757 seinen Zeitgenossen unglaubliche Begebenheiten des Krieges sang und unglaubliche Fabeln dem königlichen Neffen dichtete! Dieser alte Mann, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, machte sich auf mit dem heißesten Wunsche seines Herzens zuvorzukommen den Millionen Hoffenden; er forschte den Augenblick aus, in dem er's wagen dürfte, dem sorgenvollen Landesvater unter die Augen zu treten und zu sagen:

Es hätten unter Friedrich dem Einzigen nur allein die deutschen Musen geklagt, sie hätten in ewigen Gesängen ihn singen wollen, er hätte mit seiner Liebe zu den ausländischen Musen die Muse des Vaterlandes beinahe zum Stummsein gebracht; die Zeiten des Einzigsten würden gewesen sein, wie die goldnen Sprachzeiten Alexander's, August's, Leo's, Carl's und Ludwig's; Ew. Königl. Majestät aber hätte die Vorsehung aufbehalten, das sechste Zeitalter der Musen zu stiften.

Erlauben Ew. Königl. Majestät in höchsten Gnaden dem Wahrheit liebenden alten Mann, der nie geschmeichelt hat, zu sterben in dieser Hoffnung, als E. K. M." ꝛc. . . .

Auch bei Friedrich Wilhelms III. Thronbesteigung (1797) konnte der Dichtergreis es nicht unterlassen, das hauptsächliche Anliegen seines Lebens, die Förderung deutscher Literatur, seinem Fürsten zu empfehlen; er that dies in Ausdrücken, die nur aus der naiven zutraulichen Weise, aus dem Enthusiasmus des Jünglings mit grauen Haaren zu erklären sind:*)

*) Körte, Gleims Leben, S. 285.

„Sire!

Voltaire, der Dichter, schrieb an Friedrich den König, wie an seines Gleichen!

Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein, weil ihre Könige nichts aus ihnen sich machen, so machen sie auch aus ihren Königen nichts!

Sie sind stolzer als die französischen!

Wenn aber ein König anfängt einer zu sein wie Ew. Majestät, dann sind sie nicht mehr stolz!

Dann gebietet ihnen der König ihn nicht zu loben.

Dann sagt der Dichter:

„„Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen?““

So geht's dem alten Soldaten, der auch einmal etwas von einem Dichter war, er kann's nicht lassen!

Friedrich der Große hatte nur Einen Fehler! Diesen Einen haben Eure Königl. Majestät nicht! Sie sind ein deutscher König“ ꝛc.

Selbst der roheste Mißbrauch seiner Güte, dessen sich manche Jünglinge schuldig machten, konnte seine Bereitwilligkeit, jedem aufstrebenden Talente die Hand zu bieten, nicht ermüden. Kaum hatte er von Jean Pauls Armuth gehört, so erleichterte er (1796) dessen Lage auf die zarteste Weise; als sie sich persönlich kennen gelernt, schrieb ihm der jüngere Dichter: „Meine höchsten Entzückungen bei Menschen werden immer zu sehr durch moralische Mißtöne gestört; aber bei Ihnen wurden sie blos von der reinen Melodie reiner Seelen begleitet .... Ueberall nenne ich Sie den Deutschen, wie man Friedrich den Einzigen nennt.“ — Auch dem schroffen, in politischen Dingen so weit von ihm abweichenden Seume erwies sich Gleim mehrmals hülfreich: „so lange er noch eine Mahlzeit bezahlen könne — erklärte der edle Greis — müsse keiner seiner Freunde Mangel leiden.“ — „Ja, ehrwürdiger Altvater — schrieb ihm Voß (1794) — leben und sterben mit Ihnen als Preußen, als Deutsche, als Menschen der bessern Art (denn wer würde um Sie nicht ein besserer Mensch?), als Kinder Gottes, ohne Parteisucht, voll Liebe und Gesang: das wäre ein Leben und Sterben!“

In Gleims Dichtung und Leben erkennen wir den reinsten Typus einer gewissen mittlern Bildungsstufe des norddeutschen Mittelstandes aus dem vorigen Jahrhundert, dessen Nachwuchs — namentlich in Bezug auf das Glaubensbekenntniß — noch immer zahlreich ist.

J. G. Jacobi.

(1740—1814.)

Durch Sinnesart und persönliche Freundschaft war J. Georg Jacobi längere Zeit eng mit Gleim verbunden; der weichliche spielende Epikurismus, der die heitern Alten, die Franzosen, Hagedorn und Gleim zum Muster wählte, hat in ihm den Höhepunkt erreicht.

Die Franzosen La Fare, Chaulieu, Gresset bewundert Jacobi gleich im ersten poetischen Briefe an Gleim*) als unerreichbare Vorbilder:

„Sie die von Vorurtheilen frei,
Der einzigen Natur getreu
Zu Lust und Freude sich verbanden,
Im Epikur den Weisen fanden." — —

Und an Klotz schreibt er**): „Ich versetzte mich in die Zeiten des Chaulieu und Chapelle, mit denen ich die unsrigen verglich. Welch ein Kaltsinn meiner Nation gegen ihre größten Geister! .... Nein, die Deutschen verdienen es nicht, daß man ihnen frohe Lieder singt. Lauter Leichensänger sollten sie haben, lauter schwarze Propheten .... Kurz, ich faßte den Entschluß, alle meine Liebesgötter abzudanken, mich unter die Schaar einsamer Jünglinge zu begeben, und etwas so Melancholisches zu schreiben, daß allen meinen Lesern angst und bange dabei würde." —

Mit der Abdankung der Liebesgötter hatte es indessen keine Noth, denn noch in der Vorrede zum dritten Theile seiner Werke (1774) gelobt er: „Ewig sollen Hagedorn und die Natur, so wie diese durch ihre Lieblinge sich mit der Kunst verbinden läßt, meine Führer sein." Bis zum Ueberdrusse wird man in seinen Gedichten von Amor, Amoretten und Zephyretten, von Liebesgöttern, von liebenden Täubchen und Blumenstöcken umschwärmt. In der Regel hält sich sein Ton auf dieser Linie nichtssagender kindischer Tändelei, obwohl er auch bisweilen an das Lüsterne streift, wie im „Schattenspiel," in der „Vestale" u. a.

Vorwürfe, die er — wohl meist in plumper Form — deswegen hören mußte, schrieb er nur der Geschmacklosigkeit zu; denn die Zeiten seien vorbei, „da jeder Weise auch ein Freund der Grazien war, und der Weise voll Entzücken sagte: Amor ist ein Gott." Er selber — so rechtfertigte er sich gegen strenger Gesinnte — habe mitten unter Tändeleien auf hohe Weisheit gesonnen, sein Herz zu edeln Empfindungen

*) „An den Herrn Canonikus Gleim." — Sämmtl. Werke, Th. I. 1770.
**) Werke I. S. 59.

gebildet und den großen Gedanken gehabt, einst die Welt Tugend zu lehren. Wolle man die Menschen unterrichten, so müsse man sie lieben; das habe er bei den Mädchen gelernt: jeden Haß aus seiner Seele zu bannen und statt der Bosheit seines Geschlechts zu fluchen, über sie zu weinen.*) — In einem ernsteren Tone wolle er nun die Schönheit und die Liebe und den Werth der Empfindlichkeit erheben.

Diesen Vorsatz dachte er wahrscheinlich in seinem „Charmides und Theone oder die sittliche Grazie“ **) (einem halb prosaischen, halb gereimten idyllischen Roman) auszuführen, wo der Abstand zwischen sinnlicher Entzügelung und keuscher Grazie gezeigt wird, indem die reinen Priesterinnen der „himmlischen Venus“ eine der Ihrigen, die Charitoklea, strenge von sich ausstoßen, weil sie bacchantischem Taumel sich hingegeben. — Es ist sein voller Ernst, wenn er***) die Wüstlinge verwünscht, die leichten Sinnes eine Unschuld morden.

Auch im „Elysium, ein Vorspiel mit Arien,“ †) will er zeigen, wie „sanfte Tugenden, mit dem Scherze holder Liebe vermählt, die Seelen verschönern und das Herz erheben;“ jede Thräne unverschuldeter Verlassenheit, jede Wonne der Liebe und des Wohlthuns sei „ein Blick in elysische Gefilde“:

„Gräber winken, und vernichtet
Ist der Tugendfeinde Spott.
In der Hölle wird gerichtet
Und im Himmel ist ein Gott.“

Der leitende Gedanke wäre demnach das Bestreben: das höhere sittliche Gefühl nicht zu untergraben, wohl aber mit Frohsinn und Lebensgenuß zu versöhnen, die Strenge des Sittengesetzes zum Gefühl des Schönen zu erweichen.

Daher ist er, wie Gleim, der Mann des sentimentalen philanthropischen Deismus; ein weiches Gemüth, das den Anblick des Bösen und des Elends in der Welt nicht erträgt, dem einen ausweichend, das andere nach Kräften lindernd. Da er an den schwereren Problemen des praktischen Lebens und des forschenden Geistes unvermögend vorübergeht, ist es ihm auch nicht gegeben, die tieferen Saiten der Seele zu rühren und die Mächte der Welt in ihrem Mittelpunkte zu fassen. Eben deshalb zeigt sich nirgend ein Verständniß der tiefsten Gedanken des Christenthums. Er scheint sich davon nur das angeeignet zu haben, was dem „gefühlvollen

*) Werke I. Nachtgedanken: „Abschied an Amor.“ S. 256.
**) Werke III. S. 97. Halberstadt 1774.
***) „An den Herrn von Campagne.“ — Werke II. S. 229.
†) Werke II. S. 177.

Herzen" zunächst zusagt. So bleibt uns also eine liebenswürdige, weiblich gestimmte Persönlichkeit und eine Poesie, die nur als schnell verwelkende Blume erscheint.

Wenige Stellen genügen, um dieses Urtheil zu begründen. In der „Winterreise" *) bemerkt er gegen Voltaire's Candide: warum dieser den Freund der Menschen zur Verzweiflung bringen wolle? Bosheit solle man nur dann erzählen, wenn man das Herz bessern, und Unglück, wenn man die Seele an sanftes Mitleid gewöhnen wolle. Lieber wolle er in jeder Hütte etwas aufsuchen, das mit seinen Mitgeschöpfen und mit dem Leben ihn versöhne. — Gewiß, der edelste Menschensinn spricht aus diesen Worten; nur widerstrebt es einer männlicheren Gesinnung und Religiosität gleich stark, wenn dieser empfindsame Edelmuth, wie Jacobi ihn lehrt und übt, gar zu sehr als Gefühlsschwelgerei und als die ausschließliche einzige Aeußerung der Religion hervortritt. So erzählt er in der „Sommerreise" **), wie er den Segen eines von ihm unterstützten Dürftigen geerbt, und wie ein Mädchen, die diese Geschichte von ihm hörte, ihn dafür belohnte: „mitten in der Erzählung mußt' ich innehalten, mich wegwenden, und da kamen Sie auf mich zu, drückten mir stillschweigend die Hand und gaben mir einen Kuß, so wie Engel ihn den Tugendhaften geben." — Und wenn er mit dem Versprechen schließt, das Andenken an diese Rührung solle ihn bewegen, einen andern Dürftigen aufzusuchen, der ihn im Tode segnen könne, so ist dieser gefühlvolle pretiose Cultus der Wohlthätigkeit, die Schwelgerei des nervenschwachen Mitleids, wie er ohne allen höheren sittlichen Halt in vielen Kreisen Modesache wurde, ganz nach dem Leben gezeichnet. Zur Tiefe des wahren christlichen Erbarmens, *welches in jedem Leidenden den Seufzer des verhüllten Heilandes hört, der in unsern Brüdern uns anblickt*, verhält sich jene Sentimentalität der Wohlthätigkeit genau so wie die abstrakte Aufklärung des Deismus zu dem die Natur und die Geschichte umspannenden Reichthum der christlichen Gottes-Idee.

Wie es mit der Jacobi'schen Auffassung der Geschichte bestellt war, beweist eine Aeußerung über Bonifacius, die seine Unfähigkeit darlegt, jene Männer zu würdigen, denen wir die Anfänge christlicher Cultur verdanken. Ausdrücklich versichert ***) er: „Bonifacius sei ihm nicht deshalb schätzbar, *weil er als Apostel schnell die Welt durchzog und mit den Heiden zankte*;" er faßt seine Ansicht in einen Gesang des Himmels zusammen, den der sterbende Heilige gehört habe:

*) Werke II. S. 20.
**) Werke II. S. 129.
***) Werke I. S. 245. „Nachtgedanken."

„Im Tode Sanftmuth lehren,
Durch eigne Menschlichkeit Unmenschliche bekehren,
Ist mehr als Götzen widerstehn,
Auf Trümmern von Altären gehn,
Und einer Jecha Bild zerstören."

Jacobi möchte daher das Christenthum nur als eine heitere, harmlose, tröstliche Lehre verkündigt wissen; er möchte*) einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit ausgehen lassen, damit die Priester in seinem Lande (im Wupperthale?) „als heitere freimüthige Biedermänner, voll ausübender Weisheit und wahrer Kenntniß der Menschen" auch für die ästhetische „Verfeinerung" des Volkes sorgten. Statt dessen — klagt er — predige man mit so finsterer Strenge, daß die Arbeiter, die Freude und Trost nöthig hätten, in der Kirche daständen „wie eine Heerde Lämmer, über deren Köpfen es donnert," da ihnen doch der „freundliche Himmel über ihren grünen Bergen gezeigt werden sollte."

Zum Schlusse müssen wir daran erinnern, daß wir aus den späteren Jahren Jacobi's Gedichte besitzen, die auf einen großen Fortschritt des Dichters und des Denkers schließen lassen.

Das Manierirte und Mittelmäßige ist bereits vergessen, und wir lernen daran nur noch: wie sehr auch der vorzüglichere Mensch durch einen falschen Zeitgeschmack verführt werden kann. Aber Lieder wie sein „Aschermittwoch", „Liebe", „Fest aller Seelen", „Vertrauen" u. a. verdienen so lange zu leben, als unsere Literatur bestehen wird; die tiefsten Akkorde des Menschenherzens können nicht reiner berührt werden, als es dort geschieht. Wohl bewegt ihn das Trübe und Räthselhafte im Unbestand auch des reinsten Glückes zu der schwermüthigen Klage:

„Mag lieben denn, mag lieben nicht!
O weh und aber wehe mir!
In Liebe strahlt das Sonnenlicht
Und fällt auf lauter Gräber hier.
Was einst ich an mein Herz gedrückt,
Ist Asche nun und Todtenbein,
Es sank, wo ich die Gruft geschmückt;
Ihm sinket nach der Leichenstein."
„Wohin? wohin? denn Lieb' ist noth
Und alles wankt und alles weicht;
Geboren wird's und geht in Tod:
Wohin, so weit der Himmel reicht?"

Doch bleibt er nie bei der Klage stehen; nie wühlt er blos im Schmerze, wie dies die Art mancher Neueren ist, die sich in der Ausmalung ihrer Zerrissenheit gefallen; bei Jacobi geht auch die Berührung

*) In dem „Sendschreiben an *** 1773." — Werke III. S. 207.

des Schmerzlichen und Verwundenden immer wieder in jenes verſöhnte Vertrauen über:

„Der Tag kann nun vergehen,
Der Morgen wieder graun,
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich ſicher traun;
Und wenn ich ſchlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in ſeiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht."

Und ſo iſt ihm die Natur, in deren Genuß er ſeine Freude ſucht, Offenbarung eines Unſichtbaren, Höhern, dem er ſich ahnend nähert:

„Woher denn um der Quelle Rand,
Woher das ahnungsvolle Wehen?
Ein Geiſt, dem meinigen verwandt,
Muß kennen mich und mich verſtehen!"

4. Pfeffel.

(1736—1809.)

Die gemeinſchaftlichen Charakterzüge zuerſt des Erotikers, dann des philanthropiſchen Deiſten, die wir in Gleim kennen gelernt, finden wir in dem Elſaſſer G. C. Pfeffel (aus Kolmar) wieder, den man geradezu den Gleim Süd-Deutſchlands nennen könnte.

Seine erotiſchen Scherze erinnern völlig an Gleims und Jacobis Manier; den letzteren bittet er*) auch um Erlaubniß, „ſich an ſeinen Arm zu hängen, und auf einem Epheublatt ihm ein Lied vom Sohne der Zypria zu blaſen!" Doch zieht er ſich in ſolchen Schilderungen gern vor Wieland als dem überlegenen Meiſter zurück**).

In „Franz und Nantel" (B. I. S. 146) wird katholiſcher Aberglaube nicht durch eine höhere Stufe der Religion, ſondern durch Naturalismus verdrängt; ein katholiſcher dumpfer Büßender verliebt ſich, und Buße und Sorge hat damit ein Ende:

„Sein Kreuz pflanzt er in kühlen Grund,
Daraus ein Myrthenſtrauch entſtund."

---

*) Poetiſche Verſuche III. S. 173. „Die Scheere der Atropos." Vgl. zum Ganzen auch Pfeffels Biographie von Rieder 1820. Tübingen. Als Supplement zu ſeinen proſaiſchen Verſuchen.

**) In „Aurora und Tithon" 1765 heißt es: (Poet. W. I. 93.)

„Nur Wieland malt mit voller Kraft,
Was Junker Tithon fühlt,
Als das Ferment der Götterſchaft
Sein ganzes Ich durchwühlt."

Im „Eremiten, Daphnis und Chloe“ 1765 (B. I. S. 115) lehrt der Einsiedler die Vergänglichkeit der Sinnenfreuden, wogegen Daphnis ihn mit dem leichtesten Schaum Epikurischer Lebensansicht zu widerlegen und umzustimmen weiß:

„Ganz recht, das Leben ist ein Traum;
Jedoch ein Traum, den man genießet;
Es gleichet dem Champagnerschaum,
Der kitzelt, ob er gleich zerfließet.“

Dieser leichte, erotische, spielende Ton ist bei Pfeffel mehr jugendliche Nachahmung als Natur, wobei ihm neben den deutschen Meistern namentlich auch französische Fabeldichter wie Florian als Muster vorschwebten. — Dagegen gehört zu Pfeffels ursprünglichem Wesen jener enthusiastische Cultus der Freundschaft und der schönen Seelen, den Gleim so schwärmerisch pflegte. — In einer poetischen Epistel (B. II. S. 55) an Sarasin in Basel ruft er diesem Freunde zu:

— — „O Heil mir, Freunde, daß auch Ihr
Das mystische Concert verstehet,
Von dessen Symphonien mir
Die kurze Zeit so schön vergehet.“

Fragen wir nun nach der leitenden Grundansicht in Pfeffels Schriften, so finden wir, wie bei Gleim, jenen von den Dogmen der Kirche völlig absehenden Deismus, der im eigenen Herzen und in der Natur Gott fühlt und ihn durch einen milden menschenfreundlichen Sinn verehren will*). In der Mitte zwischen kalter frivoler Freigeisterei und zwischen Priesterzwang, die er beide gleich entschieden flieht, will er sich seine Kirche nur im eigenen Gefühle aufbauen**): also das unbedingte Abstreifen alles Positiven, alles Darstellenden in der Religion. Gereizt durch das Pfaffenthum aller Confessionen, gab jenes „aufklärende“ Geschlecht auch die Idee der Kirche, des organischen Leibes der Religion, preis und fiel damit in den Irrthum der Formlosigkeit, die auf Erden mit geistigen Kräften ohne entsprechende Organe etwas auszurichten glaubt.

In dem Gedichte „Gott“ (1794), das Pfeffel irrig als „Volkslied“ bezeichnet (B. VI. S. 12), ist in wenigen Worten die Summe von

*) Im „Gebet“ B. II. S. 201 wird die hülfreiche Thätigkeit einer „heiteren Städterin, die Sonntags ein Kleid für eine arme Waise wirkt“, als das einzige wahre Gebet gepriesen, im Gegensatze zu dem Psalmen-Herbeten einer büßenden Nonne.

**) Alle Bestrebung: die religiöse Erkenntniß wissenschaftlich zu fassen, d. h. alle Theologie ist ihm daher unverständlich; er sieht nur das Zerrbild der elenden theologischen Zänkereien, die er in den „Exegeten“ B. II. S. 127 verspottet; dort zanken sich die Parteien, ob der Apfel der Eva ein Borstorfer oder Renette, eine Apfelsine oder eine Cocus-Nuß gewesen sei? u. s. w.

Gedanken und Empfindungen dargelegt, auf welche sich sein Gottesglaube stützt:

„Wer fühlt und denkt, und fühlt sich nicht
Zu dem Gedanken hingetrieben:
Mich schuf ein Gott und mir ist's Pflicht,
Mir ist's Bedürfniß, ihn zu lieben? — —
— — Ihr Zweifler, wollet ihr ihn sehn
Den großen Gott; wollt ihr ihn hören?
Habt ihr Gefühl, so kann's geschehn,
Das Feld wird euch ihn kennen lehren!"

Auf Beweise für ihren Glauben läßt sich diese Gefühls-Religion mit richtigem Takte gar nicht ein; der Phönix (VI. S. 11) stirbt mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, ohne sich um den Kauz, der nach Beweisen fragt, weiter zu bekümmern:

„Denn, was man fühlt, beweist sich nicht;
Und ein Gefühl, das laut wie ein Orakel spricht,
Sagt mir, ich werde nicht vergehen." (1796)

Der rechte, freie, religiöse Mann nach seinem Herzen ist ihm:

„Wem seinen hellen Glauben
Kein frecher Spötter rauben,
Kein Priester meistern kann." *)

Sein an Stilling gerichtetes Gedicht „das Elixir" (1786) giebt dem Freunde, dem die Religion Alles oder nichts war, zu verstehen: sie gleiche einer Arznei, die in mäßigen Tropfen zum Tranke des Lebens gemischt, Haupt und Brust heilen, dagegen in einem Zuge ausgeleert, Schwindel und Krankheit verursachen könne:

„Was meinst du, Freund, gleicht die Religion
Nicht diesem Elixir? Braucht sie der Erdensohn
Wie grobe Kost und als ein fremdes Wesen,
So macht sie krank, erzeuget Schwärmerei
Und Pharisäerstolz; doch mischt er als Arznei
Von ihrem Geist, von ihrem Freudenöle
In jede Nahrung seiner Seele,
So mehrt es ihren Lebenssaft,
Und füllet sie mit Gotteskraft."

In der Verkündigung und Durchführung der „Aufklärung und Toleranz", welche Fürsten wie Friedrich II. und Joseph II. zu ihren Wahlsprüchen erwählt hatten, erkannte Pfeffel seine eigenste innerste Gesinnung; ganz war er ein Kind dieses Zeitalters, nur daß er die Uebertreibungen und Uebergriffe desselben mit gesundem Gefühle bald erkannte und mißbilligte.

---

*) „Der freie Mann". Ein Volkslied. 1790. — Poetische Versuche IV. S. 16.

Er verabscheut eine erzwungene Gleichförmigkeit des Glaubens und Denkens; wenn z. B. in der „Kirchenvereinigung“ (1786. — B. III. S. 49) der König Adler verordnet, daß alle Vögel einem Papagei, der ein Ave auswendig gelernt hatte, nachsingen sollen, so entgegnet ihm ein ehrlicher alter Rabe, der als ein guter Protestant lieber sterben als mitsingen will:

„Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret,
Das ihm gefällt. Ein Lobgesang,
Den Furcht erpreßt, ist Uebelklang,
Ist Lästerung, die ihn entehret.“

Der Adler hört auf den treuen Rath und vernimmt nun zum ersten Male „in der verschiednen Melodie die feierlichste Harmonie“. Den schmeichelnden Anbetern der toleranten Fürsten bemerkt er nüchtern („die Toleranz“ 1785. B. III. S. 151): „Ein Fürst, der nicht verfolge, sei weiter nichts als kein Tyrann, aber noch kein Gott der Erde.“ — Der heilige Dominikus selbst muß einem Inquisiten, der an der Himmelsthüre abgewiesen wird („der Inquisit“ 1786. B. III. S. 76), erklären:

„Vernimm, daß Gott die Sektenstifter,
Die Kirchenräuber, die Vergifter,
Selbst die Eroberer minder straft
Als die Tyrannen der Gewissen!“

Aber so lebhaft Pfeffel auch mit den neuen Tendenzen der Aufklärung und Reform sympathisirt, so hält ihn dies doch nicht ab: die gewaltsame und oft willkürliche Ausführung jener Maßregeln, wie sie z. B. unter Joseph II. vorkamen, in den stärksten Ausdrücken zu mißbilligen; auch den Fortschritt will er nicht aus den Händen des Despotismus annehmen *).

„Mir grauet, edler Freund, vor unsern goldnen Zeiten;
Das Gute, das ein Fürst despotisch thut,
Und wär' es noch so schön und noch so gut,
Empört so sehr als Grausamkeiten.“

Er mag es darum auch nicht leiden, daß man die geistig Unmündigen in blindem Aufklärungssturme ihrer Krücken beraube, ehe man ihnen einen Ersatz zu bieten weiß: „auch das sei Philosophie, dem, der sie brauchet, sie zu lassen.“ Um so höher stellt er daher die echt christliche Toleranz eines Lavaters, daß er den armen Fakir'n, die von Jugend auf nur an Krücken zu gehen gewohnt sind, diese nicht raubt — wie „ein Europäer, ein Attila vom neuen Philosophen-Orden, dem das Rauben und Morden recht war, nur nicht der Aberglaube“ — der viel-

*) „Der Elephant“ 1787. B. III. S. 113.

mehr den Beraubten auf seinem Rücken trägt und ihm, bis er sie entbehren könne, neue Krücken schenkt:

„Das thust du, Freund, und wirst mißkannt,
Und wirst der Toleranz zur Ehre
Für diese ketzerische Lehre
Wohl gar ein Jesuit genannt!
Sei mir gegrüßt, mein lieber Pater,
Du heiligst Loyola's Gewand!"

Den Fürsten, die der lauten Predigt des Atheismus Beifall zulächelten, weissagt er die praktischen Consequenzen dieser Lehre, die auch nur wenige Jahrzehnte auf sich warten ließen. Im „großen Reformator" gewinnt ein Affe, der den frechsten Unglauben lehrt, die Gunst des Löwen, wird aber vom Elephanten („dem Staatsminister") zerschmettert. Dem erzürnten Herrscher begegnet letzterer mit der Erklärung:

„Du glaubest keinen Zeus, ich keinen König mehr!"

und als der Löwe ihn bestrafen will, erfolgt allgemeine Auflehnung:

„Kurz, dieser Tag gebar die Anarchie,
Das Faustrecht und den Krieg, der noch im Staate wüthet;
Und so hat die Philosophie
So gut als die Theologie
Schon manches Unheil ausgebrütet."

In der „Epistel an Schlosser" 1787 (B. III. S. 159) giebt er gleichsam ein Programm der Reformen, die er als ein Herrscher einführen würde, wenn ihm z. B. ein Theil der Türkei zufiele, „die man doch heut' oder morgen theile". Seinen Schlosser würde er zu einem zweiten Sully erheben, der ihn mit seiner Weisheit lenkte; beim löwenmuthigen Kampfe gegen die Hyder des Vorurtheils würde ihnen die Toleranz vorleuchten. Cönobiten, Ketzer, Renegaten, Maurer und Illuminaten behielte er alle ohne Furcht in seinem Lande, nur keine „Zöllner und Advokaten und keinen stolzen Ritterstand". Prälaten dürften den Altar, aber nicht seine Kasse verwalten; aber Exorcisten sammt Proselytenmachern müßten das Land meiden. Soldaten brauchte er nur, um alle Residenzen von mehr als tausend Häusern anzustecken. Sklaven würde er befreien, aber — was noch klüger sei — auch für den Unterhalt der Freigelassenen sorgen, damit die Wohlthat sich nicht in Barbarei verkehre.

Ein Mann von dieser Gesinnung mußte der französischen Umwälzung mit schönen Hoffnungen und bald mit bitterer Enttäuschung zusehen. In den „drei Ständen" (1790. IV. 12) kommt die Freiheit aus Penn's gelobtem Lande nach Frankreich; den dritten Stand findet sie in Lumpen und in Eisen, unter der schweren Hand eines Bischofs und eines Ritters; aber kaum erhebt sie ihn, so wächst er plötzlich zum Riesen an:

„Ein schöner Anblick, Freund! wenn nur die heil'ge Regel
Des Lichts, des Rechts des Riesen Arm regiert;
Sonst ist es eins, ob Zepter oder Flegel,
Ob Krummstab oder Speer das Reich despotisirt."

Schon im folgenden Jahr (1791) scheint er an dieser Hoffnung zu verzweifeln, wenn er an Hr. v. Nicolai in Petersburg schreibt: (IV. 115.)

„Das, lieber alter Freund, war stets der Freiheit Loos:
Der Sklave brauchet sie zur Dienstmagd seiner Lüste,
Indeß der edle Mensch selbst auf Marocco's Küste
Sie nicht verlieren kann, noch in der Alpen Schooß
Sie erst zu suchen braucht; sie wohnt in seinem Busen
Und ihre Wächter sind die Weisheit und die Musen!"

Und noch ein Jahr später (1792) bringt er die Aufschrift unter das Bild der Freiheit (IV. 43): Das schöne weite Ehrenkleid der Göttin gefalle schon; nur den Macherlohn scheue der Weise; d. h. also: mit den Zwecken sei er wohl einverstanden, nur nicht mit den Mitteln. — Ehe man der Vernunft ein Haus weihe, räth er, man möge erst die Vernunft selbst dekretiren (1793); und den lieben Gott erinnert er daran, sich doch „bei dem Schach der Franken", Robespierre, schön bedanken zu lassen: „daß er nun wieder existiren dürfe." (1794) — Einst sei die Freiheit — klagt er in einem Gedichte an Breitinger (1794) B. V. S. 7. — als Tochter der Natur an der Hand der Tugend aufgewachsen; aber im Stolze habe sie sich von ihrer Führerin losgerissen und sei zu Falle gekommen, zur Hyäne geworden. Will sie sich in Stunden der Reue nun wieder an bessere Menschen wenden, so ist doch ihre Unschuld dahin, ob sie sich auch schminke und mit einer Mütze ihre Stirn verhülle; niemand will sich mehr mit ihr einlassen, außer der Philosophie, die aber bis jetzt ihrer Schülerin noch nichts als ihr Gewand hat leihen können.

Erbittert durch die Greuel der Zeit, ruft der sonst so sanfte philanthropische Pfeffel nun auf Beccaria's Grab: wohl habe dieser die Galgen abgeschafft, aber die Schwengel seien geblieben (V. 43). Auf das eiserne vierte Zeitalter sei nun das fünfte papierne gefolgt, worin Gott uns nur vor Feuer bewahren möge! (1795. — V. 176.)

Drittes Kapitel.

Das Erwachen des politischen Bewußtseins in der poetischen Literatur. Eindruck der Thaten Friedrichs II.

---

1. Der preußische Patriotismus.

Es wurde im Eingange dieser Darstellung schon dargethan, daß die Erneuerung unserer Literatur von drei verschiedenen Richtungen ausgegangen: von einer christlichen, einer naturalistischen und einer politischen oder nationalen. Die beiden ersten wurden in dem Bisherigen geschildert, so daß uns jetzt nur noch ein näheres Eingehen auf die dritte, die politische, obliegt.

Derselbe Mann, der damals eine neue politische Zukunft für Deutschland eröffnete, gab auch, ohne es zu wissen, der deutschen Literatur einen neuen sie erhebenden Gehalt. Durch Friedrich den Großen gewann das protestantische Deutschland erst wieder den Keim eines politischen Bewußtseins, das unverzüglich in der Literatur seinen Ausdruck fand.

Die erste Stelle unter den Männern, die in der Form des preußischen Patriotismus wieder ein vaterländisches Element und einen lebendigen Inhalt der That, der Unmittelbarkeit in der Literatur zur Ehre brachten, nimmt Gleim ein.

Die „preußischen Kriegslieder von 1756 und 1757 von einem Grenadier" haben zwar als Poesie keinen viel höheren Werth als die übrigen gereimten und ungereimten Ergüsse Gleims. Dies giebt schon Lessing in der zweideutigen Vorrede zu verstehen, die er einer neuen Ausgabe der Lieder des Grenadiers voranstellte, mit der angenommenen Miene, als sei der Verfasser derselben wirklich ein gemeiner Mann aus dem Volke. „Seine Sprache — heißt es dort — ist älter als die Sprache der jetzt lebenden größern Welt und ihrer Schriftsteller. Denn der Landmann, der

Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Freiheiten der Rede immer wenigstens ein halb Jahrhundert zurück." Bemerkenswerth ist noch eine andere Stelle dieser Lessing'schen Vorrede, weil sie beweist, welchen Ruf die preußische Tapferkeit schon damals (1757) hatte: „Von dem einzigen Tyrtäus könnte er (der Grenadier) die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht eben so natürlich wären als einem Spartaner."

Schlagen wir den dichterischen Werth dieser Kriegslieder nicht hoch an, so verkennen wir doch nicht, daß die Gesinnung, welche in ihnen athmet, die Größe des Gegenstandes und die unerschöpfliche Begeisterung für diesen König und für seine Sache, welche Gleim sich immer als die Sache der deutschen Freiheit und des Protestantismus dachte — eine große Wirkung auf die Zeitgenossen nicht verfehlen konnte. Aus dem Traumleben einer müßigen, an Kleinlichkeiten sich hängenden Dichterei erwacht der poetische Genius, von dem Sturm der Zeit ergriffen, von dem gewaltigsten die ganze Nation erschütternden Kampfe hingerissen. Und dieser reinigende Sturmwind des Thatendranges, der stolzen siegenden Begeisterung für ein deutsches freies Vaterland und einen großen König hat schon an und für sich so viel Poetisches, daß er auch in schlechten Versen zu einem entscheidenden Ereignisse für die Literatur werden konnte. — Gleich die ersten Verse „bei Eröffnung des Feldzugs" (1756) versetzen uns in die Stimmung des preußischen Patrioten:

„Krieg ist mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta, Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!"

Schon in diesem Liede zeigt sich die eigenthümliche Verschmelzung des vaterländischen und des religiösen Enthusiasmus, die Gleim immer durchführte:

— — „Unsterblich macht der Helden Tod,
Der Tod für's Vaterland!
Auch kömmt man aus der Welt davon
Geschwinder wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!"

Diese Weihe der patriotischen Begeisterung durch religiösen Schwung beruht auf einem unwillkürlichen innern Drange, der sich fast in jeder begeisterungsfähigen Jünglingsbrust wiederholen wird. Jedes Sich-Hingeben an einen größeren allgemeineren Lebenskreis — heiße dieser nun Familie, Stamm, Vaterland, Königshaus oder wie immer sonst — ist in

seinem Wesen schon religiös: als ein Aufgehen des Besonderen, Selbstischen in einem Höheren, Umfassenderen. Doch stehen wir hiemit erst an der Oberfläche, an den ersten Anknüpfungen der Religiosität. Ein tieferes Gemüth wird daher unfehlbar weiter bis zu einem göttlichen Mittelpunkte dringen wollen, und hat es diesen gefunden, so sucht es auch den Gegenstand seines anderweitigen Enthusiasmus, seinen König, sein Vaterland, die Freiheit u. s. w. in nahe Beziehung zu jenem Mittelpunkte, d. h. zu seiner höchsten Begeisterung zu setzen. Auf diese Weise entstand die später oft stereotyp gewordene, innerlich aber wohl begründete Verbindung des Schwures für Gott, König und Vaterland; eine Gesinnung, deren lebendiger Typus eben unser Gleim war.

So beginnt z. B. sein Siegeslied nach der Schlacht bei Lowositz (1756):*)

„Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt, Brüder, singet Gott!
Denn Friederich der Menschenfreund
Hat obgesiegt mit Gott."

Oder im „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" (1757):

„Victoria! mit uns ist Gott;
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott!
Er liegt, Victoria!
Zwar unser Vater ist nicht mehr;
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt."

Ebenso wiederholen sich beide Züge der Gleim'schen Kriegspoesie, die sofortige Seligsprechung der für Preußen gefallenen Krieger und die Parteinahme Gottes für die Sache Friedrichs — im „Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach" (1757):

— „Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.
Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preußens Schale sank,
Und Oestreichs Schale stieg."

Immer ist dieser Krieg in Gleims Augen ein Krieg und Sieg Gottes gegen die Uebermüthigen, Treulosen, gegen die Feinde des Friedens, also die Feinde der Menschheit:

*) Gleims Werke IV. S. 4.

— — „Und Brüder, Gott hat Sieg verlieh'n
Dem Rechte, nicht der Macht."
— — „Ein Starker, ein Allmächtiger
Gewann für ihn die Schlacht.
Als Rächer will ich, sprach der Herr,
Zertreten ihre Macht!" *)

In völliger Uebereinstimmung damit steht es dann, daß ein König, dessen Sache eine göttliche ist, mit den überschwenglichsten Ausdrücken fast wie ein Halbgott gefeiert wird: „Frei von Furcht und Graus wie ein Gott" — so wird sein Friedrich geschildert; in einem Athem ruft er: „Dank dem großen Gott! Lob dem großen Friedrich!" **) und ermahnt sein Berlin: „Gott und Friedrich zu vertraun." Er denkt sich seinen König, sowie die Helden des alten Bundes, in einem nähern Verhältniß zu Gott als die Uebrigen: „Hochgelobet sei o Gott — ruft er im Gedichte „an die Kriegsmuse" aus (1758) — von uns und deinem Friederich!"

Im stolzen Bewußtsein, einen solchen König zu haben, fängt er sein „Lied am Geburtstag des Königs" mit den Worten an (1778):

„Ich bin ein Preuße! stolz bin ich,
Daß ich ein Preuße bin!
Der Landesvater Friederich
Ist Held im großen Sinn!"

Darum findet er auch keine Worte für die Größe des Verlustes und des Mannes, als Friedrich starb:

„Singt Ihn, den Einzigen!
Den Unersetzlichsten,
Den Nichtgestorbenen,
Den Ewiglebenden,
Um welchen bang uns ward und bang und immer bänger."

Friedrichs II. und Preußens Größe waren von nun an für Gleims Begeisterung unzertrennlich; um so schmerzlicher mußte es ihm sein, als er im Alter den Glanz jener Waffen, deren Triumph der Jüngling und der Mann besungen hatte, mußte erblassen sehen! —

Ew. Chr. v. Kleist.

(1715—1759.)

Gleim hatte die Siege seines Friedrichs nur von der Studirstube aus und in den Briefen verfolgt, die sein Freund Kleist ihm vom Kriegsschauplatze her schrieb; dagegen fanden sich in der Hand des letzteren die Leier des Sängers und das Schwert des Kriegers zusammen.

*) „Nach der Schlacht bei Liffa." 1757.
**) W. IV. S. 47.

Von der feurigsten Liebe zu seinem Könige und zu der Sache, die dieser verficht, geben Kleists Briefe nach der Eröffnung des Krieges Zeugniß; aus dem Lager bei Pirna, 17. September 1756, schreibt er: „Der König soll wichtige Sachen gefunden haben, und nun von dem ganzen Projekte wider ihn, das im künftigen Jahre hat ausgeführt werden sollen, völlig unterrichtet sein. Er wird sie bezahlen, die Verräther! Der Dresdensche Hof ist sehr niedergeschlagen, und ich habe die Königin, die immer baarfuß in die Kirche geht, seit ihr Gemahl im Retranchement ist, selbst weinen gesehen, welches mich aber lachen gemacht hat, ohngeachtet ich nicht lachen kann, wenn ich ihre armen Bauern weinen sehe."

„Unsern Friedrich muß man immer mehr bewundern, je mehr man sieht, wie er sich bei allen Vorfällen beträgt. Er ist so gelassen und vergnügt, als wenn er in der größten Ruhe wäre. Bei seinen unendlichen Geschäften ist er nie mürrisch, sondern spricht mit jedem, fertigt jeden leutselig ab, und gehet mit seinen Soldaten um wie mit Kindern. Sie werden ihre Köpfe en revanche auch gern für ihn hingeben; ich wenigstens gebe meinen, nach gerade ziemlich alten, gerne hin, und werde mich freuen, wenn ich Gelegenheit habe nur was zu helfen. Ich bin in diesem Schauspiel nur ein Fußgänger, ich werde aber doch um mich schlagen, so gut ich kann." *)

Mitten in seinen Kriegszügen war der Dichter den sanfteren Empfindungen religiöser Betrachtung und Erhebung nicht verschlossen; noch ist die Hymne vorhanden, die er im Mai 1758 auf dem Marsche nach Hoff gedichtet, und deren Entstehungsgeschichte er in einem Briefe erzählt (21. Juni 1758. — B. I. S. 59): „Daß Ihnen meine Hymne gefällt, freut mich sehr. Wie große Lust ich auch habe etwas zu machen, so habe ich keine Erfindungen mehr, woraus ich was machen kann. Vielleicht schaffen mir meine Soldaten wieder Empfindungen, denn jene Hymne habe ich ihnen wirklich zu danken. Sie haben nämlich die Gewohnheit, daß sie des Morgens auf dem Marsche, ehe sie Lieder vom König von Preußen anstimmen, geistliche Lieder singen. Eines Morgens sangen sie eins, worin eine Stelle vorkam, daß Gott uns

*) Ewald Christian v. Kleists sämmtliche Werke, herausgegeben mit des Dichters Leben von Wilh. Körte. Berlin 1830. — Th. I. S. 36.

Schon im April 1755 hatte er über Friedrich geäußert: „Unser Lessing ist sieben Wochen hier in Potsdam, allein Niemand hat ihn gesehen. Er soll hier — — eine Comödie gemacht haben. — — Mich däucht aber, wenn ich ein Dichter wäre, ich machte hier nicht Satyren und Comödien, sondern lauter Lobgedichte. Unser großer Friedrich giebt einem Dichter mehr Stoff dazu, als je einer gehabt hat."

viel Gutes erweiſe, daß er uns Freunde gebe, und daß man ihn loben müſſe u. ſ. w. Dies rührte mich ſo, daß ich vorausritt, und viel weinte, und die Hymne entwarf."

Das Gedicht, von dem hier die Rede iſt, enthält im Pſalmton eine Reihe von Naturſchilderungen, wie der Dichter des Frühlings (von 1746 u. ff.) ſie am liebſten malte: Naturbilder, in denen er die That des Allmächtigen ſieht und ſeine Stimme hört*), dem er vertrauend ſich hingiebt:

„Erheb' ihn hoch, zu deiner Seligkeit,
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laſter flieh'n,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt." — —
— „Und o! wie liebreich ſorgt er auch für mich!
Statt Geld und Ruhm giebt er
Vermögen mir, die Wahrheit einzuſehn,
Und Freund und Saitenſpiel."

Von Kleiſts Kriegsgeſängen iſt ſeine Ode an die preußiſche Armee (im Mai 1756) am bekannteſten; ſie athmet dieſelbe Geſinnung, die wir in ſeinen Briefen kennen gelernt:

„Unüberwundenes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel ſchwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

„Sieh! Feinde, deren Laſt die Hügel faſt verſinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Waſſer fehlt, wo ihre Roſſe trinken.

„Der dürre ſchele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus Weſt und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen ſpei'n ſo wie des Oſt's Barbaren
Und Ungeheu'r, dich zu verſchlingen, aus."

Auch ihm iſt es ſo unzweifelhaft wie Gleim'en, daß „die Gerechtigkeit" auf Friedrichs und der Preußen Seite ſtehe, und in dieſer Ueberzeugung gerade ſchöpft er die letzte Zuverſicht des glücklichen Ausganges:

„Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich und dein ſtarker Arm!
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und ſeine Rücken bluten."

---

*) „In finſtern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beſchäftigen." — —
— — „Und irren an des Meer's Geſtad, und dich
In jeder Woge ſehn;
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au' Tapeten dich!"

Er selbst kennt keinen heißeren Wunsch, als bald unmittelbar am Kampfe Theil nehmen zu dürfen (damals stand er noch in Leipzig):

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden zieh'n;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!"

Dieser Wunsch gieng bald in Erfüllung; nach wenigen Jahren hatte er beides gefunden: Ehre und Tod; in der furchtbaren Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759, erhielt er mehrere tödtliche Wunden, denen er zwölf Tage nachher (24. August) in Frankfurt unterlag*).

Die Schlußverse seines kleinen epischen Gedichtes „Cissides und Paches" (welches die heldenmüthige Vertheidigung einer Burg durch zwei Macedonier gegen ein Athenisches Heer besingt) hat er durch seinen Tod selbst zur würdigsten Grabschrift geweiht:

„Ihr Krieger, die ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf,
Und pflanzt von Lorbeern einen Wald umher!
Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. — Wie gern sterb' ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!
Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüsteney
Verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff, und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug, und achtete
Der theuren Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt. —
Doch es verzagt nicht drinn, das treue Land;
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.
Der Tag bricht an! Schon zöge Schwab' und Ruff',
Lappländer und Franzos, Illyrier
Und Pfälzer, in possierlichem Gemisch,
Den Helden im Triumph, verstattet' es
Desselben Großmuth. Schon fliegt Himmel an
Die Ehr' in blitzendem Gewand' und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen! Ruh
Und Ueberfluß beglücken bald sein Reich!"

---

*) Noch am 23. Juli 1759 hatte er an Gleim geschrieben: „Die Aspekten sind jetzo doch gut ... denn es muß dies Jahr für uns was geben, weil wir nun gar keine Reißaußer, sondern lauter Oesterreicher zu Feinden haben. — Nur Daun einmal geschlagen, dann will ich gern sterben! — — — Ich kann mich nun mit meinen Musen nicht mehr unterhalten." (B. I. S. 73.)

Ramler.

(1725—1798.)

Der Enthusiasmus für Friedrich II. und für Preußen, wie er in Gleim und Kleist mit religiöser Begeisterung zusammenfloß, trat in C. W. Ramler (aus Kolberg) als rednerisches Pathos auf in der Verkleidung antiker Mythologie. Ihm, dem Kritiker aller Zeitgenossen, dem Uebersetzer der Alten, des Horaz, Martial, Catull, dem nüchternen Pedanten, der sogar die Frömmigkeit eines Gleims als Frömmelei auslegte — ihm war Friedrich nicht der Held, den der Gott seiner Väter, der Herr der Heerschaaren beschützte; in Ramlers Augen streitet Jupiter für ihn, und als Apoll kehrt der Sieger des Orkus zurück. — Diese absichtliche Vermeidung aller Berührung mit dem Glauben seines Volkes, diese gesuchte Zurückführung einer antiken Anschauungsweise mußte diesen Oden das verdiente Schicksal bereiten, daß sie dem Volke von Anfang an fremd blieben.

Charakteristisch für Ramlers kriegerische Oden ist es auch, daß er den Krieg zwischen Friedrich und seinen Gegnern durchgehend als den Kampf der Cultur und Barbarei betrachtet.

In der Ode „an die Stadt Berlin" (1759) legt Ramler „der Göttin des Berlin'schen Stroms", der Najade der Spree, Worte der stolzesten Siegeshoffnung in den Mund:

„Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich!
Was fürchten wir, ist gleich die Zahl des Feindes
Wie dieser beiden Ufer Sand?
O Tochter! hast du nicht zur Seite meines Freundes
Stets einen Gott erkannt?
Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke,
Und donnerte den Feind zurücke?
Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blicke?
Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
Zur drohenden Aegide? stand
Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
Erstarrt an Haupt und Hand?
Bis alle von dem kleinen Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam weiter drang,
Wie Halme von des Himmels Schloßen niederlagen
Dreihundert Hufen lang? — —
— — Borussiens gerechter Held soll siegen:
Die Götter schützen ihren Sohn.
Bald wird er im Triumph zu seinen Kindern fliegen,
Er kömmt! ich seh' ihn schon."

Als im fünften Jahre des Krieges (1760) der Streit noch immer nicht den Frieden erzeugt hatte, schleuderte der Dichter Worte des edelsten Unmuthes den Friedestörern zu, die durch den heldenmüthigsten Kampf nicht für Versöhnung gewonnen wurden, da doch Herkules einst durch kühne That den Zorn der Götter stillen konnte:

„Wie lange schwingt die rasende Megäre
Die Fackel? Götter dieser Welt,
Warum verfolgt ihr ihn, zu seiner eignen Ehre,
Den unbezwungnen Held?“*)

Um so größer ist sein Jubel bei jeder Siegesnachricht; als die Vestung Kolberg dem russischen Heere und der russisch-schwedischen Flotte (1760) siegreich widerstand, dichtete er sein „Lied der Nymphe Persante“ (Persant heißt ein Fluß bei Kolberg):

„Er siegt, mein Perseus**) siegt. — Ihr Freudenzähren,
Erstickt nicht meinen Lobgesang!
O Fluthen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang!“

Die Siege beleben dann in der Seele des Dichters die Hoffnung auf den Frieden, den er noch freudiger als den Krieg besingen will:

„Wann er ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indeß der Ueberfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.“***)

Aber seine Friedenshoffnung wird getäuscht, und in bitterm Unmuthe fragt er die feindlichen Könige (1761):

„Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eine Sündfluth ein?
Und sollen wieder alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer sein?
Und alle Künste spät aus Asch' und Moder
Und Todtengrüften auferstehn,
Und aus der Nacht des regellosen Zufalls? oder
Auf ewig untergehn?“

Als er endlich den Frieden und die Wiederkunft des Königs erlebt, triumphirt er, daß es auch ihm vergönnt sei, „dem Göttlichen“ ein Lied zu singen, das ihm gefalle:

„Er, wider den mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und der mit unerschrockner Seele sich zwei Welten
Allein entgegenwarf;

*) „An die Feinde des Königs.“ — C. Wilh. Ramlers poet. Werke I. S. 41. (Ausgabe von 1825.)
**) „Der Oberste von der Heyde.“
***) „Auf ein Geschütz.“ Werke I. S. 50.

Dein König, o Berlin! durch den du weiſer
Als alle deine Schweſtern biſt,
Voll Künſte deine Thore, Felſen deine Häuſer,
Die Flur ein Garten iſt; — — — —

— — Heil uns, daß unſer Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So ſagt ihr Jünglinge. Du Chor der Alten ſage:
Heil uns, daß wir das Ziel

So kronenwerther Thaten ſahn! wir ſterben
Von Wonne trunken! Friederich
Bleibt hinter uns; ihr ſtolzen Enkel ſollt ihn erben.
Triumph! ſo ſag' auch ich."

J. G. Jacobi.

Auch Joh. Georg Jacobi, der weiche Lyriker, ſtimmt mit ein in die dichteriſche Verherrlichung ſeines Königs, durch „zwo Cantaten auf das Geburtsfeſt des Königs von Preußen." *) Von einem Dichter, der am liebſten nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe**) „weint, empfindet, zweifelt, ſcherzt und ſchwärmt," läßt ſich zum voraus erwarten, er werde nicht ſowohl den königlichen Krieger und Sieger preiſen als die ſanfteren Tugenden des menſchenfreundlichen gerechten Fürſten, des Freundes der Muſen:

„Wenn er in gerechtem Kriege
Seinen Namen nicht entehrt;
Wenn das Glück der ſchönſten Siege
Keine Grauſamkeit ihn lehrt;
Wenn mit Grazien vertraut
Er den Künſten Tempel baut,
Wenn er Thränen nicht verachtet,
Nicht in feiger Ruhe ſchmachtet;
Wenn der König nicht ein Würger,
Wenn er nicht ein Weichling war:
O ſo bringt, getreue Bürger!
O ſo bringt ihm Kränze dar!"

So rühmt die zweite Cantate, daß Friedrich in all ſeinem Glanze ſein Herz nicht gegen Mitleid verhärtete, „da er durch Ankauf fremden Getreides die allgemeine Theurung verhinderte" u. ſ. w.

„Sein Auge war nicht weggewandt.
Als er umringt von Ehrenſäulen ſtand,

*) Werke III. S. 45. Ausgabe von 1774.

**) „Und ſo will ich — ſagt Jacobi am Schluſſe ſeiner Abhandlung: Ueber die Wahrheit. An meinen Bruder. — in euerm Zirkel, meine Freunde, mit Young weinen, mit Yorick empfinden, mit Klopſtock mich in die Höhe ſchwingen, mit Hume zweifeln, mit Mendelsſohn die Weisheit ſuchen, mit Hamilton lachen, mit Voltaire ſcherzen, mit Petrarch ſchwärmen, und mit Babet oder wohl gar mit der liebenswürdigen Ninon zu Abend ſpeiſen." (Werke III. S. 44.)

Gedacht' er an der Krieger Muth,
Die unter ihm den Tod der Helden starben,
Gedacht' an ihr vergoßnes Blut,
Und sah der Krieger Wittwen darben."

Auch wo Jacobi den König auf das Schlachtfeld begleitet, denkt er nicht an die Größe des Feldherrn, sondern an die Gerechtigkeit des Krieges und an Friedrichs milden, der Bildung zugewandten Sinn.

Ohne Zweifel mit einem scharfen Seitenblicke auf das Treiben einiger deutschen Höfe jener Zeit, legt er den stärksten Accent darauf, daß Friedrich Künste und Wissenschaften beschützte, ohne sie als Weichling und Tyrann nur zu entnervendem Zeitvertreib zu entwürdigen:

„Friedrich ist den Musen hold,
Aber durften ihre Saiten
Träge Wollust je begleiten?
Hat er je des Landes Gold
Zu Tänzen und Spielen entwendet?
Sah die Arbeit ihren Sold
Unter Weichlinge verschwendet?
Hat die Unschuld, wenn sie klagte,
Gerechtigkeit umsonst gesieht,
Weil im Schutze der Majestät
Ein Günstling Frevelthaten wagte?
Friedrich ist den Künsten hold,
Die mit allen Reizen ihm erscheinen;
Aber mitten unter ihnen
Hat er Weisheit nur gewollt."

Mit nicht geringerem Nachdrucke hebt er die Freiheit in Rede und Schrift hervor, die Friedrich in seinem Lande gestattete:

„Hinter eine Wolke
Verbirgt sich nur die Tyrannei;
Aber Friedrich wandelt frei
Wie der Mittag unter seinem Volke,
Sieht im unsterblichen Lauf
Nicht die Sklaven an, die vor ihm sich neigen,
Legt kein ungerechtes Schweigen
Freigebornen Bürgern auf."

A. Luise Karsch.

(1722—1791.)

Den Dichtern, deren Lied die Thaten des preußischen Helden besang, gesellt sich noch eine Dichterin bei, die zu ihrer Zeit sowohl ihrer Schicksale als ihrer Verse wegen fast als ein Wunder angestaunt wurde. Sind ihre Verse gegenwärtig mit Recht vergessen, so verdient ihr Leben, ihre Bildungsgeschichte und der Eindruck, den sie auf ihre Zeitgenossen machte, noch immer die Beachtung dessen, der die Geschichte der deutschen

Bildung zu seiner Aufgabe macht. — In dem mühevollen Aufstreben ihres nach Nahrung dürstenden Geistes, in dem unablässigen Ankämpfen gegen die sprödesten Hemmungen einer niederdrückenden Stellung liegt etwas, was uns ungesucht an das ähnliche Loos erinnert, aus welchem deutsche Literatur und deutsches Staatsleben im vorigen Jahrhundert sich emporarbeiteten; für diese wie für die Karschin war Friedrichs II. Auftreten die erweckende Kraft, die erwärmende Sonne.

In einer gereimten Skizze ihres Lebensganges*) dankt die Dichterin den Musen:

— „Sie gaben mir Muth und Geduld
Und lehreten mich Lieder dichten,
Mit kleinen Kindern auf dem Schooß.
Bei Weib- und Magd- und Mutterpflichten,
Bei manchem Kummer schwer und groß,
Sang ich den König und die Schlachten,
Die ihm und seiner Heldenschaar
Unsterblich grüne Kränze brachten,
Und hatte noch manch' saures Jahr,
Eh' frei von andrer Pflichten Drang
Mir Tage wurden zu Gesang."

Auf einem schlesischen Bauernhofe und Wirthshause geboren und erzogen, als dreizehnjähriges Mädchen drei Rinder auf die Weide treibend, fühlte sie den Trieb zum Dichten zuerst in der stillen Naturträumerei des Hirtenlebens erwachen, und bei den Volksbüchern, die sie in den Händen eines Hirtenknaben entdeckte. Daß unter den Einflüssen ländlicher Einsamkeit und phantasiereicher Bücher die (vielleicht in jeder Seele schlummernde) Poesie geweckt wurde und nach Tönen verlangte, werden wir natürlich finden, und erst staunen, wenn diese Töne auch dann nicht verstummen, als die Karschin mit dem härtesten verlassensten Loose in zweimaliger unglücklicher Ehe zu kämpfen hatte. Als sechzehnjähriges Mädchen an einen heftigen Geizhals gekettet, einen Tuchweber, der sie Hunger leiden ließ, und sie endlich verstieß, indem er in der nichtswürdigsten Weise von der neuen Erlaubniß zur Scheidung Gebrauch machte**), fand sie

*) Gedichte der A. L. Karschin, geb. Dürbach. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauff herausgegeben von Ihrer Tochter, C. L. von Klenke, geb. Karschin. Berlin 1792. — „Belloisens Lebenslauf." S. 197.

**) Die Tochter der Karschin erzählt eine für die Sittengeschichte der Zeit nicht unwichtige Scene: „Eines Tages war er (Hirsekorn) ausgegangen, und kam spät des Abends mit einem Räuschchen zurück, welches ihn sonst immer guten Muthes machte. Bei dem Hereintreten warf er mit einer lustigen Art den Hut auf den Tisch, schwung sich auf einem Beine herum und sagte: Vivat! es lebe der König von Preußen! Darauf sagte er zu seiner Frau: Höre, Louise! weißt du ganz was Neues? Der König von Preußen hat in seinen Landen die Erlaubniß zur Ehescheidung gegeben; was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden ließen?"

lange Zeit ihre liebſte Erholung darin, in einigen freien Sonntagsſtunden ſingend die Verſe niederzuſchreiben, die ſie ſich die Woche hindurch unter der Arbeit ausgedacht. Es war unter dem Joche ihres erſten Mannes der leiſe Vorbote einer beſſern Zukunft, als ſie in eine adeliche Geſellſchaft als eine Art von Curioſität geladen wurde und jedem Anweſenden einen Vers aus dem Stegreife herſagte. — Als ſie von ihrem Manne mit einem noch ungebornen Kinde, von Allem entblößt, wie Hagar in die Wüſte hinausgeſtoßen worden, bewegte das Mitleid einen andern Mann, den Karſch, ihr ſeine Hand zu bieten; aber wie theuer ſollte dies Mitleid eines ſittlichen Feiglings ſie zu ſtehen kommen! Ein Trunkenbold, der ſie in die bitterſte Armuth ſtürzte, der die Kleider ſeiner kleinen Kinder verkaufte, um das Geld zu vertrinken, der ihre Vorwürfe ſpäter zuweilen durch Mißhandlungen erwiderte — ein ſolcher Mann war an die Stelle des hartherzigen Geizhalſes getreten. Auch jetzt erlag ſie nicht. Was bleibt in den Abgründen ſolchen Elendes dem Menſchen noch übrig, wenn er ſich nicht auf das Vertrauen zu einem Alles ausgleichenden, Alles zum Beſten führenden göttlichen Erbarmen ſtützt? — Das erhob die Dichterin über den Druck ihres äußeren Lebens. Mit der nothdürftigſten Kleidung bedeckt, hörte ſie hinter einem Pfeiler verborgen zu ihrem Troſte den Frühpredigten zu, die ſie nachher für ſich in Verſe brachte.

Dieſe Verſe öffneten ihr endlich die Thüre ihres Kerkers; ihr Prediger, der dieſe Verſe mehrmals in ſeinem Beichtſtuhle*) fand, wurde auf die Verfaſſerin aufmerkſam und empfahl ſie ſeinen Freunden in Frauſtadt, polniſch Liſſa und Groß-Glogau, die ihre fernere Ausbildung durch Bücher wie ihr äußeres Fortkommen durch Empfehlungen förderten. Während der Mann in's Wirthshaus geht und Schulden macht, wandert die Frau in die benachbarten Dörfer und Städte, nach Art der Bänkelſänger, improviſirt Verſe, die ſie für Vermögende an Hochzeiten, Taufen und Geburtstagen niederſchreibt, bis wieder auf einige Tage für Brot geſorgt iſt. Das ſtärkſte Schneegeſtöber und Winterkälte hielt ſie dann nicht ab, im leichten Gewande (dem einzigen, das ſie hatte) und mit einem Kinde auf ihrem Arm Stunden weit zu gehen, um irgend ein Familienfeſt zu beſingen, das ſie und die Ihrigen vom Hungertode rettete.

In Groß-Glogau, wo ſie ſeit 1755 lebte, lernte ſie Young und Horaz kennen, brachte des Nachts die Oden und Epiſteln Friedrichs in deutſche Verſe, beſang beim Ausbruche des Krieges ihren König in Liedern, die ihr weithin einen Namen machten, pries ihren Friedrich, den ſie

*) Für Reformirte unter meinen Leſern bemerke ich, daß hier von einem lutheriſchen Prediger und Beichtſtuhle die Rede iſt.

längſt vergötterte; aber am Tage mußte ſie ſich noch immer mit der Nothdurft des augenblicklichen Bedürfniſſes abquälen. Eine Generalin von Wreech aus Berlin und ein ſchleſiſcher Baron von Kottwitz befreiten ſie endlich aus dieſer Lage und brachten ſie nach Berlin (1761), wo eine leichtere Lage ihrer wartete. — Bei einem Blicke auf die Lebensführung dieſes heldenmüthigen Weibes möchte man fragen: warum unſere Romanſchreiber, die in Nord und Süd neue Motive für ihre Feder ſuchen, an dieſer Frau vorbeigiengen, deren Leben ſchon ſo ſehr einem Romane gleicht, daß eine geſchickte Hand (wie die Goethe'ſche, welche Stillings Leben redigirte) leicht darin die Farben zu einem ergreifenden Gemälde des menſchlichen Herzens und Lebens gefunden hätte.

In Berlin begann für die Karſch eine neue Lebensperiode; die Gunſt, die große Städte launiſch und ſelten zum Glücke des Begünſtigten austheilen: jemanden eine Zeit lang zur Modeſache zu machen, wurde auch ihr zu Theil; es wurde Mode, ſie bei ſich zu ſehen und ſich von ihr beſingen zu laſſen, und die allezeit fertige kritiſche Feile Ramlers mühte ſich ab, ihr regelloſes Naturfeuer in Pindariſche Versmaße zu zwängen. Auch im Halberſtädtiſchen Kreiſe wurde ſie heimiſch, beſang ihren Freund Gleim als Sappho; durch die Sammlung und Herausgabe ihrer Gedichte*) ſorgte Gleim für ihr äußeres Fortkommen, das ſie ſich in dichteriſcher Sorgloſigkeit immer wieder von neuem erſchwerte.

Ihr Ruf verſchaffte ihr ſogar eine Unterredung mit dem Helden von Sansſouci (im October 1763), die ſie in Verſen einem Freunde erzählt**):

— — „Ich ſagte, welcher Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich niederbeugte:
Wie mein Genie herauf geſtrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunſt geſchriebne Regeln wüßte
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finſtern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch,
Den Menſch und Philoſoph vereinet;
Ob Alexander gleich geſieget und geweinet
Und Cäſar ſelbſt zufrieden ſchien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verſchonen
Und einem Brutus ſelbſt verziehn,
Der mit dem Dolch ihm ſollte lohnen —
Doch fand ich auf der Griechen Thronen
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit dem, der Seines Angeſichts

*) „Auserleſene Gedichte von A. L. Karſchin." Berlin 1763.
**) Gedichte 1792. — S. 183.

In Winterlüften nicht geſchonet
Und wenn der Lenz geblüht, das Kriegeszelt bewohnet,
Von Freunden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater als den Herrn
Zurückgebracht aus ſo viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte dich Geſang?
Wer unterwies dich in Apollens Saitenzwang?
Held! ſprach ich, die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunſt zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wiſſen,
Woher ich Nahrung nähm'; da ſagt' ich: Fremde müſſen
Mich nähren" — — —

Als aber Friedrichs Verſprechen, für ſie zu ſorgen, in Folge einer Intrigue nicht in Erfüllung gieng und ſie nicht ermüdete, ihn von Zeit zu Zeit an ſein Wort zu erinnern, ſuchte er die Läſtige durch ein ironiſches Geſchenk von zwei Thalern abzuſchrecken; ſchnell entſchloſſen ſchickt ſie das Geld mit einem begleitenden Verſe durch die Poſt zurück (1773):

„Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein ſolch Geſchenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb' ich es zurück."

Der König, der in ſeiner genialen Weiſe bei dergleichen Dingen recht gut Scherz verſtand, lachte ohne Zweifel zu der Antwort, überließ es aber ſeinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., das gegebene Wort einzulöſen. Auf eine gereimte Schuldforderung der Karſch antwortete dieſer Fürſt durch den Auftrag an den Geheimrath (nachherigen Miniſter) von Wöllner: „ihr anzukündigen, daß ihr ein Haus gebaut werden ſolle, ausgeziert mit allen Allegorien der Muſen." Wöllner entledigte ſich des Auftrages in Verſen, die nicht gerade für ſeinen Dichterberuf zeugen:

„Freu' dich, Deutſchlands Dichterin,
Freu' dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir."

Die Begeiſterung für Friedrich beſeelte die Dichterin ſchon in ihrer Jugend (1740), da ſie in ihren früheſten Verſuchen den Zuſtand Schleſiens vor der preußiſchen Eroberung als einen ganz verkommenen und rechtloſen ſchilderte*). Die Sprache iſt noch das regelloſe Gewächs eines ungeſchulten Naturkindes:

„Weil nun die Bürgerſchaft die Steu'r nicht mehr konnt geben,
Alſo empfiengen ſie dreihundert Mann auch eben,
Mit ſie ward bequartirt ein jeder Bürgersmann" u. ſ. w.

*) „Eine Satire auf die Verfaſſung von Schleſien während der kaiſerlichen Regierung."

In den Liedern aus der Berliner Periode ſpürt man Ramlers Einfluß, z. B. in der Ode „An die Klio wegen des Königes“ (1764).

Bei ſeiner Zurückkunft ſang ſie ihm „dem Vater des Vaterlandes“ (30. März 1763) „im Namen ſeiner Bürger“:

„Du kommſt, und dein Triumph iſt mehr als Römiſch prächtig,
Nicht über Sklaven jauchzen wir,
Nicht über nachgeführte fremde Königsſchätze
Und Kronen, die der Sieger nahm;
Nein, über dich, Monarch, in welchem der Geſetze
Beſchützer glorreich wieder kam.
In deinen Augen gieng aus tauſend Mitternächten
Ein uns geſchaffnes Sonnenlicht
Hervor, und ſtrahlet nun ſo lieblich deinen Knechten
Als deines Gottes Angeſicht,
Das über dir geleuchtet und gelächelt
In undurchdringlicher Gefahr,
Wenn oft das Vaterland wie Sterbende geröchelt,
Und zitternd für dein Leben war.“

Charakter und Denkungsart der Karſch litten an Gebrechen und Widerſprüchen, die meiſt im Geleit einer halben Bildung und eines Mißverhältniſſes innerer Anſprüche und äußerer Lebensſtellung angetroffen werden. Ein ſtrenges Urtheil wird es ihr nicht verzeihen, daß ſie die Berliner Geſellſchaften mit ihren Verſen unterhielt, während ſie die Erziehung ihrer Kinder fremder Vorſorge überließ. Ebenſo ſtimmt der leichtfertige Ton, in welchem ſie einen Ehebruch nur aus dem gemeinſten Geſichtspunkte der Ueberliſtung erzählt*), nicht am beſten mit dem religiöſen deiſtiſchen Pathos, das in einigen andern ihrer Gedichte herrſcht, die im Uebrigen ganz den Stempel der damaligen in den Anfängen der Aufklärung ſich verſuchenden Theologie an ſich tragen; ſo in dem Gedichte, das „die Einladung zu einer Sonntags-Luſtreiſe nach Charlottenburg“ ausſchlägt (1765):

— — „Die Tempel Gottes öffnen ſich
Dem Edlen und dem Volke morgen;
Ein Spalding auf der Rednerbühne lehret mich
Für mein unſterblich Theil zu ſorgen,
Den will ich hören. Durſtig ſoll
Mein Geiſt ſich in die Worte ſchlingen,
Und einer Biene gleich von Süßigkeiten voll
Will ich mein Herz zurücke bringen.“

In der „Rede zu Gott über die Kürze der Zeit“**) finden wir die altteſtamentliche Mahnung an die Kürze der Zeit, die Nähe der Ewigkeit u. ſ. w.

*) Gedichte S. 193.
**) S. 306.

Oder sie besingt im Geiste ihres Predigers Spalding die Weisheit und Güte der göttlichen Vorsehung*) (1760):

„Sei mein Gesang du, die von Ewigkeit
Mit Jubelschall die Morgensterne lobten,
Allsehende! die eher als die Zeit
Und eher war als Meer und Kriege tobten!
Durchdringe du mit deiner Wahrheit Licht
Den dicken Schlei'r, vor die Vernunft gebreitet,
Und sei du selbst mein großer Unterricht,
Wenn sich mein Herz zu deinem Lob' bereitet!"

Am besten ist ihr Lied in den Stellen, wo die Erfahrung des eigenen Herzens und Lebens spricht, wo die Freiheit einer durch Leiden und Entbehrungen gestählten Seele sich auf die höchsten Hoffnungen des Daseins stützt:

„Du sahst den Weg, der mich nach deinem Rath
Durch Krümmungen und Thäler sollte leiten.
Und eh' mein Fuß in Labyrinthe trat,
Gabst du mir Muth, um herzhaft fortzuschreiten."

2. Der österreichische Patriotismus.

Denis.

(1729—1800.)

Des Gegensatzes wegen erinnern wir hier, neben den Dichtern Friedrichs des Großen, auch an den Sänger der österreichischen Waffen, an den Jesuiten Michael Denis (aus Schärding), der für Oesterreich eben das war, was Gleim für Preußen: dieselbe Mischung von ritterlicher Ergebenheit an das angestammte Fürstenhaus mit patriotischer Religiosität; dieselbe zweifellose Annahme, daß das gute Recht nur auf der einen Seite und darum mit der Sache Gottes gleichbedeutend sei.**) — Finden wir diesen Gesichtspunkt bei dem österreichischen Dichter auch ganz natürlich, so macht doch das Mißverhältniß zwischen der Größe der Ereignisse und dem Gesichtskreise des dichterischen Erzählers einen desto lächerlicheren Eindruck. Im kleinbürgerlichen Tone***) der Gellert'schen und Hagedorn'-

*) S. 389.

**) „Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahr 1756. Von Michael Denis aus der G. J. Lehrern der Redekunst am k. k. thereſianischen Collegio. Wien 1760." (Zweite Auflage.)

***) Sein Bestreben war zwar, die Bildung in Oesterreich durch Hebung eines besseren literarischen Geschmackes zu heben; wie weit aber in diesen früheren Versuchen

schen Fabeln und Erzählungen (die er auch „das Maß und den Wechsel der Verse betreffend" in der Vorrede seine Muster nennt) ergeht er sich bald in leicht wiegenden Spöttereien und gutmüthigen Witzworten über den Gegner, bald in maßloser Bewunderung seiner Sieger, bald in der Hoffnung, daß seine Theresia die Zeiten Ludwigs XIV. in ihren Staaten werde aufblühen lassen.

Im „Verbindniß Oestreichs und Frankreichs" (1756) sieht er „das größte Probestück der Vorsehung," das sie der Welt je von ihrer Macht gegeben:

„Da sie den selt'nen Bund zu Stand gebracht,
Und aus Paris und Wien zwo liebste Schwestern macht."

Er sieht in diesem Bunde eine Art heiliger Liga der zwei katholischen Großmächte und legt in diesem Sinne dem Papste die Segensworte in den Mund:

„Laß, Herr, den edeln Bund bestehn,
Den itzt zu deines Volks Ersprießen
Mein erstgeborner Sohn und liebste Tochter schließen."

Ihm ist seine Kaiserin, wie dem „alten Grenadier" sein Friedrich, eine bevorzugte Schutzbefohlene des Himmels; ein Gefühl, dem die Ahnung einer tiefen Wahrheit zu Grunde liegt, aber entstellt durch die erniedrigende Sprache ausschweifender und persönlicher Schmeichelei:

„Die große Kaiserin, des Höchsten Augenmerk,
Des Himmels Meisterstück, der Tugend Wunderwerk,
Verhetzet seinen Neid und schärfet seine Waffen,
Das Wachsthum ihrer Macht und ihrer Länder Flor
Kommt ihm fast unerträglich vor." — —

Für eine solche Fürstin und gegen einen solchen Gegner — d. h. für das Recht gegen Ungerechtigkeit und Neid, wie ihm die Parteien erschienen — mußte er einen unmittelbaren Beistand des Himmels erwarten:

„Wir streiten zwar, doch, Herr, du mußt die Feinde schlagen!
So komm' und mache kund der dreisten Frevelei,
Daß außer dir kein Gott auf dieser Erde sei!"

Als Beleg für die Verbindung dieser frommen Loyalität mit den knabenhaften Witzeleien eines kleinstädtischen politischen Kannegießers führe ich nur eine Stelle aus der „Brandschatzung Berlins" an:

Wollen und Vollbringen noch auseinander lagen: zeigt z. B. seine Widmung an den Geschmack:

„Edle Würze des Verstandes,
Theurer Vorzug eines Landes,
Menschen-machender Geschmack!
Ist's erlaubt, so will ich's wagen,
Im Vertraun dir vorzutragen,
Was mir lang' im Herzen stack."

„Wie weit noch auf Berlin? so fragten die Croaten,
Als sie kaum Böhmen recht betraten,
Ein seltner Andachtstrieb zog sie dahin:
Sie wollten kurzum zu Berlin
Den deutschen Kriegesgott in seinem Tempel ehren,
Und weiß nicht was von ihm begehren." *)

— — „Ihr lacht und Friedrich Wilhelm rast;**)
Er wüthet, stampfet, knirscht und schnaubet:
Was? Feinde zu Berlin? Dies hat er nie geglaubet!
Ihn schmerzt der unverhoffte Gast.
Nun kann er beim Aesopus lesen,
Wie jenem Hund zu Muth gewesen,
Der seinen Braten fallen ließ,
Und lieber in den Schatten biß.
So recht! wer sieht nicht hier der Vorsicht weisen Schluß,
Daß nun auch Brandenburg die Bürde fühlen muß,
Die jenem Staat bestimmet bleibet,
Dem ein beglückter Feind Gesetze schreibet?" — —

Wahrhaft komisch ist zuweilen seine Anstrengung, sich in geistreicher Ironie zu versuchen***):

„Gewiß! man lernet täglich mehr.
Ich glaubte gänzlich bis anher,
Visiten gäbe man nur unter Freunden,
In friedlich lebenden Gemeinden,
In großen stark bewohnten Städten,
Wo viele sonsten nichts zu thuen hätten;
Nun aber bringt man mir die stärksten Proben her,
Daß auch die Feinde sich bestreben,
Visiten wechselweis zu geben.
Gewiß! man lernet täglich mehr."

Aber doch hat Denis, so laut er die Ungerechtigkeit des Königs anklagt, noch mitten im Kriege Bewunderung übrig für den großen Feldherrn, für den Helden†):

*) Auf die Brandschatzung Berlins den 16. Weinmonats 1757. — „Poet. Bilder" I. S. 38.

**) Auch an andern Stellen schildert er den Preußen-König als einen wilden unbezähmbaren Eroberer, fast als einen zweiten Attila: z. B. I. S. 5. „Als im August 1756 der Krieg zwischen Oestreich und Preußen ausbrach":

— „Nein! ruft der kühne Prinz, den Dampf und Hagel nähret,
Der sonst kein ander Recht als seinen Degen kennt,
Der Allen fürchterlich zu sein begehret,
Der fremder Fürsten Glück sein Unglück nennt. —
Was? Friede? ruft er — weit gefehlt" u. s. w.
— „Mit zweimal hundert tausend Preußen
Will ich den Erdenball aus seinen Angeln reißen!
So spricht der deutsche Mars in seines Eifers Hitze" u. s. w.

***) Auf die Unternehmungen im Winter 1760. — „Poet. B." I. 71.

†) Auf das Treffen bei Torgau im Winterm. 1760. — „Poet. Bilder" II. S. 23 Wien 1761.

„Ob Preußens Friederich ein großer Feldherr ſei,
Kann nur ein blinder Haß in Zweifel ſetzen.
Man denke, was man will. Ich bin der Wahrheit treu;
Die lehrt mich Tugenden ſogar am Feinde ſchätzen.
Er ſcheut kein Ungemach. Er liebt die Mäßigkeit.
Er ſorget für ſein Heer. Er kennet Ort und Zeit,
Im Zuge vogelſchnell, im Angriff oft verwegen,
Im Weichen ſtäts geſchickt, nach hart gefühlten Schlägen
Bald wieder fürchterlich, und mächtig ohne Reich,
Macht dieſes Friedrichen nicht großen Helden gleich?
Doch weiß ich eine Kunſt, an der es ihm gebricht,
Nach wiederholten Niederlagen
Auch einmal unſern Daun zu ſchlagen,
Nein! dieſe Kunſt beſitzt er nicht."

---

3. Der deutſche Patriotismus.

Die politiſche Richtung der deutſchen Literatur, die wir bis jetzt beſprochen, hatte ihren weſentlichen Inhalt in der großen hiſtoriſchen Geſtalt Friedrichs II., in ſeinen Kämpfen und Siegen wie in dem neuen Geiſte, den er ſeinem Staate und Volke einhauchte. Es lag in der Natur der Dinge, es lag in den geſchichtlich gegebenen Verhältniſſen, welche Deutſchland getrennt hatten, daß der politiſche Enthuſiasmus in dem Kreiſe der eben genannten Dichter, Gleim, Kleiſt, Ramler, zunächſt nicht als ein allgemein deutſcher ſich äußerte, ſondern als ein ſpecifiſch preußiſcher. Denn erſt das Uebergewicht der preußiſchen Waffen ließ den proteſtantiſchen Deutſchen wieder frei aufathmen und endlich auf ein geachtetes politiſches Daſein hoffen. *Ohne einen mächtigen proteſtantiſchen Staat in Norddeutſchland wäre das evangeliſche Deutſchland entweder dem katholiſchen Oeſterreich oder dem Auslande oder der elendeſten inneren politiſchen Zerbröckelung und Verkrüppelung anheimgefallen.* Von dieſem Abgrunde hat Preußen uns gerettet; es war alſo ganz in der Ordnung — wenn anders deutſcher Proteſtantismus und deutſche Freiheit ſich immer zuletzt als gleichbedeutend bewähren müſſen — daß jene Dichter eher an Preußen als an Deutſchland und lieber an Friedrich den Großen als an den Kaiſer dachten. — Der *preußiſche* Patriotismus jener Zeit war — mit *einem* Worte — zwar nicht in ſeinem Ausdrucke, wohl aber *in ſeinem tiefſten Weſen* ein *deutſcher*, dem Wahlſpruche gemäß: *Ohne ein ſtarkes Preußen kein ſtarkes proteſtantiſches Deutſchland!*

Dennoch war es unvermeidlich, daß in der damaligen politiſchen Zerriſſenheit Deutſchlands manche edle Gemüther durch den *ausſchließlich*

preußischen Patriotismus sich verletzt fühlten, zumal wenn dieser noch mit dem Anspruche auftrat: die allein tapfere und die allein aufgeklärte und intelligente Nation zu sein*), im Gegensatze zu den übrigen Deutschen, die, ihrer politischen Impotenz wegen, wie ein untergeordnetes plebeisches Geschlecht angesehen wurden. Die jämmerliche Rolle, welche die deutsche Reichsarmee im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich spielte, hatte jener preußischen Ueberhebung gegen die übrigen Deutschen noch mehr Nahrung geben müssen. Ergieng sich ja selbst der später so eifrig deutsch gesinnte Gleim im „Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach" in einer spottenden Musterung der gesammten Reichsarmee, wobei jedem Contingente ein besonderer Hohn zuertheilt wird; dem Pfälzer, „der vor Schmerz nicht lief"; dem Trierer, „welcher guten Muth in langen Beinen fühlt"; dem Franken, „der erbärmlich schrie wie eine Katz' im Fang"; dem Bruchsaler, „der seinen Kopf in Weiberhaube stach"; dem Schweizer, „der gern laufen sah und lief"; dem Schwaben, „der mit einem Sprung in seiner Heimath war"; dem Paderborner, „der von kaltem Schrecken todt ankam"; dem Münstermann, „der kriechend schlich in dicker Finsterniß"; dem Cölner, „welcher rothes Blut verglich mit weißem Wein" u. s. w.

Es fehlte daher nicht an Dichtern, die im Angesichte der politischen Auflösung des alten Deutschlands doch am Glauben an deutsche Einheit festhielten und selbst durch den Glanz der preußischen Siege sich nicht verhindern ließen, einen Bürger- und Bruderkrieg, eine Zerfleischung Deutscher durch Deutsche darin zu sehen. Selbst Ramler, obwohl eifriger Preuße, erinnert klagend daran, daß die Fürsten „Deutschlands Bürger mit Deutschlands Bürgern zerfleischten" **); den kräftigsten Ausdruck fand aber dies vaterländische deutsch-nationale Gefühl in Uz.

Auch Uz ist zwar mit ganzer Seele für Friedrichs Sache und hofft auf seinen Sieg:

„Nicht immer wird das Glück den Schaaren Oestreichs lachen,
Bald, bald siegt wieder Preußens Held;

---

*) Wie sehr Berlin früher im Punkte der Bildung vor kleineren deutschen Städten zurückstand, beweist ein Wort des eifrigen Preußen Kleist (1752 aus Zürich): „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die einzig in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die dort sind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig und dreißig derselben. Es sind zwar nicht lauter Ramler, allein sie denken und fühlen doch alle, haben Genie, und sind dabei lustige und witzige Schelme." — E. Ch. v. Kleist sämmtl. W. 1840. I. 29.

**) C. W. Ramlers poet. Werke I. S. 56. „An die Könige." (1761)

Der große Friederich wird schrecklicher erwachen
Im waffenvollen Feld." — —
— — „Wir sahen Friedrichs Stadt bedroht von allen Seiten
Von Ueberschwemmungen der Wuth;
Doch legte nicht ein Gott bei Roßbach und bei Leuthen
Die aufgeschwollne Fluth?"*)

Aber doch erklärt Uz ausdrücklich in der Ode „an Herrn Canonikus Gleim": die Siege Friedrichs möge Kleist, „selbst mit Lorbeern bekränzt, in seine kühnre Leyer singen"; sein schüchtern Saitenspiel sträube sich hingegen wider kriegerisches Lob und traure über die Zwietracht:

„Die deutsche Muse soll nicht jauchzen, sondern klagen;
Denn Deutschland fühlt der Waffen Wuth!"

Erschütternd wird seine Klage über Deutschlands Zerrissenheit und Ohnmacht in der Ode: „das bedrängte Deutschland":

„Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?"

„Wo strömte nicht das deutsche Blut, und zwar meist zu Deutschlands Schande?" kann er damals fragen, und er hatte das Entsetzliche, was Späterlebende mit ansehen mußten, doch nicht erlebt. „Wem — fragt er weiter — ist nicht Deutschland unterthan? Von zwanzig Heeren wimmelt es, und der Adler sieht zu in träger Ruh, entschlafen. Sind wir noch verwandt den Deutschen jener bessern Zeiten, welche die Knechtschaft mehr scheuten als den Tod?"

Die Ursache des politischen Verfalles seines deutschen Vaterlandes sucht Uz in der sittlichen Entnervung: „Vom Gifte weicher Sitten geschwächt — ruft er im „bedrängten Deutschland" aus — weihen wir uns kranker Wollust, und wollen die Enkel derer sein, die rauh doch furchtbarfrei für ihre Wälder stritten?" In der Ode „an die Deutschen" führt er diesen Gedanken noch weiter aus: die Größe der Väter erreiche man nicht durch Nachäffung ihrer Rauhigkeit; nicht auf ungeschlachten Sitten und nackter Armuth beruhe die Heldentugend jener Zeit:

„In Freundschaft Redlichkeit, und ehrner Muth im Streite,
Der jeden Tropfen Bluts dem Vaterlande weihte,
Und jener unbewegte Sinn,
Der taub zu niedrigem Gewinn,
Allein der Ehre Stimme kannte,
Für Vaterland und Ehre brannte:
Das machte Deutschland groß; das eifert nachzuahmen!
So seid ihr deutscher Art, nicht blos aus deutschem Saamen."

---

*) Uz, lyrische Gedichte. I. 226. „Das Schicksal."

Aber schon unsere ganze Erziehung sei der Art, uns statt zu Männern, eher zu Sklaven zu bilden:

„O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland,
Die unserm Hermann Lorbeer'n wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen,
Noch ehe sie das Laster wählen?

Man bildet nur den Leib! der Jüngling lernt gefallen,
Lernt freien Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen,
Und buhlen, eh' er mannbar ist." — — — —

„Zur Ueppigkeit verwöhnt, wie kann er edel denken?
Wie soll er sich als Mann zur strengen Tugend lenken?
Und wird er seiner Pflicht getreu,
Im Schooße fauler Schwelgerei,
Nie mit erkauften Uebelthaten
Des Vaterlandes Wohl verrathen?"

Die politische Poesie jener Zeit hat sich auch mit Deutschlands inneren Verhältnissen, nicht blos mit der Stellung gegen das Ausland beschäftigt. Es war dies die entschiedenste Wendung gegen den französischen Hof-Despotismus, wie ihn im siebzehnten Jahrhundert Richelieu und Ludwig XIV. geltend gemacht und zugleich mit französischer Sprache und Sitte nach Deutschland verpflanzt hatten. Kaum fieng die Nation wieder an sich zu fühlen, so erhob der gebildetste Theil derselben seine Stimme gegen ihn, und diese Stimme fand in der Poesie einen lauten Anklang. In der dichterischen Literatur kündigt sich jener erwachende Widerstand gegen politische Bekuechtung, gegen absolutistische Willkür, gegen Entartung der Höfe und des von ihnen ausgehenden Geistes mit großem Nachdrucke und mit dem sichern Bewußtsein an: den edelsten und gerechtesten Gefühlen der Nation dadurch Worte zu leihen.

Auch für diese Richtung der poetischen Literatur müssen wir noch einmal auf Uz zurückkommen. Kriegsliebe und Eroberungssucht sind ihm Eigenschaften des Despoten zum Verderben des Volkes, wogegen er die Größe des Fürsten nur in einen volksbeglückenden Philanthropismus setzt, als ob es nur von dem menschenfreundlichen Sinne der Fürsten abhinge, allen Krieg zu vermeiden und einen tausendjährigen Frieden der Menschheit zu schenken, und als ob überhaupt die tiefste Quelle des Krieges je könnte verschüttet werden, ehe Sünde und Leidenschaft mit der Wurzel aus der Seele der Menschheit gerissen wären! Abgesehen von diesem

Grundirrthum, den Uz mit der ganzen sentimentalen Humanitäts-Schule gemein hat, ist er ganz in seinem Rechte, wenn er die Interessen der niedergetretenen Völker gegen den Zerstörungsgeist dynastischer Erbfolgekriege und ruhmsüchtiger Eroberungen, denen kein höheres Princip zu Grunde liegt, mit edelm Muthe, mit christlichem Sinne laut vertritt:*)

„Seht! Eures Volkes Blut raucht strömend von der Erden!
Ach, dies betrogne Volk ergab
Sich unter euern Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.

„Der Vater seines Lands, und blieb er auch verborgen,
Ist nicht geringer als der Held.
Die Sorgen um das Glück der Welt
Sind wahre königliche Sorgen.

„Macht euer Land beglückt, anstatt es zu vergrößern;
Ermuntert mit verdientem Preis
Die scheue Wissenschaft, den Fleiß,
Und sucht die Sitten zu verbessern!

„Sucht ungebautes Land in Auen umzuschaffen;
Mit rächender Gerechtigkeit
Wacht für der Unschuld Sicherheit,
Und schützt sie mit gerechten Waffen!"

Im gleichen Sinne rechnet er in der Ode „Auf den Frieden" **) den „gekrönten Häuptern großer Staaten" die erschlagenen Unterthanen vor, wenn sie stolz auf die eroberten Fahnen blicken wollen, und Schande statt Lorbeerkränzen wünscht er auf das Haupt dessen herab, der wieder den Frieden störe, der die Hungrigen nicht speise, nicht der Vater der Armen, der Beschützer des geplagten Landmannes sei. —

Die Ode „an die Freiheit" ***) beweist es noch klarer, daß Uz jenem aufstrebenden Geschlechte deutscher Männer angehörte, die mit hochherziger Begeisterung für nationale und persönliche Freiheit die tiefste Ehrfurcht vor den sittlichen und religiösen Bedingungen alles höheren Menschensinnes verbanden, und die das Problem der versöhnten Ordnung und Freiheit in England gelöst glaubten. „Freiheit — so redet er sie an — die unter königlicher Pracht, in Britanniens Gefilden, vom güldnen Thron, im Schoße stolzer Sicherheit gebeut!" — Nicht die Entfesselung des niedern Menschen, der Frechheit und der wilden gierigen Lust, nicht die Loslassung der dämonischen Mächte, die in der Menschheit schlummern — nichts der Art erwartet er von der Freiheit, wohl aber — nach Art aller ideal gestimmten, von der Wirklichkeit abgestoßenen Menschen

*) „An Herrn Canonicus Gleim." W. I. S. 204.
**) Werke. I. S. 232.
***) Werke I. S. 206.

— hofft er von ihr die Entfernung aller Schranken, die den freien Flug der Seele niederhalten:

„Beseelt von deinem Feuer,
Denkt jeder Bürger groß.
Die Muse flieht in deinen Schooß,
Und ihre hochgestimmte Leyer
Tönt göttlichen Gesang,
Wie sonst am Tiberstrom erklang,

„Doch träg in dunkler Höhle
Liegt feige Sklaverei:
Sie lähmt im Joch der Tyrannei
Die kühnen Schwingen unsrer Seele:
Sie wischt erhab'ne Lust
Zum wahren Ruhm aus unsrer Brust.

„Sie hat des Menschen Leben
Und was ihm heilig heißt
Und seinen freigebornen Geist
Der frechen Willkür preis gegeben,
Die unser Blut vergießt
Wie Wasser, das am Wege fließt."

Das Bild des Vaterlandsfreundes, wie er sich den wahren Sohn der Freiheit denkt, führt er uns im „Patrioten" vor:

„Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Durch alle Gegenden bis an der Erde Gränzen,
O Patriot! bist du mein Held:

„Der du von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Größe denkest,
Und lebst und stirbst für's Vaterland!

„Umsonst sucht von der Tugend Bahn
Der Eigennutz dich zu verdrängen,
Und führet wider dich mit Jauchzen und Gesängen
Die lockende Verführung an."

Unschwer erkennt man auch bei Uz den Einfluß des antiken politischen Idealismus, wie er im vorigen Jahrhundert vor der französischen Revolution einen großen Theil der Gebildeten Europa's beherrschte; mit den bestehenden Zuständen zerfallen, hatte man sich aus Plutarch und Livius ein Ideal von Heroismus und Patriotismus herausgelesen, ein Eldorado großherziger, unbefleckter Römerseelen, das man mit tiefer Verachtung der prosaischen egoistischen Mitwelt entgegenhielt. Dieser Durst nach größeren Menschen, nach begeisternden Thaten, nach einem Staatsleben, in welchem das menschliche Herz sich nicht mehr fremd fühlte — wird von Uz tief empfunden, wie auch nach ihm von Unzähligen, deren ungestillte Sehnsucht in Verbitterung oder Verkümmerung umschlug. — Die Summe seiner politischen Lehren faßt Uz in die Worte:

„Erhoben durch die Patrioten,
Fiel mein geliebtes Rom, als allen Bürgerrotten
Ein patriotisch Herz gebrach:
„Daß dieser Fall der großen Stadt
Die sicher stolzen Völker lehre:
Der größte Staat sei schwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat."

Wenn Uz die welterschütternde politische Katastrophe am Schlusse seines Jahrhunderts, die er noch erlebte, recht verstand, so hat er mit tiefem Schmerze lernen müssen, daß nach dem Falle der alten Schranken und Hemmungen nicht immer die Edelsten und Besten nun sofort der gewonnenen Freiheit froh werden; er hat vielleicht, wie noch viele ihm Gleichgesinnte, eine niederdrückende Enttäuschung bestehen und die Erfüllung seiner Hoffnungen weit zurückschieben müssen.

Doch sind uns aus dieser letzten Zeit seines Lebens keine Aeußerungen bekannt, die diese Vermuthung belegen. Eben so wenig wissen wir, wie Ramler (starb 1798) diese letzten Zeiten und den (seit 1792) verdunkelten Ruhm der preußischen Waffen sich deutete. Andere, wie Haller, Gemmingen und Kleist, starben vor der Entwickelung des gewaltigen Trauerspiels; nur von einem Sänger Friedrichs, vom „alten Gleim," wissen wir aus reichlich vorhandenen literarischen Urkunden, wie der plötzlich hereinbrechende Orkan auf sein Gemüth wirkte, und wie er sich dazu verhielt.

So lange als er noch auf Preußens Heer seine größte Hoffnung für die Freiheit Deutschlands setzte, ermüdete er nicht, im Tone des alten Grenadiers Kriegslieder zu schreiben. Als der Freiherr von der Reck ihn aufforderte: „durch tüchtige Lieder das kriegerische Feuer und den Nationalstolz in der ländlichen Jugend zu verbreiten," entstanden seine Soldatenlieder (1787), von denen er hoffte,*) „daß sie den Soldaten moralisch und patriotisch besser machen und dadurch des theuersten Landesvaters allergnädigsten Beifall sich erwerben mögen." — Bei diesem Anlasse spricht Gleim gegen Wieland sein politisches Glaubensbekenntniß aus,**) worin das, was man jetzt altpreußische Gesinnung nennt,

*) In einer Zuschrift an den König Friedrich Wilhelm II. — Gleims Leben S. 255.

**) Auch sonst bekennt er sich überall zu dem Grundsatze: „Patrioten müssen Unzufriedenheit im Staate nicht entstehen machen und entstandene nicht vermehren!" — An den demokratisch gesinnten Ebert schrieb er (1793): „Wir können unter'm Schutze

ſeinen treueſten Ausdruck findet: „Der alte Grenadier iſt eingenommen „für ſeine Monarchie, für ſeinen König, für ſeine Landesverfaſſung! Die „Geſetze, nicht der König, regieren in ſeinem Vaterlande; der König ſelbſt „erkennt die Geſetze für die Schranken ſeiner Macht, und jeder Bürger „ſeines Staates iſt unter ihrem Schutz ſo frei, ſo ſicher wie der König; „daher die Liebe zu meinem Vaterlande! — — — — — — Unſere „Soldaten ſingen ſie (meine Lieder), ſtatt ſonſt gewohnter ungeſitteter „Lieder, auf ihren Märſchen; unſere Soldaten jetzt mit aufgehobenem „Schwerdte die Friedensſtifter Europa's. Können Sie's dem alten Mann, „der, ſo alt er iſt, an dieſem Verdienſt um die Menſchheit auch noch gerne „Antheil hätte, können Sie's dem verdenken, daß er zur Bezwingung der „Feinde des edeln Friedens durch ſeine Lieder ein Kleines, Unmerkliches „beitragen will?" —

In dieſem Geiſte läßt er ſeine preußiſchen Krieger „das Lied von der Freiheit" anſtimmen:*)

„Ich bin ein Preuße! Preuße ſein
Iſt ſein: ein freier Mann,
Der ſeiner Freiheit ſich erfreu'n
In allen Ständen kann!
„In allen Ständen gilt Geſetz!
Wer nach Geſetzen lebt,
Zieht all' die Freiheit in ſein Netz,
Die Herz und Geiſt erhebt!"

Es hieß aber der Einſicht eines einfachen Soldaten vieles zutrauen, wenn Gleim ihn die Kriegszucht beſingen ließ, die damals im Vergleich mit der jetzt in Preußen beſtehenden eine eiſerne war:

„Ich ein Soldat, ich freue mich
Der edlen Kriegeszucht!
Sie macht mich ſtark, mit ihr ſchlag' ich
Den Feind wohl in die Flucht."

Man ſieht, Gleims treugemeinte Verſe ſind gereimte Reden eines redlichen, ehrenfeſten Vaterlandsfreundes.

Drei Jahre ſpäter (1790) gab er die preußiſchen Marſchlieder heraus:

„Krieg iſt mein Lied, weil Friede nicht
Des Feindes Sache war,
Krieg iſt beſchloſſen, Krieg iſt Pflicht,
Das Land iſt in Gefahr!"**)

---

der Geſetze ſo ſtill, ſo ruhig bei unſern Muſen und unſern Weibern ſitzen; können, wenn wir den Geſetzen der Geſellſchaft nicht zu nahe treten, ſo frei ſein wie die Vögel in der Luft! Was wollen wir mehr?" Vergl. Gleims Leben S. 261. — Dieſe etwas ſpießbürgerliche Behäbigkeit war allerdings nicht die rechte Sprache, um einen von den Gedanken der franzöſiſchen Revolution berauſchten Mann umzuſtimmen.

*) Soldatenlieder. — Gleims Werke IV. S. 215.

**) Werke IV. S. 161.

„Die neuen Römer" — schrieb er damals an Franz von Kleist — „müssen wie die alten geschlagen werden, oder es ist seines Thrones kein deutscher Fürst, und seiner Rasenbank kein Hüttner werth." Alle Tugenden des vaterländisch gesinnten Bürgers und des tapfern Kriegers möchte er gegen die Gefahr aufrufen:

„Erwach'! o Preuße Patriot,
Der Siegestag bricht an,
Die feige Memme scheut den Tod
Und nicht der brave Mann!

„Unsterblichkeit der Seele schwebt
Vor jedes Helden Blick!
Und wer zu Gott sein Herz erhebt,
Schickt sich in sein Geschick!" *)

Rührend ist es, wie der Greis fortwährend an ein großes nationales Gemeingefühl glaubt, es im Namen deutscher Freiheit aufruft und immer wieder herausfordert, und doch immer nur das Echo seiner Stimme in der Wüste vernimmt:

„Wenn eine Macht zu mächtig wird
Und zeigt zu stolzen Muth:
Dann sorge jeder Völkerhirt
Und wach' auf seiner Hut!"

Nur vor Selbstüberhebung warnt er seine Landsleute auf das ernstlichste; er warnt vor jenem bloßen Vertrauen auf militärische Bravour und ehemalige Siege: **)

„Wir alte Preußen streichen noch
Den Schnurrbart wie vor vierzig Jahren,
Als wir des Vaterlandes Schutz
Bei Roßbach und bei Lissa waren! — — —
— — Und seiner Thaten rühmte sich
In beiden Schlachten auch nicht Einer!
„„Gott half uns siegen, Gott sei Dank!""
Sprach Oberster und sprach Gemeiner."

Aber so wenig als der politische Gemeinsinn der Nation, entsprach der Gang der diplomatischen Verhandlungen seinen Hoffnungen:

„Weh' uns! Der Römer spricht uns Hohn,
Uns, uns! an unserm Rhein!
Wir sollen eine Nation,
Er will es, nicht mehr sein!" ***)

Er will im gerechten deutschen Selbstgefühle nicht ein Sandkorn deutscher Erde an die Fremden abtreten lassen:

---

*) Werke IV. S. 182.
**) „Der alte Preuße." 1797. Werke IV. S. 266.
***) „Die letzten Kriegslieder des Grenadiers." 3. (1798.) Werke IV. S. 268.

„Auf dann, die Waffen in der Hand
Zu haben Ruhm und Sieg!
Vom Reiche nicht ein Körnchen Sand,
Sonſt ewig, ewig Krieg!“

Und nur wenige Jahre, nachdem dies Wort geſprochen war, überlieferte man das linke Rheinufer dem franzöſiſchen übermüthigen Sieger! — Gleim war von einem vollkommen richtigen politiſchen Inſtinkte geleitet, wenn er zur Bekämpfung Frankreichs die unauflösliche Verbindung Preußens und Oeſterreichs wünſchte, alſo den preußiſchen Separat-Frieden von 1795 mißbilligte:

„Ich kann des Friedens mich nicht freun,
Ich bin ein deutſcher Mann!
Warum wird nicht die Frage ſein;
Es freue ſich, wer kann!

„Ich kann nicht, kann nicht, weil Verſtand,
Bezwungen ward von Liſt,
Und weil den Tod für's Vaterland
Kein Fürſt geſtorben iſt;

„Und weil die deutſche Ritterſchaft
Nicht, was ſie ſollte, that“ u. ſ. w.*)

Aber hierin wie in ſeinen meiſten politiſchen Ermahnungen und Vorausſagungen hatte er ein Kaſſandra-Loos; man glaubte ihm erſt, als vieljährige mit Blut und Leiden erkaufte Erfahrungen endlich den Völkern und den Fürſten die Augen geöffnet hatten. — Die Hoffnung, daß eine beſſere Zeit nicht für immer ausbleiben könne, lebte immer von neuem in dem greiſen Sänger auf:

„Wir werden wieder Brüder
Und, eh' wir's uns verſehen, wieder
Die feſt vereinten Deutſchen ſein!“**)

In Gleims politiſcher Geſinnung müſſen wir drei charakteriſtiſche Merkmale ehrend hervorheben, die auch uns Nachgebornen als Erkennungszeichen eines geſunden nationalen Sinnes vorleuchten ſollten:

Im Angeſichte der franzöſiſchen Revolution ließ er ſich nicht durch Modeworte, nicht durch betäubende Redensarten den ernſten Geſichtspunkt verrücken, der vor Allem nach den Früchten fragte und die Steine,

*) Vater Gleims Zeitgedichte von 1789—1803. Erſte Originalausgabe von Körte. 1841. — Sämmtl. Werke VIII.

**) Zeitgedichte S. 135. „Als Ehrenbreitſtein den Franzoſen von unſrer deutſchen Uneinigkeit übergeben worden war“ (im Februar 1799).

die man ihm bot, nicht sogleich für Brot annehmen wollte. Er glaubt schon im November 1789 in der Nationalversammlung statt Eines Despoten zwölfhundert zu sehen,*) und sagt den Franzosen eine Wanderung „durch langes Dorngebüsch in's Land der Sklaverei" voraus (Oktober 1790). Lafayette'n will er (December 1791) nicht loben, weil er „den Karren so tief in den Morast geschoben, ohne ihn wieder herauszuziehen." Und als das Jahr 1793 ihm in Frankreich den Sieg der Schreckensherrschaft zeigte, will er nicht mehr von Menschenrechten, sondern von Menschenpflichten hören; „Menschen, die von Gottes Gnaden uns gegeben seien, könnten uns allein vor einem Zustande beschützen, wo der Stärkere zu unserm Schaden sein Menschenrecht d. h. sein Faustrecht übe." **) Man werde es, meint er, noch erleben, daß am Ende die Franzosen selbst noch um einen König bitten müßten. Ja, er wagt (December 1792) die kühne, erst zweiundzwanzig Jahre später erfüllte Prophezeiung: „daß die Deutschen noch in Paris selbst nachsehen würden, was für Früchte die Freiheitsbäume getragen." ***) 1798 erwiedert er den Franzosen, die den Rhein zur Grenze haben wollten: dann möge die deutsche Grenze an der Seine sein. — Wir wollen von dem biedern Greise nicht verlangen, daß er die universale Bedeutung der französischen Umwälzung schon hätte begreifen und überschauen sollen; er hielt sich an das Nächste, an die verbrecherische und heuchlerische Seite jener großartigen Welttragödie, und bestand unveränderlich auf der Wahrheit: daß die rechte Freiheit nicht gedeihe in einem mit Verbrechen gedüngten Boden.†)

Das Zweite, was wir an ihm rühmen wollten, ist die unerschütterliche Reinheit des Nationalgeistes, der auch gegen die drückendsten politischen und socialen Beschwerden jede fremde Hülfe, jede Verbindung mit dem Auslande verschmäht, weil er weiß, daß jedes Hereinziehen der Fremden in einheimische Angelegenheiten unserer nationalen Würde mit dem Todesstoße droht.

Der dritte Zug, der Gleims politische Gesinnung uns so achtungswerth erscheinen läßt, wurde oben schon angedeutet. Es ist die Unüberwindlichkeit seiner Hoffnung für Deutschlands höhere Zukunft; auf sitt-

*) Zeitgedichte S. 14.
**) Zeitgedichte S. 24.
***) Zeitgedichte S. 104.

†) In jüngster Zeit hat man diese Gleim'schen Zeitgedichte als „Curiositäten des Alters" bezeichnet und dem Herausgeber (Körte) es als Taktlosigkeit vorgeworfen, daß er mit Wärme und Liebe „diese verlegenen Papiere an den Mann gebracht." — Wer seine politische Gesinnung nicht in einigen Compendien und Zeitschriften geschöpft, sondern im Angesichte der Geschichte und des Lebens sich gebildet hat: dem können dergleichen hochmüthige Abfertigungen keinen Augenblick imponiren.

lichem Gebiete, alſo auch auf dem politiſchen, iſt Hoffnung eine Tugend; denn ſie trägt Kräfte des Lebens und des Muthes in ſich, welche in den trübſten Tagen das Gemüth vor Verdüſterung und Verkümmerung bewahren.

Mag er auch einen Götz von Berlichingen zurückwünſchen (1791), der mit ſeiner Hand von Eiſen „unſre Fürſten und Weiſen züchtigte," weil ſie alle den Wälſchen oder Briten anhangen; mag er zuweilen lebensmüde ſich aus der wirren Zeit wegſehnen (1800):

„Hätt' ich meine Muſe nicht,
Ach, ſo wär' ich zu beklagen!
All' den Jammer dieſer Zeit,
Allen hätt' ich nicht ertragen." *)

mochte er (1795) einmal im Hinblick auf Polen für Deutſchland zittern:

„Ach, über's Jahr wohl ſchon iſt, ach! Teutonia,
Was du biſt, du, Polonia." **)

dennoch rafft er ſich immer wieder zu der Hoffnung auf, die den Klüglingen lächerlich ſein mußte:

„Wir wollen ſchweigen, aber hoffen:
Das Volk, ſo ſchwer getroffen,
In Feindes Augen jetzt ſo klein,
Werd' einſt ein großes wieder ſein!"

In dieſer Vorſtufe oder Vorhalle der neuen Literatur haben wir nun die Grundrichtungen kennen gelernt, aus denen das gebildete Bewußtſein der Nation ſich erneuerte, und aus welchen die Empfänglichkeit für unſere klaſſiſche Literatur ſich heranbildete.

Wir ſahen, wie ſchon damals in unſerer Literatur die beiden Richtungen ſich begegneten, welche im Großen die Menſchheit trennen und in jeder Bruſt um den Vorrang kämpfen: hier der tiefe ſittliche Sinn, der den heiligen Ernſt des Lebens faßt und auf Entſagung und Selbſtbeherrſchung dringt; dort der leichtere naturaliſtiſche Sinn, der im flüchtigen Genuſſe, im heiteren Ergreifen des Augenblicks den Werth des Daſeins ſucht. Hier das vorwaltende Bedürfniß: ſich im Denken und Thun in Uebereinſtimmung zu wiſſen mit dem göttlichen Willen; dort die ſichere Vorausſetzung, daß die Stimme der Sinne und des Herzens ſchon an und

*) „Das Hüttchen." Sämmtl. Werke VII. S. 257. „Meine Muſe."
**) Zeitgedichte S. 118.

für sich eine unabweisbare Berechtigung in sich trage, und daß die Gottheit zu jedem vernehmbar aus der Natur spreche.

Beide Lebensrichtungen haben in der bis jetzt behandelten Periode weder ihr klarstes Bewußtsein noch ihren höchsten Ausdruck gefunden; bis dies möglich wurde, mußte die poetische Cultur und die philosophische Entwicklung noch einen großen Schritt vorwärts thun.

Haller und Gellert bilden, ihrem innern Wesen nach, einen ähnlichen Gegensatz zu Hagedorn und Gleim, wie nachher Klopstock zu Wieland, in denen sich jene beiden entgegengesetzten Lebensansichten noch einmal concentrirt darstellten. — Der Ernst und Tiefsinn eines Haller, die zarte Gewissenhaftigkeit eines Gellert giengen zuweilen in Schwermuth und Hypochondrie über, wie der Schwung eines Klopstock und seiner Nachahmer nicht selten in Verstiegenheit und Ueberschwenglichkeit sich verlor. Dagegen sahen wir bei Uz und Gleim einen ungelösten innern Widerspruch ihrer naturalistischen und religiösen Dichtungen, den zuerst Hagedorn und nach ihm, mit viel weniger Zurückhaltung, Wieland mehr übersprang als überwand, indem sie einem weltmännischen skeptischen Epikurismus als dem Gipfel aller Lebensweisheit huldigten.

Etwas wahrhaft Höheres als Stoicismus und Epikurismus, eine Vereinigung und Steigerung der darin verhüllten Wahrheiten ohne die sie begleitenden Verirrungen — wird der gewinnen, dem das Christenthum in seiner tiefen universellen Bedeutung aufgegangen ist, als die Erfüllung der höchsten Poesie und als die ewige Macht des ethischen Lebens auf allen seinen Stufen.

Zweiter Abſchnitt.

Eintritt einer neuen Epoche der deutſchen Literatur durch Klopſtock.

Durchdringung des kirchlichen Spiritualismus mit myſtiſcher Natur-Andacht und politiſchem Idealismus.

Es gilt uns als ein bedeutungsvolles Zeugniß für unſere neue Literatur, daß ihre erſte große poetiſche Schöpfung ein Werk religiöſer Begeiſterung iſt, wie zur Weihe ihrer großen Miſſion, aus der gehobenſten Stimmung des menſchlichen Gemüthes entſprungen, als Verkündigung des Erhabenſten, was die Menſchheit kennt.

Zwei Jahrhunderte nach Luthers Tode (1546), wenige Jahre nach Friedrichs II. Thronbeſteigung (1740), an der Schwelle einer neuen Zeit gründet ein hochſtrebender deutſcher Jüngling (1748) eins der ehrwürdigſten Denkmäler chriſtlicher Begeiſterung.

Die beiden wichtigſten Epochen in der neueren Geſchichte des deutſchen Geiſtes, das Reformations-Zeitalter und die Zeiten ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, haben den gemeinſamen Charakterzug, daß ſich in ihnen gleichzeitig die Wiedererweckung des bibliſchen und des klaſſiſchen Alterthums vollzog, ein neues Verſtändniß und ein reformatoriſches Geltendmachen hier der chriſtlich-bibliſchen, dort der antik-humaniſtiſchen Ideen. Bald geheim und offen verbündet, bald ſich gegenſeitig verkennend oder auch heftig befeindend und um den Vorrang kämpfend, bald zu einer oft heuchleriſchen, oft erzwungenen Neutralität angewieſen — immer bildet das gleichzeitige Auftreten und das wechſelnde Verhältniß beider Richtungen eins der weſentlichſten Momente unſerer Entwickelung.

Daß Luther, Erasmus und Hutten Zeitgenoſſen waren, iſt uns eben ſo wenig ein Zufall, als daß zugleich mit Klopſtock auch Winckelmann und Leſſing auftraten.

Klopſtock.

(1724—1803.)

Klopſtocks Blüthezeit fällt in die beiden Jahrzehnte zwiſchen 1750 und 1770, wo er als Erneuerer einer chriſtlichen Poeſie, beinahe als dichteriſcher Reformator gefeiert wurde. Es mußte auf der Bildungsſtufe jener Zeit Epoche machen, wenn die Religion nicht blos als Dogma, ſondern als Poeſie verherrlicht wurde; ſie hörte dann auf nur einſeitig und verſtandesmäßig (wenn auch von einem Verſtande, der ſich dem Glauben unterworfen hatte) behandelt zu werden; Gefühl und Phantaſie — dieſe Grund-Elemente aller wahren Poeſie — traten wieder in ihre urſprünglichen Rechte auf dem religiöſen Gebiete ein.

Schon als Jüngling (geboren in Quedlinburg 2. Juli 1724) in Schul-Pforta hatte er den Plan zu ſeinem Meſſias, dem erſten religiöſen Epos der neuen deutſchen Literatur, beinahe vollendet. Er ſelbſt erzählt:*) er habe ſich damals in ſeinen Plan ſo vertieft, daß die Stelle der Meſſiade vom Anfange des neunzehnten Geſanges bis zu dem Verſe, der mit „um Gnade“ endigt, der Nachklang eines Traumes geweſen, der wahrſcheinlich durch ſein anhaltendes Nachdenken entſtanden ſei.**) Die erſte Anregung zur innern Empfängniß ſeines Dichterwerkes erhielt er durch Miltons verlornes Paradies, das er zuerſt in Bodmers Ueberſetzung (von 1732) kennen lernte. Wir beſitzen für dieſe Thatſache ein vollgültiges Zeugniß in einem lateiniſchen Briefe vom 10. Auguſt 1748, den Klopſtock von Langenſalza aus (wo er als Hofmeiſter im Hauſe eines Verwandten lebte) an Bodmer in Zürich ſchrieb: „Ich war ein junger Menſch, der ſeinen Homer und Virgil las und ſich über die kritiſchen Schriften der Sachſen***) im Stillen ärgerte, als mir Ihre und Breitin-

*) In einem Briefe an Heimbach vom 20. März 1800. In Klopſtocks ſämmtl. Werken, ergänzt von Schmidlin I. S. 408.

**) Die Stelle beſchreibt die Fürbitte der Eva für ihre Nachkommen, nach der Auferſtehung:

„Einen Anblick des ernſten Gerichts verhüllte der Menſchen
„Vater durch Schweigen. Er ſah, in der Mitte des großen gedrängten
„Unabſehlichen Heers der auferſtandenen Todten,
„Eva auf einem Hügel ſtehn und mit fliegenden Haaren,
„Ausgebreiteten Armen, mit glühender Wange, mit vollen
„Innigen Tönen der Mutterſtimme, wie nie noch ein Menſch ſie
„Oder ein Engel vernahm, um Gnade, — ſie lächelte weinend, —
„Flehn für die Kinder, um Gnad' empor zu dem Richter, um Gnade!“

„Wäre ich Maler geweſen“ — ſetzt Klopſtock im obigen Briefe an Heimbach hinzu — „ſo hätte ich mein halbes Leben damit zugebracht, Eva, die äußerſt ſchön und erhaben war, ſo zu bilden wie ich ſie ſah.“

***) D. h. Gottſcheds und der Leipziger Schule.

gers kritische Schriften in die Hände kamen. Ich las sie nicht nur, sondern ich verschlang sie vielmehr; und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, so hatte ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. Und als Milton, den ich vielleicht ohne Ihre Uebersetzung allzuspät zu sehen bekommen hätte, mir in die Hände fiel, fachte er im innersten Grunde das Feuer an, das Homer in mir entzündet hatte, und hob meine Seele, um den Himmel und die Religion zu besingen. Wie oft habe ich damals das Bild des epischen Dichters, das Sie in Ihrem kritischen Lobgedicht aufgestellt, betrachtet und angestaunt, wie Cäsar vor dem Bilde Alexanders geweint. Das sind Ihre Verdienste um mich." *) — Kaum hatte Bodmer den zweiten Gesang der Messiade, noch als Handschrift, gelesen, so erkannte er darin den jugendlichen Genius, „einen Dichter, auf dem Miltons Geist ruhe." Mit prophetischer Ahnung ruft er aus: „Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Pöbel unbemerkt, auf Verse von einem Inhalt sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und über den Pöbel weg ist."

Die drei ersten Gesänge der Messiade erschienen in den „Bremischen Beiträgen" (1748), einer Zeitschrift, die im bewußten, wenn auch nicht laut ausgesprochenen Gegensatze gegen Gottsched und gegen sein Organ, gegen die 1741 von Professor Schwabe, dem Waffenträger Gottscheds, gegründeten „Belustigungen des Verstandes und Witzes," von einem jungen Dichterkreise in Leipzig (1742) ins Leben gerufen, aber in Bremen verlegt wurde („Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes"). Hier vereinigten jene Freunde ihre Kräfte, denen Klopstock später in seinen Oden einen unvergeßlichen Denkstein setzte: die Gärtner, Gellert, Rabener, Cramer, Giseke, Ebert, Zachariä, Adolf Schlegel; auch Gleim und Hagedorn gaben Beiträge. Eine Zeitschrift, die ausdrücklich für alle Gebildeten in der Nation (auch für die Frauen) bestimmt war, hatte also das Verdienst, die Anfänge der Epoche machenden Dichtung mitzutheilen. — Erst im Jahr 1756 war Klopstock so weit, daß er hoffen konnte (wie es in einem Briefe aus Kopenhagen an seine Eltern heißt), dem dänischen Könige Friedrich den ersten Theil der neuen Ausgabe des Messias bald zu überreichen. Die zweite Hälfte, Gesang 11—20, erschien erst in den Jahren 1769 und 1773. „Meine Freude, den Messias vollen-

*) Vgl. Klopstock in Zürich im Jahre 1750—1751. Von J. C. Mörikofer. Zürich 1851.

det zu haben, ist mir fast alle Tage neu" — schrieb er im Mai 1773, bald nach Vollendung seiner Arbeit, an Gleim, von Hamburg aus.

Deutschland sah also die Erstlinge der Messiade ein Jahr vor Goethe's (1749) und elf Jahre vor Schillers Geburt (1759). Klopstocks Werk war vollendet, ein Jahr, ehe Goethe's Werther, und acht Jahre, ehe Schillers Räuber erschienen. Damals war er die höchste Autorität, sein Name der glänzendste, seine Wirkung die mächtigste; schon 1750 ehrte man ihn bei seiner Anwesenheit in Zürich als den Genius einer geistigern veredelten Religiosität. Es war kaum eine Uebertreibung, wenn Schmidt, Klopstocks Jugendfreund, damals aus Langensalza an Gleim schrieb: „Mädchen und Alles sieht ihn (Klopstock) dort (in Zürich) für einen vom Himmel gesandten Propheten an, und er hat dort so viel Ansehn als Mahomed in Medina." — Klopstock hatte nämlich erzählt, wie eine junge Zürcherin, Demoiselle Schinz, während einer Fahrt auf dem Zürcher See (30. Juli 1750) ihm selbst erklärt habe: „er solle bedenken, wie hoch Derjenige von ihr geschätzt werden müßte, der sie zuerst gelehrt habe, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen." — Aehnliche Aeußerungen lassen sich aus jener Zeit in Menge nachweisen: „Sie, Wunder in unsern Augen, Zeuge der Macht der Religion!" ruft ihm die Schmidt aus Hamburg zu (1759). — „Gott sei überhaupt gelobt (schreibt seine Schwägerin Dimpfel), daß er mich mit Klopstock, der eins seiner heiligen Werkzeuge ist, bekannt gemacht! Welch ein Segen für mich und meine Kinder!" — Auch sein Vater sah in ihm den berufenen Religionslehrer der deutschen Nation: „Mein Sohn (so schreibt er aus Quedlinburg 6. September 1750) hat noch gar schwere Materien in seinem Werke zurück, und er muß in der Zukunft entweder sein Gewissen verletzen oder frei öffentlich ohne Menschenfurcht sagen: wie entsetzlich groß das Verbrechen sei, den absolut nothwendigen Mittler nicht ehren und nicht verstehen zu wollen, wie dieser Unverstand, diese Blindheit unausbleiblich die allertraurigsten Folgen haben müßte; wie die Verächter auch mit aller Widerspenstigkeit gar nichts ausrichten könnten ..... Wie viele Menschen aber sind nicht, die von dieser allerwichtigsten Sache nur noch kindische und läppische Vorstellungen nähren!" — So schrieb ihm eine Ungenannte (Selina): „Ich dankte Dem, der den Blumen Farbe und Geruch, Ihnen Harfe und Gesang gegeben hat, und freute mich des großen Gebers und segnete den heiligen Sänger, der mich so oft auf den Flügeln seiner Begeisterung dem Himmel näher gebracht hat. Und das thun so Viele, und werden noch Tausende nach uns thun. Drum Heil dir, daß du geboren bist!" — „O, was für ein außerordentlich begna-

digter Mann ist Klopstock unter Wenigen!" ruft sein Freund Funk aus. „Hohe Gedanken und erhabene Empfindungen hat Gott in Ihre Seele gelegt, um Andere damit glücklich zu machen!" Und noch Jahre nachher konnte ihm Funk als Beweis für die allgemeine Wirkung der Messiade schreiben: „Habe ich Ihnen schon erzählt, daß eine alte Bergmannsfrau in Freiberg, die Ihren Messias so gut als ich verstand und fühlte, als sie sah, daß sie nicht über drei Monate mehr leben würde, und hörte, es wären noch zween neue Gesänge unter der Presse, sich nur noch so lange zu leben wünschte, bis sie selbige erst hätte vorlesen hören? Sie ward ihres Wunsches gewährt, und sie hatte selbige in dem letzten Monate ihres Lebens beständig auf ihrem Bette liegen." — „Deutschland ist stolz auf Dich — fährt Funk fort — Du wirst der Erste unter Germaniens Söhnen sein. — Dich lohnt wahrerer ewigerer Ruhm als den Eroberer. Dir wird die Nachwelt Lieder weihen, und in noch ungebornen Sprachen wird Klopstocks Name den Edeln lieblich klingen." *) —

Klopstock war wieder der Erste, der kraft seiner persönlichen Würde und religiösen Weihe die Dichtkunst zu seinem einzigen Lebensberuf machen durfte, während Haller, Gellert und Andere ihr nur einen kleinen Theil ihrer Zeit neben andern Arbeiten und Aufgaben widmen konnten.

Dieser ausschließliche Beruf zur Poesie wurde von einigen Fürsten, wie vom König Friedrich von Dänemark und dem Markgrafen von Baden Karl Friedrich, durch Pensionen und von dem gebildeten Theile der ganzen Nation durch Subscription zu seinen Schriften anerkannt und möglich gemacht. Ja, noch ehe der König von Dänemark (1750) durch seine Minister Bernstorff und Moltke sich hatte bestimmen lassen, dem Dichter der Messiade ein Jahrgehalt auszusetzen, hatte ein schweizerischer Kaufmann

*) Hieher gehört auch ein Zug, den Clodius („Auswahl aus Klopstocks nachgelassenem Briefwechsel" I. S. 294) aus dem Munde des Dichters anführt: „Bei dem Besuche, den er einer deutschen Fürstin machte, glitt ein ihm unbekanntes junges Frauenzimmer auf der Treppe, im weißen Kleide, schnell wie eine Erscheinung, bei ihm vorbei und küßte ihm im Vorüberfluge die Hand."

So findet sich in der Correspondenz Klopstocks ein Brief des großen Componisten, Ritter Gluck (vom 10. Mai 1776 aus Paris), der nach dem Tode seiner Nichte — „Ihr deutsches Mädchen, mit dem edeln und guten Herzen, das auf Ihren Beifall, auf Ihre Freundschaft so stolz war" — den Dichter bittet, daß seine erhabene Muse sich erniedrigen möge, einige Blumen auf ihre Asche zu streuen. „Mit welcher Entzückung würde ich diesen kräftigen Trost benutzen! Von Ihrem Genie angefeuert, würde ich in den rührendsten Tönen meine Klagen auszudrücken suchen." —

(Rahn in Zürich) ihm eine unabhängige Stellung durch eine müheloſe Theilnahme an ſeinem Geſchäfte angeboten.*)

Als die Meſſiade erſchien, blühten in Frankreich Voltaire, Helvetius, Diderot. Während dort der Froſt eines ſich frech anpreiſenden Egoismus die Herzen verkrüppelte; während eine arme, ewig hungernde Genußſucht ſich als das höchſte und einzige Gut ankündigte; während den Beſſeren höchſtens eine Natur-Verehrung blieb, die wohl eine edlere Sehnſucht nähren konnte, aber mit aller Wirklichkeit in Widerſpruch gerieth, ohne im eigenen Innern oder in der Welt das Beſſere zu begründen — in derſelben Zeit wählte die deutſche Dichtung zu ihrem Gegenſtande: die höchſte That göttlicher Liebe. — Welche Contraſte! ſtatt jener Selbſtſucht die reinſte Selbſtopferung, die Verherrlichung des Leidens und Schmerzes; dort Menſchen-Verachtung, hier der Glaube an eine göttliche Zukunft der Menſchheit und des Einzelnen; endlich ſtatt jener Natur-Anbetung die Erhebung zu dem unſichtbaren Urquelle der Natur. — Stärker als in dieſen beiden Namen: Helvetius und Klopſtock, ließen ſich die Schattenſeiten der damaligen franzöſiſchen und die Lichtſeiten der deutſchen Literatur und Art nicht ausdrücken; und war es ein Zufall, daß Voltaire damals der beliebteſte Schriftſteller der Franzoſen, Klopſtock der verehrteſte der Deutſchen werden konnte? —

Schwerlich wird ſich ein höherer Geſichtspunkt für die Anerkennung der Meſſiade finden laſſen als unſere Annahme: ſie bezeichne den Wahlſpruch der eben ſich erneuernden Literatur für das Erhabenſte, was die Geſchichte kennt; eine unvertilgbare Richtung der höheren Menſchheit habe ſich würdig in ihr geoffenbart. Dieſe hiſtoriſche Ehre der Meſſiade erkennen wir heute noch ſo lebhaft an, als es nur immer die Zeitgenoſſen thun

---

*) „Dieſer wahrhaft edelmüthige junge Menſch will, daß ich ſein Glück mit ihm theilen ſoll, ohne einen andern Antheil an den Geſchäften der Handlung zu haben, als daß ich mich zuweilen über ſeine Erfindungen und über die allgemeinen Geſchäfte der Handlung mit ihm unterrede, wozu man nur einen hellen Kopf und Herz genug ſich zur rechten Zeit glücklich zu entſchließen gebraucht.“ Klopſtock an Fanny Schmidt 10. September 1750. — Das Geſchäft, von dem hier die Rede iſt, hatte freilich keinen glücklichen Fortgang. Rahn, der 1751 Klopſtocks Schweſter Johanna geheirathet hatte, ſah in Kopenhagen die von ihm gegründete Seidenfabrik wieder zu Grunde gehen, trotz den Unterſtützungen des Königs. Er zog ſich ſpäter, von Klopſtock aufgegeben, wieder nach Zürich zurück, wo er Fichte's Schwiegervater wurde, und in Jena im Hauſe ſeiner edeln Tochter ſtarb. — Vgl. Mörikofer: Klopſtock in Zürich. S. 118 und 119.

konnten, ohne daß wir uns noch denselben Genuß, dieselbe Anregung von ihr versprechen wie jene Zeit.

In den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts nahm die allgemeine literarische Wirkung der Messiade hauptsächlich aus zwei Gründen ab. Die religiöse Ueberzeugung war bei den Stimmführern der Literatur und bei einem großen Theil des Publikums nicht mehr die in der Messiade vorherrschende; das Christenthum, in seiner Geschichte bezweifelt, in seinen Ideen verkannt, verlassen, beschnitten, wurde nur noch als eine von ihrem innern Lebensgrunde abgelöste Moral hier geehrt, dort geduldet. Andere ließen sich durch die harte, gezwungene Form des Gedichtes abschrecken, zu einer Zeit, wo jüngere Dichter das glühendste Leben in eine ungleich vollendetere, durchsichtigere Form hauchten.*)

Wenn nun auch in der Gegenwart der Messiade noch immer keine erhöhte Theilnahme geschenkt worden ist, so wäre es doch ungerecht, dies allein der Gleichgültigkeit gegen den Inhalt des Gedichtes zuzuschreiben; der Erklärungsgrund liegt zunächst wohl in der religiösen Auffassungsweise.

Die Religion oder ihre reinste Erscheinung: das Christenthum, ist im innern Wesen, in der ewigen darin sich offenbarenden Wahrheit, unveränderlich; unsere Auffassung und Aneignung ist dagegen nothwendig eine mannigfaltige. Von übersinnlichen Gegenständen denken niemals auch nur zwei Personen völlig dasselbe, wenn sie auch denselben Glaubenssatz in gleichlautenden Worten ohne inneren Vorbehalt aussprechen. Für den inneren Gehalt der Religion sind unsere Begriffe insgesammt zu enge, unzureichend; alles Geistige wird durch Worte und Begriffe angedeutet, nicht ausgesprochen. In diesem Sinne reden wir von verschiedenen Auffassungen des Christenthums; überall weiß die Macht seines ewigen Inhaltes den Menschen zu finden, sich ihm aufzuschließen; aber wahrhaft kann sich ein jeder doch nur die Seite der Religion aneignen, die seinem Bedürfnisse entgegenkommt, seiner Empfänglichkeit faßbar ist, die seiner Bildung und Erfahrung sich anschließt. — Die ganze Religion, das Christenthum in seinem vollen Umfang besitzt kein Einzelner; auch der Gereifteste stellt uns ein Bruchstück dar; wie dieses auf ihn wirke: ist die allein statthafte Frage.

*) Bekannt ist das Lessing'sche Epigramm:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
„Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
„Wir wollen weniger erhoben
„Und fleißiger gelesen sein."

Das Thema des Klopstockischen Gedichtes ist die Erlösung der Menschheit durch Christus, wie er es in den ersten Versen der Messiade ausspricht:

„Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
„Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
„Leidend, getödtet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —
— „Er that's, und vollbrachte die große Versöhnung."

Hiemit ist der ewige Inhalt des Christenthums ausgesprochen, jene doppelte Umwandlung, welche in der Menschheit begonnen hat: ein neues inneres Verhältniß des Menschen zu Gott, also eine Umwandlung des religiösen Bewußtseins, und im engsten Zusammenhange damit die Mittheilung eines neuen sittlichen Lebens, Freiheit und Liebe; nach den Worten des Apostels: Beweise des Geistes und der Kraft. — Klopstock hat nicht blos — wie man ihm vorgeworfen — die veraltete Kirchenlehre vergangener Jahrhunderte besungen, eine Idee vielmehr, die sich als Geschichte offenbarte, und eine Geschichte, die eine ganz ideelle ist.

Klopstock hat aber die Idee der Erlösung vorzugsweise nur von der einen Seite ergriffen, wie sie ihm in der theologischen Auffassung der überlieferten Kirchenlehre entgegentrat; er betrachtete sie als einen einzelnen metaphysischen Akt der Begnadigung*), als Versöhnung der beleidigten Gottheit. Unserer Zeit liegt die andere Seite, die ethische Aneignung jener Idee näher, wo die Erlösung als gestilltes Bedürfniß, als Reinigung und Befreiung der menschlichen Natur betrachtet wird, und wo die Versöhnung als göttliche Beruhigung des Gewissens, als Zusicherung einer unbegrenzten höheren Theilnahme an unserem Loose, als die freie

*) Der Dichter legt dem Erlöser in einem Gebete, vor seinem Leiden, eine Anrede an Gott-Vater in den Mund, worin die trinitarische Satisfactions-Theorie in dramatischer Form hervortritt, die in den biblischen Reden Jesu vergeblich eine Begründung suchen würde. Die Stelle ist in hohem Maße charakteristisch:

„Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals
„Du, mein Vater, und ich und der Geist die Erlösung beschlossen.
„In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne Geschöpfe,
„Waren wir bei einander. Voll göttlicher Liebe
„Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter. —
„Edens selige Kinder, ach unsre Geschöpfe, wie elend
„Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde!
„Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
„Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von neuem uns schaffen!
„Also beschlossen wir unser Geheimniß, das Blut der Versöhnung,
„Und die Schöpfung der Menschen verneut zu dem ewigen Bilde!
„Hier erkor ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
„Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
„Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!" —

That der uns aufsuchenden, uns nachgehenden ewigen Liebe erscheint. — Klopstock, an Bibel und Kirchenlehre festhaltend, gieng von Gott aus, nicht vom Menschen: Weil Gottes Gerechtigkeit versöhnt werden mußte, sei Christus für die Menschen gestorben. Aber er sah ein anderes Geschlecht kommen, das, von Bibel und Kirchenlehre sich losmachend, bald auch die Ideen und die Geschichte des Christenthums bestritt oder entgeistete. Das nöthigte die Späteren, wollten sie dem Christenthum wieder Anerkennung erringen, zuerst seine innere Anwendbarkeit zu erweisen: die menschliche, subjektive Nothwendigkeit vor der göttlichen, objektiven; man suchte die geistigen und sittlichen Wohlthaten des Christenthums, seine Kräfte der Wiederherstellung und Neubelebung des Menschen wieder dem Bewußtsein der Zeitgenossen näher zu bringen.

Bei der dichterischen Darstellung seiner kirchlichen Metaphysik hatte Klopstock mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seiner überwiegend theologischen (nicht anthropologischen) Auffassung zufolge mußte er sehr viele Vorgänge seines Gedichtes auf einen unsichtbaren überirdischen Schauplatz versetzen; in demselben Gesange werden wir zuweilen von den irdischen Umgebungen des Erlösers zu den Rathschlüssen der Gottheit und den Bewohnern des Himmels entrückt. Nun ist es allerdings des christlichen Dichters ganz würdig, eine so enge Gemeinschaft der sichtbaren und unsichtbaren Welt vor unsern Augen zu verwirklichen, daß Wonne und Weh der Erde von jenen höher Geförderten mitgeschaut und mitempfunden wird, wobei wir uns beständig daran erinnern: die Erde sei keine isolirte Welt für sich, sondern eingeflochten in den ewigen Plan göttlicher Gedanken. Allein der Ausführung im Einzelnen war Klopstock selten mächtig. Was er uns zur Anschauung bringen möchte, entzieht sich bei ihm eigentlich aller Anschauung; himmlische Erscheinungen treten auf; sie reden, handeln; aber nie vermag seine Darstellung uns ein Bild von ihnen einzuprägen. Nur dem größten Dichter des Mittelalters, nur Dante ist es gelungen, in den Regionen der Qual und der Seligkeit uns von Anschauung zu Anschauung zu führen, das Uebersinnliche in eine faßliche, menschlich-vermittelte Gestalt zu kleiden. In der Messiade lernen wir zwar, wie jene Himmlischen denken und fühlen, wir hören sie sprechen; aber als Individuen, als unterscheidbare Gestalten stehen sie nie vor uns. Dasselbe gilt auch von den Menschen in der Messiade; es erfreut uns auch hier nicht eine lebendige Galerie wahrhaft menschlicher Bilder, wohl aber ein herrlicher Kranz erhabener Gedanken und Gefühle.

Damit haben wir uns dem Bezeichnendsten im Wesen des Dichters genähert; sein Gebiet ist die Innerlichkeit; die Vorgänge unserer

Seele, was ſie zum Ewigen erhebt, was ſie in die Tiefen des Schmerzes oder des Zweifels verſenkt — das iſt die ihm heimiſche Sphäre. Er iſt der Dichter des zum Ideal aufſtrebenden menſchlichen Herzens. Wo er ſich zum Ausdrucke der Glaubensgeheimniſſe erheben, wo er in die Gedanken Gottes hineinſchauen will, da verſagt ihm die Macht der Darſtellung; wir ſehen nicht mehr den Gegenſtand, ſondern ihn, den tief ergriffenen, gerührten Dichter, der ſich in Ausrufungen und Verſicherungen über das Unzureichende menſchlicher Sprache und Vorſtellung verliert.*) Doch wagt er immer wieder den Flug zu jenen Höhen, ringt nach neuen Worten und Bildern, um das Unausſprechliche auszuſprechen; ſeine Auffaſſung der Verſöhnung mußte ihn immer von neuem zu jenem Meere von Myſterien hinziehen, worin unſere Gedanken ſich verlieren. Klopſtock hat es wohl erkannt, daß die Religion nur, wenn ſie ſich zu unſerm Herzen herabläßt, ihre ſtille Gewalt ausübe; daher ſein unabläſſiges Streben, dem Thema die Seite abzugewinnen, die am eheſten unſer Inneres nachhaltig zu berühren vermöchte.**) Wenn er dies oft nicht erreichte, ſo lag

---

*) Er legt ſich ſchon im Eingang des erſten Geſanges die Frage vor, ob die Poeſie ſich in jene dunkeln Regionen erheben dürfe:

„Aber, o That, die allein der Allbarmherzige kennet,
„Darf aus dunkler Ferne ſich auch dir nahen die Dichtkunſt?“

Er antwortet mit einem Gebete, worin er die göttliche Weihe für ſeine Muſe erfleht:

„Weihe ſie, Geiſt Schöpfer, vor dem ich hier ſtill anbete,
„Führe ſie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
„Voll unſterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
„Rüſte mit deinem Feuer ſie, du, der die Tiefen der Gottheit
„Schaut, und den Menſchen, aus Staube gemacht, zum Tempel ſich heiligt!
„Rein ſei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
„Eines Sterblichen, doch den Gottverſöhner beſingen,
„Und die furchtbare Bahn mit verziehenem Straucheln durchlaufen.“

**) „Ich ſang den Menſchen menſchlich den Ewigen“ — ſagt er ſelbſt zur Charakteriſtik ſeiner Dichtung (in der Ode: der Abſchied). Er ringt beſtändig darnach, dem Drange gemäß, der die ganze neuere Bildung beherrſcht: das Göttliche menſchlich faßbar zu ſchildern, die dogmatiſche Religion durch das religiöſe Gefühl flüſſig zu machen. Drum ſpricht er in der Meſſiade zu den „theuren herzlichen Freunden des liebenswürdigen Mittlers;“ ja, er ſpricht ſogar von den Thränen, die der Sohn Gottes ſchon vor ſeiner Menſchwerdung beim Gedanken an das Elend der Sünder geweint; drum nennt er (im Geſang IV) die Religion eine „heilige Menſchenfreundin“; oder er preiſt den Erlöſer (Ode an den Erlöſer 1750) als „den Beſten aller Gebornen, den Sohn des Vaters, den meine Seele liebt;“ als „ſeinen Meiſter, der gewaltiger die Gottheit lehrte.“ —

Es wechſeln alſo beide Anſchauungen, die hiſtoriſche menſchliche, worin Jeſus als Lehrer, und die kirchliche myſtiſche, worin er als Verſöhner gefeiert wird; wie denn auch beide Geſichtspunkte in einem Verſe der Meſſiade glücklich zuſammengefaßt werden, wo er Chriſtus „den Stifter und den Inhalt“ ſeiner Religion nennt:

„Deinen Stifter zugleich und deinen göttlichen Inhalt.“ —

die Ursache in der Höhe, dem Dunkel seines Gegenstandes. Immerhin war es ein großer Schritt: den damals vielfach gebundenen, versteinerten Glauben in lebendige Religiosität umzusetzen.

Will man sich erst mit der Messiade **bekannt machen**, so geschehe es durch Auswahl besonderer Partien und durch gemeinschaftliche Lektüre und mit Bevorzugung der ersten Hälfte des Gedichtes (Gesang 1—10). Man wähle Stellen, wo er seine Eigenthümlichkeit am freiesten entfalten kann, z. B. im vierten Gesange die Verhandlungen vor dem hohen Priester und das Abendmahl; im zehnten die Schilderung der ersten Christen; im zwölften den Tod der Maria, der Schwester des Lazarus; im vierzehnten die Erscheinung des Auferstandenen; im neunzehnten die Zeit vor der Himmelfahrt.

Wie Klopstock dichtete, was ihm die Messiade war, in welcher Stimmung er sie schloß: das schildert am lebendigsten seine Ode: „**An den Erlöser**“:*)

„Ich hofft' es zu dir! und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn;
Und du hast mir mein Straucheln verziehn! —

— — „Ich fleh' um keinen Lohn; ich bin schon belohnt
Durch Engelfreuden, wenn ich dich sang;
Der ganzen Seele Bewegung
Bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft;

„Erschüttrung des Innersten, daß Himmel
Und Erde mir schwanden!
Und flogen die Flüge nicht mehr des Sturms:
durch sanftes Gefühl,
Das, wie des Lenztags Frühe, Leben säuselte.“ — — —

— — „Ich bin an dem Ziel, an dem Ziel! und fühle wo ich bin.
Es in der ganzen Seele beben! So wird es (ich rede
Menschlich von göttlichen Dingen) uns einst, ihr Brüder des,
Der starb und erstand, bei der Ankunft im Himmel sein!

„Zu diesem Ziel hinauf hast du,
Mein Herr und mein Gott,
Bei mehr als **einem** Grabe mich
Mit mächtigem Arme vorübergeführt!“ — —

---

*) Hieher gehört auch eine Stelle aus dem Briefe der Meta Klopstock 1. November 1755 aus Lingbye (bei Kopenhagen). „Es ist mir erstaunlich wichtig, daß Klopstock den Messias schreibt. Nicht der Ehre, sondern des Nutzens, der Erbauung wegen. Er arbeitet nie daran, daß ich nicht unterdeß bete, daß Gott die Arbeit und die Erbauung segnen möge; und mein Klopstock, er arbeitet immer mit Thränen in den Augen.“ —

Seine innerste Eigenthümlichkeit konnte Klopstock nur als Lyriker aussprechen; darum sind seine Oden der reinste Spiegel seines Wesens. Auch hier erkennen wir überall den Dichter der Messiade; religiöse Erhebung ist der Grundton seiner meisten Oden, die von gleichgestimmten Zeitgenossen mit derselben Begeisterung wie die Messiade aufgenommen wurden.*) Jede reine und hochschlagende, für religiöse Empfindung zugängliche Jünglingsbrust mußte damals und muß noch jetzt von dem erhabenen Schwunge der Betrachtungen und von der dichterisch-religiösen Verklärung alles schönen und reinen Menschlichen in den Oden hingerissen werden. Freundschaft und Liebe, feuriger Naturssinn und Vaterlands-Begeisterung finden darin ihren jugendlich-überschwenglichen, aber immer auf das Höchste und Heiligste bezogenen Ausdruck. — Sein Wingolf, seine Ode an Ebert, an Bodmer und andere zeigen, was ihm die Freundschaft war; die Gedichte an Fanny und viele ähnliche beweisen, wie innig Religion und Liebe in seiner Seele verwoben waren:**) gerade so innig,

---

*) „Eben" — so schreibt ihm Friedr. Stolberg 31. October 1787 — „haben Agnes und ich Ihre neueste Ode gelesen. O daß ich Ihnen in Ihren Armen für dieses göttliche Gedicht danken könnte! .. Gottes Geist trieb Sie wie einen Seher der Vorzeit, als Sie in nächtlicher Stunde das Bett verließen, und Gottes Salbung goß sich über Ihnen aus." Und Agnes Stolberg setzt hinzu: „Sie müssen auch von dieser himmlischen Ode, die mir wie Seraphimstimmen noch immer ins Herz tönt, wissen, welche Seligkeit sie mir gegeben hat, ach, so wie jedes Wort Ihrer geweihten Lippen! Gott segne Sie! Sie sind für ewig von ihm gesegnet; denn wie vieler Seelen Heil haben Sie nicht schon gestiftet! — In der Ewigkeit werde ich Ihnen für alle die unaussprechlichen Empfindungen danken können, die mir oft Herz und Augen überfließend machen ... Es kann Ihnen unmöglich unlieb sein zu hören, daß Sie mir eine unaussprechliche Sehnsucht, gut zu werden, ins Herz gegossen haben. Beten Sie für mich, heiliger Mann, daß Gott mein Sehnen erfülle!" —

In ähnlichem Tone äußert sich Gleim 1790: „Das Vaterunser (d. h. der „Psalm" von 1789: „Um Erden wandeln Monde" u. s. w.) ist herrlich, ist so vortrefflich, daß ich glaube: die Engel im Himmel haben, wie wir in Halberstadt, ihre sehr große Freude über dasselbe gehabt ... Ich ließ es abschreiben, nahm's mit in unsere Gesellschaften, las es vor, alle Bleistifte schrieben's ab ... Es war als wenn ich ein Blatt aus dem Buche eines Engels vorgelesen hätte!" — Und Hamann schreibt (1759) über die Ode „die Allgegenwart Gottes": sie lasse sich ohne einen heiligen Schauer nicht lesen. — Die Messiade stellt er nicht so hoch wie die Oden: „Ich unterscheide die Originalstücke unsers Assaphs von seinen Verwandlungen der alten Kirchenlieder, ja selbst von seiner Epopoe, deren Geschichte bekannt, und mit Milton seiner, wo nicht ganz, doch im Profil ähnlich ist." —

**) „Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
„Entgegenjauchzen, will ich mein volles Herz,
„In heißern Hallelujaliedern,
„Ewiger Vater, vor dir ergießen.
„Dann wenn sie mit mir deinen erhabnen Ruhm
„Gen Himmel weinet, betend, mit schwimmendem

wie seine Natur-Begeisterung mit seinem Gottes-Gefühle in Eins zusammenfloß. Was er (den 21. Juli 1750) auf einem Hügel dem Schaffhauser Rheinfalle gegenüber niederschrieb: „Welch ein großer Gedanke der Schöpfung ist dieser Wasserfall! ... Sei gegrüßt, Strom, der du zwischen Hügeln herunter stäubst und donnerst, und Du, der den Strom hoch dahin führt, sei dreimal, o Schöpfer, in deiner Herrlichkeit angebetet!“ — das war und blieb eigentlich die Seele all seiner Naturhymnen: Ahnung des Unsichtbaren im Sichtbaren, des Schöpfers in der Schöpfung. Am tiefsinnigsten ist dies Gefühl in der Ode „dem Allgegenwärtigen“ (1758) ausgesprochen: Nachdem er die Stumpfheit der Menge beklagt hat:

„Wenige nur, ach wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,

„Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffner, dich vernimmt!
Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart!“ —

„Entzücktem Auge, will ich mit ihr
„Hier schon das höhere Leben fühlen.“ — (Ode an Gott 1748.)

Den göttlichen Ursprung aller wahren Liebe auf allen Stufen höherer Wesen bezeugt er an einer andern Stelle derselben Ode:

— — „Deines Bildes
„Letzter und göttlichster Zug: die Liebe!
„Die fühlst du selber, doch als der Ewige;
„Es fühlen jauchzend, welche du himmlisch schufst,
„Die hohen Engel, deines Bildes letzten und göttlichsten Zug, die Liebe!
„Die grubst du Adam tief in sein Herz hinein! — — —
„Die grubst du mir auch tief in mein Herz hinein!“ u. s. w.

Hieher gehört auch die berühmte Stelle aus der Ode an Fanny:

„Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn,
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

„Dann wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

„Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir!“ — — —

Oder in der Ode an Gott:

„Einst löst des Schicksals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war; Schicksal ist dann nicht mehr!
Ach dann, bei trunknem Wiedersehen
Giebst du die Seelen einander wieder!“ —

so vertieft er sich in einen seiner schönsten, großartigsten und liebsten Gedanken, ohne welchen der religiöse Sinn niemals auf die Dauer vor verdunkelnder und fanatischer Entartung gesichert ist. Sichtbares und unsichtbares Leben oder Diesseits und Jenseits sind ihm nur zwei Theile oder Abstufungen des Einen Gottes-Tempels, dessen irdisches Abbild einst zu Jerusalem stand; Natur und irdisches Dasein verhält sich demzufolge zum himmlischen Leben der seligen Geister wie das „Heilige" jenes Tempels zum „Allerheiligsten":

„Laß mich im Heiligthume Dich, Allgegenwärtiger, stets suchen
„und finden — — damit ich mich bereite, mich weihe: Dich zu
„schaun in dem Allerheiligsten."

In dieser Stimmung schwingt er sich zur herrlichsten dichterischen Verkündigung der göttlichen Bedeutung alles Lebens auf:

„Ich hebe mein Aug' auf und sehe; und siehe, der Herr ist überall!
„Erde, aus deren Staube der erste der Menschen geschaffen ward, auf der
„ich mein erstes Leben lebe, in der ich verwesen, aus der ich auferstehen werde
„— Gott würdigt auch dich, Erde, dir gegenwärtig zu sein! — Mit heili-
„gem Schauer brech' ich die Blume ab; Gott ist, wo die Blume ist. — Mit
„heiligem Schauer fühl' ich der Lüfte Wehn, hör' ich ihr Rauschen; der
„Ewige hieß sie wehn und rauschen; der Ewige ist, wo sie säuseln und wo
„der Donnersturm die Ceder stürzt! Freue dich deines Todes, o Leib! in
„den Tiefen und Höhen der Schöpfung wird deine Trümmer verwehn!
„Auch dort wird Er sein, der Ewige. — Euch, Sonnen und Erden und
„Monde der Erden erfüllet rings um mich des Unendlichen Gegenwart.
„In der geheimnißvollen Nacht der Welten schauen wir, wie in dem dun-
„keln Worte, den der ewig ist" u. s. w.

Die berühmte Ode „der Zürchersee" (1750) zeigt am besten, wie nahe in Klopstocks Gemüth die Begeisterung für Religion, für Natur, für Liebe und Freundschaft sich berührten, was wir in der Ueberschrift als „mystische Natur-Andacht" bezeichneten, die in ihm mit dem christlichen Spiritualismus sich vermählte.

Er beginnt mit der göttlichen Stufenfolge der Offenbarung in der Natur und im Menschen:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!" —

Verweilt dann bei der stillen Macht der Frühlingsnatur über die empfängliche Seele:

„Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft

In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

„Ach, du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich." —

Von Natur und Liebe wendet er sich zu Ruhm und Freundschaft:

„Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth." —

— — „Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!" —

Hier wo Klopstock alle Motive seiner Poesie — mit Ausnahme des Patriotismus — gleichsam präludirend berührt, trifft er mit Uhland zusammen, der, sechzig Jahre später, die innere Verwandtschaft der religiösen und der dichterischen Begeisterung verkündigend, Frühling, Liebe und Freundschaft als Heiligthümer eines tieferen Gemüthes feiert:

„Heilig sind sie allzumal
Unserm ernsteren Gemüthe." —

Die Vereinigung des tiefsten religiösen Gefühls und eines fast prophetischen Schwunges mit dem frischesten Naturssinn und der heitersten Genußfähigkeit war anfänglich für manche Bewunderer des Messias-Sängers ein Stein des Anstoßes. So schreibt Bodmer (5. Septb. 1750): „Als ich ihm erzählt, daß wir an dem Dichter des Messias einen heiligen strengen Jüngling erwartet hätten, fragte er: ob wir geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig? — Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken, die in der Messiade sind, seien nur in seiner Phantasie entstanden!" —

Im höheren Alter Klopstocks litten seine meisten Oden an einem Fehler, den man schon an mehreren Dichtungen seiner früheren Periode bemerkt: die Sprache sinkt zur gewöhnlichsten prosaischen Ausdrucksweise herunter; z. B. in der Ode: „An den Allgegenwärtigen:"

„In dieser ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,
Die — Wahrheit — sein wird,
So lang' die Hülle der ewigen Seele Staub ist."

Oder im „Gottesleugner" (1786):

„Du fragest sie auch die ernste Frage, die schreckliche:
Auf welcher Stufe der Geister
Steht, wer den Gottesleugner
Nicht für rasend hält?"

Und ebenso in der Umschreibung des Vaterunsers (1789):

„Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes."

Rhetorische Wendungen und klangvolle Worte sollen dann zuweilen den ehemaligen Gedankenschwung ersetzen; wobei es dem Leser so zu Muthe wird, als sehe er den Dichter auf den Spitzen der Zehen oder auf Stelzen einhergehen; weil die Fittige des Adlers längst nicht mehr stark genug zum freien Fluge waren. Ermüdung des Alters und einseitige Abschließung gegen die neuen literarischen Bestrebungen geben hiefür den einfachsten Erklärungsgrund.

Von seinen „geistlichen Liedern" (Theil I. 1758 — Theil II. 1769) ist gegen seine Erwartung nur der kleinere Theil in den lebendigen Gebrauch der Gemeinde übergegangen; um wahre Kirchenlieder zu werden, haben die meisten doch nicht Einfalt und Unmittelbarkeit genug, bewegen sich zu sehr in Ausrufungen und Reflexionen, bei großer Schwerfälligkeit des Ausdruckes. Z. B. in den „Feinden des Kreuzes Christi":

„Durch ihres Grübelns Täuscherei,
Als ob kein Versöhner Gottes sei,
Wollen sie uns blenden!
Uns unsern Glauben,
Jesum Christum, den Göttlichen, rauben,
Geist der Kinder Gottes!

„Sie leugnen ihn mit stolzer Müh,
Deines Worts nie Hörer, Thäter nie,
Wider Gott Empörer!" — — —

Er hat vollkommen Recht, wenn er in der Einleitung von geistlichen Gesängen behauptet: „Ihre Anlage muß niemals eine Abhand-„lung von einer Lehre der Religion sein ... Vor allem müssen sie das „Herz bewegen. Fast alle Menschen sind mehr zur Empfindung als zum „tiefsinnigen Nachdenken gemacht. Auch ist die wahre Anbetung mehr „Herz als Betrachtung." Allein sehr oft verwechselt er den lebendigen Ausdruck der Empfindung mit der reflektirenden Beschreibung derselben; so, wenn es in dem Liede „Gott dem Sohne" heißt:

„Wir fassen dein Geheimniß nicht;
Uns blendet sein zu göttlichs Licht;
Doch fühlen wir's: Es wirkt, es lebt
In unsern Seelen! es erhebt
Uns mächtig über diese Welt,
Und giebt uns Kräfte jener Welt!"

Oder in dem späteren Liede: „Die Größe der Christen“:

„Herr, welch Heil kann ich erringen!
In welche Höhen darf ich mich schwingen!
Mein Wandel soll im Himmel sein!
O du Wort, voll heil'gen Lebens,
Voll Wonne! Wort des ew'gen Lebens!
Im Himmel soll mein Wandel sein!
Ich sink' erstaunend hin,
Empfinde, wer ich bin!
Wer ich sein kann!“ u. s. w.

Dagegen gehören andere geistliche Lieder, wie sein „Auferstehn, ja auferstehn wirst du!“*) oder „Selig sind des Himmels Erben“ und ähnliche zu dem Köstlichsten unserer neuen religiösen Poesie; sie berühren das Herz wie Töne einer himmlischen Harmonie. Fast in allen seinen bessern Liedern herrscht die Richtung auf die Zukunft, auf Grab und Tod, Auferstehung und Unsterblichkeit vor; in diesen „Aussichten in die Ewigkeit“ (wie sie bei Lavater heißen), also in der christlichen Hoffnung wurzelt das Innerste seiner Religiosität; die Hoffnung verklärte seine Liebe, wie sie ihn den Glauben vorzugsweise als Verheißung auffassen ließ; eben darum will er: das geistliche Lied solle nicht so oft „die Klage über unser Elend“ zum Inhalte haben, sondern vorzugsweise: Dank.

Für seine dramatischen Versuche entlehnte er den Stoff aus den beiden Gebieten, in denen seine Liebe und Begeisterung von Jugend an vorzugsweise wurzelte: aus der biblischen und der ältesten vaterländischen Geschichte. Tod Adams, David, Salomo gehören dem ersteren, die drei andern: Hermanns Schlacht, Hermanns Tod, Hermann und die Fürsten

---

*) Unbegreiflicher Weise ist der Schluß dieses schönen Liedes in den meisten neueren Ausgaben und Liedersammlungen völlig verunstaltet; er heißt ursprünglich:

„Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme!“

Das heißt also: Wenn ich hier, im Heiligthume des Erdenlebens, zu Gottes Ruhme gelebt habe, so führt mich drüben mein Mittler ins Allerheiligste ein. Statt dieses Klopstock'sche Lieblingsbild zu verstehen, verstümmeln es die modernen Herausgeber zu dem platten Gedanken:

„Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler; dann leb' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme“ u. s. w.!!

dem letzteren Kreiſe an. Bei faſt allen dieſen Stücken ſcheint nur das Beſtreben ihn beſtimmt zu haben: jene fern liegenden Zeiten und Zuſtände uns zu vergegenwärtigen. Wenigſtens von zweien geſteht er es ſelbſt (in der Vorrede zu Salomo) ein: „Sowohl der Tod Adams als dieſes Trauer„ſpiel ſind eine blos zufällige Folge von Betrachtungen, denen ich mich „über die Situation unſeres Stammvaters und Salomo's nicht ſelten „überlaſſen habe.“ In dieſen „Betrachtungen“ berührt der Dichter zuweilen die tiefſten Fragen der Menſchheit;*) doch als Drama müſſen wir alle dieſe Verſuche als mißlungen betrachten; es fehlt auch hier wie im Epos die plaſtiſche Kraft und die Gabe der individuellen Zeichnung; nur in den lyriſchen Partien giebt ſich Klopſtocks wahrſtes Weſen, in ſeinen Vorzügen und Mängeln, zu erkennen. —

Was wir in der Ueberſchrift als „politiſchen Idealismus“ bezeichneten, bezieht ſich auf ſeine deutſche und auf ſeine Freiheits-Begeiſterung; die Herrlichkeit ſeines deutſchen Vaterlandes und die Freiheit der Völker über den Trümmern der mittelalterlichen Ariſtokratie: das waren ſeine politiſchen Ideale. Er träumte (denn inmitten der geſchichtlichen Wirklichkeit war es allerdings damals nur ein dichteriſcher Traum) von einem großen, freien, einigen, durch Geiſt und Tugend alle Nationen überſtrahlenden Deutſchland und von idealen, humanen demokratiſchen Monarchien, an deren Spitze edle, menſchenfreundliche chriſtliche Fürſten ſtehen ſollten.

Früh ſchon war ſeine patriotiſche Begeiſterung erwacht; in der Ode „mein Vaterland“ (1768) erzählt er, daß er ſich „Heinrich den Befreier“ (den Vogler) zu ſeinem Helden erkoren hatte, bis er dann die „höhere Bahn“ (den Meſſias) ſich erſehen, die „hinauf führet zu dem Vaterlande des Menſchengeſchlechts.“ — Immer wieder ſpornt er das Selbſtgefühl und den Wetteifer der Deutſchen gegen das Ausland an; ſie mögen nicht

---

*) Wenn z. B. Salomo mit ſeinem Freunde Chalkol darüber ſtreitet: ob das Böſe im Menſchen aus einer intellektuellen oder einer ſittlichen Wurzel erwachſe:

Chalkol:

„Des Elends erſter Quell iſt im Verſtande.
Der fließt herab in's Herz. Das überſtrömt
Von Handlungen, von böſen oder guten,
Nachdem der Urquell trüb iſt oder hell.“

Salomo:

„Im Herzen iſt des Elends Urſprung. Spielt
Nicht das Herz mit dieſem folgſamen Verſtande?“

„allzugerecht" sein; ohnehin sei kein anderes Land so gerecht wie sie gegen das Ausland; und dieses denke nicht edel genug, um zu erkennen, wie schön dieser Fehler sei. Einfalt der Sitte, Weisheit, tiefen Geistes-Ernst und Kraft des Wortes preist er als Zierden des Deutschen. — Im „Vaterlandslied" (1770) läßt er ein deutsches Mädchen (Johanna Elisabeth von Winthem) singen: „Zorn blickt mein blaues Aug' auf den, der sein Vaterland verkennt! Mein gutes, edles, stolzes Herz schlägt laut empor beim süßen Namen: Vaterland." — „Uns folgt ein Ruhm — so schließt seine Ode auf Heinrich den Vogler 1749 — der ewig bleibt, wenn wir gestorben sind, gestorben für das Vaterland, den ehrenvollen Tod." — Die Vaterlandssprache, ruft er 1784, ist durch des „heiligen Luthers" deutsche Bibel die „Sprache der Engel und der Menschen" geworden.

Drum schmerzt es ihn so tief, daß der große Friedrich von Preußen der Sprache und der Literatur Deutschlands fremd blieb: (An Gleim. 1752)

„Würdig war er, uns mehr als dein beglücktester
Freiheitshasser, o Rom, Octavian zu sein!
Mehr als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.
„So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist!" — —

Aber „er achtete nicht, was er werth war, zu sein," und traurig werde die Nachwelt darüber richten. —

Mit überströmendem Lobe wendet er sich dagegen an Joseph II. (An den Kaiser 1781), als den Helden christlicher Duldung und Humanität und als den Befreier von der römischen Priesterherrschaft:

„Den Priester rufst du wieder zur Jüngerschaft
Des großen Stifters; machest zum Unterthan
Den jochbeladnen Landmann; machst den
Juden zum Menschen. — — —
— „Wir weinten Unmuth, daß uns der Römer Rom
Zwar nicht beherrschte, aber doch peinigte,
Und blutig ist die andre Thräne,
Daß uns der Römlinge Rom beherrschet!
— — „Nun mag der kronentragende Obermönch
Mit allen seinen purpurbemäntelten
Mönchlein das Canons-Recht, wie weit es
Walte, beschielen. Du hast gesehen!" —

Mit der wärmsten Bewunderung, die sich frei weiß von höfischer Schmeichelei,*) feiert er seinen König Friedrich V. von Dänemark (1750)

*) In der Ode „Fürstenlob" 1775 dankt er seinem Geiste, daß er nie „durch höfisches Lob die heilige Dichtkunst entweihte," „durch das Lob lüstender Schwelger Eroberer, Tyrannen, handelnder Gottesleugner, Halbmenschen, die sich im vollen dummen Ernst für höhere Wesen halten als uns." —

als „Menschenfreund", als „Vater des Vaterlands," den die Unsterblichkeit des Eroberers umsonst locke, weil mit dem Blute der Jünglinge und den Thränen der Mütter und Bräute viel zu theuer erkauft.

„Lange sinnt er ihm nach, welch ein Gedank' es ist:
Gott nachahmen, und selbst Schöpfer des Glückes sein
Vieler tausend! Er hat eilend die Höh' erreicht,
Und entschließt sich, wie Gott zu sein. — —
— „Ist ein Christ, und belohnt redliche Thaten erst,
Und dann schauet sein Blick lächelnd auf die herab,
Die der Muse sich weihn, welche mit stiller Kraft
Handelnd, edler die Seele macht." —

Unter einem solchen Fürsten ist Freiheit und Liebe zum Vaterlande, nach Klopstocks Meinung, in der Monarchie ebenso leicht zu finden als in der Demokratie; so heißt es im „Neuen Jahrhundert" (1760): „O Frei„heit, Silberton dem Ohre, Licht dem Verstand', und hoher Flug zu den„ken, dem Herzen groß Gefühl! Nicht nur der Demokrat weiß was du „bist; des guten Königs glücklicher Sohn, der weiß es auch." Man stirbt den Heldentod „auch für ein Vaterland, wo das Gesetz und Einer „herrscht, nicht allein für ein Vaterland, wo das Gesetz und Hun„derte herrschen." —

Auf Klopstocks politische Sympathien war sein Aufenthalt in Hamburg (1770—1803), wo er die letzten dreiunddreißig Jahre seines Lebens zubrachte, wohl nicht ohne bedeutenden Einfluß. Die große Handelsstadt des deutschen Nordens, im steten Verkehr mit England und Frankreich, begünstigte die Freiheit des Urtheils und den weiten weltbürgerlichen Horizont des geistigen Blickes; der Unabhängigkeitssinn der freien Hansestadt fühlte sich mit dem freien politischen Leben Englands und mit den Ideen, welche die ersten Jahre der französischen Revolution beherrschten, in innerer Verwandtschaft. — Klopstocks ideale Sehnsucht nach einer schöneren Zukunft der Menschheit und sein Widerwille gegen die mittelalterlichen Traditionen der Aristokratie befreundete ihn in seiner früheren Periode in Kopenhagen (1751—1769) mit dem dänischen Königsgesetze, das die unbeschränkte Monarchie auf Kosten der Adels-Oligarchie und zu Gunsten des Bürger- und Bauernstandes einführte, wie er später in der Hamburger Periode mit den Reformen Josephs II., mit der amerikanischen und mit der französischen Revolution sympathisiren konnte. — Schon 1781 („der jetzige Krieg") spricht er hoffnungsvoll von der „Morgenröthe eines nahenden großen Tages;" mit Adlersschwunge erhebe sich Europa's Bildung, begeistert von einem hohen Genius der Menschlichkeit, der Europa zur Königin der Erde machen werde. Er sieht im Geiste „einen seligen, nie noch von Menschen erlebten Tag" für „Göttermenschen" an-

brechen; oder (so fragt er in einem Anfluge banger Vorahnung) hat der weissagende Geist vielleicht „vernichtungsscheue Gottesleugner gesehen?“

Wenn wir oben von einer Sympathie mit der französischen Revolution sprachen, so hatten wir die Oden im Auge, in denen wir sein inneres Verhältniß zu jener außerordentlichen weltgeschichtlichen Katastrophe mit großartiger Offenheit dargelegt finden. Sein Hoffen, Schwärmen, Zürnen und Verzichten wirkt hier mit tragischem Ernste auf jeden Leser, der die Größe des Gegenstandes und die riesenhaften Schicksalsfragen jener Krise zu würdigen weiß. — Klopstock hatte als mitfühlender Beobachter dieselben Gemüthskämpfe durchzumachen, die dem selbstthätig mit eingreifenden Georg Forster in Mainz und Paris, auf dem Schauplatze der Begebenheiten, das Herz brachen. —

Mit den höchsten Erwartungen hatte Klopstock die Anfänge der französischen Revolution begrüßt; die National-Versammlung ertheilte ihm wie Schiller das Ehren-Bürgerrecht. — Dabei darf man nicht vergessen, daß er unsere Erfahrungen noch nicht hinter sich hatte, und daß die vorzüglichsten Menschen sich eine gewisse Abgelebtheit der damaligen Zustände nicht verhehlen konnten. Klopstock zumal, dessen Seele immer mit dichterischer Spannung auf die Zukunft gerichtet war, glaubte in der französischen Revolution eine neue Epoche der Menschheit anbrechen zu sehen; wie die Girondisten hoffte er auf eine Zeit, wo Friede und Freiheit brüderlich auf Erden wohnen, wo Krieg und Knechtschaft, die Flecken des Mittelalters und des Heidenthums, verschwinden würden. Es war ein so süßer Gedanke, die alte Sehnsucht endlich verwirklicht zu sehen; und der Mensch glaubt so gern an seine Wünsche. Daß er das damalige Frankreich und die Menschen seiner Zeit nicht besser kannte: das bereitete ihm eine herbe Enttäuschung. Als der Sieg der Jakobiner, als zuletzt der Königsmord dem Dichter die Gräuel der Revolution enthüllte, trug er seine Hoffnungen mit zürnendem Schmerze zu Grabe. Die Ode „mein Irrthum“ (1793) spricht hierüber seine Empfindungen aus:

„Freiheit, Mutter des Heils, dacht' es mich, du
Würdest Schöpferin sein, die Glücklichen,
Die so ganz du dir erkoreſt,
Umzuschaffen gesandt.“ —

Den Uebergang bildet:

„Ach, des goldenen Traums Wonn' ist dahin,
Mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz,
Und ein Kummer, wie verschmähter
Liebe, kümmert mein Herz.“*) —

*) So heißt es in der Ode „Zwei Nordamerikaner“ (1795): „Wer an dem Frühlingsmorgen der neugebornen Freiheit meine Freuden empfand, der allein fühlt den

In seinem Unmuth nannte er jetzt Frankreich „eine Thier-Republik." Gerade weil dies eine wunde Stelle seines Herzens traf, zeigte er sich äußerst gereizt, als Lavater ihm bei seinem Besuche in Hamburg über seine französische Begeisterung Vorstellungen machte. Lavater hatte hierin einen feineren Menschenblick bewiesen, indem er von Anfang die moralischen Krankheiten des französischen Volkes zu sehr durchschaute, um an seine Reife für die Freiheit glauben zu können.

Den Inbegriff der literarischen und patriotischen Grundsätze Klopstocks enthält seine Gelehrten-Republik,*) eine Schrift, deren erste Ankündigung mit den höchsten Hoffnungen begrüßt wurde. Diese Erwartungen, die zu einer großmüthigen Nationalsubscription geführt hatten, wurden nach der Erscheinung des Buches bitter enttäuscht. Wenige konnten sich mit der fremdartigen Einkleidung befreunden, und sehr Viele nahmen auch an dem Inhalte in seiner dictatorischen Ueberspannung Anstoß; somit wurde die Schrift zu einem entschiedenen Mißgeschicke für Klopstocks Ruf und Ansehen.

Mit welchem Selbstgefühle der Dichter die Bürger seiner Republik zu beseelen wünscht, beweist sein Ausspruch über die Altfranken:

„Wir schätzen die Altfranken;**) denn man kann Verdienste haben, ohne mit den Wissenschaften bekannt zu sein; aber wir verachten sie auch von ganzem Herzen, sobald sie sich es herausnehmen, deswegen weil sie unwissend sind, mit Stolz auf uns herabsehen zu wollen. Und hier schützet sie nichts gegen uns. Aus welchen alten Häusern, wie mächtig, wie bebändert und betitelt, wie reich, wie erfindsam in allen Arten des Wuchers, wie wohlgewachsen, wie modisch u. s. w. sie seien — sie werden verachtet." ***)

---

innigen Schmerz auch, welcher jetzo die Seele mir trübt. Nichts geschah von allem Guten und Edlen, was der Franke verhieß." —

*) „Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtages. — Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar". (1774)

**) D. h. diejenigen Deutschen, die nicht zu der Republik gehören.

***) Im gleichen Sinne schlägt der „Anwalt der Dichter" am Landtage (vergl. „Geschichte des letzten Landtages", sämmtl. Werke VIII. S. 130) den Grundsatz vor: „sich durch tiefe Untersuchung der Geschichte und durch meisterhafte Vorstellung des gefundenen Wahren den Großen, welche die Ehre liebten, furchtbar zu machen."

Dieſe Ablehnung aller äußern Standes-Unterſchiede betont er mehrmals auf das ſtärkſte, wo er vom geiſtigen Adel ſpricht: „Wer als Entdecker oder Erfinder eine gewiſſe Höhe erreicht hat, iſt ein Edler. Damit man dies Wort ja im rechten Verſtande nehme, ſo merken wir an, daß es gar keine Beziehung auf diejenigen Edlen habe, welche Verdienſte erben. Unſere Edlen haben ſelbſt Verdienſte, und größere, als gewöhnlich ſelbſt die Erblaſſer hatten.“ *)

Mit nicht minderem Nachdrucke bekämpft er das in jener Zeit tief eingewurzelte Vorurtheil vieler Gelehrten gegen die deutſche Sprache; und allerdings, wenn eine nationale Literatur ſollte gegründet werden, ſo mußte vor Allem jener gelehrte Wahn, jene Mißachtung der Mutterſprache fallen:

„Wer lateiniſch ſchreibt (die bekannten Nothdurften ausgenommen), wird ſo lange Landes verwieſen, bis er etwas in unſerer Sprache geſchrieben hat. — — — Wer in einer neuen ausländiſchen Sprache ſchreibt, wird ſo lange Landes verwieſen, bis er etwas in unſerer Sprache herausgiebt“ — — — — —.**)

„Wer fünf Jahre und ſieben Tage nichts anders gethan als mittelmäßige Bücher überſetzt hat, wird Nachtwächter.“

Es verſteht ſich, daß dieſer vaterländiſche Eifer ſich auch gegen die Ausländerei, gegen die ſklaviſche Bewunderung und Nachäffung fremder Literatur richtete: „Wer ſich in einer ausländiſchen Schrift berauſcht hat, es ſei Wein oder Weingeiſt darin geweſen, ... und taumelnd von ihr auf den Gaſſen herum wankt und laut ſchreit, daß er dieſe Schrift allen deutſchen Schriften vorziehe, über dem rufe man gleich auf der Stelle: Jo duthe! und ſtoße ihn, ohne Aldermänner und Herold abzuwarten, über die Grenzen hinaus.“

Und nicht blos der literariſchen, ſondern mehr noch der religiöſen Abhängigkeit vom Auslande galt ſein Bannſpruch, namentlich der Schule Voltaire's:

„Wer .... ſich täglich in den Schriften der neuen Sophiſten, zum Exempel Voltairens und ſeiner Säuglinge, beſäuft ..... der wird bei

*) Noch ſtärker lautet eine andere Stelle: „Die Annehmung eines Adelnamens macht, wenn man ihn zwar nicht geſucht, aber auch nicht abgelehnt hat, der Belohnungen der Republik verluſtig; hat man ihn aber geſucht, ſo iſt und bleibt man über dieſes auch zeitlebens unzünftig.“

**) Auch die Vergötterung der alten Klaſſiker wird bekämpft: „Uebertriebene Verehrung gegen die Alten bleibt nur dann ungeahndet, wenn (wie das gewöhnlich der Fall iſt) gefunden wird, daß ſie der Angeklagte doch nicht kenne, wie viel er auch von ihnen ſchwatze; kennt er ſie aber, ſo iſt er, haben ihn die Griechen zu der Sklaverei gebracht, auf zwei Jahre unzünftig; und haben es die Römer, auf drei Jahre.“

den Nachtwächtern auf Gnade und Ungnade eingesperrt, und ihm seines gewöhnlichen Gefäffs, wie auch Papiers zum Speien so viel er will gelassen."

Am „Landtage" treten die Anwalte der Dichter und Astronomen mit einer förmlichen Anklage gegen die Freigeisterei auf:*) „Ihr wißt es, wie sehr sich die Freigeisterei in England und Frankreich ..... ausgebreitet, wie sie dort mit der schnellen Ansteckung, mit den andern Eigenschaften der Pest gewüthet habe und fortwüthe; und ihr wißt es gewiß auch, daß sie nun schon seit nicht kurzer Zeit auch in unser Vaterland eindringe. Die Ursachen, warum sich der ernsthafte, tiefdenkende und standhafte Deutsche auch mit fortreißen lasse? Eine davon ist gewiß die Nachahmungssucht.... Dürfen wir Gelehrten es den Fürsten überlassen, dem Uebel zu steuern? Sie scheinen es nicht zu wollen; aber wollten sie es auch, könnten sie es denn? Etwa bisweilen einmal die Schrift eines Freigeistes verbrennen lassen? Wozu hilft dieses anders als eine solche Schrift bekannter zu machen? Wenn es also den Gelehrten obliegt es zu thun, so ist die große Frage: wie sie es thun sollen?" u. s. w.**)

---

*) Dieselbe Anklage wiederholt sich in anderer Form in den Oden und in den geistlichen Liedern, z. B. (S. 104):

„Ein Haufe Lästrer, unser Gott,
Wagt's deinen Sohn mit wildem Spott,
Den Sohn, den Mittler, den zu schmäh'n,
Durch den selbst Himmel einst vergehn. — —

„Ach, ihrer Lehre Pest, o Herr,
Schleicht itzo nicht im Finstern mehr!
Am Mittag, Herr, bricht sie hervor,
Hebt hoch ihr tödtend Haupt empor!

„Sie herrscht durch Große dieser Welt;
Herr, Herr, wenn uns dein Arm nicht hält,
So reißt sie uns zum Tod auch fort!
Gieb Sieg und Leben durch dein Wort!"

In dem Ausdrucke „Große dieser Welt" liegt wahrscheinlich ein Seitenblick auf Friedrich II., gegen den Klopstock als Christ und als Deutscher einen Widerwillen hegte, wie denn auch ähnliche Anspielungen in den beiden Oden „Friedrich V." (von Dänemark) sich wiederholen.

**) Eine Stelle aus Klopstocks Vorrede zum zweiten Theile seiner geistlichen Lieder (1769) beweist, daß er, dem materialistischen Unglauben gegenüber, die ethische Verwandtschaft des evangelischen Christen mit dem katholischen nur um so lebhafter fühlte und eine innere Verbrüderung der aufrichtigen Christen beider Confessionen voraussah: „Vielleicht wird es (das neue protestantische Gesangbuch, das er vorbereitete) auch den Katholiken, unsern Brüdern als Deutschen und — obwohl dieses nach jetzt noch unausgebreiteten Gesinnungen — als Christen nicht ganz unbrauchbar sein."

Zu wiederholten Malen ist darauf hingedeutet worden, daß Klopstocks Dichter-Genius in seinem Alter dem Erlöschen nahe war. Aber all diese Ermattung und theilweise Verpuppung der späteren Jahre trat in seinen letzten Tagen wieder ganz zurück; die Fülle seiner religiösen Innigkeit und seiner dichterischen Weihe leuchtete noch einmal, wie ein Abendsonnen-Strahl, durch alle Verhüllungen seiner höheren Natur und begleitete den Scheidenden auf seinem letzten Wege.

Tief in sich hatte er das bewahrt, was ihn zum Dichter geweiht hatte;*) noch als Greis konnte er seinem Freunde Clodius versichern: „nie wäre er Dichter geworden oder geblieben, wenn ihn nicht der Gegenstand seiner Dichtung gehalten und gehoben hätte." Als er wenige Wochen vor seinem Tode in der Messiade las, äußerte er: „Meint nicht, daß ich mich als Dichter lese! Ich beschäftige mich mit den hier enthaltenen Ideen, die mich erbauen." Und noch kurz vor seinem Ende, als er zu sterben glaubte, sagte er die Worte am Schlusse des zwölften Gesanges des Messias: „In deine Hände befehl' ich meine Seele!"**)

Die Seele seiner Religiosität ist in der Ermahnung ausgesprochen, die er auf dem Sterbebette an seine Frau richtete: „sie sollte immer an die Liebe Gottes und an seine Allgegenwart denken und sich ihm in Allem unterwerfen!" — Aus dem Munde und der Feder von Augen-

---

*) Wo er diese Weihe gefunden, sagt er in einer seiner ersten Oden (An Fanny 1748):

— — „Wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias —
„Nun auch verweht ist, oder von Wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward." —

Und in den „Stunden der Weihe" (1748) hofft er:

„Was ihr gebaret, Stunden, das werden einst —
— — ferne Jahrhunderte
Vernehmen, werden Gott, den Mittler
Ernster betrachten, und heilig leben." —

Es war gewiß die Erfahrung seiner besten heiligsten Stunden, was wir in der Ode an Gott lesen:

„Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschüttert, Gott, mich. Sanfter erbebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daß du auch hier, wo ich weine, Gott, bist!"
— — „Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen!" —

**) Man vergleiche die Briefe der Schwägerin Klopstocks in den Sämmtl. Werken, ergänzt von Schmidlin I. 447—454.

zeugen ist über seine letzten Tage die Versicherung aufbewahrt: „Alle Segnungen der Religion, die sein Messias, seine geistlichen Oden und Lieder beleben, sind auch jetzt (24. Februar 1803) lebendig und unverändert in seiner an Gott hangenden Seele. Selbst in den Phantasien des Fiebers sagt er manchmal Schriftstellen, womit er sich aufrichtet, z. B.: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid. Auch den Spruch hat er dreimal mit unaussprechlicher Rührung gesagt: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen u. s. w., und darauf hat er gesagt: Wir sind Alle in Gottes Hand gezeichnet." An solche erhabene Worte der Schrift, die wie Sterne in die Nacht unseres Lebens leuchten, lehnte er am liebsten sein mattes Haupt. So erhellte dieselbe Aussicht seinen Todestag, die einst den Jüngling in Schul-Pforta zu seiner Lebensarbeit berufen hatte.

Auch die Nation wollte an seinem Grabe bezeugen, daß sie den edelsten und verehrtesten ihrer Söhne betraure. Hamburg und Altona begiengen die Beerdigung des sonst einfach und still lebenden Sängers wie einen feierlich-nationalen Akt. In Hamburg war er gestorben, in Altona wurde er beigesetzt. Ein heiterer Frühlingshimmel blickte am 22. März 1803 auf den langen Zug, der des Morgens sich aus dem Millernthor zu Hamburg bewegte; alle Stände vereinigten sich in der Verehrung eines Mannes, dessen einzige That ein religiöses Gedicht war. — Bei Altona liegt das Dorf Ottensen, auf dessen Kirchhofe Klopstocks erste Gattin, Margaretha, seit 1758 ruhte;*) auf ihr Grab hatte er schreiben lassen: „Saat, von Gott gesäet, zur Auferstehung zu reifen." Hier hatte auch er zu ruhen gewünscht. — In der Kirche sang der Chor die dritte und vierte Strophe aus Klopstocks Vaterunser, und aus der Messiade, die unter Lorbeerzweigen auf dem Sarge lag, las der Domherr Meyer den Tod der Maria, und als man den Entschlafenen hinaustrug, begleitete ihn sein Gesang: „Auferstehn, ja auferstehn."

*) Er hatte seine „Meta" (Margaretha Moller) in ihrer Vaterstadt Hamburg durch Giseke's Vermittlung kennen gelernt, als er, 1751 von Zürich zurückkehrend, nach Kopenhagen reiste; 1754 vermählten sie sich, und schon nach vier Jahren trennte sie der Tod. Das Andenken ihrer Liebe, ihrer auf die innigste Gesinnungs-Gemeinschaft gegründeten Ehe wirkte als ein reines sittliches Vorbild in unserer Literatur fort, und hat — ähnlich wie das häusliche Leben eines Hallers, Herders, Schillers, Niebuhrs, Claudius, Perthes u. A. — nicht wenig dazu beigetragen, ein Kleinod des deutschen Lebens, die Heiligkeit der Ehe und der Familienbande, in den besseren Kreisen der Nation, trotz der laxen Gesetzgebung, unangetastet zu erhalten. —

Sind die Dichter und Denker durch ihr Wort die Lehrer der Nation, so sind sie durch ihr Leben oft ihre Vorbilder, zum Guten vorleuchtend, oder auf Abwege führend. —

In den Häuſern unſerer Voräldern beſtand von Alters her der Gebrauch, die lange Reihe verehrter Familienbilder in dem beſten Zimmer aufzuſtellen, damit das nachwachſende Geſchlecht ſtets vor Augen behalte, wem es Leben und Ehre danke. — So gebührt dem geiſtigen Bilde Klopſtocks eine Stelle in jedem Gemüthe, wo deutſcher Sinn und Bildung waltet; die Nation wird ihn unter ihre Ahnenbilder einreihen.*)

*) Man erzählt, der Feldmarſchall Blücher ſei nie anders als mit entblößtem Haupte an Klopſtocks Grabe vorbeigegangen. Vgl. F. Wehl, Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert. 1856. Leipzig. S. 293.

Dritter Abſchnitt.

Klopſtocks Wirkung auf die Zeitgenoſſen und die jüngere Generation. Seine Freundes- und Schülerkreiſe.

Klopſtocks Bedeutung tritt erſt dann in das rechte Licht, wenn wir ihn in die Mitte der Kreiſe ſtellen, die ſich im Laufe ſeines langen Lebens, ſei es in wetteifernder Bewunderung, ſei es in begeiſterter und oft übertreibender Nachahmung, um ihn bildeten. — Leipzig, Zürich, Kopenhagen und Hamburg ſind die Mittelpunkte dieſer Gruppen; an jene Städte knüpft ſich die Erinnerung der wichtigſten Wendepunkte ſeines Lebens; ſie bezeichnen zugleich die verſchiedenen Stadien in der Entſtehung ſeiner großen Dichtung. Wie ein Netz umſpannen dieſe Freundeskreiſe die ganze große Heimath deutſcher Sprache und Bildung von der Nord- und Oſtſee bis zu dem Fuße der Alpen. Die Vertreter der edelſten deutſchen Stämme, der Niederſachſen und Allemannen, der Oberſachſen und Franken, begegnen ſich in freudiger Uebereinſtimmung — wie im Vorgefühle einer neuen *geiſtigen Einigung* ihrer zerſplitterten nationalen Exiſtenz — in der ehrfurchts- und liebevollen Begrüßung ihres prophetiſchen Dichters. —

I. Der Leipziger Freundeskreis.

(1746—1748.)

Im Frühjahr 1746 war Klopstock, begleitet von seinem Vetter J. Christoph Schmidt aus Langensalza (dem Bruder seiner Fanny), von Jena nach Leipzig gekommen, um an dieser Universität sein theologisches Studium fortzusetzen. Schon im vorigen Winter (1745—46) hatte er in Jena die ersten Gesänge des Messias in Prosa entworfen; erst in Leipzig entschloß er sich zu der Wahl des Hexameters. Diese Anfänge seiner Dichtung, deren Existenz der allein in das Geheimniß eingeweihte Schmidt an den befreundeten Cramer verrieth, führten die Verbindung des Dichters mit dem von Gottsched emancipirten Dichterbunde herbei, den Gärtner, Cramer, Schlegel und Rabener seit 1745 als Herausgeber der Bremischen Beiträge gegründet hatten. — Bekanntlich erweiterte sich jener Kreis bald durch den Hinzutritt Gellerts, der beiden Hamburger Ebert und Giseke, Zachariä's, Olde's (nachher Arzt in Hamburg), Kühnerts (der als Bürgermeister zu Artern im Mannsfeldischen gestorben) und Rothe's (nachherigen Finanzsekretairs und Archivars in Dresden).

Hier fand unser Dichter seine erste geistige Gemeinde; welchen Werth sie für den Aufschwung seines Genius hatte, das können wir aus der Innigkeit ermessen, womit K. bis in sein spätestes Alter diese Erinnerungen festhielt. In der Ode Wingolf (oder, wie sie ursprünglich hieß: „An meine Freunde" 1747) hat er diesem dichterischen Freundesbunde ein Denkmal gesetzt, das am besten geeignet ist, uns die Gesinnung und die Hoffnungen jener Jünglinge zu veranschaulichen, von deren künftigen Thaten und Schriften K. (im Schlußgesange des Wingolf) die Wiederkehr der „goldenen Zeit" für die deutsche Dichtkunst erwartet, die Rückkehr zur Natur, „der Nachahmerin Gottes." — Segnend sehe er im Geiste das „heilige Geschlecht" der „großen neuern Dichter" hervorgehen. — Er begrüßt sie alle der Reihe nach, wie sie in den Tempel der Freundschaft eintreten: zuerst Ebert „mit Reben umlaubt," den Freund der Britannier, „die auch deutschen Stamms sind"; dann Cramer, dem Polyhymnia mit hoher tönender Leier vorangeht; der für die deutsche Nach-

welt das Lied der Barden ſingt („wir ſind die Barden"), den aber Urania, die Tochter Gottes, allmächtig zu ſich reißt, daß er den Erlöſer und die Auferſtehung im heiligen Liede beſinge. — Nun wendet er ſich zu Giſeke, deſſen „Auge voll Zärtlichkeit" das Herz des Sängers ſchon beim erſten Blicke gewann, und deſſen Schutzgeiſt er dereinſt werden will. — Rabener, „der Menſchenfreund, der Haſſer der Thorheit," dem Thoren furchtbar, aber den Freunden der Tugend liebenswürdig; ſein „heiliges Bild" mit dem Namen des „Gerechten" will K. neben Lucian und Swift ſetzen. — Gellert naht „heiter mit lächelnder Stirn;" niemand zeigt die Tugend allmächtiger als er; drum iſt er es werth, daß „der ſchönſten Mutter geliebteſte Tochter ihn leſe und reizender im Leſen werde." — Olde kommt näher, edel und feuervoll, gleich unbiegſam gegen „Stümper der Tugend und Schriften." — Kühnert, der bald Zweifler, bald Philoſoph, bald Miſanthrop, bald Freund, bald Dichter iſt — wird aufgefordert, wieder zu Milton und Homer zurückzukehren. — Von ſeinem Verwandten und Freunde Schmidt (als Weimariſcher Geheimrath und Kammerpräſident 1807 geſtorben) hofft der Sänger des Wingolf, daß „die Unſterblichen ihn zu höheren Geſängen auferziehen." Dann begrüßt er die Schatten der drei abweſenden Dichter, Gärtner, Hagedorn und Schlegel. — Gärtner (1712—1791, aus Freiberg, ſeit 1746 in Braunſchweig) „ernſtvoll und heiter, das Auge voll von weiſer Zufriedenheit, die Lippe voll von feinem Scherz," der Dichter, „dem entzückt die feinere Schäferin horcht," der kritiſche Rathgeber ſeiner dichtenden Freunde. Von Joh. Ad. Schlegel, der ſeinen Liedern „Leben und Geiſt einhauche," wünſcht er, daß er, wie Despreaux, zum Kritiker und Satyriker werde, um den Muſenhügel beim Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters der Literatur „vom undichteriſchen Pöbel" zu reinigen. —

Mit den meiſten Freunden des Leipziger Kreiſes, die K. im Wingolf feierte, blieb er auch ſpäter in naher Verbindung; Cramer folgte ihm als Oberhofprediger nach Kopenhagen; Gärtner und Ebert wurden Profeſſoren am Carolinum zu Braunſchweig, wohin auch Klopſtock durch den Abt Jeruſalem einen Ruf erhielt, noch ehe er ſich für Kopenhagen entſchieden hatte. Giſeke (1724—1765, eigentlich aus Ungarn gebürtig, aber früh nach Hamburg verpflanzt) war in Klopſtocks Vaterſtadt Quedlinburg (ſeit 1754) Oberhofprediger geworden, ſtarb aber im beſten Mannesalter als Superintendent zu Sondershauſen. —

Ueber die dichteriſchen Erzeugniſſe dieſer Leipziger Freunde und einiger ihrer Geſinnungsverwandten beſchränken wir uns auf wenige Andeutungen und auf einige charakteriſtiſche Citate.

Joh. Adolf Schlegel (1721—1793, aus Meißen, Vater der bei-

den Brüder Friedrich und Auguſt Wilhelm Schlegel, geſtorben zu Hannover als Superintendent und Conſiſtorialrath). — Er giebt dem Widerſpruche, der in dem ganzen Klopſtock'ſchen Kreiſe gegen das Peinliche, Aengſtliche und Gedrückte der pietiſtiſchen Lebensanſicht herrſchte — einem Gegenſatze, der in ſeiner Tiefe als eine von Poeſie durchdrungene (Klopſtock'ſche) und eine der Poeſie verſchloſſene (ascetiſche) Frömmigkeit zu faſſen iſt — einen beſtimmten Ausdruck; im „Selbſtbetrug bei der Tugend" (Vermiſchte Gedichte 1787. Bd. I. S. 138) wird der „lange Bußkampf" und ein freudeloſer, naturfeindlicher Trübſinn entſchieden abgewieſen:

„Im Frühling wird das Jahr für ihn vergebens jung;
„Ihn reizt zur Freude nichts, nichts zur Bewunderung;
„Wer lacht, iſt ihm ein Greul, und Scherze ſind ihm Sünden,
„Ihm ſcheinet es ſogar verdammlich zu empfinden." —

Im „moraliſchen Phariſäer" (1745) greift er den heuchleriſchen Rigorismus an, der Laſten auflegt, die er ſelbſt mit keinem Finger anrührt, und Siege feiern will, ohne je redlich gekämpft zu haben:

„Er harrte, bis die Luſt zu Sünden
Mit dem Gefühl zugleich verſchwand;
Dann konnt' er glücklich überwinden,
Indem er keine Feinde fand." —

Aber ganz im Geiſte Klopſtocks wendet ſich Schlegel eben ſo entſchieden gegen den Unglauben ſeiner Zeit, wie gegen die Auswüchſe des Pietismus; z. B. im „Gottesleugner" (1745):

„In Ländern, die den Herrn bekannten,
Wird Frömmigkeit und Gott verlacht,
Von himmelſtürmenden Giganten
Iſt jetzt ein neu Geſchlecht erwacht.
— „Den Weiſen hält man für entehrt,
Der ſich des Chriſtenthums nicht ſchämt.
Für Pöbel hält man Gottes Kinder,
Für feig den, der ſich trotz des Spottes
Nicht in der Frevler Joch bequemt." —

In ſeinen „geiſtlichen Geſängen" (drei Sammlungen von 1765, 1769 und 1772) ſchildert er nach ſeinem Sinne die geſunden ſittlichen Früchte wahrer Religioſität:

„Sie ſtählt das Herz zu Muth, doch nicht zu rauhen Sitten,
„Macht es für Wolluſt hart, doch weich für Menſchlichkeit,
„Kurz iſt nicht Menſchenhaß, doch auch nicht Sinnlichkeit." —

Joh. Andr. Cramer (1723—1788, Sohn eines Predigers in Annaberg im ſächſiſchen Erzgebirge, ſeit 1750 Hofprediger in Quedlinburg, ſeit 1754 Oberhofprediger in Kopenhagen, zuletzt Kanzler und Curator der Univerſität Kiel). — In ſeinen ſämmtlichen Gedichten (3 Bände 1782 und 1783) macht er unverkennbar Oppoſition gegen die Verſtiegen-

heit mancher Nachahmer Klopstocks. Das Gebiet der heiligen Poesie — meint er — habe nicht nur rauschende Gewässer und Ströme, sondern auch stiller fließende Bäche und Quellen; wenn sie den Hörer mehr erleuchten als entflammen wolle, dürfe sie auch dem Unterrichte ihre Sprache leihen; außer der Sprachrichtigkeit müsse auch diejenige Deutlichkeit in ihr herrschen, die sich von allzukühnen Wendungen in Wortfügungen und Wortversetzungen fern halte. —

Wie sehr er dem „Unterricht" bei seiner Poesie die erste Stelle einräumt, beweist eine Aeußerung im Vorbericht zu Band III: „Er habe eine Inhaltsanzeige für unnöthig gehalten, weil alle in diesen drei Bänden befindlichen geistlichen Gesänge beinahe in der Ordnung auf einander folgen, in welcher die theoretischen und praktischen Lehren des Christenthums mit einander verbunden sind, wodurch für nachdenkliche Leser der Inhalt deutlich genug bestimmt werde." —

Seine Deutlichkeit wird freilich meist zur völligen Verwässerung und zur breitesten prosaischen Moralpredigt; als Beispiel mögen Verse wie die folgenden hinreichen:

„Wohl uns, wenn wir, o Geist des Herrn,
„Bekehrt und gläubig sind, und gern
„Auch heilig würden" u. s. w.

oder in Band II. S. 231:

„Theuer wie mein eignes Leben,
„Wie mein Nam' und Eigenthum,
„Sei mir, Menschen, euer Leben,
„Euer Eigenthum und Ruhm." —

J. A. Ebert (1723—1795, aus Hamburg), an den eine der schönsten Oden Klopstocks gerichtet ist, verräth in einigen religiösen Gedichten den Einfluß Klopstocks und die Empfänglichkeit für dessen Richtung:

„So weit ein Sterblicher, noch mehr so weit ein Geist
Hier den Allmächtigen zu kennen fähig ist,
Wenn den gestärkten Blick die Wissenschaft erheitert,
Und ihn durch sichern Flug bis an die Schwellen bringt,
Wo eingehüllt im Licht, von Seraphim umringt,
Auf Welten ohne Zahl der Welten Vater thronet,
Und jenen kühnen Schwung durch einen Wink belohnet —
So weit drang dieser Geist." —

Dies zuversichtliche Zeugniß giebt er sich selbst (S. 292); die Mehrzahl seiner vermischten Gedichte (wovon die meisten aus den Jahren 1740—1749 stammen) lassen aber eher auf seine innere Verwandtschaft mit Hagedorn und Gleim schließen; wie er auch ausdrücklich Ovid, Anakreon, Hagedorn und Haller als seine Sänger der Liebe preist. Wie Uz versucht er sich also in beiden Richtungen, im naturalistischen wie im supranaturalistischen Enthusiasmus.

Klamer Eb. C. Schmidt (1746—1824) hat dieſelbe Doppelſtellung in ſeiner innern Richtung wie Ebert. Unter ſeinen „Geſängen für Chriſten“ ſind mehrere, die ſich den beſten von Klopſtock an die Seite ſtellen laſſen; ſo das Oſterlied:*)

„Allerheiligſter der Todten,
Du Erſterſtandner von den Todten!
Mein Schutz im Tode biſt auch du!
Wort des Lebens, Leben Aller!
Heil! nicht auf ewig ſchließt der Waller
Dereinſt die müden Augen zu.“

Ebenſo ſein Lied: „Nach der Communion“ (von 1773):

„Ach in leidenvoller Nacht
Hat dein letzter großer Wille
Mir Genuß des Himmels und die Fülle
Tauſendfacher Seligkeit vermacht! —
„Eine lebende Geſtalt
Hat der Herr in mir gewonnen;
Fallt ihr Erden, fallt in nichts ihr Sonnen:
Siegend ſteht mein Glaube, wenn ihr fallt!“ —

Seine ſpäteren Lieder (nach 1785) haben nichts mehr von dem Schwunge Klopſtocks, der nun mit guten moraliſchen Vorſätzen vertauſcht wird; doch machen Lieder wie ſein „Pſalm der Hoffnung“ (1806) und „Gottes Wege“ (1807) eine ſchöne Ausnahme von dieſer Verflachung. Dagegen athmet in einem großen Theile ſeiner ſonſtigen Gedichte der leichte naturaliſtiſche Ton und Geiſt Gleims und Hagedorns, eine mehr antike Lebensanſchauung, die auch, wo ſie ernſter wird, nicht über ſtoiſche Reſignation hinauskommt; ſo in ſeiner Grabſchrift (1792):

„Was er gelitten, das verhülle
Das ſtumme Grab! Es war ſein eigner Wille
Und der Nothwendigkeit. Nun hat ihn endlich hier
Die Parze ſtill hinab gebettet,
Ihr Freunde, lebt denn wohl!“ —

Man denke dabei an Klopſtocks Grabſchrift auf der Ruheſtätte ſeiner Meta, und man wird ſogleich der tiefen Kluft zwiſchen der Geſinnung beider gewahr werden, einer Kluft, die noch tiefer wird, wenn Stellen, wie ſie in dem Schmidt'ſchen Gedichte „an Heinſe“ (1777) ſich finden (und die keineswegs nur vereinzelt ſtehen), in Betracht kommen:

„Von den Looſen, ſo ſie droben miſchen,
Iſt Genuß der einzige Gewinn.“ —

Joh. Elias Schlegel (1718—1749, Bruder des Joh. Adolf Schlegel, jung geſtorben als Profeſſor an der däniſchen Ritter-Akademie

*) Klamer E. C. Schmidts Leben und auserleſene Schriften, herausgegeben von ſeinem Sohne. 1826. Band I. und II.

zu Soroe). Er versuchte sich, anfangs unter Gottscheds Einflusse, doch bald seinem innern Bildungstriebe selbständiger folgend, in der dramatischen Bearbeitung antiker, dann deutscher und skandinavischer Stoffe (Orest und Pylades; Hermann; Heinrich der Löwe; Canut u. a.) mit einem Talente, das nur durch des Dichters frühen Tod in seiner reiferen Entfaltung unterbrochen wurde. —

Gerade wie Schlegel wurde ein anderer ihm verwandter Geist, Cronegk (1731—1758, aus Ansbach; des Freiherrn J. Fr. von Cronegk Schriften. 3 Bände. Leipzig 1771), durch frühzeitigen Tod von seiner Laufbahn als dramatischer Dichter abgerufen. Sein „Codrus" (in Hexametern) ist, allem Anscheine nach, durch Klopstocks Vorbild entstanden, wie die Lustspiele (der Mißtrauische, die Klage u. a.) den Einfluß Gellerts verrathen; wie Gellert und Klopstock hält auch Cronegk an der moralischen Bestimmung der Bühne fest, ein Grundsatz, den er in der „Verfolgten Comödie" ausdrücklich vorträgt. Die Comödie ruft hier dem von ihr verfolgten Laster zu:

„Nein, du sollst nicht entfliehn! Es soll die Welt dich kennen;
Du suchst dich nur umsonst Witz und Verstand zu nennen.
Die Larve, die du trägst, Verräther, schützt dich nicht,
Du bist das Laster. Seht das häßliche Gesicht!
Du sollst die Sterblichen nicht länger mehr betrügen;
Die Wahrheit siegt durch mich. — —
Entdecken will ich dich und dich verächtlich machen;
Doch strafen will ich nicht, ich will dich nur verlachen,
Du selber strafest dich!"

Mit edelm Zorne weist sie jeden Angriff auf den sittlichen Adel der dramatischen Poesie zurück:

„Nein, du sollst deinen Zweck in Deutschland nicht erreichen!
Nein, meine Bühne soll nie meinen Ruhm entweihen;
Es soll die Dichtkunst nie des Lasters Werkzeug sein!"

Als die eigentliche sittliche Aufgabe des Lustspiels bezeichnet Cronegk die Verspottung des Lasters in den Worten, die er der Comödie in den Mund legt:

„Mit Weisheit lachen, ist die feinste Sittenlehre!
Stets soll mein bittrer Spott, mein Lachen sich bemühn,
Die Herzen zu erhöhn, und von dir abzuziehn." —

Im weitern Verlaufe wird die Comödie von der Dummheit und deren Ehemann, dem Unverstande, schlecht empfangen; sie entlarvt die Heuchelei und verschmäht es sich mit dem Possenspiele zu verheirathen. Endlich wird die Verkannte und Verfolgte von der Tugend aufgenommen:

„Vernunft und Tugend siegt. Nie muß die Wahrheit zagen;
„Nie kann der Thoren Schwarm der Tugend Blick ertragen." —

Just. Friedr. Wilh. Zachariä (1726—1777, aus Franken-

hauſen im Schwarzburgiſchen, ſtudirte in Leipzig die Rechte und ſtarb als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften am Carolinum zu Braunſchweig) wandelt als Lyriker in den Fußſtapfen Klopſtocks, in dem Verherrlichen der ewigen Beſtimmung des Menſchen. Er redet ſeine Seele an:

„Du Hauch von Gott, du wundervolles Weſen,
Das in mir denkt, vom Nichts zum Sein erleſen,
Unſterbliche, durch die mein Auge wacht,
Komm, nahe dich bei ſtiller Mitternacht!
Dir tönt mein Lied, o Seele! Losgewunden
Vom Körper, weih' ich dir erhabne Stunden!
— — — — — — — — Wir waren
Nie weniger allein, des Himmels Schaaren
Umgeben dich, ſind Zeuge über dir
Und (o fall' in den Staub!) Gott ſelbſt iſt hier." —

Jene ſtillen Selbſtgeſpräche der Seele, jenes Schwelgen in religiöſer Wehmuth und Sehnſucht, wie ein ſinniges Dichtergemüth ſie liebt und oft bis zur innern Entnervung genießt, werden von Zachariä wie ein Triumph des höheren Menſchen über den niederen gefeiert:

— — — „Komm denn, du Königin ernſter Gedanken, Melancholei, komm,
Komm mit heiligem Blick — — — — — — — —
— Es müſſe mir nie die lachende Freude
Mein ſtandhaftes Gemüth mit gaukelnden Scherzen verführen,
Noch mit Kränzen und Blumen von deinem Wege mich locken.
— — — So ſind doch die Freuden,
Die du, Melancholie, mir ertheilſt, viel reiner, viel wahrer
Als *ihr* flüchtiger Tand; *die* Freuden tiefer gefühlet,
Die in einſamen Stunden die hohe Betrachtung uns einflößt. — — —
— Du kannſt den Gedanken zu höhern Entzückungen wecken,
Als die geprieſene Schaar von allen Göttern der Fabel."

Nur in den Werken der ernſten und religiöſen Dichter (eines Klopſtock unter den Deutſchen, eines Richardſon unter den Engländern) ſoll die deutſche Jungfrau, wie Zachariä ſie ſich denkt, ihre Seelenbildung ſuchen:

„Oft ergreift ſie ein lehrendes Buch und höret die Lieder
Eines unſterblichen Dichters, die großen harmoniſchen Lieder
Tugendlehrender Barden. Ihr tönen nicht Lesbiſche Leiern
Oder das Tejiſche Lied. Der Sionitiſchen Muſe
Göttlichen Harfenklang hört ſie entzückt und liebt die Geſänge
Dir, ehrwürdige Tugend, zum Ruhm, nicht jene voll Wolluſt
Oder taumelnd von Wein — — — —"
— — — — — „Nicht ſchale Romane
Stecken ſie an mit der Peſt der lachenden Wolluſt. *Pamela*
Nur, die heldenmüthige *Clariſſa*, die würdige *Byron*
Werden zu ihrem Umgang gerufen." — — —

Seine Verſuche im religiöſen Liede leiden an den Mängeln der ſchwächſten unter den Gellert'ſchen: ſie ſind alles eher als wahre Poeſie, z. B.

— — — „Verleih' mir doch die Wissenschaft,
Mein ew'ges Glück zu finden,
Und gieb mir Willen, Muth und Kraft,
Mich selbst zu überwinden!" —

Zachariä hatte früher, noch unter Gottscheds Einflusse, sich durch seinen „Renommist", ein „scherzhaftes Heldengedicht", bekannt gemacht. Er beginnt mit scherzhaftem Pathos:

„Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena gieng, doch nicht in Leipzig siegte. — —
— Bewundernswerth im Sieg, und groß auch noch im Falle,
Verläßt er Leipzigs Zwang, und rettet sich nach Halle." — —

Das Ganze beruht auf dem Gegensatze der Sitten an den drei Nachbar-Universitäten Jena, Leipzig und Halle, namentlich auf dem Gegensatze der Jenensischen Renommisterei und des Leipziger Stutzerwesens; so daß wir dem Gedichte noch mehr eine sittengeschichtliche als eine literarische Bedeutung beilegen müssen.

Andere epische Erzählungen von Zachariä, wie „die Verwandlungen," verdienen, bei ihrer gänzlichen Gehaltlosigkeit, keiner Erwähnung; der Dichter selbst stimmt diesem Urtheile bei, wenn er in der Vorrede zu seinen*) poetischen Schriften erklärt: „nach seiner jetzigen reiferen Denkungsart und nach dem glücklichen Fortgange der Poesie unter uns halte er kein einziges seiner Stücke für gut."

*) Poet. Schriften v. Fr. W. Zachariä. 1772, Braunschw. 2 Bde.

2. Der Zürcher Freundeskreis.

„Erſt in Zürich bin ich in die Welt gekommen; vorher war ich nur auf den Schulen geweſen!“ dieſe Aeußerung Klopſtocks gegen Bodmer*) beweiſt am beſten, wie wichtig für ihn die lebendige Berührung mit dem ſchweizeriſchen Freundeskreiſe geweſen; wie denn auch ſein Beſuch in Zürich Epoche machte für das dortige geiſtige Leben. Dieſelben Männer, die durch ihre Schriften im literariſchen Kampfe gegen Gottſched ſchon einen wohlthätigen Einfluß auf die äſthetiſche Bildung des heranwachſenden Jünglings (während ſeines Aufenthaltes in Schulpforta) ausgeübt hatten, arbeiteten jetzt mit rührendem Wetteifer für die Anerkennung ſeines Gedichtes und für die Lebensſtellung des Dichters. —

Nachdem Klopſtock die Univerſität Leipzig im Spätjahre 1748 verlaſſen hatte, begann für ihn in den nächſten zwei Jahren eine Lebensperiode, die man in mehr als einem Betracht als ein Fegefeuer für den jungen Dichter bezeichnen könnte. Als Hofmeiſter in Langenſalza (1748—1750) litt ſeine innere Entwickelung und Stimmung unter dem Drucke einer unglücklichen (weil im Grunde doch nicht wahrhaft erwiederten) Liebe zu der Schweſter ſeines Freundes Schmidt und unter der Ungewißheit ſeiner künftigen Stellung im Leben. In dieſer zwiefachen Bedrängniß ſuchte er Hülfe bei dem Manne, der die erſten Geſänge der Meſſiade mit einer Bewunderung wie kein Anderer begrüßt hatte: bei Bodmer. „Ich „beſchwöre Sie, ſchrieb er ihm, bei dem Schatten Miltons und Ihres ſeli„gen Knaben, bei Ihrer großen Seele beſchwör' ich Sie, machen Sie mich „glücklich, mein Bodmer, wenn's Ihnen möglich iſt!“

Bodmer (1698—1783, Sohn eines Zürcher'ſchen Pfarrers in Greifenſee, ſeit 1725 Profeſſor der helvetiſchen Geſchichte in Zürich) machte ſich die Erfüllung dieſes Wunſches ſofort zu ſeiner angelegentlichſten Auf-

*) Vgl. „Klopſtock in Zürich im Jahre 1750—1751. Von J. C. Mörikofer.“ S. 117.

gabe. Mit unermüdlichem Eifer ſuchte er in der Nähe und Ferne für den Dichter des Meſſias zu wirken. Er ſchrieb an Albrecht von Haller in Göttingen, daß er ſich bei dem Prinzen von Wales und überhaupt in England verwende: „Sie dienen damit mir und dem Poeten (der noch mehr als ein Poet iſt, ein rechtſchaffener Mann), der jetzigen deutſchen Welt, der Nachwelt, dem Meſſias, der durch dieſes Werk in ſeiner liebenswürdigſten Geſtalt verherrlicht wird.“ — Und in der That machte Haller verſchiedene Verſuche zu dieſem Zwecke, doch zunächſt ohne Erfolg. Nun denkt Bodmer an eine Stelle an der ſeit wenigen Jahren (1742—43) gegründeten Univerſität Erlangen, oder er hofft den König von Preußen durch eine franzöſiſche Ueberſetzung der Meſſiade auf den Dichter aufmerkſam zu machen, und fordert die Söhne des Berneriſchen Landvogts Tſcharner auf, ſich an dieſe Arbeit zu wagen. Seinen Freund Heß, Pfarrer in Altſtetten, treibt er an, die „Zufälligen Gedanken über das Heldengedicht der Meſſias“ zu ſchreiben, während er die Italiener durch eine italieniſche Anzeige auf die Schönheiten des Meſſias aufmerkſam machen will. So handelte Bodmer zu einer Zeit, als Klopſtock ihm noch zweifelnd ſchrieb: „Haben Sie nicht noch ein zu gütiges Vorurtheil für unſere Nation? Ich glaube, daß man ſie oft aufwecken müſſen wird, ehe ſie nur merken, daß ein Meſſias da iſt.“ — Es war daher eine ſehr gerechte Regung von Dankbarkeit, wenn K. in der Ode an Ebert auch Bodmers mit Liebe gedachte:

„Wenn der, den ich nie ſah, der dennoch ein redlicher Freund war,
Und von der Vorſicht geführt,
Mit großmüthigem Herzen mein Schickſal ändert und umſchuf,
Wenn mein Bodmer auch ſtirbt“ u. ſ. w.

Dieſe wenigen (ſpäter von K. wieder geſtrichenen!) Verſe machten den älteren (fünfzigjährigen) Freund ſo glücklich, daß er an Dr. Zellweger in Trogen ſchrieb: „In dieſer Ode ſind etliche Zeilen für mich, die ich nicht für die Souverainetät im Lande Appenzell geben wollte.“ —

Und nicht genug, daß er in Süd und Nord Gönner und Beſchützer für den jungen Freund zu werben ſuchte, er hielt es ſogar nicht unter ſeiner Würde, ſein Fürwort auch in der unglücklichen Liebe des Dichters geltend zu machen. In einem Briefe an „Fanny“ legte er ihr mit treuherzigem Ernſte die Wichtigkeit ihres Berufes, dem Sänger des Meſſias gegenüber, ans Herz.*) —

*) „Die geringſte Sache — ſo ſchreibt er ihr im Spätjahr 1748 — kann mir nicht gleichgültig ſein, welche den Meſſias angeht; wie ſollte mir gleichgültig ſein können, was für eine Perſon der Dichter zu ſeiner Vertrauten, zu ſeiner irdiſchen Muſe, bei dem Werke der Erlöſung erwählt hat? Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt

Endlich, als alle seine Bemühungen nicht schnell genug zum Ziele führten, bot er ihm die Gastfreundschaft in seinem Hause an, damit er ungestört, an der Seite des älteren Freundes, der Vollendung seiner dichterischen Schöpfung leben könne (1749). „Zu einer Zeit, wo ich von Fürsten unbeachtet bleibe, sind Sie, mein theuerster Freund, so großmüthig, und laden mich nach Ihrer freien Schweiz ein!“ antwortet Klopstock mit freudigem Danke. Und Bodmer freute sich wie auf ein Weihnachtsfest auf „den heiligen Jüngling“ und auf „die große Scene, die für sein ganzes Leben eine Epoche sein werde.“ In dem Gedichte „Verlangen nach Klopstocks Ankunft“ suchte er seiner Verehrung für den Ersehnten und seiner Erwartung Worte zu leihen. Halten dich, fragt er dort, noch die Umarmungen der Freunde zurück? Schon seit Jahren besitzen sie dich, und sehen „Einen der Unsterblichen in deiner Gestalt wandeln,“ in einer Gestalt, mit welcher das heilige Bildniß des Schöpfers göttlicher glänzt:

„Komm! Offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper
Auch am Gestade der Sihl und der Limmat,
Daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können,
Welches für unsere Tage bewahrt war:
Eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen,
Die des Messias Gedanken zu denken,
Die die göttliche Liebe des menschenfreundlichen Gottes
In dem unendlichen Umfang zu fühlen,
Und in den herrlichsten Tönen, den würdigen Kindern der Dichtkunst
Und Harmonie, zu beleben vermochte!
Hier auch am Ufer der Limmat sind würdige Freunde der Tugend,
Würdig, die Tugend im Körper zu sehen!“ — —

Er beschreibt ihm dann die reizende Lage seiner Wohnung, am Fuße des Zürcherberges, mit dem Blick auf den gegenüberliegenden Uto, Albis und Heitel, auf das glänzende Becken des Zürchersees und das fruchtbare Limmat-Thal, endlich auf den ewigen Schnee der Alpen fern am südlichen

---

mich, wenn ich bedenke, was für eine Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen, die macht, daß die ewigen Seelen vor himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken füllen: ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, weil es nur irdisch ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat.... Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil.... Ganze Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Messias allein, sondern die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind!.... Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Befreiung des Menschengeschlechtes zu hintertreiben“ u. s. w. — —

Himmel. — Auch Mädchen*) werde er dort finden, zwar keine Fanny's, aber Klariſſen, Areten, kluge Pamelen, „männliche Seelen in weiblicher Bildung, fähig, die Weisheit, das Vorrecht des höheren Mannes, zu empfinden, doch nicht zu heilig, auch Mütter zu werden." — Dann erinnert er ihn, daß er bei ihm die Sprache der Minneſänger, der Veldeck und Eſchilbach, noch hören werde, die zwiſchen Rhein und Limmat noch fortlebe, auf poetiſchem Boden, deſſen lachende Gefilde in Geſängen verherrlicht wurden, welche die eiſerne Zeit begrub. —

Auch Klopſtock ſchien mit hoher Erwartung ihrem Zuſammenleben entgegenzuſehen: „Wie freue ich mich auf Ihren Umgang! Was für ein himmliſches Leben wollen wir zuſammen führen, uns nur und Ihren Freunden bekannt!" Und ſpäter von Quedlinburg aus (1750): „Meine Eltern denken mit Hochachtung und Bewunderung an Sie, und meine kleinen Brüder horchen hoch auf und bewundern den Schall eines Namens, den ſie mit dem großen Manne begleitet hören." —

Als nun aber nach Klopſtocks Ankunft in Zürich (23. Juli 1750) die beiden Männer unter einem Dache wohnten, da trat eine gegenſeitige Enttäuſchung und Erkältung ein, die ihren Grund in dem Zuſammenſtoß ihrer idealen Phantaſiebilder mit der irdiſchen Wirklichkeit hatte. Jeder von beiden hatte ſich den Andern ganz anders gedacht, ohne die Eigenthümlichkeiten und Menſchlichkeiten, an denen ſie ſich faſt bis zur Entfremdung rieben. — Bodmer hatte in dem Sänger des Meſſias „einen heiligen ſtrengen Jüngling," eine faſt überirdiſche ſeraphiſche Erſcheinung zu finden gehofft, und war ſtolz auf den Gedanken geweſen, daß in ſeinem Hauſe jenes „unſterbliche Gedicht" fortgeſetzt, ja vielleicht vollendet würde. Als er ſtatt deſſen den Dichter voll friſchen überſprudelnden Lebensmuthes den Umgang junger gleichgeſtimmter Freunde ſeinem Still-Leben vorziehen ſah und ſich durch ein nicht immer taktvolles Benehmen des Gaſtes verletzt fühlte, konnte er ſeine Verſtimmung nicht verbergen**); weder freundlich-ernſte

*) Klopſtock hatte in einem Briefe angefragt: „Wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntſchaft von Ihnen, von denen Sie glaubten, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen iſt eine große weite Ausſicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen ſein muß, wenn er ein tiefſinniger Weiſer ſein will." —

**) In einem Briefe (vom 5. Septb. 1750) an Zellweger giebt Bodmer Rechenſchaft über ſein Verhältniß zu Klopſtock; es iſt dies eine Analyſe des Dichters und des Menſchen, die im Tone ruhiger Beobachtung und unparteiiſcher Betonung des Lichtes und Schattens an das Brief-Fragment Käſtners erinnert, worin der junge Goethe charakteriſirt wird. — Aus dem Bodmer'ſchen Briefe hebe ich einiges Bezeichnende heraus: „Von égards, von considération weiß er ſehr wenig. Wenn ich über Tiſch oder beim Nachteſſen allein bei ihm war, ſo mußte ich ihn fragen, wenn er reden ſollte, und ſeine Reden waren ganz launiſch. Erſt ward er geſprächiger, wenn er von einem Mäd-

Mahnungen noch neckende Spöttereien wurden gespart; aber diese gerade vollendeten die Erkältung. Denn Klopstocks nur zu reizbares Selbstgefühl konnte Sarkasmen, die seiner Person galten, am allerwenigsten ertragen. Die Erwartung größerer „Heiligkeit" wies er mit der Frage zurück, ob Bodmer geglaubt habe: „er äße Heuschrecken und wilden Honig?" Dagegen klagte er schroff über „unedle Spöttereien," die er „aus Großmuth" mit anhaltendem Stillschweigen erwidert habe, und nahm seine Wohnung bei seinem enthusiastischen Freunde Rahn. Es drohte im Kreise der Zürcher Freunde eine Parteiung für und gegen ihn auszubrechen; doch gelang es der Vermittlung Sulzers und Sacks in Berlin, eine Ausgleichung und Wiederannäherung zu Stande zu bringen.*) Trotz allen Mißverständnissen blieb die Grundstimmung Bodmers doch Hochachtung für K., die sich noch während ihrer Spannung in

chenbesuch heimkam, oder fröhlich getrunken hatte. Er versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine Belesenheit ist schwach, und er fürchtet sich schier vor der Gelehrsamkeit als vor der Pedanterei selbst .... Er ist gleichsam zwei Personen in einem Leib: der Messiasdichter und Klopstock. Ich bemerke sonst ein gutes Gemüth bei ihm, wenn er nur strenger und nicht so leichtsinnig wäre. Was ich hier leichtsinnig nenne, mag nur Zerstreuung der Gedanken sein und eine gewisse Facilität, die er selbst Menschlichkeit nennt.... Er denkt nicht nach, was für ein gutes großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich im Widerspiel; er ist nicht heilig.... Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken, die in der Messiade sind, seien nur in seiner Phantasie entstanden, und der Verstand oder das Herz haben wenig Antheil daran.... Im Uebrigen ist er vom Schöpfer wie geschaffen, die Messiade zu schreiben.. Er ist gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Menschen: so groß in seinem Gedicht, so klein in seinem Leben... Wie lange wird die Messiade noch verzögern? Ich habe wenig Hoffnung, daß ich ihr Ende erleben werde... In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet... Funfzig oder sechzig Verse sind alles, was er bisher [in Zürich] am Messias gearbeitet hat. Aber dieses Wenige ist vortrefflich, heilig und himmlisch..... Mosen und die Propheten versteht er vollkommen; in denselben hat er seine Poesie formirt. Seine Imagination ist in der höchsten Stärke... Er hat den Plan bis auf die kleinsten Theile ausgedacht... Inzwischen bin ich mit Herrn Kl. im Frieden geschieden. Ich glaube, er hat für mich Hochachtung und Ehrerbietung, aber noch mehr für sich selbst." —

*) In dem Schreiben des Hofpredigers Sack an Kl. heißt es unter Anderm (5. Januar 1751): „Wie? Bodmer und Klopstock lieben sich nicht mehr? Die zwei Dichter, die von der Freundschaft so erhaben, so schön denken... Dies ist mir eine so unerwartete Seltenheit, daß ich fast an eine gewisse poetische Erbsünde glauben sollte... Nie werden die Verfasser des Messias und des Noah dem besten und frömmsten Theil des menschlichen Geschlechts den betrübenden Anstoß und dem boshaftesten Unglauben die Freude geben, zu sehen, daß man zwar von der Religion und Tugend sehr hoch und einnehmend, ja bemeisternd schön denken, und doch sich entzweien könne. Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen.... Kl. muß aus Zürich als Bodmers Freund reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben, und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen aus Messias lese" u. s. w. —

den Worten Luft machte: „Er ist mir allezeit lieb, wegen seiner großen Talente, die mich glauben machen, daß seine Seele auch dem lieb sei, der ihm diese großen Talente gegeben hat.“ — Und eben so schrieb Klopstock, elf Jahre später, aus Kopenhagen: „Bodmer und Breitinger, auch Heß haben meine beständige Hochachtung.“ —

Noch ehe sich beide Männer gesehen hatten, als Bodmer noch im ersten Feuereifer für Kl. schwärmte, fühlte er sich durch die ersten Gesänge der Messiade zur Nacheiferung in der epischen Dichtung versucht. Schon 1741 hatte er den „Grundriß eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah“ entworfen, in der Hoffnung, einen jüngern Dichter für seinen Entwurf zu gewinnen; nun aber legte er selber Hand ans Werk und schrieb (1748—1749) seinen Noah in zwölf Gesängen (Zürich 1752 und 1781), von denen er die zwei ersten Gesänge schon 1749 ohne seinen Namen durch Sulzer herausgeben ließ; dieser glaubte ein Werk darin zu erkennen, „das in Miltons und Homers Geist gedichtet sei.“ Und Bodmer selbst ist von dem dichterischen Werthe seines Epos so überzeugt, daß er sich später rühmte: er und Klopstock zusammen hätten „eine biblische Mythologie“ gegründet.

Im Eingange des Gedichtes bezeichnet er seinen Inhalt:

„Muse von Sion, besing' die Rettung des Menschengeschlechtes,
Die der Richter der Welt im Golfo der Sündfluth vollbracht hat,
Als in seinem Gericht Myriaden Menschen verdarben,
Als der Zorn erschöpft vor einem Gerechten sich legte.“ — —

Für unsere Zeit ist der Noah im Ganzen nicht mehr lesbar; wir können die Uebertragung der Sitten und des Geschmackes des achtzehnten Jahrhunderts auf die Patriarchenzeit nur lächerlich finden, wenn z. B. eine Wohnung im Paradiese mit „Zimmern und Kammern mit Tapeten getheilt“ vorkommt. Auch die endlosen moralischen Reden und Sentenzen, bei dem großen Mangel an Handlung und epischer Entwicklung, machen das Meiste ungenießbar, obgleich der Dichter durch einen prophetischen Ueberblick der ganzen Welt- und Kirchengeschichte das ermüdende Gemälde zu beleben sucht.*) — Indessen fand Bodmer, daß seine Noachide „menschlicher“ sei als die Messiade. —

---

*) Dem Schicksale, das die meisten Epen Bodmers traf, entgieng auch Naumanns Nimrod (1752) nicht: in der Gegenwart völlig und mit Recht vergessen zu sein.

Zwar meint der Herausgeber, Hechtel: durch den Nimrod, der schon beinahe beendigt gewesen sei, als die Messiade erschien, habe der Dichter um so mehr Ehre erworben, da er zu dessen Grundlage nicht mehr als einen einzigen Vers aus der heiligen Schrift vorgefunden, und Alles durch seine fruchtbare Einbildungskraft habe ausführen müssen; allein ein Blick auf einige seiner Verse und auf seine Sprache wird hinreichen, um dem Machwerke für immer den Rücken zu wenden. —

Neben Bodmer und Breitinger haben wir nun der jüngeren Freunde Klopstocks in Zürich zu erwähnen, denen es gelang, ihn dem ältern Mentor (Bodmer) zu entführen. Erst wenn wir diese aufstrebenden Vertreter des damaligen jungen Zürichs den literarischen Häuptern des alten Zürichs gegenüberstellen, wird unsere Schilderung des Klopstock'schen Freundeskreises vollständig. Daß zwischen beiden Lagern, im Wetteifer um des jungen Dichters Umgang, eine Spannung eingetreten, die in offenen Krieg auszubrechen drohte*), ist schon oben erwähnt worden; Klopstock war hier die Helena, um deren Besitz Trojaner und Achäer stritten. Und nur zu rasch und vielleicht zu ungestüm hatte die jüngere Partei gesiegt.

Dies junge Zürich lernen wir von der liebenswürdigsten Seite auf jener Fahrt auf dem Zürchersee (am 30. Juli 1750) kennen, die einer der Augenzeugen, Dr. Joh. Kaspar Hirzel, in einem Briefe an Kleist (vom 4. August) uns in anschaulicher Weise geschildert hat. Jene Fahrt bildete den festlichen Höhepunkt für Klopstocks Besuch in Zürich und für seine dortigen Freunde. Es herrschte hier derselbe Geist, der zweiundzwanzig Jahre später die Freunde des Göttinger Hainbundes vereinte; dort wie hier war Klopstock der Mittelpunkt des Bundes; dort als gereifter Mann, hier als Jüngling. —

Um das Eigenthümliche in Stimmung, Färbung und Sprache jener Zeit und jenes Kreises nicht zu verwischen, lassen wir Hirzel — soweit es angeht — selbst sprechen. Hirzel, der nachherige Biograph Sulzers und des Muster-Bauern Kleinjogg, war nebst seinem Bruder, Salomon Hirzel, (dem Staatsmann und Historiker) wohl der bedeutendste der ganzen Gesellschaft:

„Unser neun Freunde**) entschlossen uns, Kl. durch eine Luftschiff-

*) Die gegenseitigen Anklagen lauteten, von Seiten der jüngeren: „Bodmer und Sulzer seien alte Sauertöpfe, die den jugendlichen Dichter hofmeistern wollten;" von Seiten Bodmers dagegen: es schmeichle diesen jungen „Herrchen," „daß ein so großer Dichter, unser Homer, äße, tränke, lachte, scherzte, küßte u. s. w., wie sie dies Alles thun." Ein halbes Dutzend galopins hätten ihn von B. entführt, und dort sei er ganz badin. — Wenn Kl. sich mit großer Geschicklichkeit im Fahren auf der Limmat übte, oder auf dem Münsterplatze spazieren ritt, „wo er bald galoppirt, bald hundert gambades macht" — so mochte das in Bodmers Augen allenfalls noch Gnade finden. Desto entschiedeneren Anstoß mußte er nehmen, wenn man ihm hinterbrachte, daß er mit den Studenten gezecht und ausgelassen geschwärmt habe u. dergl. —

**) Es waren außer Klopstock die Brüder Hirzel, Hartmann Rahn, die beiden Schinz (der Pfarrer und der Kaufmann), Rudolf Werdmüller, Verfasser der „vier Stufen des menschlichen Alters," Salomon Wolf, Buchhändler, Dichter und Herausgeber der „Freimüthigen Nachrichten," und Keller von Goldbach. —

Man vergl. Auswahl aus Klopstocks nachgelassenem Briefwechsel 1821. B. I. S. 99 ff. und Mörikofers Klopstock in Zürich. S. 52 ff.

fahrt die Schönheiten der Gegenden am Zürchersee und zugleich die Schönheit unserer Mädchen kennen zu lehren. Jeder von uns verband sich ein Mädchen auszusuchen, welches freundschaftlicher Empfindungen fähig wäre und die Schönheiten der Natur und des Geistes fühlte... Die meisten hatten den Frühling mit Ihnen [Kleist] gelesen; einige kannten den Werth unsers theuersten Kl. schon aus seinem göttlichen Gedichte. Die süße Harmonie achtzehn edler Seelen machte diesen Tag zu einem der glücklichsten unsers Lebens und werth Ihnen beschrieben zu werden.... Der gesegnete Tag erschien, an welchem sich die neun Freunde und, von ihnen geführt, eben so viele Freundinnen versammelten... Kl. würdigte meine zärtliche Doris an seiner Hand zu führen... „Wer wird uns, rief jenes Mädchen, das den Frühling mit Ihnen gefühlt hat, die Schönheit dieser glänzenden Wasserfläche und dieser reizenden Landschaft würdig schildern?"

Das glückliche Schiff, „dergleichen Zürich noch keins gesehen," hielt zuerst in Kellers Landhause, Goldbach, an.... „Kl. rühmte die Schönheiten unserer Gegenden; doch schien er weniger davon gerührt als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen vorfand. Da lernte ich einsehen, warum Kl. die meisten Gleichnisse in seinem göttlichen Gedichte aus der Geisterwelt hernimmt. Nie sah ich jemand die Menschen aufmerksamer betrachten; er gieng von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten als sich zu unterreden." —

Die Fahrt wurde nun bis Meilen fortgesetzt, einem vier Stunden von Zürich entfernten schön gelegenen Dorfe am rechten Seeufer. Unterwegs „schlich die Vertraulichkeit sich in unsere Gesellschaft; die Mädchen waren bekannter geworden; Kl. hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvollen Reden ihre allgemeine Hochachtung gewonnen, und sie wünschten alle, aus den Fragmenten zum Gesang IV und V etwas von ihm zu hören. Er entsprach dem einstimmigen Wunsche und las eine Stelle vor, die in unsere Seelen noch nie gefühlte Wehmuth senkte. Mein Herz suchte sich durch Thränen zu erleichtern, welche der Wohlstand zurückhalten hieß. Er führte uns in ein Gestirn der Milchstraße, dessen Bewohner *nicht-gefallene* Menschen sind, die den Tod nicht kennen und in ewig blühen-

---

Hirzel war von seiner norddeutschen Reise (1747) her innig mit Kleist befreundet; er erinnert ihn an die in Potsdam zusammen verlebte Zeit: „Eine Kette so seliger Tage wie der heutige war mir, sagte ich zu Rahn, an Kleists Seite beschieden; das ganze Jahr, welches ich in Potsdam hinbrachte, wurde wie *ein* glücklicher Tag. *Ich fühlte mich weit über das kostbare Vergnügen der Höfe erhaben, das wir oft mitleidig betrachteten, und den großen Friedrich bedauerten*, den wir so manches zarten Genusses, der uns beseligte, entbehren sahen." —

der Jugend ein ununterbrochen ſeliges Leben leben. Der Stammvater dieſer ſchuldloſen Glücklichen entdeckt das Elend der gefallenen Menſchen auf der Erde, welche ſich den ſchrecklichen Tod zugezogen haben, wovon er ſeinen Kindern die traurigſten Scenen ſchildert." — — „Welche Wehmuth durchſchnitt mein Herz, da ich meine geliebte Doris mit dem dunkelſten aller Gedanken anſah, daß ich ſie einmal im Tode verlaſſen müßte! Meine zum Trübſinn geſtimmte Seele führte alle verſchwundenen Lebensgenüſſe, alle verſtorbenen Freunde und Sie, mein Kleiſt, und Gleim und Lange... ins Gedächtniß zurück, und erfüllte mein Herz mit unausſprechlicher Wehmuth, die etwas Reizendes in ſich hatte, etwas Seligeres, als alles Vergnügen des Pöbels nicht hat. — Es erfolgte ein Stillſchweigen; ernſthafte Geſpräche vom menſchlichen Elend unterbrachen es. Kl. wies uns den beſten Troſt in der vorgeleſenen Stelle ſelbſt, da der Vater der glücklichen Unſchuldigen uns des Meſſias wegen faſt ſeliger pries als ſein ungefallenes Geſchlecht. Ich fühlte die Stärke dieſes Troſtes nicht, und hielt es immer für ein größeres Glück, keines Meſſias zu bedürfen, als durch einen Meſſias wieder aufgerichtet werden zu müſſen. Man beſtrafte mich für meine Kurzſichtigkeit, und ich ſchämte mich in der That, da ich mich von meinem lieben Wolf überzeugen laſſen mußte, daß ich durch meine übereilten Klagen die ſchöne Ordnung der Weltkette getadelt hätte. Ich gab indeſſen nach, mit einem Blick auf die ſchöne Natur, die mich ringsum im Sonnenglanz anlachte, und auf Klopſtock, den erhabenen Menſchen, die Ehre unſers Geſchlechts, und die Edeln, die ihn begleiteten, lauter Seelen, die ſeiner Geſellſchaft würdig waren." — — „Unſern Helden fanden wir ſtets ſeiner würdig; über ſeine Fröhlichkeit herrſchte freie Vernunft wie über ſeinen Ernſt; ſeiner Witz begleitet ſeine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude iſt. Wenn uns ſeine ehrwürdigen Gedichte in eine zärtliche Wehmuth verſetzten, ſo erheiterte uns bald wieder ſein aufgeweckter Geiſt. Jene erſte Vorleſung machte uns nach einer zweiten begierig; er willfahrte, und las uns jetzt die hohe Liebesgeſchichte, Lazarus [Semida] und Cidli vor, wo er ſeine eigene Liebe für die göttliche Schmidt im Auge gehabt zu haben ſcheint.*) — Unſere

*) Es iſt die Stelle im Geſang IV, die mit den Worten anhebt:

„Alle ſchwiegen, und Lazarus Schweſter, die Hörerin Jeſus,
Neigte ſich ſanft an ihre geliebtere Cidli; zu Cidli
Trat jetzt Lazarus näher; doch ſchwieg er und ſah zu der Erde.
Dieſe kannte den Schmerz, der lange ſchon Lazarus Herz traf,
Und ſie blickte ſeitwärts ihn an, und ſah die Empfindung
Seiner Seel' in dem Auge voll Wehmuth, ſahe die Hoheit,
Welche mit Zügen der Himmliſchen ſchmückt die leidende Tugend.
Da zerfloß ihr das Herz und liſpelte dieſe Gedanken:

Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt; solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Man wagte nicht über jene himmlische Liebe zu sprechen, bis Einer von der Gesellschaft das Stillschweigen mit der gelehrten Anmerkung unterbrach: nirgends hätte er noch die platonische Liebe so prächtig geschildert gesehen! Klopstock, der die wahre Liebe, die Tochter der Natur, allzu gut kennt, verwarf diesen Beifall, und versicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt habe, die ungleich höher wäre als die platonische Freundschaft; Lazarus [Semida] liebte seine Cidli ganz und gar. Wir stimmten ihm aus vollem Herzen bei, und Plato war nicht unser Mann." —

In Meilen blieb man über Mittag; die Freunde priesen in traulichen Gesprächen „die schönen Wissenschaften, welche die Gemüther in den edelsten Empfindungen vereinigen, und das Vergnügen an der schönen Natur, welches die Einsamkeit versüßt;" während der weibliche Theil der Gesellschaft sich über Erziehungsfragen besprach. „Die Mütter, die wir bei uns hatten, wünschten aus ihren Kindern Menschen von Klopstocks edeln einnehmenden Eigenschaften zu bilden... Ich führte meine Erfahrungen an, daß die moralische Bildung der Kleinen frühe beginnen müsse, da sich schon von dem dritten Monate an verschiedene Neigungen bei den Kindern blicken lassen." —

Nach Tische fuhr man zum linken Seeufer hinüber, landete auf der anmuthigen Halbinsel Au (zwischen Wädenswyl und Horgen) und weilte einige Stunden im Schatten ihrer Eichen. Auf der Rückfahrt wurde Kl. noch um eine Vorlesung ersucht. Es war ein Fragment, Abbadona, „der redlichste Teufel, den je die Hölle sah." — „Voll zärtlichsten Mitleidens baten unsere Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Elenden, Reuevollen doch in seinen Schutz zu nehmen, und ihm die Seligkeit zu

---

Edler Jüngling! um mich bringt er sein Leben mit Wehmuth,
Seine Tage mit Traurigkeit zu! Ach! war ich's auch würdig,
Daß du so himmlisch mich liebst? war's deine Cidli auch würdig?
Lange schon wünsch' ich die Deine zu sein, und von dir zu lernen,
Wie sie so schön ist die selige Tugend, dich innig zu lieben,
Wie zu der Väter Zeit die Töchter Jerusalems liebten,
Wie ein jugendlich Lamm um deine Winke zu spielen,
Gleich den Rosen im Thal, die der frühe Tag sich erziehet,
So in deiner reinen Umarmung gebildet zu werden,
Dein zu sein und dich ewig zu lieben! Du Frohste der Mütter,
Warum geboteſt du doch das himmlische strenge Gebot mir?
Aber ich schweig' und gehorche der Weisheit der liebenden Mutter
Und der Stimme Gottes in ihr!" — — —

ſchenken. Kl. erzählte, daß ſchon eine ähnliche Geſellſchaft in Magdeburg für die Beſeligung dieſes Teufels einen förmlichen Synodalbeſchluß gefällt habe, unter dem Präſidium des Herrn Hofpredigers Sack; doch hätte er ſich damals durch keine Unterſchrift ſeine poetiſche Freiheit rauben wollen, und würde es auch heute nicht thun.*) — — Kl. ſah nicht gerne den Ernſt ſo ſehr überhand nehmen. Er las uns eine anakreontiſche Ode ſeines Schmidt, ganz in Gleims Geiſte, dann ſang er uns Lieder von Hagedorn vor, ſo ſchön fand ich ſie noch nie." — — Als man ſich am ſpäten Abend der Stadt näherte, rief Hirzel, den das Hinſchwinden des ſchönen Tages traurig ſtimmte: „Ach! daß wir ſo der Ewigkeit zufahren könnten!" Klopſtock dagegen fand dieſen Wunſch zu ausſchweifend, wünſchte ſich für einmal nur eine Ewigkeit von vier ſolchen Tagen und forderte Hirzels Doris auf, noch einmal Hallers „Doris" zu ſingen. —

So endete der feſtliche Tag, deſſen Bild uns durch Hirzels Brief in lebensvoller Friſche erhalten iſt.**) Dieſer Brief gehört, wie Klopſtocks Wingolf und wie die Briefe von Voß, zu den heitern Denkmälern aus der Jugendzeit unſerer neuen Bildung. Wenn uns Nachgebornen Manches in der Sprache und Empfindungsweiſe jener Zeit zu überſchwenglich, zu idealiſtiſch erſcheinen mag, ſo werden wir uns doch hüten, mit greiſenhafter Kühle auf jenen Frühling glücklicher Jugendgefühle herabzuſehen.

---

*) In Langenſalza dagegen hatte ein Prediger den Dichter mit Thränen beſchworen, er möchte doch um Gottes und der Religion willen den Abbadona nicht ſelig werden laſſen. Klopſtock beruhigte ihn: die Religion werde unter ſeiner Darſtellung nicht leiden. Vgl. Klopſtocks Leben von H. Döring S. 81.

An Bodmer ſchrieb K. über dieſen Gegenſtand (27. Septb. 1748): „Sagen Sie den werthen Herren, die ſo viel Mitleiden mit Abbadona haben, ich ſei ſelbſt ſo wehmüthig über ſein Schickſal, daß ich kaum ſo viel Gewalt über mein Herz habe, mich dem ſtrengen Ernſte der Religion, die über unſer Herz iſt, zu unterwerfen. Doch ſoll ſeine Geſchichte, wie ich glaube, ihr Zartgefühl nie zu gewaltig angreifen. Er iſt zur Verherrlichung des Meſſias da. Bald wird er weinen, daß der Meſſias nicht auch ſein Meſſias iſt. Und beim Weltgericht wird er ſo gewaltig um Gnade flehen, daß vor dem lauten Weinen des Menſchengeſchlechts und der Seraphim die Stimme der Donner nicht mehr wird gehört werden." —

**) Klopſtock dachte ſein Leben lang mit Liebe an jene Zeit zurück. Elf Jahre ſpäter ſchrieb er an Schultheß: „Sie wiſſen doch, wie lieb ich die Schweiz hatte, da ich bei Ihnen war. Dieſe Liebe währt fort ....

„Klopſtock bin ich der Vorige,
Von Schweizer Treu' und Blut!"

geht nach der Melodie:

„Wilhelm bin ich, der Telle,
Von altem Muth und Blut." —

Die geiſtige Einwirkung Klopſtocks in Zürich beſchränkte ſich nicht auf die Kreiſe ſeines perſönlichen Umganges; ſein weckender Einfluß wurde auch außerhalb der Bodmer'ſchen und Hirzel'ſchen Freundesgruppen ſichtbar. Salomon Geßner, den berühmten Idyllen-Dichter, ſtellen wir in dieſem Sinn als den Vertreter einer dritten Gruppe hin, die jenes Element der Klopſtock'ſchen Poeſie, das wir als „myſtiſche Natur-Andacht" bezeichneten, in eigenthümlicher Weiſe fortbildete.*)

Salomon Geßner und die Dichter der idylliſchen Natur-Andacht.

Der unvertilgbare Durſt jeder unverwüſteten Menſchenſeele nach einer Freiheit, einem Frieden und einem Glücke, wie das geſellſchaftliche Leben ſie nicht bietet, hat zu allen Zeiten dichteriſche und religiöſe Gemüther an das Herz der Natur hingezogen: ob etwa im reinen Genuſſe ihrer Schönheit, ihrer Unſchuld und Stille jene Sehnſucht geſtillt werden könnte?

Wer Gottes ſchon gewiß geworden durch ſeine Offenbarung in Geſchichte und Gewiſſen, — für den wird auch (wenn anders ſein Gemüth nicht unbeſchwingt oder ausgetrocknet iſt) die Natur ein Tempel göttlicher Gegenwart, eine Zeichenſprache des Unſichtbaren, des Fernen und doch Nahen. Wem dagegen eine höhere Gewißheit von den göttlichen Dingen aus der Geſchichte und aus ſeinem tiefſten Innern noch nicht zu Theil geworden, der dringt auch in der Natur nicht bis zu den innerſten Quellen des Lebens, nicht zu dem heiligen Geheimniſſe des Daſeins. Oder wenn ſein zärter organiſirtes Ohr auch etwas von dieſer Sprache vernimmt, ſo ſind es doch nicht die vollen harmoniſchen Töne des göttlichen Natur-Friedens; es iſt mehr Sehnſucht als Befriedigung, mehr Dichtung als Wahrheit, mehr Traum als faßbarer bleibender Genuß.

Dieſe verſchiedenen Grundzüge des Natur-Idealismus laſſen ſich bei einigen Gruppen unſerer Natur-Dichter bald ſehr ſcharf bald nur in verſchwimmenden Umriſſen nachzeichnen, je nachdem ſie über ſich ſelbſt zur Klarheit gelangt ſind.

Bei den Einen nimmt jenes idealiſirende religiöſe Naturgefühl mehr

*) Geßner kam von ſeiner Berliner Reiſe nach Zürich zurück, noch während Klopſtock ſich dort aufhielt; ſie ſahen ſich aber nur flüchtig. — Kl. ſchreibt daher, elf Jahre nachher, aus Kopenhagen: „Geßner, der ſeit meiner Abweſenheit ein vortrefflicher Scribent geworden, iſt mir zwar übrigens auch nicht näher bekannt (wir haben einander nur ein paar Mal geſehen), aber ich halte ihn für einen braven Mann, und glaube, daß wir Freunde ſein würden, wenn wir uns mehr kennten." —

einen epiſchen Charakter an und malt die Bilder ſeiner Sehnſucht in Idyllen; bei Andern äußert es ſich rein lyriſch, als Ausdruck der Stimmungen, die in der Seele des Dichters im Anſchauen und Genuſſe der Natur erwachen.

Salomon Geßner (aus Zürich 1730—1787) war ohne Zweifel durch Klopſtocks Vorbild erweckt worden, den bald tändelnden bald ſatyriſchen Ton ſeiner erſten dichteriſchen Verſuche mit der Sprache eines reinen Naturgefühls und religiöſer Empfindung zu vertauſchen. Die natürlichſte Vermittlung für dieſe Einwirkung auf Geßners Gemüth war in deſſen Freundſchaft mit Kaſpar Hirzel gegeben, der nach Klopſtocks Entfernung ſich auf das innigſte mit Geßner verband.*) Unverkennbar hat ihn namentlich bei der Wahl eines bibliſchen Gegenſtandes, wie der „Tod Abels", das Vorbild der Meſſiade Klopſtocks und der Noachide Bodmers geleitet, während ihm bei den Idyllen (1756) Theokrit als Muſter vorſchwebte.

In ſeinen Idyllen tritt uns ein oppoſitioneller Zug gegen die gegebenen Zuſtände entgegen: die Abwendung vom bürgerlichen und geſelligen Leben, die Sehnſucht nach der Sitten-Einfalt und dem Naturgenuſſe eines verſchwundenen goldenen Zeitalters.**) So entſtehen ihm Bilder und Scenen, die alle nur Einen Gedanken verrathen, nur Einen Reiz enthüllen ſollen: das Glück eines unſchuldigen Naturſtandes, deſſen Inhalt in dem kleinen Kreiſe weniger harmloſer Empfindungen ſich bewegt.

In dieſem Geiſte ſchildert Geßner den Beruf und die Würde des

---

*) Vgl. Salomon Geßner, von J. J. Hottinger. Zürich 1796 S. 90 ff. „Gerade damals hatte er einen ſehr genauen und täglichen Umgang mit Hirzel, dem berühmten Verfaſſer des philoſophiſchen Bauers. Ihre gemeinſchaftliche Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften hatte unter ihnen ein feſtes Band geknüpft. Sie ſaßen oft halbe Tage beiſammen, überwarteten die Eſſenszeit, oder ließen ſich wenige Erfriſchungen auf ihr Zimmer bringen, um ihre Lieblingsunterhaltung ungeſtört fortſetzen zu können. Nicht ſelten beſchlich ſie bei ihren traulichen Geſprächen die Mitternacht." —

„Eine Menge vortrefflicher Köpfe thaten ſich [in Zürich] hervor, welche, von Bodmer und Breitinger geweckt, ſich in das Studium der Weltweisheit, der Sprachen und der deutſchen Poeſie theilten. Der Geſchmack an der letzteren pflanzte ſich bald auch auf das ſchöne Geſchlecht über... Klopſtocks Ankunft vollendete den Enthuſiasmus und trieb die Spannung aufs höchſte. Kaum hatte Kl. Zürich verlaſſen, als Wieland kam und den poetiſchen Taumel unterhielt. Geßner zog davon allen möglichen Vortheil, ohne an den Extravaganzen der poetiſchen Thyrſusträger den mindeſten Antheil zu nehmen." —

**) Was Geßner ſeinen Zeitgenoſſen galt, ſieht man z. B. aus einer Stelle in Meiners' Briefen über die Schweiz (1782. I. S. 127; zweite Aufl.): „Es war mir in der That eine rechte Angelegenheit ihm zu ſagen, daß ſeine unnachahmlichen und jetzo durch den Beifall aller Nationen gleichſam geheiligten Gedichte mich von meiner erſten Kindheit an gerührt, entzückt und gebildet hatten."

Dichters im Vorworte der Idyllen (1756—1772): „Es iſt eine der angenehmſten Verfaſſungen, in die uns die Einbildungskraft und ein ſtilles Gemüth ſetzen können, wenn wir uns mittelſt derſelben aus unſern Sitten weg in ein goldnes Weltalter ſetzen. Alle Gemälde von ſtiller Ruh und ſanftem ungeſtörtem Glück müſſen Leuten von edler Denkart gefallen; und um ſo mehr gefallen uns Scenen, die der Dichter aus der unverdorbenen Natur herholt, weil ſie oft mit unſern ſeligſten Stunden, die wir gelebt, Aehnlichkeit zu haben ſcheinen. Oft reiß' ich mich aus der Stadt los, und fliehe in einſame Gegenden; dann entreißt die Schönheit der Natur mein Gemüth allem dem Ekel und allen den widrigen Eindrücken, die mich außer die Mauern verfolgt haben; ganz entzückt, ganz Empfindung über ihre Schönheit, bin ich dann glücklich wie ein Hirt im goldnen Weltalter und reicher als ein König. — — „Die Ekloge giebt uns Züge aus dem Leben glücklicher Leute, wie ſie ſich bei der natürlichſten Einfalt der Sitten und Neigungen betragen. Sie ſind frei von allen den ſklaviſchen Verhältniſſen und von allen den Bedürfniſſen, die nur die unglückliche Entfernung von der Natur nothwendig machet; ſie empfangen bei unverdorbenem Herzen und Verſtand ihr Glück gerade aus der Hand dieſer milden Mutter. — — „Dieſe Scenen paſſen nicht für unſere Zeiten, wo der Landmann mit ſaurer Arbeit unterthänig ſeinem Fürſten und den Städten den Ueberfluß liefern muß, und Unterdrückung und Armuth ihn ungeſittet und ſchlau und niederträchtig gemacht haben." —

Im Obigen blickt aus dem Verſtecke friedlicher Dichtung deutlich der Anhauch eines humanen Liberalismus hervor, der bei Voß dann zur Flamme wurde; der Zürcher Rathsherr*) trat noch leiſer auf als der Mecklenburger Bauernſohn. Beide Dichter gehen auch darin auseinander, daß Voß das wirkliche Leben ſeiner Zeit, ſeines Landvolkes vor Augen hat und in ſeiner ganzen Breite darſtellt, während wir bei Geßner weder die Farbe einer beſtimmten Zeit noch eines Volkes oder Landes unterſcheiden können; es ſind immer nur Ideale von Landleben und Landleuten, wie Geßner ſie ſich träumt; Ideale, deren Verwirklichung — wenn ſie je denkbar wäre — in die gründlichſte Langeweile ausſchlagen würde. Denn

*) Ein gewiſſes republikaniſches Selbſtgefühl des Schweizers, und zwar des herrſchenden Städters ſpricht indeſſen auch aus der Widmung ſeiner Schriften an die Königin von England: „Ich bin kein Schmeichler; ich würde die Ehre ein Freigeborner und ein Bürger meines Vaterlandes zu ſein nicht verdienen; aber mit Ehrfurcht habe ich immer die großen Geiſter der Nation, über die Sie jetzt Königin ſind, bewundert, in denen der Geiſt der Freiheit ſo große Geſinnungen wirkt, ſo eine männliche Stärke und Kühnheit." —

was sollen uns Menschen, deren Bestimmung bei aller Unschuld denn doch am Ende im Hüten der Ziegenheerden, in Flötenspiel, in Liebeserklärungen, in kleinen Eifersüchteleien und Wiederversöhnungen, in Scherzen und Tänzen der Hirten und ihrer Mädchen aufgeht? Welche traurige Wahl, wenn die Reinheit des Lebens nicht anders zu gewinnen wäre, als durch die Beschränkung auf jenes inhaltlose Einerlei!*) — Wie Salis scheint auch Geßner zu glauben, daß man die Menschen fliehen müsse, um sie lieb zu behalten; wie Rousseau**) will er gern der Entartung unserer Cultur, unserer Wissenschaften und Künste entfliehen, um die ursprüngliche reine Menschennatur wieder zu entdecken. Er war mehr darauf bedacht, der Ziererei und Unwahrheit seiner Zeit ein Gegenbild idealer Natur vorzuhalten, als daß er mit nüchternen Augen nachgesehen hätte: ob in jener leeren Natürlichkeit denn wirklich ein so wünschenswerthes Gut errungen wäre. Eine in ihrer Umgebung sich unheimlich fühlende poetische Opposition schwelgt gern im Ausmalen eines von Grund aus entgegengesetzten Zustandes, ohne sich über die Verwirklichung desselben viele Gedanken zu machen. —

Wie er sich sein Idyllen-Leben wünschte, malt er in der Idylle: „Der Wunsch" aus: „Ich wünschte mir nicht Ueberfluß, auch nicht über Brüder zu herrschen, nicht daß entfernte Länder meinen Namen nennen. O könnt' ich unbekannt und still, fern vom Getümmel der Stadt, wo dem Redlichen unausweichliche Fallstricke gewebt sind, wo Sitten und Verhältnisse tausend Thorheiten adeln, könnt' ich mein Leben ruhig wandeln, im kleinen Landhaus, beim ländlichen Garten, unbeneidet und unbemerkt!" — Sein Haus denkt er sich im Schatten wölbender Nußbäume, eine Brunnquelle unter Traubengeländer daneben, in der Wiese ein schlängelnder Bach; Vögel weckten ihn aus dem Schlafe, und auf dem nahen Hügel fänge er seine Morgenlieder; er würde die einsamen Gegenden durchirren, oder beim Mondschein wandeln in Betrachtungen über den

*) Zur Abwechslung kommen indessen auch Scenen jenes sentimentalen Cultus der Wohlthätigkeit (jener Herzensgenüsse einzelner wohlthätiger Handlungen) vor, die wir schon beim Dichter Jacobi angetroffen und gewürdigt haben. „Aber, Phyllis! sprach Daphnis — ach, was hab' ich dir zu sagen! Götter, welche Freude! Heute hat mein Vater einem Unglücklichen geholfen ... heute sah und vergoß ich Thränen der Redlichkeit und des Dankes! O wie sind sie lieblich die Thränen, welche Tugend und redlicher Dank auf die Wangen gießt! — — Phyllis schluchzte bei der Erzählung, und Daphnis küßte die Thränen von ihren Wangen u. s. w." —

**) Der bekanntlich für Geßners Idyllen schwärmte; wie sie denn überhaupt dem außerordentlichen Beifalle Frankreichs (in der Huber'schen Uebersetzung) zuerst ihren Ruf verdankten. „Ihr Geßner ist ein Mann nach meinem Herzen!" schrieb Rousseau zu Montmorenci 1762 an Huber, nachdem er die Uebersetzung der Idyllen gelesen. Und die Herzogin von Choiseul ließ dem Verfasser den Antrag machen, sich in Paris niederzulassen.

harmoniſchen Weltbau. Den Landmann am Pfluge beſuchte er, und ſänge und ſcherzte mit frohen Schnittern. An trüben Tagen, in Winterkälte und Sommerſchwüle ſchlöſſe er ſich ins einſame Zimmer: „Mich unterhielte da die edelſte Geſellſchaft, der Stolz und die Ehr' eines jeden Jahrhunderts, die großen Geiſter, die ihre Weisheit in lehrende Bücher ausgegoſſen haben; edle Geſellſchaft, die unſere Seele zu ihrer Würde erhebt. Der lehrt mich die Sitten ferner Nationen und die Wunder der Natur; — der würde mich die Oekonomie ganzer Nationen lehren und ihre Geſchichte, die Schand' und die Ehre des Menſchengeſchlechts. Der lehrt mich die Größe und die Beſtimmung unſerer Seele und die reizvolle Tugend; um mich her ſtünden die Weiſen und die Sänger des Alterthums; ihr Pfad iſt der Pfad zum wahren Schönen; aber nur wenige wagen ſich hin. — — Du ſchöpfriſcher Klopſtock und du Bodmer, der du mit Breitinger die Fackel der Kritik aufgeſteckt haſt. Und du Wieland; oft beſucht deine Muſe ihre Schweſter, die ernſte Weltweisheit, und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimſten Kammern, und bildet ihn zu reizenden Grazien. — — Auch du Kleiſt und Gleim." — —

Nur in einer einzigen ſeiner Idyllen kehrt der Dichter aus dem goldenen Zeitalter und aus einer erträumten Natur in die Geſchichte und in die erhabene Gebirgswelt ſeiner Heimath zurück; es iſt die „Schweizer-Idylle": das hölzerne Bein. Ein alter Glarner, der in der Schlacht bei Näfels gegen die Ritter mitgekämpft (1388), erzählt einem jungen Landsmanne auf dem Schlachtfelde die Geſchichte der Schlacht, ſeiner Verwundung und Rettung. „Auf dem Gebirge, wo der Rautibach ins Thal rauſchet, weidete ein junger Hirte ſeine Ziegen" — hat doch einen ganz andern Klang als: „das Abendroth kam, als Chloe mit ihrem Daphnis zu dem rieſelnden Bach in das einſame Weidengebüſche kam." — „Daß mancher eurer Väter (ruft der alte Glarner Hirte) voll Narben und zerſtümmelt iſt, das ſollt ihr Gott und ihnen danken, ihr Jungen. Munterkeit und Freude tönt jetzt durch's Thal, und frohe Lieder hört man von einem Berge zum andern; Freiheit beglückt das ganze Land. Was wir ſehen, Berg und Thal, gehören uns; freudig bauen wir unſer Eigenthum, und was wir ſammeln, das ſammeln wir mit Jauchzen für uns." — Worte, wie dieſe, die zum Hintergrunde die Kämpfe eines großen geſchichtlich bewegten Lebens haben, berühren das Gemüth doch mit anderer Wucht als das Geſpräch der „Zephyre" (Schriften III. S. 135): „Was flatterſt du ſo müßig hier im Roſenbuſche? Komm, fliege mit mir ins ſchattige Thal; dort baden Nymphen ſich im Teiche" u. ſ. w.

Im „Tode Abels" (1758) erhebt der Ernſt des Gegenſtandes den

Dichter zu höherem Schwunge als in den Idyllen*); wie er dies im Eingange des erſten Geſanges ſelbſt andeutet: „Ein erhabenes Lied möcht' ich jetzt ſingen: die Haushaltung der Erſtgeſchaffenen nach dem traurigen Fall, und den Erſten, der ſeinen Staub der Erde wiedergab, der durch die Wuth ſeines Bruders fiel. Ruhe du jetzt, ſanfte ländliche Flöte, auf der ich ſonſt die gefällige Einfalt und die Sitten des Landmanns ſang! Stehe du mir bei, Muſe, oder edle Begeiſtrung, die du des Dichters Seel' erfülleſt, wenn er in ſtiller Einſamkeit ſtaunt, bei nächtlichen Stunden, wenn der Mond über ihm leuchtet, oder im Dunkel des Hains oder bei der einſam beſchatteten Quelle. Wenn dann die heilige Entzückung ſeiner Seele ſich bemächtigt, dann ſchwingt ſich die Einbildungskraft erhitzt empor und fliegt mit kühneren Schwingen durch die geiſtige und die ſichtbare Natur hin, bis ins fernere Reich des Möglichen; ſie ſpüret das überraſchende Wunderbare auf und das verborgenſte Schöne. Mit reichen Schätzen kehret ſie dann zurück und bauet und flicht ihr mannigfaltiges Ganzes, indeß daß die haushältriſche Vernunft gebietriſch Aufſicht hält, und wählt und verwirft, und harmoniſche Verhältniſſe ſucht. O wie entfliegen da der erhitzten Arbeit die goldenen, die edelgenoſſenen Stunden! — Billig verehret die Nachwelt des Dichters Aſchenkrug — den die Muſen ſich geweihet haben, die Welt Unſchuld und Tugend zu lehren." —

Der „Tod Abels" hat unſtreitig auch für uns, die wir ihn ein Jahrhundert nach ſeiner Entſtehungszeit leſen, noch große Schönheiten; er enthält Stellen, die ſich durch Gehalt und Sprache mit dem Schönſten in der Meſſiade vergleichen laſſen. Wir erinnern beiſpielsweiſe an den Lobgeſang Abels: „Die Natur feiert den Morgen und opfert dem Herrn der Schöpfung Dank ... Herrlich iſt die Schöpfung, in der er uns Unwürdigen ſeine Weisheit und Güte enthüllet. Jeder meiner Sinne ſchöpfet Entzückung aus dieſem unendlichen Meere von Schönheit, und ſtrömt ſie der entzückten Seele zu. Wie kann ſie ihr Lob dir ſtammeln? Was vermochte dich, Allmächtiger? War's nicht unendliche Güte, daß du aus der

*) In der Vorrede zum „Tode Abels" hält Geßner es für nothwendig, ſich wegen der Wahl einer bibliſchen Geſchichte zu rechtfertigen. Er ſehe voraus, daß die älteren Leute ſich ärgern würden, die nicht Zeit gehabt die neuere Poeſie zu prüfen und die von ihrer Jugend her Vorurtheile dagegen behalten hätten, wo ein Poet nichts als „ein ſchnäckiſcher Kerl," ein Poſſenreißer für die edle deutſche Nation geweſen. — Die Poeſie ſei aber immer im Gefolge der Religion gegangen, und leiſte ihr nicht geringe Dienſte, weil ſie die würdigſte Art ſei: Empfindungen der Tugend und der Andacht zu ſagen. Sie ſoll den Verſtand auf eine edle Art ergötzen und das Herz verbeſſern, ſie ſoll die Menſchen für jedes Schöne empfindlich und geſittet machen. — Bei der bibliſchen Geſchichte habe ſie Gelegenheit: am klarſten zu zeigen, was wahre Religion für Einfluß auf den Menſchen in jeder Situation habe. —

heiligen Stille, die um deinen ewigen Thron ruhete, hervortratest, und Wesen aus dem Nichts riefest, und diesen unermeßlichen Weltbau aus der Nacht? Wenn auf seinen Wink die Sonne heraufgeht und die Nacht verjagt; wenn dann die Natur in verjüngter Schönheit glänzet, und jedes schlummernde Geschöpf zu seinem Lob erwachet, bist du, thauender Morgen, bist du da nicht ein nachahmendes Bildniß der Schöpfung, ein Bildniß jenes Morgens, da der Herr schaffend über der neuen Erde schwebte?*) — Oede Stille ruhete da auf der unbewohnten Erde; da sprach die schaffende Stimme; schnell rauscht ein Heer, unendlich mannigfaltig an Bildung und Schönheit, auf bunten Flügeln, stieg hoch empor in die Luft, spielt in blumigen Fluren, in Büschen und schattigen Wipfeln; ihr wirbelndes Lob tönte durch den erstaunten Hain und die rauschende Luft laut des Schaffenden Lob ..... Einst, ich sehe die heilige Zukunft, einst wird der Mensch über die ganze Erde fortgepflanzt; dann werden auf jedem Hügel deine heiligen Altäre stehen; von jeder Flur wird dann Lob und Dank zu dir empor tönen, von der Erd' empor, wenn die Morgensonne die Nationen weckt." — —

Ewald Christian von Kleist (1715—1759, aus Köslin in Pommern), den wir schon unter den Sängern Friedrichs II. nannten, hat auch unter den religiösern Naturdichtern jener Zeit besonders durch seinen „Frühling" (1749) eine einflußreiche Stellung eingenommen, zu welchem er die erste Anregung wohl durch Thomsons Jahreszeiten (1726—1730) erhalten hatte.

Seine Verwandtschaft mit Geßner beurkundet nicht blos die Widmung seiner Idylle „Irin" an den „Verfasser der prosaischen Idyllen," sondern noch mehr der ganze im Frühling und in mehreren kleineren Gedichten vorwaltende elegische Ton, der zu stillem Naturgenuß und idyllischer Ländlichkeit mit sehnsüchtiger Wehmuth einladet.**) So preist er im „Frühling" das Glück des Landlebens:

---

*) Denselben Gedanken hat später Herder in der „ältesten-Urkunde des Menschengeschlechts" als Schlüssel der Mosaischen Schöpfungsgeschichte durchzuführen gesucht.

**) Auch Klopstock fühlte sich früh zu Kleist hingezogen: „Es sind nun schon (schreibt er 1750 an Gleim) dritthalb Jahre, da ich seinen Frühling zuerst las, daß ich gegen Kleist einen viel bestimmteren Hang meines ganzen Herzens empfinde" .... „Es war ein schöner Herbstnachmittag, da mich das Vorlesen seiner Gedichte so tiefsinnig machte... Ich war den Abend recht voll Freude, und die Bekanntschaft eines neuen Freundes, des Dr. Hirzel, verdiente es auch." — Wahrscheinlich war es also Hirzel, Kleists Freund, durch den Klopstock zuerst (in Leipzig) mit dem Frühling bekannt wurde. —

„O dreimal ſeliges Volk, das keine Sorge beſchweret,
„Kein Neid verſuchet, kein Stolz! dein Leben fließet verborgen,
„Wie klare Bäche durch Blumen dahin! — — —
„Nur der iſt ein Liebling des Himmels der, fern vom Getümmel der Thoren,
„Am Bache ſchlummert, erwachet und ſingt. Ihm malet die Sonne
„Den Oſt mit Purpur, ihm haucht die Wieſe, die Nachtigall ſingt ihm;
„Ihm folget die Reue nicht nach." — — —

Darum beſchwört er die Fürſten, „denen unſklaviſche Völker das Heft und die Schätze der Erde vertrauten", nicht durch Kriege und Eroberungsgelüſte den Genuß jener ſtillen Freuden des Friedens und der Natur zu ſtören; nicht mit dem Blute ihrer erſtgebornen Kinder ſich noch andere zu erkaufen:

— — „Pflanzt menſchliche Gärten!
„Setzt kluge Wächter hinein. Belohnt mit Anſehn und Ehre
„Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet.
„Forſcht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Großen,
„Ein Weiſer ſich ſelber dort lebt, und ſchenkt ihn dem Volke zum Richter;
„Er ſchlag' im Palaſte den Frevel, und helfe der weinenden Unſchuld!" —

Denſelben friedlichen Ton eines reinen Still-Lebens athmen die Ermahnungen, mit denen der greiſe Schiffer in der Idylle „Irin" ſeinem Sohne das ſittliche Vermächtniß ſeines Lebens ausſpricht:

„Wie ſchön iſt Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur! —
— — Und du wirſt durch ſie
Glückſelig ſein dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtſchaffen biſt,
Wenn wilde Leidenſchaften nicht
Von ſanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern." —

Mit den Weinenden zu weinen, den Armen gern mitzutheilen, nach Kräften zum Wohl der Welt zu helfen, den Geiſt zum Herren der Natur zu erheben, dem Wind und Meer gehorſam, und der Alles zum Wohl der Welt lenkt — darauf legt er allen Nachdruck, und faßt die Summe ſeiner milden Lebensweisheit nochmals in die Worte zuſammen:

„Ehr', Ueberfluß und Pracht iſt Tand!
„Ein ruhig Herz iſt unſer Theil."

Als Kleiſt die erſten Geſänge des Meſſias in den „Neuen Beiträgen" geleſen hatte, ſchrieb er entzückt an Gleim (10. Juni 1748): „Miltons Geiſt hat ſich über den Verfaſſer ausgegoſſen. Nun glaub' ich, daß die Deutſchen noch was Rechtes in den ſchönen Wiſſenſchaften liefern werden. Solche Poeſie und Hoheit konnt' ich mir von keinem Deutſchen vermuthen." —

Maler Müller, oder wie er eigentlich hieß, Friedrich Müller (aus Kreuznach 1750—1825) trat mit seinen Idyllen: „der Satyr Mopsus; Bacchidon und Milon; die Schaf-Schur“ (alle drei von 1775) in einen bewußten Gegensatz zu Geßner. Jenen verschwebenden Wesen wollte er feste bestimmte Gestalten, jener inhaltlosen Sentimentalität kräftige (freilich oft über-derbe) Natürlichkeit entgegenstellen. In der „Schaf-Schur, eine Pfälzische Idylle“ wählt er statt der heimathlosen weltbürgerlichen Hirten Geßners heimathliche Menschen und Gegenden, um uns lebendige individuelle Natur (wie er sich ausdrückt: „in Mützen rheinländischer Bauern“) zu malen.

Es gilt offenbar den Geßner'schen Dichtungen, wenn hier der alte Bauer Walter auf den Schulmeister schilt, der ihm aus einem Buche (heißt „Idyllen“) mit Enthusiasmus habe vorlesen wollen. „Pure Possen! sagt' ich. Wo giebt's denn Schäfer wie diese? Was? das Schäfer! das sind mir kurioſe Leute die — weiß der Henker, wie — leben, fühlen nicht wie wir andere Menschen Hitze oder Kälte, hungern oder dursten nicht; leben nur von Rosenthau und Blumen, und was des schönen süßen Zeugs noch mehr ist, das sie bei jeder Gelegenheit einem so widerlich entgegenplaudern, daß einem mein Seel wider den Mann geht! — „Ach was! weiß auch, wie's in der Welt hergeht, und mein Treu, denk' auch ein ehrlicher Kerl zu sein. — Mag vor Alters mit Schäfern freilich in diesem und jenem anders gehalten worden sein; aber 's muß doch allemal so herauskommen, daß einer sehen kann, daß Alles natürlich ist. — „Aber sein Pack da ist nicht von Herzen lustig und nicht von Herzen traurig, alles im Traume nur; schwätzen wie die Schulmeisters von Großmuth und hundert Sachen, die einen Schäfersmann nichts angehen, und das was uns alle Tage vor Augen kommt und an's Herz geht, davon pipsen sie kein Wort!“ —

Dagegen hat Walter Sinn und Herz offen behalten für echte Naturpoesie aus den frischen Quellen des alten Volksliedes; bei dem frommen Frühlingsliede, das er von ungefähr im Gesangbuch der Wiedertäufer gefunden, ward's ihm gleich „so warm und herzlich dabei“, daß er's den Augenblick auswendig gelernt. — „Geh, mein Töchterchen, sing' mir eins von den Liedern, die dich deine Großmutter noch gelehrt; hör' sie doch für mein Leben gern; gefallen mir tausendmal besser als alle neue, die man heut zu Tage macht. Weiß noch, wenn sie so in der Spinnstube zusammensaßen, und einander so Mährchen erzählt und gesungen, und ich als ein Bub auf meinem Schemel unter ihnen in der Mitte gesessen und zugehört: hätt' ich das nicht um ein Königreich vertauscht.“ —

Das Innerste des schönen biedern alten Volkssinnes und Gemüthes weiß Müller aufzuschließen, wenn er seinen Pfälzer Bauer von Jugendfreude und Jugendliebe alter Zeiten*) erzählen läßt, wie er die Sonntag-Abende auf dem Landstuhler Schloß mit den Freunden und Jugendgespielen zugebracht, und den Frühling des Herzens in sich erwachen fühlte.

In der Idylle „Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte" (1778) lenkt Müller selbst wieder in die weiche (zuweilen über-weiche) Gefühls-Sprache ein, die er an Geßner sonst tadelte.**) An den Stellen aber, wo das bewundernde Naturgefühl sich zur religiösen Anbetung erhebt, läßt er in Schwung und Glut den schweizerischen Dichter hinter sich zurück. So gleich im Eingang das „Lob Gottes": „Wie unaussprechlich, wie wundervoll, wie liebreich du mir bist! ... „Ach, Sterne um dein allmächtig Haupt, Ewiger! laß mich auf mein Angesicht niederfallen vor dir! Licht, das bleiben wird, wenn auch keine Sonne mehr scheint, zu groß bist du mir, zu unermeßlich! Wer will dich umfassen, Meer, in das Alles sinkt und versinkt, und mein Geist sich verliert — die Funken, die über mir sich drehen als Welten, vielleicht edlerer Ge-

*) „Schwager Schulz, erinnert ihr's euch noch, wie wir Jugend zusammen in Landstuhl gedient, wie wir als Sonntags Abends da mit den Mädels auf's alte Schloß hinaufgestiegen und um den alten Thurm herum gesessen? — Was das eine Freude war, wenn wir so in's Thal hinunter gesungen! Wie mir denn das Alles noch frisch in der Seele steht, wenn ich's so herzlich betrachtet, das Abendroth zur Rechten, und zur Linken die grauen Wolken der Nacht, und dann die sanften Mädels mit ihren zarten Stimmen und die alten Lieder und der Wiederhall, wie das Alles in meiner Seele nachklang; wenn ich dann so durch die verfallnen Mauer-Löcher herab sah in die Dunklung, sich Alles unter meinen Blicken gesenkt und verlor ... und über meinem Haupte hervorklommen aus Gottes Himmel die Sternlein der Nacht — hat's mich doch allemal innerlich durchbebt, daß mir die Augen hell überliefen, wenn ich's so bedacht die menschliche Jugend, was ich damals war und wie vergänglich, und wie es vielleicht schon sein würde in einem Jahr ... Damals bei meiner Seel' hab' ich meine Julle zum erstenmal lieb gekriegt, erinner' mich's mein Lebenlang! Wir saßen neben einander — Schwager, du weißt den Platz — dort wo der brave Franz von Sickingen getroffen ward; da sangen sie just dies Lied vom Liebesthrone, das mir dann mein Lebenlang im Herzen bleibt." —

**) Es waren die wiedererwachenden sanfteren Töne und Stimmungen seiner Kindheit, die hier ausströmten. „Wo seid ihr, harmonische Stunden der Jugend, die ihr an morgenlichen Bildern so oft dies klopfende Herz gewiegt? Von Gottes Wunder stark ergriffen meine Seele dann vollen Flugs zum Himmel stieg! Verloren im Gelispel des Bachs hieng mein Ohr dann nicht mehr, nicht mehr mein nasser Blick am süßeren Blau der Ferne; mir selbst schuf himmlische Phantasie edlere Gestalten ins Herz; schlafende Bilder erwachten in meiner Seele ... Kommt, Bilder sanfter Unschuld, vor meine brünstige Seele! ... Das Auge der Liebe forscht euch herbei. Kommt, schmerzlindernd, liebevoll, heiter, wie Eva aus Gottes Wunderhand gieng ... Entsiegelt die geheimen Quellen meines Innern, reiniget, führet mich ganz wieder der Menschheit nahe! erreget so edle, starke, wahre Gefühle des ersten gottgeschaffnen Mannes in mir, daß diese dichte Dämmrung weiche, Licht um mich werde!" —

bilde Erbtheil; ich Oberſter hier, dort vielleicht Wurm noch, der Kette unterſt Geleich, die ſich zu höheren Geſtalten anſchlingt! ... Wie viele Tauſende leben, trinken dein Licht und harren auf dich, o mein Gott! Welch eine Menge entſchlummert zu dir ... Alle hingeſäet der Verweſung; Alle in Liebe und Hoffnung auf dich!" —

Wegen ihrer innern Verwandtſchaft mit dieſer Gruppe idylliſcher Naturdichter möge noch ein Wort über Salis, Matthiſſon und Koſegarten hier ſeine Stelle finden. — Salis (1762—1834).

Johann Gaudenz, Freiherr von Salis-Seewis in Graubündten, nimmt den Grundzug jener Naturdichter von Geßner bis Hölty in eigenthümlicher wahr empfundener Weiſe wieder auf: dieſelbe Sehnſucht nach ungeſtörtem Naturleben, frei von dem Zwange der großſtädtiſchen geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe; dieſelbe Liebe zur ungeſchminkten Einfachheit, zur Einſamkeit.

„Wer aus ſchöner Natur weihendem Brunnquell ſchöpft,
„Miſſet gerne den niedern Prunk;
„Froh durchirrt er die Flur; froh, wenn auch ſeinen Fuß
„Keine blitzende Schnall' umwölbt. —
„Aber Seelengefühl trinkt ſein geweihter Blick;
„Ihn entzücken des Buchenwalds
„Schattenhallen, der Luft ſternenbeſäter Dom
„Und der Spiegel des klaren Sees." —

Vor weichlichem Sich-gehen-laſſen in Verzagen und Unmuth warnt er in kräftiger Anſprache:

„Ziemt ſich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünſcht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten iſt noch nicht gethan;
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beſchattet das Ende der Bahn." —

Dennoch werden wir eingeſtehen müſſen, daß Salis den Schmerz und das Räthſel des Lebens mehr flieht als überwindet:

„Späh' nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Raſenbord!"

iſt ſein Rath; und ſo hat er wohl für ſich individuell einen Ausweg gefunden:

„Im trauten Schatten ſtiller Entzogenheit*)
„Fand ich den Frieden, der uns erweicht und ſtärkt;

*) Das Ideal ſeines Still-Lebens malt er im „letzten Wunſche" aus: „Ein Hüttchen, ſtill und ländlich, einen kleinen eignen Herd, einen weiſen bewährten Freund;

„Der auf das Schicksal, wie der Weise
„Heiter auf blühende Gräber schauet.
„O du des Weltlaufs süße Vergessenheit,
„Die, um sie mehr zu lieben, die Menschen flieht!“ — — —

Dies bleibt indessen ein ganz individueller Ausweg, der auch nur im Bereiche weniger Menschen liegt; nicht jeder kann sich in die Einsamkeit eines harmlosen Landlebens zurückziehen. Für die schwierigere Aufgabe, für den von jedem zu lösenden Conflikt des Geistes mit der Welt giebt uns die klösterliche Lebensansicht unsers Salis keinen Aufschluß.*) Im Praktischen weist er uns zwar vortrefflich zurecht:

„Wer jeden duldet, liebt was zu lieben ist,
„Von Andern wenig, vieles von sich begehrt,
„Dem sproßt des heitern Friedens Oelblatt,
„Das der Genügsamkeit Stirne kühlet.“ —

Freiheit, Ruh' und Heiterkeit. Für den Abend seines Lebens ein Friedensthal, in eigner Wohnung edle Muße und ein Weib voll Zärtlichkeit.“

Es gilt ihm als Lebensweisheit, die er von Gleims und Flaccus Muse gelernt: den Schleier der Zukunft zu bekränzen, aber nie zu durchspähen; sein Herz offen für Freude und zum Leidenskampfe bereit zu halten; im Mißgeschicke hoffen zu lernen und bei heitrer Zeit des Sturmes zu gedenken:

„Die Natur in ihren Bildern
„Steten Laufs, doch wandelbar,
„Heißt den Schmerz durch Hoffnung mildern,
„Mahnt den Leichtsinn an Gefahr.“ —

*) In der Parabel „Noah's Taube“ giebt er indessen (in seinen) spätern Jahren, nach 1815) einen Wink, der mehr in die Tiefe führen konnte:

„Seht, Reine wählt der Herr zu Zeugen,
„Und zeigt der Demuth seine Bahn!
„Wollt ihr das Land des Glaubens schau'n,
„So lernt Gehorsam und Vertrau'n!“ —

Auch in seinem „Morgenpsalm“ athmet das erhebende Natur- und Gottesgefühl einer reinen priesterlichen Seele:

„Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

„Im Morgenroth, das naher Gletscher Reih'n
Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt,
Verdämmert Seines Thrones Wiederschein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt;
Er leuchtet Huld auf redliches Vertrau'n
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgrau'n.

„Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt,
O Allmacht, dir, die mir Erlöser heißt!“ —

Handelt es sich um unser praktisches Thun und Lassen, so können wir uns an diesen Wink nicht treu genug halten; aber innere Zweifel, Lebensverwicklungen, geistige Conflikte lassen sich durch eine solche Diät doch nur temperiren. Eine endliche Auflösung und Befriedigung kann nur durch Ueberzeugungen gegeben werden, die uns auf einen andern Boden stellen und uns Welt und Schicksal in einem neuen Lichte zeigen.*) —

Es war nicht blos der Ausfluß einer vorübergehenden Jugend-Schwermuth, wenn er in seinem „Grabliede" meinte: den wahren Frieden erlange das Herz erst, wenn es nicht mehr schlage. Auch später noch blieb sein religiöser Glaube mehr tröstende Aussicht in die Zukunft, selten stillende und stärkende Kraft der Gegenwart. Drum zieht es ihn hinüber „ins stille Land für alle Sturmbedrohten, in die freien Räume für Veredlung, ins Land der großen Todten." — Dort „in des Geisterreiches Stille," wo kein Sturm der Leidenschaft tobe, dort finde, wer im öden Thale der umschränkten Wirklichkeit sich fremd fühle,**) die Ideale seliger Vollkommenheit. Diese Stimmung machte ihn oft zum Sänger des Heimwehs, wie früher nach der irdischen, so nach der ewigen Heimath.***)

Das allerdings lernen wir auch bei Salis, daß die edelste Persönlichkeit durch ein reines Gefühl wohl sich und ihre Umgebung zu erheben und zu erwärmen, keineswegs aber damit jenen höheren Frieden von Natur und Geist, von Gemüth und Welt schon zu begründen vermag, der nur das Werk einer tiefer durchgearbeiteten Weltanschauung sein kann.

---

*) Das Bedürfniß darnach liegt schon seiner Klage zu Grunde: daß „durch Forschen und Erfahren" der reine Quell des Liedes verhalle und versiege. —

**) Er sympathisirt darum mit Allen, die für die Ideale ihres Herzens einen unglücklichen Kampf gegen „Tyrannen und Pöbel" gekämpft. Sein Lied: „An die edeln Unterdrückten" (1794) war den „unschuldigen Unterdrückten aller Nationen und aller Zeitalter" geweiht, die „im Kampfe für Menschenrechte Märtyrer der Menschenwürde" geworden. Das verbannte und erwürgte Recht — so tröstet er sie — flehe um Vergeltung und verbürge den Geistern die Unsterblichkeit:

„Ihr die, verpflanzt in arge Zeiten,
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten,
Und fühlt die Schauer eh' es tagt." —

***) Bekannt und beliebt ist sein schweizerisches Heimwehlied „eines Landmanns in der Fremde":

„Traute Heimath meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick. — —
— — „Traute Heimath meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!" —

Was Salis im „Geſang an die Melodie“ von den „zarten Knoſpen der Töne“ rühmt: in ihnen liege leiſe Wehmuth, rührendes Vergnügen und der wonnevolle Schmerz der Sehnſucht — drückt gerade das Eigenthümlichſte ſeiner Poeſie aus. —

Friedrich Matthiſſon (aus der Umgegend Magdeburgs gebürtig; 1761—1832) hieng in Leben und Dichtung mit ſeinem Freunde Salis eng zuſammen;*) nur daß ihm jene Einfalt und Urſprünglichkeit der Empfindung fehlt, die Salis und Hölty auszeichnen. Seine Lyrik bewegt ſich faſt ausſchließlich auf dem Gebiete der Landſchafts-Malerei und der elegiſchen Stimmungen des Gemüthes im Anſchauen ländlicher Natur.

In dem Gedichte „der Genferſee“ (in der Sammlung von 1793) träumt er von dem Himmelsfrieden, den ihm ein Hüttchen und ein Gärtchen („Alles was ich vom Geſchick erbitte“) gewähren würde, dort am Ufer des Leman, wo Clarens — im Buche der Zeiten durch Rouſſeau, „den die Wahrheit ſelber gekrönt“, und durch „die Zauberwelt ſeiner Heloiſe“ fortlebend — und wo Meillerie liegen:

„Hell würde ſich des reinſten Glückes Spur
„Mir dann entwölken fern vom Weltgetümmel.
„Wo Liebe, Freundſchaft, Weisheit und Natur
„In frommer Eintracht wohnen, iſt der Himmel.“ —

Gegen die kalten glatten Formen und Zerſtreuungen der gewöhnlichen Welt fühlt er wie Salis und Hölty den ſtärkſten Widerwillen; Feld und Himmel begrüßt er mit Jubelton, nachdem er „dem Getümmel der Aſſemblee, dem Kreiſe junger Stutzer und betagter Koketten, dem Fächerwehen und Pomadenduft“ entronnen iſt:

„Hier, Freiheit, blüht dein mütterlicher Boden,
„Hier weileſt du!
„Hier wohnt Zufriedenheit; hier weht der Oden
„Der Seelenruh!“ —

Fern „vom Schwarme der Narrenbühne“ ſehnt er ſich nach dem ſelbſtgenügſamen Vaterherde, nach dem Abendreihn der Mädchen auf dem Wieſenplane, nach dem leichten Kahn im Schein des Vollmondes, nach dem Windesfächeln am Hainquelle.

---

*) In dem Liede „die Wehmuth“ deutet Salis ſelbſt dieſe Verwandtſchaft an:

„Du neigſt, wo Gräber grünen,
Dein Ohr zu Hölty's Ton;
Pflückſt Moos von Burgruinen
Mit meinem Matthiſſon.“ —

Dieſe Sehnſucht nach der Stille und dem Frieden der Natur erhebt ſich zuweilen auch über die Natur*) und begleitet den Flug der befreiten „Pſyche“ zur Geiſterwelt:

„Wonne! wo kein Nebelſchleier
Ihres Urſtoffs Reine trübt,
Wo ſie geiſtiger und freier
Den entbundnen Fittig übt.“

Theobul Koſegarten (aus Mecklenburg, 1758—1818) gehört um ſeiner Idyllen willen zu Geßner; ſeine landſchaftlichen Gemälde weiſen ihm aber auch neben Matthiſſon und Salis eine Stelle an. Wenn jene beiden Dichter vorzugsweiſe die ſchweizeriſche Scenerie ſchildern, ſo iſt dagegen die Oſtſee und beſonders die Inſel Rügen ſein Gebiet, deren großartige Naturbilder ſo reich ſind an Anregung für jedes Dichter-Gemüth:

„Inſel, es lüftet den Wandrer, indem vorüber ſein Schiff fliegt,
„Anzulanden auf dir, in der Waldnacht dämmernder Kühlung
„Luftzuwandeln, zu treten hinaus in das ſonnige Blachfeld,
„Dann zu vertauſchen die Flur mit den ſanft ſich hebenden Anhöh'n,
„Dann von des Eilands Kamm rings um ſich zu ſchaun in die Bläue;
„Dann in der Spalte verſteckt, der verborgenſten engſten des Ufers —
„Himmel nur über dem Scheitel, und unter den Füßen das Meer nur —
„Sinniger Ruhe zu pflegen und andachttrunkner Betrachtung.“ — —
„Gruß dir, Inſel, und Preis! hochheiliger Boden, auf dem einſt
„Angebetet der Nord den Vater des Alls und die große
„Mutter, die Alles was iſt gebiert, ſäugt, wärmt und beſeligt!“ **)

---

*) Aber die Verläugnung und Knickung der Natur durch klöſterliche Asceſe erſcheint ihm als ein Lebensmord. Sein Gedicht „das Kloſter“ redet die Nonnen vergangener Zeiten an:

„Der Mutter-Name, für ein zärtlich Ohr —
Der Stimme der Natur noch unentwöhnt —
Der höchſte Zauberklang im Schöpfungschor,
Hat nie den Himmel euch ins Herz getönt.
„Vernichtung dräute ſchon, als euer Loos
Euch zum Altar der Opferweihe rief,
Dem Funken, der vielleicht in euerm Schoß
Zu Luthern und Timoleonen ſchlief!“ —

**) Ueber Natur-Religion ſcheint Koſegarten, der Paſtor zu Altenkirchen (auf Rügen), wenigſtens als Dichter damals nicht hinausgekommen zu ſein:

„Mehr als der Andacht Pſalm, mehr als des Beters Knieen
„Ehrt Menſchenſeligkeit den großen guten Geiſt,
„Der Maienroſen blühn und Morgenröthen glühen
„Und Orionen funkeln heißt.“ —

Unter jener „Menſchenſeligkeit“ verſteht er, im Zuſammenhange des Gedichtes, Liebesglück. „Der Himmel Melodie iſt Liebe; ſie iſt der Pulsſchlag alles Lebens“ u. ſ. w. —

Wer je auf dem ſtolzen Kreidefelſen der Stubbenkammer geſtanden und dort bei auf- und niedergehender Sonne oder in der Sternen-Nacht ſein Auge ſtill betrachtend auf Wald und Meer ausruhen ließ, der verſteht den Dichter, wenn dieſer ſingt:

„Daher durch Waldes Dunkel glänzt — in feiervoller Majeſtät — das düſterblaue Meer. — — „Schwindel faßt den Staunenden und löſt ſein Knie — und wirft ihn betend hin. — Dich, Obelisk der Ewigkeit — Dich thürmete dem Ewigen — die feiernde Natur. — — „Am hohen Ufer donnernd bricht — die Brandung ſich, ermannt ſich, kehrt — mit neuem Grimm und ſtäupt — die alte Felſenwand. Umſonſt — ſie ſteht und beut dem Stürmenden — die ſchaumbeſprützte Bruſt!“ —

Und wie gern möchte jedes deutſche Herz in den frommen Wunſch am Schluſſe des Gedichtes einſtimmen, wenn er vom hohen Königſtuhl (auf Stubbenkammer), „dem erhab'nen Markſtein des hohen Vaterlandes,“ herunterruft:

„Halt ſtill, o Meerdurchſchwärmer, halt!
Und neige willig Haupt und Knie
Vor Deutſchlands Herrlichkeit!
Voll wie das Meer iſt Deutſchlands Kraft,
Und trotzt wie dieſe Uferwand
Dem Schickſal und der Zeit!“ —

3. Klopstock in Kopenhagen und der Bernstorff'sche Kreis.

Schon in den ersten Wochen seines Zürcher-Lebens hatte Klopstock einen Ruf nach Kopenhagen erhalten,*) der es ihm möglich machte, ganz seinem innern Berufe zur dichterischen Verherrlichung des Messias zu leben. Diesen Ruf verdankte er dem Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, der es sich zur Aufgabe machte, auch in der dänischen Hauptstadt eine Pflanzstätte deutscher Bildung zu gründen.**)

Graf Bernstorff (aus Hannover, 1712—1772) war schon als Gesandter in Paris durch den Gothaischen Kabinetsprediger Klüpfel auf

*) „Wir waren — schreibt Bodmer an Zellweger 5. Septb. 1750 — den 10. Aug. von Winterthur zurückgekommen ... Mit den ersten deutschen Briefen erhielt Kl. ein ungemein höfliches Schreiben von dem Baron von Bernsdorf, der ihm die Nachricht gab, daß der dänische König ihm einen jährlichen Gehalt von 400 Reichsthalern gratificirt hätte, damit er die Messiade mit guter Muße und ohne Distraction verfertigen könnte. Zugleich wäre ihm ein Reisegeld geordnet worden, damit er nach Kopenhagen käme, wo man ihn vor dem Winter erwartete. In den ersten Stunden schien Hr. Kl. von dieser königlichen Gnade ganz eingenommen. Hernach aber machte er die Betrachtung, daß er sich in Kopenhagen würde einschließen müssen, daß er entfernt von seinen Freunden und in der Sklaverei würde leben müssen. Er ließ schier drei Wochen vorbeigehen, ohne daß er dem Baron von Bernsdorf antwortete." —

**) „Die Künste fanden in Bernstorff einen Beschützer, die Wissenschaften einen Kenner und Belohner ... Er verband, um ihren Flor zu befördern, seine Bemühung mit dem Eifer des Staatsmannes (Graf Moltke), den sein König wie einen Freund geliebt hat, und der seine Macht nur um wohl zu thun übte. Der Einigkeit dieser beiden Minister hat die Nation den schnellen Fortgang ihres Geschmacks zu verdanken ... Klopstock und Cramer und Berger, der Arzt, wurden sämmtlich durch Bernstorff gerufen, von ihm geliebt und durch seinen König belohnt. Niebuhr ward durch seinen Schutz aufgemuntert, den Verlust seiner unglücklichen Reisegefährten durch sein bescheidenes Werk zu ersetzen. Auch wichtige Unternehmungen auswärtiger Gelehrten hat B. unterstützt ... Er unterhielt mit den berühmtesten einen beständigen Briefwechsel und schritt mit den Kenntnissen seines Zeitalters fort ... Auch der Lieblingsgedanke unsers Jahrhunderts, die Verbesserung der Schulen, war eine Angelegenheit seines Herzens." — Vgl. Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. v. Bernstorff; 1777. In Sturz Schriften Bd. I. Leipzig 1779 und 1786.

die ersten Gesänge der Messiade aufmerksam gemacht worden; nach Kopenhagen zurückgekehrt, wirkte er mit seinem Freunde, dem Grafen Adam von Moltke (1709—1792), dem Minister Friedrichs V., gemeinsam bei dem Könige für Klopstocks Berufung. — Eine der glücklichsten Wendungen im Leben unsers Dichters führte ihn in die Nähe eines edeln Staatsmannes, der ihm mit ehrender Auszeichnung entgegen kam, der gern die Stunden seiner Erholung durch den Umgang mit dem ernsten Schriftsteller verschönerte und im Gedränge seiner Amtsgeschäfte noch Zeit fand, die dichterischen Entwürfe des jungen Freundes (z. B. das Manuscript seines „Hermann“) zu prüfen. — Der Staatsmann, der den Sänger des Messias liebte und schützte, sah in der Religion nicht einen Zügel des Pöbels, sondern die Kraft und den Trost des gewissenhaften Mannes; er wollte sie geachtet wissen, ohne die Freiheit des geistigen Lebens durch sie beschränken zu lassen*). In ihr schöpfte er beim Beginn des Tages die feste Haltung der Seele, die ihn zu den Arbeiten und Kämpfen seines schweren Amtes waffnen sollte;**) hierin, wie noch in andern Charakterzügen, erinnert er am ehesten an einen großen englischen Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts, an Robert Peel. Der Schluß des Tages gehörte seiner Familie und seinen Freunden; dann ergieng er sich im auserlesenen Kreise, der sich um ihn sammelte, in Gesprächen über die großen ewigen Interessen der Menschheit. Sturz, der mit Klopstock und Cramer an diesen Abendstunden Theil nehmen durfte, schildert sie noch in der Erinnerung (1777) mit dankbarer Begeisterung: „Wir hiengen alsdann an seinem Munde, und labten uns mit Sokratischer Weisheit; hier entfaltete sich sein Herz und sein Geist; der Schleier der Würde fiel nieder, und die erhabene Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit; wir verließen ihn nie, ohne wärmer für die Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet oder gebessert zu sein.“ —

*) „Er verlangte, daß die herrschende Religion in ihrer Reinigkeit gelehrt werden sollte, weil Vernünftelei und Polemik den großen Haufen nicht bessert; aber darum war er keinen Zweiflern gehässig, nicht gegen ihre Verdienste unempfindlich. Es fiel seinem Herzen nicht schwer, Orthodoxe und Irrende zu ehren, den erleuchteten Cramer zu lieben und den redlichen Basedow zu schätzen, die aufrichtigen Anhänger aller Religionen als seine Brüder zu ertragen. Bei Besetzung geistlicher Aemter zog er immer den Mann von unsträflichem Wandel, der durch sein Beispiel zur Nachahmung reizt, dem größern Gelehrten vor.“ — Sturz Schriften I. S. 60.

**) „Die ersten Stunden des Tages waren der Religion, und zwar nicht ihrer Uebung allein, sondern auch ihrer Untersuchung gewidmet; er las die größten Theologen aller Zeiten; er verglich ihre Lehren mit den heiligen Quellen, untersuchte und prüfte ihre Glaubwürdigkeit, und waffnete sich gegen ernsthafte Zweifel .... So, durch hohe Betrachtungen aufgeheitert, gieng B. mit Freuden an die Geschäfte seines Berufs.“ — Ebendas. S. 78.

„Lieben Sie diesen großen Mann!“ ruft auch Klopstock voll Bewunderung nach einjährigem Umgange (Brief an Gleim 9. April 1752). „Er verdient es in der That; welche Rechtschaffenheit in allen seinen Handlungen, welche Einsicht und welche Bescheidenheit!“ —

Auch zum Grafen Moltke stand er im freundlichsten Verhältnisse; er erzählt, wie er ihm den ganzen fünften Gesang des Messias vorgelesen, und wie oft ihn der Graf, ergriffen von der Schönheit des Gedichtes, durch den Ausdruck seines Beifalls unterbrochen habe.*)

Der König selber behandelte ihn mit großer Auszeichnung und unterhielt sich oft Stunden lang mit ihm in vertraulichen Gesprächen; gleich im ersten Frühling (1751) nahm er ihn mit sich auf sein Lustschloß Friedensburg. „Ich genieße hier alle Ruhe und Süßigkeit des Landlebens — schreibt Kl. — besonders da es der beste und menschlichste Mann in Dänemark, der König, haben will, daß ich hier sei.“ **) Einem solchen Könige huldigte der Dichter mit aufrichtiger Verehrung, wie sie der Adel einer reinen Gesinnung einflößt:

„Kann was heiliger uns als ein Gebieter sein,
Der zwar feurig und jung, dennoch ein Weiser ist,
Und die höchste der Würden
Durch sich selber noch mehr erhöht?“

*) Ein anderes Beispiel von der Wirkung der Messiade in vornehmen dänischen Kreisen führt Cramer (in den „Briefen von Tellow an Elisa“ 1777) an, bei Erwähnung einer Vorlesung des Messias bei der Gräfin Holk: „Die feinsten Anspielungen auf biblische Geschichten verstand sie den Augenblick; sie hat, das sah ich, ihre Bibel gelesen ... Am meisten wirkten die einfachsten, still erhabenen Stellen der Empfindung, gerade die, wo so Viele über Langeweile und Ermüdung klagen, die Gebete der Engel, die Triumphlieder, die Gespräche des Herzens ... Cidli, Portia ... die Wonnen der Auferstandenen .. die Gefühle der Ewigkeit, das Trauern um den Gekreuzigten ... Das Herz! wer hat das je zu bewegen gewußt, wie er? Da wir sein eigen Schicksal lasen, Gedor und Cidli — ich konnte nicht mehr, stand auf, gieng weg. Sie umarmte ihren Gatten, und beide fühlten, wie glücklich sie noch sind. Da ich wieder kam, waren ihre Augen roth .. Wir waren eine Stunde lang alle stumm.“ —

**) „Es ist — fährt Kl. fort — eine rechte Menge prächtiger Lustschlösser über die Insel zerstreut. Der König hat sich das kleinste, aber das angenehmste in Betracht der Lage, zu seiner Landlust erwählt. Er selbst hat nur ein Zimmer für sich und ein kleines Audienzzimmer, aber rings um sich her Wald und hundert sich durchschneidende Alleen im Walde, in welchen sich das Auge verliert.“ —

In der Ode „Friedensburg“ hat Kl. jene Gegend besungen:

„Auch hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand
Ueber Hügel und Thal lebende Schönheit goß,
Mit verweilendem Tritte,
Diese Thäler zu schmücken, still.

„Sieh den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat,
Und den schimmernden Abend
In der grünlichen Dämmrung birgt.“

Der frühzeitige Tod Friedrichs V. (1723—1766) hatte wenige Jahre ſpäter (1770) auch für Klopſtocks Stellung wichtige Folgen; unter Friedrichs ſchwachſinnigem Sohne und Nachfolger, Chriſtian VII. (1749—1808), war es ſeinem Günſtlinge Struenſee gelungen, den Grafen Bernſtorff zu ſtürzen; mit ihm zog ſich auch Klopſtock nach Hamburg zurück, wo er bis an das Ende ſeines Lebens blieb (1770—1803).

Das ſchönſte Blatt in Klopſtocks Kopenhagener Leben war ſein häusliches Glück (1754—1758) im Beſitze ſeiner Meta. Dieſe reine in zweijährigem Brautſtande und in vierjähriger Ehe ihm erblühende Jugendliebe muß einem kühleren poeſieloſen Geſchlechte ſelbſt wie eine Dichtung erſcheinen, und doch war ſie volle Wahrheit und erlebte Wirklichkeit: ein Lebensbild, ganz dazu geeignet, für das ſchmerzliche Wort des franzöſiſchen Staatsmannes und Geſchichtſchreibers Zeugniß abzulegen, daß „Liebe und Ehe“ ſich nicht widerſprechen, daß Tiefe und Glut der Gefühle in geſunden Charakteren mit der heiligen Zucht des Lebens und der reinen Sitte nicht unvereinbar ſind.*)

Auf der Durchreiſe (von Zürich nach Hamburg) hatte Kl., durch Giſeke's Vermittlung, ſeine nachherige Gattin in Hamburg kennen gelernt (1751); ſein Meſſias hatte ihm den Weg zu ihrem Herzen gebahnt. Sie erzählt dies ſelbſt in einem Briefe an Richardſon (14. März 1758): „Einſt in einer glücklichen Nacht las ich meines Mannes Gedicht: der Meſſias. Ich war ſehr gerührt. Den folgenden Tag fragte ich einen Freund nach dem Autor dieſes Gedichts, und dies war das erſte Mal, daß ich Klopſtocks Namen hörte. Ich glaube, ich liebte ihn gleich; meine Gedanken waren immer erfüllt mit ihm, weil ſein Freund mir ſo vieles von ſeinem Charakter ſagte. — Kl. kam (nach Hamburg) und kam zu mir ... Den andern Tag ſah ich ihn wieder, auch den folgenden, und wir waren ganz ernſthaft Freunde; aber den vierten Tag verreiſte er ... Von dieſer Zeit an war unſer Briefwechſel recht fleißig. Ich hielt aufrichtig meine Liebe

---

*) Guizot in ſeiner anſprechenden Monographie: „l'amour dans le mariage“ Étude historique (eine deutſche Bearbeitung iſt in meinen „Monatsblättern für innere Zeitgeſchichte,“ Gotha bei J. Perthes Jahrgang 1857 Band IX unter dem Titel gegeben: „Lady Rahel Ruſſell. Ein weibliches Charakterbild des proteſtantiſchen Englands“).

„Notre temps — ſo klagt Guizot — est atteint d'un mal déplorable: il ne croit à la passion qu'accompagnée du déréglement; l'amour infini, le parfait dévouement, tous les sentiments ardents, exaltés, maîtres de l'âme, ne lui semblent possibles qu'en dehors des lois morales et des convenances sociales; toute règle est à ses yeux un joug qui paralyse, toute soumission une servitude qui abaisse, toute flamme s'éteint si elle ne devient un incendie.“ —

für Freundschaft ... Endlich sagte Kl. deutlich, daß er liebte, und ich staunte wie über eine fremde Sache. Ich antwortete, daß es nicht Liebe, nur Freundschaft sei, was ich für ihn fühlte, wir hätten uns nicht lange genug gesehen, um zu lieben, als ob Liebe mehr Zeit bedürfte als Freundschaft ... Ich behielt diese Meinung, bis Kl. wieder nach Hamburg zurückkam (1752) ... In kurzer Zeit konnte ich es Kl. selbst sagen, daß ich ihn liebte. Aber wir mußten uns wieder trennen, und warteten zwei Jahre bis zu unserer Verheirathung.

„Ich bin die glücklichste Frau in der Welt; in einigen Monaten ist es vier Jahre, daß ich so glücklich bin, und ich liebe Kl., als ob er noch mein Bräutigam wäre ... Wenn Sie sein Gedicht kennen, so kann ich ihn sehr kurz schildern, daß er die Achtung, die ihm als Dichter gehört, auch in allen Dingen verdient.“*) —

Ein solches Gemüth hatte das Recht von sich zu sagen: „Keine meiner Freundinnen ist so glücklich wie ich; aber keine hatte auch den Muth, sich so zu verheirathen wie ich; sie haben geheirathet, wie die Leute sich verheirathen, und sind auch so glücklich, wie die Leute glücklich sind.“ **)

---

*) Zwei Monate später schreibt sie wieder an Richardson (6. Mai 1758): „Sie werden denken, daß zwei Personen, die sich so lieben wie wir, nicht zwei Zimmer nöthig haben; wir sind immer in demselben. Ich, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebe Antlitz meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabenen seines Gegenstandes. Mein Mann liest mir seine neuen Verse, und erlaubt mir seine Kritiken ... Die Verse des Gedichts sind ohne Reime, sind Hexameter. Mein Mann ist der Erste, welcher diese Art Verse in unsere Sprache einführte.“ —

**) In diesem reinen zum Höchsten emporstrebenden Sinn hatte sie schon als Braut (1752) an ihn geschrieben: „Du wirst in mir ein Weib finden, welches danach strebt, Dir so viel als möglich nachzuahmen ... Ich vertraue unserm gütigen Gott, er wird Dich wieder herstellen, weil er mich glücklich machen will. Er weiß es, daß durch Dich ich immer besser werde. — Gestern Abend, wie ich in mein Zimmer gegangen war, da dachte ich: vielleicht betet dein Klopstock jetzt mit dir, und meine Andacht ward dadurch noch feuriger. O wie süß ist es, Gott anzubeten! Welche Entzückung ist es, ihn finden! O wie selig können wir schon hier sein! Aber Du hast Recht, wenn es schon so viel hier ist, was wird es nicht dort sein! Und auch dort werden wir zusammen sein ... Ehe ich von Dir geliebt wurde, fürchtete ich das Glück. Mir war bange, daß es mich von Gott zerstreuen möchte. Wie sehr irrte ich mich!.. Eine Glückseligkeit, wie die meine, nähert mich ihm vielmehr.“ —

Und nach einjähriger Ehe schreibt sie (Juni 1755 aus Lingbye bei Kopenhagen) an ihre Schwester: „Wie glücklich ist Eure Meta! Ein ganzes Jahr habe ich nun schon meinen Kl. Und weiß es, daß er der Mann ist, den ich mir von ihm vorstellte. Ihr Lieben, vergeßt doch nicht, Gott immer für mich zu danken! — — Mein Kl. ersetzt mir Mutter, Schwestern und Freundinnen ... O ihr Mädchen, die ihr glaubt, es ist so was leichtes, euer Vaterland mit einem fremden Lande zu vertauschen — geht nicht, wenn ihr keinen Klopstock habt!“

Im Beſitze einer ſolchen Gattin konnte Kl. ausrufen: „Mein Leben bis dahin war nur ein Traum. Jetzt erſt umfaſſ' ich den Werth des irdiſchen Lebens, und preiſe den Gott der Himmel, der mir die Gefühle gab, in dieſem wahren Leben ihn verherrlichen zu dürfen!" —

Nach vier Jahren ſchon ſtand er an Meta's Sterbebette (28. Novbr. 1758). Der Sohn, „den ſie nicht gebären konnte" und auf deſſen Geburt ſie ſich ſo ſehr gefreut hatte, gab ihr den Tod, den ſie wie eine chriſtliche Heldin ſtarb. „Sie war gemacht (bezeugt Kl. von ihr) mit der Arria zu ſagen: „Pätus, es ſchmerzt nicht." — Einſt, drei Jahre vor ihrem Tode, hatte ſie ihrer Schweſter erzählt: „Mir hat geträumt, daß du mir in meiner Todesſtunde beiſtandeſt; ich ſtarb, ſo wie ich wünſchte zu ſterben; meine letzten Worte waren, du ſolleſt nicht weinen; ich käme ja zu meinem Gott und zu meinem Erlöſer; und ich fühlte, wie ich verſchwand." — Und wenige Monate vor ihrem Ende konnte ſie ihrem Manne ſchreiben (September 1758): „Ich bin, unſerm Gott ſei Dank! ſtark genug, von meinem Tode zu reden. — Wenn ich nach den Umſtänden ſchließen wollte, ſo wäre viel mehr Wahrſcheinlichkeit für Leben als für Tod; aber ich bin ſehr ruhig zu jedem von beiden. Was Gott will. Ich erſtaune manchmal ſelbſt über dieſe Gelaſſenheit ... da ich doch ſo glückſelig in dieſer Welt bin. O was iſt unſere Religion! Was muß die Ewigkeit ſein, von der wir ſo wenig wiſſen, und unſere Seele ſo viel fühlt... Gott mag mir geben was er will, ein ferneres Leben mit Dir oder ein Leben mit Ihm! ... Denke nur, wo ich hingehe! und ſo ſehr Sünder dies von einander gewiß ſein können, kannſt Du gewiß ſein, daß ich dahin gehe. So kann das Gefühl eines Chriſten nicht trügen! Und da folgſt Du mir nach, Dein Kind auch. Und da lieben wir uns fort, die Liebe, die gewiß nicht zum Aufhören gemacht war, unſere Liebe." *) —

So war denn auch eines ihrer letzten Worte beim Abſchiede von Kl. auf ihrem Schmerzenslager: „Er mache wie er es will! und er wird es gut machen!" **) —

Wieder ein Jahr ſpäter (Oktober 1756): „Ihr wißt nicht, welch ein Chriſt er iſt! Aber nicht nur in der Empfindung, ſondern auch in der Ausübung. O wie ſtreng iſt er gegen ſich ſelbſt! ſo wenig er es bei andern iſt." —

*) „Ich habe — antwortete Kl. — meinen Geſang von der Allgegenwart von neuem durchgeleſen ... Wenn mir Gott die Gnade giebt, mich dieſen Vorſtellungen zu überlaſſen, dann bin ich gar nicht weit von Dir! Er ſchließt Dich und mich rings um ein. Er hält ſeine Hand über uns. Gott iſt, wo Du biſt! Gott iſt, wo ich bin. — Wir hängen völlig von ihm ab. Sein Aufſehen bewahrt unſern Odem." —

**) Nach Klopſtocks Bericht an Cramer (5. December 1758) in der Einleitung zu den „hinterlaſſenen Schriften von Margaretha Klopſtock." Leipzig 1816. (Band II der Werke Klopſtocks). — Die Gräfin Bernſtorff ſchrieb dem Dichter nach ſeinem Ver-

Sie ruht an der Seite ihres Gatten, auf dem stillen Kirchhofe zu Ottensen; wer jene geweihte Stätte heute betritt, der denke an Friedrich Rückerts „Gräber zu Ottensen“:

„Zu Ottensen, von Linden beschattet, auf dem Plan
Ist noch ein Grab zu finden, dem soll, wer trauert, nahn.

„Dort in der Linden Schauer soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer ihm mag gelindert sein.

„Mit seiner Gattin lieget und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget den Tod hat durch ein Wort.

„Es ist der fromme Sänger, der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger der Palm', im Tod entstieg.“ —

Aus dem Freundeskreise Klopstocks in Kopenhagen nennen wir noch zwei Namen: Sturz und Gerstenberg.

Helfrich Peter Sturz (aus Darmstadt, 1737—1779), der 1762 nach Kopenhagen gekommen war und dort als Privatsecretair Bernstorffs seine Laufbahn mit den günstigsten Aussichten eröffnete, hat uns eine Charakteristik Klopstocks entworfen, die aus vertrautem Umgange (1762—1770) mit dem Dichter in der zweiten Hälfte seines Kopenhagener Lebens entstanden ist.*)

---

luste: „Sie erbauen mich durch die Unterwerfung, mit der Sie Ihr Unglück ertragen... Ach, Sie sind glücklich... Sie sind der Erste, den ich sich bei einem großen Unglücke so völlig dem Willen Gottes unterwerfen sehe... Nachdem ich Ihre Briefe gesehen habe, habe ich eingesehen, daß man durch die Religion das fürchterlichste Schicksal, ohne darunter zu erliegen, ertragen könne. — Ihr Beispiel hat viel Einfluß auf mich gehabt.“ —

Einen Nachruf voll tiefer Empfindung enthält die Schlußstrophe der „frühen Gräber“ (1764):

„Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Maale schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!“ —

Und eben so in der Ode „die Sommernacht“ (1766):

„Ich genoß einst, o ihr Todten, es mit euch,
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!“ —

In der „Frühlingsfeier“, die im ersten Frühling (1759) nach dem Verluste seiner Meta entstanden war, heißt es — wohl auch in Bezug auf diese Führung — bedeutsam:

„Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird!“

*) „Klopstock. An Boie.“ Schriften I. S. 322 ff.

„Meine Bekanntſchaft mit Kl. — erzählt Sturz — bildete ſich ſchnell, und in ſieben unvergeßlichen Jahren ſind wenige Tage verfloſſen, worin wir uns nicht ſahen. Nie hat in dieſer Zeit ein Wölkchen Laune unſere Freundſchaft umdämmert, denn auch als Freund iſt Kl. „Eiche, die dem Orkane ſteht.“ — Er iſt heiter in jeder Geſellſchaft, fließet über von treffendem Scherz, ſpottet nie bitter, ſtreitet beſcheiden. Ein Hofmann iſt er nicht, ſeine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntſchaft mit Vornehmeren zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht ſchätzte, aber er ſchätzt den Menſchen noch mehr. Er forſcht tiefer nach innerem Gehalt, ſobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet als eine Beſchimpfung die kalte beſchützende Herablaſſung der Großen. Selten findet ihr ihn in der ſogenannten guten Geſellſchaft, im Zirkel abgeſchliffener Leute, bei welchen kaum ein Gepräge mehr kenntlich iſt. — Dafür zog Kl. lieber mit ganzen Familien ſeiner Freunde auf's Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten ſich mit. Wir ſuchten dann unwegſame Oerter, finſtere, ſchauervolle Gebüſche, einſame Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, ſpäheten jedes Naturgeſicht aus, lagerten uns endlich unter einer ſchattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend; ja nicht ſelten miſchten wir uns drein. — Kl. iſt immer mit Jugend umringt. Wann er ſo mit einer Reihe Knaben daher zog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies iſt Gefallen an der unverdorbenen Natur. Deutſchland verdankt ſeiner Jugendliebe einige ſeiner beſſern Menſchen; unſere Stolberge und Karl Cramern hat ſeine Zärtlichkeit früh gebildet. — Sein Leben iſt ein beſtändiger Genuß. Er überläßt ſich allen Gefühlen, und ſchwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wann ſie aus dem Kunſtwerk athmet, iſt die Kunſt ſeiner Huldigung werth; aber ſie muß wählen, was Herzen erſchüttert oder ſanft bewegt. — Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers. Eine Mondnacht auf dem Eiſe iſt ihm eine Feſtnacht der Götter. Die Holländer ſchätzt er gleich nach den Deutſchen, weil ſie ihre Tyrannen verjagten und die beſten Eisläufer ſind. Einſt traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachſinnen an: Sehen Sie, rief er, man vereinigt Meere, wenn man dieſe Flüſſe verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen. Das wäre doch unſerer Fürſten noch würdig; denn ſo hätte man Deutſchland durch ein herrliches Eisband vereinigt. — Er hat Geſetze für den Eislauf gegeben mit einem Soloniſchen Ernſte. Ueber Alles, auch über ſeinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten.“*) —

*) Sturz bekennt, nur in einer Lieblingsmeinung Klopſtocks, in ſeinem Vaterlandsſtolze, nicht mit ihm übereinſtimmen zu können. Sturz, als ein poli-

Gerstenberg (1737—1823, aus Tondern in Schleswig) hatte sich früher in seinen „Tändeleien" (1759) zu der Schule Gleims und Geßners bekannt. Dort wie in den „prosaischen Gedichten" sticht die Ueppigkeit mancher Stellen sonderbar ab gegen die sentimentale Melancholie anderer Ergüsse. Moralische Bedenken hingegen sucht er in der Vorrede mit der Bemerkung abzuweisen: Werke der Dichtkunst dürfe man nicht nach ihrem Inhalte, sondern nach der Bildung, nach dem Genie beurtheilen, womit sie bearbeitet seien. —

Im Umgange mit Klopstock*) und unter seinem Einflusse veränderte er den Ton seiner Dichtungen, wofür das „Gedicht eines Skalden" (1766) öffentlich Zeugniß ablegte; ebenso die „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766—1771).

Das Grellste und Spannendste, was nachher aus dem Klopstock'schen Kreise hervorgegangen, ist Gerstenbergs Ugolino (1768), den Klopstock beifällig begrüßte**); ein Drama, das auf rohe Stoffwirkung,

---

tisch gebildeter Kopf, sah die damalige Wirklichkeit mit allen ihren Schattenseiten, Klopstock, der Dichter, sah Ideale der Vergangenheit und der Zukunft. Also waren beide im Rechte. —

„Sei stolz — so redet Sturz den Deutschen an — auf deinen Hermann, auf den Helden Friedrich!.. Nenne Leibniz, Klopstock und Lessing der Nachwelt!.. Dennoch laßt uns nicht vergessen, daß Vaterland und Freiheit in unserer Sprache nicht viel mehr sind als Töne ohne Meinung... Wo ist der lebendige Geist, der uns allgewaltig und zu Einem Endzweck ergreifet? der uns an Einer Kette halten sollte, wie Jupiter die Schicksale hält? Wo ist Regulus' Tugend?... Sprich den Fürsten nicht Hohn, freiheittrunkener Jüngling, der du vielleicht als Mann zu ihren Füßen kniest! Und sie verdienen auch deinen Barden-Eifer nicht, denn viele unter ihnen sind freundlich und gut, und verleihen selbst den Fürstenhassern Brot. Aber träume nicht von Freiheit, so lange noch an jedem Hofe jeder Laut des Muthes verstummt, so lange unser Eigenthum nur von einer Schatzverordnung zur andern sicher ist, so lange unser Blut eine Lands- und Domänen-Waare bleibt" u. s. w. Schriften II. S. 342.

*) Sturz erzählt von diesem Umgange: „Wie oft lauschten wir (Klopst. u. St.) an unsers Gerstenbergs Klavier, wann er den holden Wechselgesang mit seiner Gattin anstimmte! G. lebte damals bei Lingbye, und hatte durch eine Reduktion den größten Theil seiner Einkünfte verloren; aber in seiner Hütte wohnten heitere Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe. Hier sang er seinen unsterblichen Skalden, manches holde katullische Lied und erfand die goldenen Träume des leidenden Gaddo." —

**) „Gerstenberg hat einen Ugolino gemacht, der trefflich und, mich däucht, nicht zu schrecklich ist. Ich habe das kleine Verdienst dabei, ihn aufgemuntert zu haben." — Klopstock an Gleim, 19. Decemb. 1767 aus Kopenhagen. — Auch Herder betonte in einer Anzeige des Ugolino aus seiner Jugendzeit (1768) die Bewunderung für das Talent des Verfassers, trotz vielen Ausstellungen, die er gegen das Drama machte: „Ich folge zuerst dem Strome meiner Empfindung, und sage, daß das Stück im Ganzen große Eindrücke machet, daß es, Scenen durch, aus der tiefsten Brust bittere Thränen erpresset... daß sich in ihnen eine tiefe innere Kenntniß der menschlichen Seele äußere... daß bei allen seinen Fehlern und übertriebenen Stellen ein Dichter der ersten

auf maßloſe Gefühlswühlerei abzielt. — Klopſtock hatte, wie es ſcheint, keine Ahnung davon, daß in ſolchen Arbeiten ihm die warnende Ueberſpannung ſeiner eigenen Manier entgegentrat. —

Gerſtenbergs Verſetzung nach Altona (ſeit 1785) brachte ihn wieder in die Nähe Klopſtocks; ſeine ſchwärmeriſche Parteinahme für die Kantiſche Philoſophie, gegen die ſich Klopſtock ablehnend verhielt, war aber nicht geeignet, damals ihre Freundſchaft in der alten Innigkeit wieder aufleben zu laſſen. —

Größe (!) von wilder und weicher Imagination, von tiefer Empfindung und einem innern unnennbaren Sinn ſpreche, der unſerer Nation in der Folge was Außerordentliches zuſagt ... Die Charaktere ſind alle ſtark, und oft recht mit Shakſpeariſch wildem Feuer gezeichnet." — Vgl. Herders Lebensbild I. 3, 2. „Arbeiten in Riga." —

4. Klopstock in Hamburg und der Göttinger Dichterbund.

Als Klopstock seinem edeln Freunde, dem durch Struensee's Kabale gestürzten Minister Bernstorff (1770), nach Hamburg folgte, wo er bis an sein Ende blieb,*) hatte Lessing kurze Zeit vorher diese Stadt verlassen, die seine Dramaturgie hatte entstehen sehen. Schon der Name Lessings, ein Blick auf sein Hamburger Leben, reicht hin, um an die damalige geistige Regsamkeit, an die culturgeschichtliche Bedeutung Hamburgs zu erinnern. — Diese rasch aufblühende Handelsstadt war damals neben Leipzig und Berlin, und vielleicht mehr als beide, einer der geistigen Mittelpunkte und Vororte unserer neuen Culturperiode in Norddeutschland; wie Weimar und Jena dann später diese Bedeutung für den Norden und Süden zugleich hatten.

Für die Behauptung und Ausbreitung seines geistigen Einflusses hätte Klopstock keinen geeigneteren Ort als Hamburg wählen können; hier stand er im Centrum eines Kreises, dessen Radien nach Holstein (wo die Stolberge, Cramer, Claudius, Voß, Gerstenberg lebten), nach Braunschweig (Ebert, Zachariä, Jerusalem u. a.), nach Halberstadt (Gleim und Klamer Schmidt), Göttingen, Königsberg (Hamann) und Riga (Herder) sich erstreckten. Zwar an der Spitze der neuen geistigen Bewegung, die er hervorrufen half, konnte er sich nicht halten; andere und bedeutendere Geister als er waren bestimmt, diesen Beruf zu übernehmen: die Lessing und Herder, die Goethe und Schiller, die Fichte und Schelling u. a. Dennoch

*) Einen Augenblick schien es, als ob auch Kl. in Bernstorffs Schicksal verflochten werden sollte; seine Pension wurde in Frage gestellt. „Was ich lange vermuthet habe — heißt es in einem Briefe an Gleim vom 15. April 1771 — scheint jetzt wahr zu sein, nämlich, daß ich mein Gehalt verlieren werde." Es wurde nämlich die amtliche Anfrage an ihn gerichtet: *nach welchen Verdiensten und aus was für Ursachen er eine Pension habe?* — Die Frage verletzte ihn so empfindlich, daß er auf die dänische Pension ganz verzichten wollte. „Oder darf ich, fragt er, dies Zutrauen *zu meinem Vaterlande* nicht haben?" — Die Sache wurde inzwischen wieder beigelegt.

wirkte auch sein Vorbild und Ansehen lange noch fort, wie wir uns dies zunächst am lebendigsten in den Stiftern und Geistesverwandten des Göttinger Hainbundes vergegenwärtigen können. Aber gerade an diesem Klopstock'schen Schülerkreise zeigt es sich auch am auffallendsten, welche tiefe Gegensätze er in sich verbarg; Gegensätze, die in den zwei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts immer bestimmter hervortraten, immer schärfer sich abstießen: so daß die Namen Voß, Stolberg und Claudius, mit denen wir diesen Abschnitt schließen, culturgeschichtliche Vertreter von Richtungen geworden sind, die im Glauben und Leben unserer Nation heute noch unversöhnt sich gegenüber stehen.

Die Jugendbegeisterung, in welcher die Gründer jenes poetischen Tugendbundes, der unter dem Namen des Hainbundes in unserer Literatur sich eingebürgert*), in Göttingen sich verbanden, galt dem Vaterlande, der Freiheit, der Natur und Religion.

Im Göttinger Hainbunde (1772) bildete diese Gesinnung durch das Zusammentreten der Boie, Hölty, Voß, der Stolberg, Miller, Hahn, Brückner, Cramer u. a. eine poetische Gemeinde, deren geistiges fast angebetetes Haupt Klopstock war, während sie an Wieland durch Verbrennen einer seiner Schriften ein öffentliches Gericht übten; es sollte dieser Akt an jenen Moment erinnern, da Luther mit seinen Studenten die päpstlichen Schriften ins Feuer geworfen.

So sehr auch die damals verbundenen Jünglinge innerlich verschieden waren, so weit sie auch späterhin auseinander gehen mochten, es läßt sich doch in allen ihren früheren Schriften ein Gemeinsames erkennen, das wir als ein wichtiges, Ton angebendes Element der damaligen Literatur bezeichnen müssen. Es war ein Zurückgehen von der Kunst zur Natur, von der Schule zum Leben, vom Gesetzlichen, Herkömmlichen zur Empfindung, zur Originalität; vom Einförmigen der äußeren Convenienz ermüdet, suchte man die Freiheit des inneren Menschen, die Selbstherrlichkeit des individuellen Gefühls an ihre Stelle zu setzen, und so überall dem Innerlichen die gesetzgebende Macht einzuräumen; gleichviel ob dies Innere sich enthusiastisch oder sentimental, kriegerisch oder träumerisch, in sittlichen oder politischen Idealen aussprechen mochte. Es war ein neuer Wein, der

*) Hauptquelle ist der Vossische Briefwechsel. Außerdem vgl. man „Der Göttinger Dichterbund" von Prutz. Leipzig 1841.

in den alten Schläuchen sich nicht mehr zurecht fand. Wir begreifen weder die damalige Geschichte noch die Literatur, wenn wir den Schlüssel dazu nicht eben in dieser Beobachtung suchen: daß das Bewußtsein der Zeit mit dem Bestehenden zerfallen war. Im Kirchlichen und Politischen, in Sitten und Denkweise hatte das Ererbte, das Ueberlieferte seine ehemalige Geltung vor der persönlichen Ueberzeugung großentheils eingebüßt; ohne rechtlich gestürzt zu sein, hatte es doch seinen wahren Grund in den Gemüthern verloren. Man liebte sein Vaterland; aber in den bestehenden Gesetzen und Einrichtungen fühlte man sich unbehaglich; man blieb religiös, aber der Kirchenlehre, der bisherigen dogmatischen Auffassung des Christenthums hatte man sich oft unbewußt oft mit bewußter Wahl und Entscheidung entzogen; war das Sittliche in der Vermummung einer verlebten seelenlosen Convenienz oft zur Unnatur geworden, so wollte man sich jetzt unbedingt seinem Gefühle und den Eingebungen des Genius überlassen; und war das geistige Capital des Jahrhunderts so wie die freie Bewegung des Gedankens vorher als das Eigenthum eines abgeschlossenen Gelehrtenstandes betrachtet worden, so sollte jetzt die gesammte Nation, sofern sie auf höhere Bildung Anspruch machte, zu einem gemeinsamen Antheil für die geistigen Interessen der Zeit erweckt werden. — Nach den vier hier bezeichneten Seiten hin wendete sich die lebhaft angeregte, unglaublich rasch entwickelte Geistesthätigkeit der Nation; und es erfolgte jene außerordentliche Krise von innen her, deren Schwingungen bis zu uns fortgehen; eine Reform bei den Einen, eine Revolution bei den Andern.

Einverstanden war man blos in dem gemeinschaftlichen Gefühle des Unbefriedigenden der damaligen Zustände; frug man nach Abhülfe, so trat sofort die Trennung ein, indem man auf der einen Seite von der Neubelebung des Bestehenden und Ueberlieferten das Heil erwartete, auf der andern von dem Wegschaffen desselben und dem Hervorbringen eines völlig Neuen.

Diese Bemerkungen erklären die eigentliche Lebensbedeutung unserer damaligen Literatur, deren Entwickelungen und Gegensätze wir von jenen Gesichtspunkten aus mit gesteigerter Theilnahme überschauen.

Der erste Berührungs- und Verbindungs-Punkt für die nachherigen Glieder des Bundes entstand durch Boie (aus Schleswig 1744—1806), der seit 1769 als Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs (1770—75) in Göttingen lebte. Beiträge für diesen Almanach führten (1771) Bürger und nachher Voß zu Boie und in den Kreis seiner Freunde; dann wurde Hölty durch Bürger mit Boie, und durch Hölty Miller mit jenen beiden bekannt gemacht, worauf Voß, die Brüder Stolberg, Cramer (aus Kiel), Hahn (aus Zweibrücken), Leisewitz u. a. jenem Freundes-

kreiſe ſich für längere oder kürzere Zeit anſchloſſen. Aus dieſem freieren Freundesverkehr bildete ſich dann erſt der eigentliche Hainbund, und zwar unter vorherrſchender Einwirkung von Voß und Stolberg.

---

a) Joh. Heinrich Voß.

(1751—1826.)

Unter den erſten und eifrigſten Gliedern des Hainbundes zeichnet ſich Heinrich Voß aus, der aus einer armen Mecklenburgiſchen Bauernfamilie abſtammend unter Entbehrungen aller Art ſich zum Göttingiſchen Studenten emporgearbeitet hatte. Seine Briefe aus jener Zeit vergegenwärtigen uns den Geiſt dieſer Jünglinge, ihres Bundes und deſſen Entſtehungsgeſchichte ſo anſchaulich wie kaum ein anderes gleichzeitiges Denkmal der Literatur. Ungeſucht wird man durch den Ton dieſer Briefe an den Geiſt und die Sprache erinnert, die faſt ein halbes Jahrhundert ſpäter in dem altdeutſch-burſchenſchaftlichen Enthuſiasmus der akademiſchen Jugend nach den Befreiungskriegen wieder auflebten; wie denn überhaupt beide Perioden (1770 und 1813—20) manche Vergleichungspunkte darbieten. —

„Was werden wir — ſchreibt Voß an Brückner*) — beide in zwanzig Jahren ſein? Wollen nicht auch wir den Ruhm der Deutſchen vermehren? Welche Wolluſt, wenn wir uns alsdann im Tempel des Ruhms, der zugleich Tempel der Tugend iſt, einander umarmen können!“ — „Ach, den 12. September, da hätten Sie hier ſein ſollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty und ich giengen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. *Wir überließen uns ganz den Empfindungen der ſchönen Natur.* Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch, und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und ſogleich fiel uns allen ein, *den Bund der Freundſchaft unter dieſen heiligen Bäumen zu ſchwören.* Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten ſie unter den Baum, faßten uns bei den Händen,

*) 2. Septbr. 1772. — Vgl. Briefe von Joh. Heinr. Voß. — Herausgegeben von Abraham Voß. 3 Bde.

Voß ſah ſich ſelbſt als den eigentlichen Stifter des Bundes an: „Ohne mich wäre er nicht entſtanden. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden geſtiftet. Sein Geſchmack war zu einſeitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet; Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und ſelbſt Boie's Geſchmack war zu franzöſiſch. Seit ich hier bin, iſt die feſteſte Freundſchaft geknüpft. Hahn darf frei ſingen, Hölty auch, und Boie iſt ſo glühend deutſch, daß es Klopſtock nicht mehr ſein kann.“ —

tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns — — die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aeltesten erwählt." — Aus anderen Mittheilungen entnehmen wir, daß das Bundesgelübde in dem Schwur bestand: „Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz zu verbreiten." — Nachher finden wir die Dichtergesellschaft bei einem Abschiedstrunke beisammen: „Zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden getrunken. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers, Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs, Uzens, Weißens u. s. w. — Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!" u. s. w. — „Die Grafen Stolberg — ruft er 6. December 1772 aus — ach! welche Leute sind das! — — Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich; und den hab' ich gemacht! — — Gleim spricht mit Enthusiasmus von uns; Claudius auch; und Klopstock hat in einer Gesellschaft gesagt, daß Göttingen voll junger Patrioten wäre." — „Es kann nicht anders sein, der Bund muß einmal Deutschlands Vortheil stiften, mit dem Eifer, der all seine Glieder beseelt. — — Die Grafen Stolberg wurden aufgenommen; — — Leute, so voller Feuer, Tugend und Deutschland, daß Eifersucht bei einem entsteht. — — Sie haben jetzt beide ihre juristischen Collegia aufgegeben, und lesen den Homer für sich. — — Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes findet und in der wechselsweisen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtsein, daß man seiner Rechtschaffenheit halber geliebt wird." —

„Klopstocks Geburtstag feierten wir herrlich (1773). — Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, — und auf ihm seine sämmtlichen Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerrissen. — — Die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers, Hermanns Andenken, dann Eberts, Goethens, Herders u. s. w. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang; und du kannst denken, wie.

— Zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß.“*) — Im folgenden Jahr (1774) heißt es jubelnd: „Klopstock — der größte Dichter, der erste Deutsche von denen, die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andere, die deutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. — — Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend sind unsere Losung.“ — Auch auf die eigene Lebensbahn wurde mit Vertrauen geblickt: „Ich verlasse mich auf Gott, der mich von Jugend auf sichtbarlich geführt hat; ich folge dem Winke, in welchem Theil seines Weinbergs ich arbeiten soll, und arbeite mit frohem Muth und Gesang. Es muß gut gehen!“ —

Aus den hier zusammengestellten Zügen blickt uns das Bild jener reformatorischen Dichterjugend auf's frischeste an; wie ernst ist es ihr mit ihren Gesängen, die zur Wiedergeburt des Vaterlandes, zur Verjüngung der Herzen, zur Erfrischung und Reinigung der Sitten wirken sollten! Diese Jünglinge betrachteten ihre Poesie als eine That, als das sittliche Werk der Neubelebung des National-Geistes; Erweckung der Gesinnung war ihr vornehmliches Augenmerk. Wie ihnen nun die Poesie als Lebensaufgabe, als Hebel ihrer Bestrebungen galt, so war ihr eigenes Leben oft nur das Material ihrer Poesie. Wald und Feld, Blumen und Vögel und heiterer Freundesverkehr bildeten den blühenden Grund, auf dem ihre Lieder erwuchsen, Lieder, die ihre Jugendthaten waren. Das harmlos Idyllische dieser Jugendtage lassen einige Vossische Briefe aus Wandsbeck (1775) erkennen:**) „Ich schreibe dies auf Claudius Stube, der mit seiner Frau und Miller nach dem Holze gegangen ist, die liebe Nachtigall zu hören. Heute Morgen bin ich wacker im Holze herumgeschlendert. — — Claudius hat uns eine Einladung in Knittelversen ge-

*) In einer Ode „die Erotiker“ von 1772 ruft er diesen zu:

„Billig höhnt ihr den witzlosen Gesang, der rauh
Gott und Religion singet, und Vaterland.“

So heißt es in einer andern Stelle des Vossischen Briefwechsels: „Wir drei (Voß, Stolberg und Hahn) giengen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum, und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten, und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären!“ —

**) Voß war im Jahr 1774 in Folge seiner Hamburger Reisen zu Klopstock auch mit Claudius bekannt geworden, der in Wandsbeck (eine Stunde von Hamburg entfernt) seinen Wandsbecker Boten schrieb. Auch Voß ließ sich in Wandsbeck nieder, wo er seit 1775 den von Boie ihm überlassenen Musen-Almanach herausgab. —

schickt. Wir liegen den ganzen Tag im Walde, oder in seinem Garten auf einem Grasstück, hören die Nachtigall schlagen. — — Wenn ich so des Abends mit ihnen sitze und das Herz sich öffnet, dann fühl' ich's, daß es noch Rechtschaffenheit und Tugend giebt, und feuriger wird der Entschluß, immer besser zu werden." — In demselben Styl war der Umgang der Familien Voß und Claudius in Wandsbeck (1777). „Abends — erzählt Ernestine Voß*) — waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo nach vorhergegangener Untersuchung das meiste Essenswürdige sich fand, ward die Tafel gedeckt. — Auch bei Reisbrei und abgesottenen Kartoffeln konnten wir sehr lustig sein. Wenn Claudius bei uns war, so hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt, bis wir wieder heimgiengen." — Diese naive gesellige Freiheit konnte zuweilen zu den rücksichtslosesten Combinationen führen, wie bei einer Kutschenfahrt, wo Lessing und Campe durchaus den Rücksitz einnehmen wollten, und die beiden Protestirenden, Voß und Claudius, sich den zwei andern auf den Schooß setzten und so aus Wandsbeck fuhren.**) — So unbedeutend und kindisch solche Erwähnungen scheinen mögen, so verkenne man doch eine allgemeinere Beziehung, ein geistiges Symptom auch hier nicht. Man mache sich eine lebendige Vorstellung von der Gezwungenheit und Unnatur, die schon in der Kleidung jener Zeit sich kund giebt, und denke dann an diese ungebundene Vertraulichkeit, diese formenlose Brüderlichkeit, dies heitere Naturleben, wie wir es so eben unter diesen Männern gefunden haben — müssen wir nicht auch hierin den heftigen Bruch wiederfinden, der zwischen der Gesinnung und Erscheinung, zwischen Geist und Form jener Zeit entstanden war? Die Form hieng fesselnd und unbeseelt mit einer theils abgelebten theils unverstandenen Vergangenheit zusammen, der Geist aber trieb hastig auf ein Neues, auf eine veränderte Gestaltung hin, die auch in keinem Gebiete ganz ausgeblieben ist. —

Gehen wir von der Stiftung des Hainbundes um zwanzig Jahre vorwärts, wie sehr finden wir jene jugendliche Verbrüderung gelockert oder getrennt!***) Zwischen Voß und Stolberg öffnet sich eine mit jedem Jahr weitere Kluft, die zugleich eine politische und religiöse Veranlassung hatte.

*) Die treffliche Schwester Boie's, die sich kurz vorher mit Voß verbunden hatte.

**) Voß Briefe II. S. 43.

***) „Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen

stimmter für den Verfechter dessen, was man moralischen Vernunftglauben genannt hat. Ihm war die Bibel lieb in ihrem moralischen und praktisch erbaulichen Inhalte; Autorität war sie ihm nicht. Ueber zwei entscheidende Lebensfragen auf diesem Gebiete: über das Verhältniß von Religion und Moral,*) und über die Stellung des Christenthums zu den übrigen Religionen ist er wohl nie zu einer tieferen Einsicht gekommen. Wahres, Halbwahres und ganz Schiefes hat er in der verwirrenden Art gemengt und gemischt, die noch jetzt in so vielen Köpfen ihr dumpfes Wesen treibt. Seine religiöse Theorie war eine in ihrem Resultate dürftige Verstandes-Abstraktion, die nur durch sittliche Strenge Halt bekam; doch blieb ihm eine Privat-Religiosität,**) die als Erbe seiner Kindheit und als Produkt eines wechselvollen schwer aufstrebenden Lebens ihn mächtiger stützte als alle seine Theorien. Will man hierüber abschließen, so darf mit Zuversicht behauptet werden: bei aller sonstigen Tüchtigkeit ist er zu einer wahren inneren Anschauung und geschichtlichen Würdigung der Religion, und zunächst der christlichen, nicht gelangt. — Alle diese Behauptungen fordern ihre näheren Belege.

„Dein Sinngedicht — schreibt Voß an Brückner 1784 — gefällt mir darum nicht ganz, weil Christ für guter Mann gebraucht ist.

„Sich das erwähltere dünkt, das einzige, wenn es die Brüder,
„Die um Sokrates einst der Menschlichkeit Höhen erstrebet,
„Neidisch entehrt in der Gruft." —

*) Er ahnt wohl die höhere Einheit von beiden, doch ohne ihre tiefere Unterscheidung zu verstehen; z. B.

„Allem Volk ins Herz geschrieben
Ward sein ewiges Gebot:
Reine Menschlichkeit zu üben!
Ach, zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!" —

**) „Was ist es — fragt er in der Antisymbolik — wohin jeder Edlere ringt mit angeschaffenem Sehnsuchtsdrange, was jeder Edlere für sich oder mit Geistesgenossen in tiefahnenden Weihestunden aus der innersten Herzensoffenbarung sich erstreben muß, bis finsterer Zweifelmuth hindurchdringt zu tagendem Vertrauen, zu erfreuendem Morgenschimmer des ewigen Lichtes, des Abglanzes vom Urlichte? Es ist das hochhehre, das unausforschliche Geheimniß: Gott und Unsterblichkeit." —

Bestände das Wesen des Christenthums nur allein in diesem Streben und Ringen, so wäre seine welthistorische Macht unbegreiflich; und von einer höheren alle blos subjektiven Meinungen überragenden Gewißheit könnte dann in göttlichen Dingen nicht mehr die Rede sein. Ein in der Geschichte der Menschheit und in der Tiefe der Seele sich offenbarender Gott fand (wie es scheint) in Voßens Ideenkreise keine Stelle. So lehren seine Verse:

„Sich selber baut die Himmelsleiter,
„Wer hell im Geist, von Herzen heiter,
„Nach deinem Willen — thut." —

Mich deucht, die Sprache muß aufhören, sonst kommen wir immer unvermerkt zu dem unseligen Begriffe zurück, daß nur ein Christ vollkommen gut sein könne, und ein anderer höchstens so mitgehe. Gut handeln ist schlechterdings*) die einzige Religion; und die wahren Antriebe, gut zu handeln, finden sich, wenn wir nicht frömmelnd sophistisiren wollen, in unserer Glaubenslehre nur insofern, als sie Lehre der gesunden Vernunft ist. Der Märtyrer Justin meinte es gut genug, da er alle rechtschaffenen Heiden für Christen hielt; aber würde er's einem Platoniker verziehen haben, wenn der alle rechtschaffenen Christen Platoniker genannt hätte?" — Diese Ansicht wurde auch in Versen emsig in Umlauf gebracht; da heißt es z. B. mit großer Emphase und lächerlichem Finale:

„Ein edler Geist klebt nicht am Staube;
Er raget über Zeit und Stand;
Ihn engt nicht Volksgebrauch noch Glaube,
Ihn nicht Geschlecht noch Vaterland.
Die Sonne steig' und tauche nieder:
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder;
Der Celt' und Griech' und Hottentot
Verehren kindlich Einen Gott."**) —

*) Auch in Versen ist diese Moral-Religion mit völliger Verkennung des von der Religion unzertrennlichen Elementes der Anbetung — ein oft wiederkehrender Refrain:

„Nicht der Lipp' Anbetung ist werth der Gottheit,
„Nicht Gepräng' abbüßendes Tempeldienstes,
„Nicht Gelübd' und Fasten; nur That geklärter
„Menschlichkeit ehrt ihn." —

(Oden und Lieder III. 161. „Die erneuerte Menschheit" 1794). — Menschlichkeit ist ihm der Inbegriff der höchsten Religion und Moral:

„Dich allein, Abglanz von der Gottheit Urlicht,
„Menschlichkeit, dich sah der entzückte Denker — — —
— — „Flog mit dir aufwärts und vernahm in Demuth
„Näher: Gott." —

**) Eine Parallele dazu findet sich in der Luise („ein ländliches Gedicht in drei Idyllen"):

„Schon hier vereint in Lieb' und Recht
„Sei aller Welt Gewimmel!
„Wir sind ja eines Staubs Geschlecht,
„Bedeckt von Einem Himmel!
„Wir spielen all' im Sonnenschein,
„Vergnügt gemeiner Gabe u. s. w.
— — „Aus allen Völkern schall' empor
Gesang zum Ungenannten;
Wie jedes sich den Dienst erkor,
Wie seinen Gottgesandten!
Gern hört der Vater Aller so
Sich vielfach angelallet,
Wie hier im jungen Laube froh
Der Waldgesang erschallet!" —

Auch wo er von unſern höchſten Erwartungen in der künftigen Welt ſpricht, hebt er uns keineswegs auf Flügeln eines beſeligten Glaubens über die irdiſchen Hemmniſſe weg; vielmehr ermüdet er uns auch hier mit Erinnerungen an jede gemeine Unbequemlichkeit der Erde, und das Jenſeits bietet nur die matte Ausſicht, uns davon zu befreien: „Dort knüpfen wir wieder an — bemerkt er ſeiner Frau — was uns hier oft durchſchnitten wird, und ſind nicht mehr unmuthig, wenn uns ein Geſchäft zur Unzeit ſtört oder ein ungelegener Beſuch oder der böſe Oſtwind. — — Aber das, woran wir uns hier kindlich gefreut haben, ſoll uns nicht gereu'n, ſelbſt wenn wir fühlen, daß wir was Beſſeres leiſten" u. ſ. w. — „In dieſer Maſchine (dem Körper) — ſo äußerte er ſich in ſeiner letzten Zeit — wohnt der lebendige Funken, der Unſterblichkeit denken kann und Menſchen und Gott." — Schön und wahr! aber es giebt andere und größere Gedanken, die das Haupt eines Sterbenden ſtützen können, als das bloße Denken des Daſeins Gottes und der Fortdauer der Seele.

Am heftigſten und beharrlichſten finden wir Voß im Kampfe gegen politiſche Beſchränkung und kirchliche Verdunkelung, die er in ſeinem Alter meinte wachſen zu ſehen.*) Herbe perſönliche Jugenderfahrungen

---

Und den Beruf des Geiſtlichen nach ſeinem Sinne faßt er darin zuſammen: Prediger Gottes zu ſein, ein weiſer Verkünder der Natur und der Menſchlichkeit, die für uns Endliche ein dämmernder Abglanz des Unendlichen ſeien. Lehren ſoll er, wie Johannes, das Gebot der Liebe:

„Nicht durch eitelen Zank um Geheimniß oder um Satzung
„Nahen wir Gott; nur Liebe, des Endlosliebenden Ausfluß,
„Schafft uns Vertraun und Glauben zum Heil des geſendeten Helfers,
„Der ſein Wort mit dem Tode verſiegelte! Religion ſei
„Uns zum Gedeihn, und nicht unthätiger Religion wir!
„Solches aus Schrift und Vernunft einpredigend, ſelber ein Beiſpiel
„Leucht' er zu himmliſchem Wohl und irdiſchem!" — — —

*) Den Anfang dieſer Verfinſterung für Nord-Deutſchland ſetzt er in die Zeit Karls des Großen, d. h. in die Zeit der Einführung des römiſchen Chriſtenthums. Er flucht über Karl „den Heuchler, der mit triefendem Stahl der Herrſchſucht ein fromm Geſchlecht mordete,"

„und dir, o Wittekind,
„Statt Wodans unſichtbarer Gottheit
„Wurmige Götzen gebot zu feiern.
„Nicht deutſchen Herzens, Vater dem Franzenſtamm,
„Thuiskons Abart, kroch er dem Pfaffen Roms,
„Und unterwarf, o Schatten Hermanns,
„Deine Cherusker dem Bann des Weltherrn."

Vgl. „Deutſchland" 1772 in den Oden und Elegien. — Sämmtl. Gedichte III. S. 30. Er flucht alſo dem Gange der Geſchichte, der es ſo wollte, daß unſer deutſches evangeliſches Chriſtenthum erſt auf dem Boden des mittelalterlichen römiſchen Katholicismus erwachſen ſollte. Iſt das die echte Frömmigkeit, die ſich nicht einmal

als Lehrer in einem adelichen Hause und bei einer Reibung mit Hamburger Geistlichen mochten diese Stimmung in ihm noch besonders genährt haben; genug, er glaubte sich zum Beschützer von Licht und Recht, von Freiheit und Aufklärung gegen Adel und Priesterherrschaft berufen. Er legt in der Antisymbolik einen merkbaren Nachdruck darauf, daß, bei der Confirmation, der Prediger ihm die Hand auflegend den Segen gegeben: „Er möge dem Glauben seiner Väter getreu bleiben bis ans Ende, und dafür kämpfen." — So glaubte er für das, was ihm als Höchstes galt in der Menschheit, für subjektive Freiheit und Verstandes-Aufklärung, ein zweischneidiges Schwert schwingen zu müssen, ein Schwert, das er schonungslos auch gegen ehemalige Freunde und gegen die zartesten Verhältnisse handhabte. Am härtesten traf dies Stolberg, gegen den er neunzehn Jahre nach dem Uebertritt (1819) die berüchtigte Streitschrift in die Welt warf: „Wie ward Fritz St. ein Unfreier?" — Mit herber Rücksichtslosigkeit wurde hier jeder Winkel, das Innerste und Geheimste des Stolbergischen Familienlebens durchsucht, um Verdächtigung und Anklage darauf zu gründen. Und dies geschah einem Freunde, an den ihn die schönsten Jugenderinnerungen, ja die engsten Verpflichtungen hätten ketten sollen, der ihn in bedrängter Zeit auf's edelste unterstützt hatte. Wenn irgendwo, so lernt man in dieser Schrift, daß es auch einen Fanatismus des prosaischen Verstandes giebt, der über die Rücksichten einer reinen und edeln Seele sich eben so schroff hinwegsetzt, wie man es dem religiösen Fanatismus mit Recht vorwirft.*)

---

in die großen geschichtlichen Wege der Vorsehung zu finden weiß? — Man kann Karls Gewaltthat als einen unseligen Widerspruch gegen das Friedenswort des Heilandes beklagen, ohne — wie Voß — die Thorheit zu begehen, den Fortschritt zu verkennen, der im Uebergang von der alten (ohnehin schon ausgearteten) Natur-Religion zum Christenthum (selbst in seiner gebundenen höchst unvollkommenen römisch-hierarchischen Erscheinung) lag. —

*) Mit tiefem Einblick in die Eigenthümlichkeit beider Männer bemerkte Krummacher (in Bremen) in seinem „Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter bei Gelegenheit des Buches Sophronizon und Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward." Essen 1820:

„Es scheint mir als ob zwischen den Beiden nie eine wahre Freundschaft gewesen sei, und sie es sich nur so eingebildet und einander getäuscht hätten. . . . Stolberg hatte das lebendige Bedürfniß und Sehnen nach einer verbrüderten Seele, nach einem Herzensfreunde. Und so kömmt er mir vor wie eine Rebe, die nach der Ulme suchet; ist aber keine zu finden. Voß ist ihm nie eine Ulme gewesen, hat es auch nicht sein können; und wenn nun St. auch dem erstern um den Hals fällt... so gemahnet es mich, wie wenn eine Rebe einen glatten Obelisk für eine Ulme gehalten, aber bald wieder davon abglitschet, weil sie nirgends einhäkeln konnte. Eine Täuschung bleibet nicht ohne die zweite und dritte; so mußten sie wohl immer mehr sich Fremde werden." — „Daß ich darum jene Nicht-Ulme nicht

„O wie ſchmerzt es mich — hatte ſchon 1792 Miller gegen Voß geklagt — daß gerade Ihr, zween der Erſten und Beſten aus der großen Maſſe der Menſchheit einander mißverſteht! Denn anders iſt es doch wahrlich nicht. Ich habe in Stolberg noch ganz den alten treuen Bundesbruder gefunden; auch fand ich ihn voll Liebe gegen Dich. Nur das Einzige klagte er mir, daß Du gegen poſitive Religion und Offenbarung eine Art von Bitterkeit äußerſt." — Dies ließ Voß nicht an ſich kommen, ſo wenig er es ganz widerlegen konnte: „Ich intolerant? — fragt er — wenn ich äußere, es muß mir freiſtehen ein Dreieins nicht zu glauben, wie einem andern es ſo oder ſo zu glauben! — — Von unbegreiflichen Aufgaben der Religion darf man hin und her meinen, klug oder unklug, wie von Naturgeheimniſſen. Wer das Nordlicht einfältig von Heringen ableitet, iſt darum kein ſchlechter Menſch; nur muß er auch den nicht für ſchlecht halten, der es aus den Tiefen der Natur zu erklären verſucht." — Und zehn Jahre nachher zeigte ſich ſchon die ganze Bitterkeit des Tones, der nachher in den Streitſchriften ſich kund gab: „Seit Agnes Tod iſt Stolberg immer tiefer gefallen. — — Oft war Anſtoß, oft gegenſeitige Erklärung — — und einmal erzählte ich meiner Frau: Heute ſah ich in Stolbergs Geſicht einen Zug wie das verzerrte Lächeln eines Fauns, ich möchte ſagen eines Teufels. — — Die Fürſtin Gallitzin kam ihm in Pempelfort nach, ſie nicht mehr die Weltdame voll Geiſt, ſondern eine eifrige Meſſenläuferin. Stolbergs zweite Gemahlin, ſehr reich, aber nicht wie Agnes geliebt, wirkte gemeinſchaftlich mit der klugen Fürſtin auf Stolbergs Phantaſie, die immer ſeinen Verſtand überſchattete. — — Die Zeitgeſchichte erregte überdies ſeinen verhüllten Adelsgeiſt. Sein ganzes Weſen war Wuth, gemäßigt durch mönchiſche Frömmeleien" u. ſ. w.*) —

---

verachte noch geringer ſchätze, verſteht ſich von ſelbſt. Sollte ich eine Eiche, Buche, Erle, Fichte deshalb geringer ſchätzen oder gar verdammen, weil ſie keine Ulmen ſind?" —

„Kurz, die beiden Naturen waren nicht für einander geſchaffen als Rebe und Ulme ... Die Stolberg-Rebe ſehnte ſich nach einem Baum des Lebens, eben weil der Baum des Erkenntniſſes ihr nicht genügte. Und dieſer Lebensbaum däuchte ihm kein anderer zu ſein als das Chriſtenthum, und zwar ſo wie es daſteht, wie es geſchrieben ſteht in der Bibel ... mit allem dem, was nicht von der Welt, ſondern über der Welt iſt." — „St. ſuchte nach dem Einen, was ihm noth that, aber er ſah es nur im Nebel, nur durch einen Spiegel in einem dunkeln Ort. Wäre ihm doch ein Philippus begegnet! Statt deſſen kam ein Anderer (Voß), der den Jehovah des Alten Bundes einen Hebräer-Tyrann nannte. Mehr brauche ich nicht zu ſagen: ex ungue leonem!" —

*) In der Ode „Stolberg der Freiheitsſänger 1772" hatte Voß ſeinem Freunde noch zugeſungen:

„Antworte Stolbergs hohem Ruf:
Freiheit und Vaterland!

Voß sei immer herbe gewesen und zuletzt Essig geworden und Essig geblieben — hatte der schwer gekränkte Stolberg geantwortet. Und diese Herbe findet in Voßens harter Jugendgeschichte allerdings einige Entschuldigung; wer von früh auf mit der drückendsten Noth des Lebens zu ringen hat, wer in einem stolzen Edelhofe als Hauslehrer kümmerlich sich die Mittel verdienen muß, um die Universität besuchen zu können, dem wird leicht der Blick getrübt, das Herz umrindet, wenn ein eifersüchtiges Selbstgefühl ohnehin das Gemüth durchsäuert. Und diesen letzteren Zug kann man sich in Voßens Charakter nicht verdecken; im Gedanken, daß er zu hohen Dingen berufen sei, mochte er sich berechtigt glauben, alle die Weichlinge, denen es im Leben leichter geworden war, seine schwere Hand fühlen zu lassen. Er hatte es sich früh gemerkt, und es nie wieder vergessen, was sein Religionslehrer ihm einst gesagt: „Mein Sohn, *Gott hat was Großes in dich gelegt*; bewahre was er dir anvertraut hat mit Ernst und Treue. Du kannst noch hier auf Erden viel Gutes stiften." —

Wie gegen Stolberg richtete sich Voßens Kampflust in Heidelberg, wohin er 1805 berufen wurde, gegen Creuzer, in dessen mythologischer Schrift, „*die Symbolik*," er heimlichen Jesuitismus witterte: „Er — ruft er in der Antisymbolik (von 1823) — der die papistische Sonnenlehre des plumpen Görres und des feinen Stark, ein allherrschendes Pfaffenthum in der scheuseligsten Gestalt, als ächtchristliche Religion zu verbreiten trachtet! — — Ihr Bekenner des lauteren Evangeliums ohne Fälschung der Mystiker und des Papstthums, seid aufmerksam, daß nicht die afterchristliche Symbolik voll Unwissenheit und Betrug, voll schmutziger Entweihungen, voll Feindschaft gegen Vernunft und Wahrheitforschung, voll Gunst für Hildebrandische Pfaffenherrschaft, in höheren Schulen gebraucht werde, zu verderben die künftigen Lehrer der menschenbildenden Geisteskünste und der gottahnenden Religion!" — Dies mag

---

Antworte dreifach, Wiederhall,
Dem hehren Ruf. — — — — —
„Ach! nah' ich Hermanns edlem Sohn?
Ich staun'! Umarm' ich ihn,
Den Freiheitsrufer? ich den Mann,
Den Teut erkor?"

Und in der Ode „*Deutschland*":

„Wehklag', o Stolberg! Ach, sie umklirrt uns noch,
Des Franken Fessel! Wenige mochte nur,
Von Gott zum Heiland ausgerüstet,
Luther befrein aus dem Joch der Knechtschaft."

denn zugleich als Probe der Sprache, des Tones und der Gesinnung angesehen werden. —

Nach so manchen Ausstellungen muß noch einmal nachdrücklich daran erinnert werden, daß in Voß — sobald ihn der Parteihaß nicht verschlang — eine tüchtige redliche Natur, ein treues Wohlmeinen waltete, der man einen herzlichen Antheil nicht versagen kann. Als Gatte,*) Vater und Lehrer gehört er zu den ehrenfesten, kerngesunden Menschen, die im Sumpfboden der charakterlosen Halbheit, des weichlich kränklichen Städter-Luxus als festwurzelnde Stämme sich erhalten. Alles Schöne, Liebenswerthe, wie freilich auch vieles Beschränkte seines Sinnes und Wesens, hat er in sein Gedicht Luise niedergelegt.**) — Nur auf dem Grunde eines solchen,

*) In der Ode an Luther verherrlicht er mit Begeisterung die religiöse Bedeutung und Würde der reinen Ehe und Liebe, nach Luthers Vorbilde:

„Was labt den Frommen in der Zeit
„Mit Ahndung höh'rer Seligkeit
„Als Mädchenblick und Mädchenkuß,
„Des Weibes heiliger Genuß?" —
(Band IV. S. 58.)

**) Seine ganze religiöse Anschauung ist in der Luise in dem Gespräche des Pfarrers von Grünau mit Walter niedergelegt: es ist ein kindliches warmes Gottesgefühl, aber ohne alle Ahnung der wahren Bedeutung der geschichtlichen Religionen in ihren Abstufungen:

— — — „Denk' ich des Vaters,
O dann hebt sich mein Herz und schwillt von regerer Inbrunst
Gegen unsere Brüder, die rings umwohnen das Erdreich;
Zwar vielartig an Kraft und Verstand, doch desselbigen Vaters
Kindlein alle, wie wir! von einerlei Brüsten genähret.
Und nicht lange so geht in der Dämmrung eins nach dem andern
Müde zur Ruh, vom Vater im heimlichen Lager gesegnet;
Hört süß träumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft, und erwacht am Morgen gestärkt und helleren Sinnes.
Wonne dereinst, wann alle der heilige Morgen uns aufweckt!
„Wahrhaft lernen wir dann, daß Gott die Person nicht ansieht,
„Sondern in allerlei Volk ist, wer ihn fürchtet und recht thut,
„Angenehm dem Vergelter! O Himmelswonne, wir freun uns
„Alle die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht
„Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freun uns mit Petrus,
„Moses, Konfuz und Homer dem liebenden und Zoroaster,
„Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
„Mendelssohn! der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!" —

Nachher erzählt er das Märchen von Petrus und den drei Confessionen vor der Himmelsthüre, wahrscheinlich als ein Seitenstück zu Lessings drei Ringen: Ein römisch Katholiker, ein Calvinist von Zürich und ein Lutheraner von Hamburg erscheinen vor Petrus, alle mit demselben Anspruch auf den „allein heilbringenden Glauben." — Sie werden auf die Bank vor der Thüre gewiesen; dort sehen sie voll Bewunderung den einträchtigen Tanz von Sonnen, Mond und Gestirnen, hören „harmo-

wenn auch bornirten, doch redlichen Wahrheitssinnes konnte sich jenes frohe Gottvertrauen stützen, das ihm in den vielen Wendungen seines Geschickes durchgeholfen hat; denn auf dem Bewußtsein der Wahrheit beruht aller moralische Muth, den keine materielle Stütze ersetzt.

Als Erklärer und Uebersetzer des klassischen Alterthums, besonders des Homer (1781 und 1793), hat sich Voß unstreitig ein großes Verdienst erworben, so Vieles sich auch gegen seine Manier sagen ließe. — Seine Gedichte sind — da das Praktische darin immer überwiegt — oft nur gereimte Zeitungs-Artikel, es fehlt an dem Ersten und Letzten, an Poesie.*).

In seinen Idyllen finden sich neben gelungener Veranschaulichung des ländlichen Stilllebens und unschuldiger Sitteneinfalt zum öftern Stellen, die uns in die Mitte der platteſten Alltags-Prosa drängen, ohne sie zu verklären. Da wird die Schuljugend eingeführt in erhebender Darstellung:

— — „Geübt wird hier in Gottes Tugend
Und Häuslichkeit die frohe Jugend;
Sie schreibt und rechnet schon!“ **)

Wir begegnen den dunkelsten Bildern gesellschaftlicher Zustände, auf deren Verbesserung Voß hinwirken will; in seinen Händen tritt die Poesie in den Dienst des irdischen Lebens, der politischen und philanthropischen Bestrebung. — So schildert er in der Idylle „die Leibeigenen“ (1774) das Aeußerste, wohin ein Mecklenburgischer Leibeigener unter hartherziger tyrannischer Gutsherrschaft gerathen könne:

„Was? noch Treue verlangt der unbarmherzige Frohnherr?
Der mit Diensten des Rechts (sei Gott es geklagt) und der Willkür

---

nisch im viellautigen Chor“ die Hallelujagesänge der seligen Völker und Engel; und so stimmen auch sie ein und singen entzückt: „Wir glauben all' an Einen Gott!“ worauf sich „den thörichten Kindern“ die Pforten des Himmels öffnen. —

*) Um das Schöne mit dem Nützlichen, die Poesie mit der Politik zu versöhnen, dachte Voß einmal daran, sich von dem Markgrafen von Baden zum „Land-Dichter“ ernennen zu lassen. „Man hielt ehedem Hofpoeten“, schrieb er 1775 an den wohlwollenden Fürsten. „Gewiß einen bessern Erfolg verspricht die jetzige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volkes zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staates durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beizubringen.“ —

**) Noch höher hebt er sich, wenn er dichtet:

„Schafft Freiheit jegliches Gewerbes,
Gemeingeist und gemeines Wohl,
Bau' jeder, sorglos seines Erbes,
Hier Wissenschaft, dort Kraut und Kohl“ u. s. w.

Uns wie die Pferde abquälet, und kaum wie die Pferde beköſtigt?
Der, wenn darbend ein Mann für Weib und Kinderchen Brodkorn
Heiſcht vom belaſteten Speicher, ihn erſt mit dem Prügel bewillkommt,
Dann aus geſtrichenem Maaß einſchüttet den kärglichen Vorſchuß?
Der auch des bitterſten Mangels Befriedigung, welche der Pfarrer
Selbſt nicht Diebſtahl nennt, in barbariſchen Marterkammern
Züchtiget, und an Geſchrei und Angſtgeberden ſich kitzelt?
Der die Mädchen des Dorfs mißbraucht und die Knaben wie Laſtvieh
Auferzöge, wenn nicht ſich erbarmeten Pfarrer und Küſter.*)
Welche, gehaßt vom Junker, Vernunft uns lehren und Rechtthun?
Nein, nicht Sünde fürwahr iſt ſolcherlei Frohnes Verſäumniß!" —

Ergrimmt über erlittenes Unrecht droht der Leibeigene mit wilder Selbſtrache:

„Hans, mir empört ſich das Herz! Ich laſſe dem adlichen Räuber
Einen röthlichen Hahn auf das Dach hinfliegen die Nacht noch,
Zäume den hurtigſten Klepper im Stall, und jage nach Hamburg." —

Doch beſchwichtigt ihn ſein Freund Hans durch religiöſen Zuſpruch, und Michel geht in ſich:

„Aber es heißt ja: Die Rach' iſt mein, und Ich will vergelten!
Denkeſt du nicht, wie der Pfarrer den Spruch ſo kräftig ans Herz uns
Legete, daß auch der Junker verſtört ausſah in dem Kirchſtuhl?
(Michel:) „Herrlicher Spruch! Ja, Sein iſt die Rach' und Gott will vergelten!
Ha, das erquickt wie ein Trunk den Verſchmachtenden, nun in Geduld denn
Ausgeharrt! Einſt treten auch wir vor unſeren Rächer!" —

Ein froheres Bild malt er in der Idylle „die Erleichterten" (1800), worin die Gutsherren von ſich aus ihre Leibeigenen in Erbpächter umwandeln; am wärmſten wird die Befreiung von der Edelfrau verfochten:

„Was nicht taugt durch Worte beſchönigen ſei unerlaubt uns!
Trauteſter, wem ſein Herr Arbeit auferleget nach Willkür;
Wem er den kärglichen Lohn nach Willkür ſetzet und ſchmälert,
Geld ſei's oder Gewächs, ſei's Kornland oder ein Kohlhof;
Wen er nach Willkür ſtraft, für den Krieg aushebet nach Willkür;
Wen er mit Zwang von Gewerbe, mit Zwang von Verehlichung abhält;
Wen ſein Herr an die Scholle befeſtiget, ohne der Scholl' ihm

---

*) Auch die religiöſe Intoleranz will Voß in ſeinen Idyllen an den Pranger ſtellen, z. B. in dem Bilde eines wegen Heterodoxie abgeſetzten Pfarrers, den nun ſeine ärmſten Pfarrkinder vor dem Hungertode retten; in der Idylle „der Bettler" II. 148:

„Da hat mir nun die Nacht ſo ſchwer geträumt:
Wie gut mit uns der liebe Pfarrer war,
In Predigt, Kinderlehr', und Rath und Troſt
Bei jedem Vorfall, und am Krankenbett;
Wie lieb ihn alle hatten, alt und jung;
Und als er, falſcher Meinung angeklagt
Durch Schleicher, endlich Amt und Brod verlor,
Wir alle flehten, alle jammerten,
Bis Folgſamkeit der Pfarrer ſelbſt gebot." —

Einiges Recht zu gestehn, als Lastvieh achtend und Werkzeug;
Wessen Kraft und Geschick an Leib und Seele der Herr sich
Eignete, wer die Ersparniß verheimlichen muß vor dem Frohnherrn:
Trautester Mann, der ist Leibeigener, nenn' ihn auch anders." —

Und den Edelmann läßt Voß schon ganz so mild und mit so weisem Freisinn sprechen, wie bald nachher die Staatsmänner handelten, die Preußen aus seinem Fall erhoben (1807—1813):

„Frei muß werden, sobald zu Vernunft er gelangte, der Mitmensch!
Längst auch hab' ich das Werk mit bedachtsamem Fleiße gefördert;
Daß reif würd' und dem Volk nicht unwohlthätig die Wohlthat."

Ja, die Edelfrau sieht die Leibeigenschaft nebst ihren Folgen als eine Schuld an, welche auf dem Gewissen des Adels liege und wofür daher die gegenwärtige Adels-Generation Ersatz leisten müsse:

— — — „Denn für das Unrecht,
Daß in früherer Zeit und späterer freie Besteller
Räubrische List und Gewalt ankettete; daß sie zu Frohndienst
Kind und Geschlecht mißbraucht, als gekettete vor der Geburt schon;
Daß in verfeinerter Zeit noch lastender immer die Arbeit
Anwuchs, immer der Lohn sich schmälerte: — Mann, für das Unrecht
Seit Jahrhunderten legt die Gerechtigkeit vollen Ersatz auf." —

Begreiflich war Voß ganz der Mann, um für und gegen sich die lebhafteste Parteiung hervorzurufen. — „Er hatte — sagt ein Gegner*) — eine ganz einzige Gabe, die: jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Bürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter." — Sein Freund und Geistesverwandter F. C. Schlosser dagegen wies ihm**) eine Stelle neben Luther an: „Wo Lessing und Luther genannt werden, da wird stets auch sein Name genannt sein."

---

b) Hölty.***)

(1748—1776, aus Marienseе im Hannoverschen.)

Schon als sinniges Kind opferte er seine Nächte dem ihn ganz erfüllenden Umgange mit Büchern, und wahrscheinlich hat eben diese Lebens-

*) Schlegel in den kritischen Schriften. Man vergleiche auch Götzingers Deutsche Dichter II. 135 ff.

**) „Worte mitgetheilt wie sie an Voß Grabe sollten gesprochen werden." In „Lebens- und Todeskunde über Voß." Von Paulus 1826. —

***) In dem Gedichte „an Voß" (1772) weist er selber seinen Gedichten die Stelle an, die sie neben Voß einnehmen sollten:

weiſe zu ſeinem frühen Tode mitgewirkt, ſo daß ſeine Poeſie nur zu einer Blume wurde, die er ſelber mit heiter gefaßter Seele auf den Todesaltar niederlegte. Seine Lieder ſind Naturlaute, die aus der Fülle eines wahren Gefühls quellend die Frühlingsblüthe deutſchen Jugendgemüthes darſtellen. Was noch jetzt als die Empfindung ideal geſtimmter Jugend immer wiederkehrt: das war damals der vorherrſchende Ton der jungen Literatur; eben darum konnte er zum Lieblingsdichter zumal der Jugend werden; ſeine Sehnſucht nach Einfachheit und Natur, nach Freiheit und Seelenfrieden war das ſtille Gebet ſeiner Zeitgenoſſen. —

Stimmungen, die ſonſt oft ſich feindſelig fliehen, lagen in ſeinem Innern neben einander; ihre Verſchmelzung bildet wohl ſeine Eigenthümlichkeit; nach ſeiner religiöſen Seite hin ſo gläubig als Klopſtock, ſo innig als Claudius, war er in ſeiner Naturſehnſucht ein zweiter Kleiſt und Geßner; mit ganzer Seele ergeht er ſich im Ueberſinnlichen, und ladet doch zum heiterſten Lebensgenuſſe ein; lächelnd, oft ſehnend ſieht er zuweilen dem Tode entgegen, und ſchmiegt ſich dann wieder mit heißem Verlangen an die Erde; wie ein Grieche ſpricht er vom Genuſſe des Augenblicks, und wie ein Chriſt von der ſeligen Ausſicht in ein entfeſſeltes Daſein. Was in Wieland in zwei verſchiedenen Perioden auseinanderlag: Sehnſucht nach dem Künftigen und Genuß des Gegenwärtigen — das geht bei Hölty bis an ſein Ende nebeneinander;*) ſeine religiöſe Sehnſucht wird

---

„Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelin
„Gott und ſeine Natur, herzliche Brudertreu,
„Einfalt, Freiheit und Unſchuld,
„Deutſche Tugend und Redlichkeit.

„Stilles Trittes, o Voß, wandelt indeß dein Freund
„Durch Gefilde der Ruh, lauſchet der Nachtigall
„Und der Stimme des leiſen
„Mondbeſchimmerten Wieſenborns;

„Singt den duftenden Hain, welchen das Morgenroth
„Ueberflimmert mit Gold“ u. ſ. w.

*) Doch ſpricht er ſich gegen Wielands üppig-lüſterne Verirrungen mit Nachdruck aus in der Ode: „Der Wolluſtſänger“:

„Schande ladet auf ſich der Mann,
„Auf ſein ſklaviſches Volk, welcher den Otterleib
„Seiner Göttin der Buhlerin
„Hüllt in Göttergewand, und die bezauberte
„Unſchuld vor dem Altar ihr würgt!
„Edle ſchwören ihm Haß!“ u. ſ. w. —

„Laß uns beugen das Knie, mein Voß,
„Daß nie unſer Geſang Satan frohlocken hieß,
„Und kein Tropfen des Seelengifts
„Fleckt die Palme, die uns lohnend die Tugend wand!“ —

nie schwärmerisch, und seine Lebensfreude nie üppig; der Adel eines kindlich-lauteren Herzens hielt das Verschiedenartige in ihm beisammen, und nur einmal sehen wir ihn momentan nachahmend sich in Wielandische Manier verirren. — Zwar wird nicht jeder mit seiner Verknüpfung des Irdischen und Ewigen sich zufrieden geben; der Strenge wird seine Weltfreude im Vorgefühl des Todes viel zu lebhaft finden, während Weltleute die häufige Erinnerung an das Vergängliche des Sichtbaren als unzeitige grämliche Störung tadeln. Auch geben wir zu, daß die Art, wie Hölty jenen Gegensatz des Endlichen und Göttlichen löste, noch keine wirkliche Lösung sei.*) Eine solche, wie sie den fragenden Geist befriedigen könnte, hat er nicht einmal gesucht; aber in seinem Kindesgefühl lag die Antwort unbewußt und unentwickelt verschlossen; bei längerem Leben hätte er wahrscheinlich eine tiefere Lösung nicht umsonst gesucht. — Als Belege für die hier ausgesprochene Ansicht vergleiche man folgende Stellen: erst die Begeisterung für Landleben und Naturfreude:

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
„Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
„Jeder blinkende Kiesel
„Predigt Tugend und Weisheit ihm.
„Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
„Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
„Jeder Rasen ein Altar,
„Wo er vor dem Erhabnen kniet."

Schon 1772 hatte er an Schmidt geschrieben: „Ich habe der komischen Poesie auf immer Abschied gegeben, und mich blos der ländlichen Poesie und der fröhlichen empfindungsvollen Ode gewidmet." —

*) Das fühlte er selbst, als er in der Ode „An Gott" sang:

„Du Gott der Langmuth, gehe nicht ins Gericht
„Mit deinem Knechte! — Niedergestürzt in Staub,
„Bekenn' ich mit zerknirschtem Herzen
„Meine begangenen Jugendfehle
„Und flehe Gnade. Taumelnd vom süßen Wahn
„Der Erdenfreude schwankt' ich von Land zu Land,
„Und liebte dich und meinen Heiland
„Nicht mit der vorigen Feuerinbrunst! — —
— — „Ein buntes Blümchen, das der Verwelkung wuchs,
„War meine Gottheit. — — — —
„Ach, heiß'ren Feuers liebt' ich ein sterblich Weib
„Als meinen Mittler, der mich entsündigte,
„Vergaß des Himmels und der Hölle,
„Träumte mir irdische Seligkeiten." —

Das Gedicht schließt dann mit den Worten:

— — — „Nie verschloß sich
Reuigen Thränen dein Herz, o Vater!" —

(Hölty's sämmtl. hinterlassene Gedichte. Herausgegeben von A. Fr. Geisler. Halle 1782—83. II. Bd. 3. S.)

UNIVERSITY

Neben dieſe religiöſe Natur-Feier ſtellen wir Zeugniſſe des Glaubens und der Hoffnung der Chriſten, wie ſie die Gedichte „der Tod“ (1772) und „Am Grabe meines Vaters“ (1775) enthalten. — Wir erinnern aus jenem an die Strophen:

„Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmenſch, wann die ſeligſte der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht! — —

„Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit deiner Palme zu!

„Leite mich auf tauſend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon ſo lange glücklich war;

„Wo die jungen Geiſter meiner Brüder
Unter Blumen ſpielen, ſüße Lieder
In die Lauten ſingen, jung und ſchön
Zwiſchen Engeln um mich ſtehn.“ —

Mit dem Tiefſten und Innigſten in Klopſtocks Oden laſſen ſich die Worte vergleichen, die er ſeinem vorangegangenen Vater nachruft:

„Wandelſt über Millionen Sternen,
Siehſt die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebſt im Wink durch tauſend Sonnenfernen
Schaueſt Gottes Angeſicht;

„Siehſt das Buch der Welten aufgeſchlagen,
Trinkeſt durſtig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

„Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkſt du noch den Vaterblick auf mich;
Beteſt für mich an Jehovahs Throne,
Und Jehovah höret dich!“ —

Wenn er ſich hier der Hoffnung freut, „an des Gottverſöhners Throne zu knien,“ oder mit ſeinem Vater „auf Einem Sterne in Gottes Schoße zu ruhn;“ wenn der „Tropfen Zeit verrinnet,“ den ihm Gott aus ſeiner Urne gegeben — ſo tritt in andern Stunden, z. B. in den „Lebenspflichten“ (1776?)

„Roſen auf den Weg geſtreut
„Und des Harms vergeſſen!
„Eine kurze Spanne Zeit
„Iſt uns zugemeſſen!“ —

wieder der Drang hervor: noch ehe es zu ſpät ſei von den flüchtigen Genüſſen am Baum des irdiſchen Lebens zu koſten. Ebenſo im „Rechten Gebrauch des Lebens“ (1775):

„Dir blüht kein Frühling, wenn du gestorben bist;
„Dir weht kein Schatten, tönet kein Becherklang" u. s. w. — —
„Noch rauscht der schwarze Flügel des Todes nicht;
„Drum hasch' die Freuden, eh' sie der Sturm verweht,
„Die Gott, wie Sonnenschein und Regen,
„Aus der vergeudenden Urne schüttet!" — —

Halte man neben Obiges noch den Inbegriff seiner sittlichen Lebensweisheit, die volksthümliche Verherrlichung des guten Gewissens im „Alten Landmann an seinen Sohn": „Treu und Redlichkeit bis an das Grab zu üben und von Gottes Wegen keinen Finger breit abzuweichen" u. s. w. — so hört man die vier Hauptsaiten der Poesie Hölty's anklingen.*)

---

c) Miller.

(1750—1814.)

Durch persönliche Freundschaft und innere Gefühlsverwandtschaft war Hölty mit keinem Gliede des Hainbundes so enge verbunden, wie mit Johann Martin Miller (aus Ulm)**), dem Verfasser des „Siegwart" (1776 und 1777).

---

*) Nur einmal, in der Idylle „Das Feuer im Walde" (1774), enthalten seine Gedichte eine Andeutung auf die Zeitgeschichte. Dort erzählt ein preußischer Invalide, der in der Schlacht bei Kunnersdorf sein Bein verlor:

„Da sauseten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm und dort ein Bein;
Wir patschelten durch lauter Blut
Im Pulverdampf! Steht, Kinder, steht!
Verlasset euern König nicht!
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
Ihn zu dem Feldscheer aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie;
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg." —

**) An ihn ist ein Gedicht Hölty's gerichtet, worin ihre Freundschaft ganz im Geiste der Klopstock'schen Oden gefeiert wird (1773):

„Deines trauten Gesprächs werd' ich und Freundesblicks
„Dann begehren; und ach umsonst!
„Deines Tugendgesangs, welcher mich himmelan
„Oft geflügelt; und ach umsonst!
„In den Lauben des Mai's funkelt der Abendstern
„Durch die Blüthen, der oft belauscht
„Unsrer Herzen Erguß; werd' ich dich spähn, den Arm
„Nach dir strecken; und ach umsonst!" —

Siegwart („eine Klostergeschichte") bezeichnet recht eigentlich den Gipfel der Empfindsamkeits- und Rührungs-Lyrik (neben Goethe's Werther), die an Klopstocks Messias und Oden, an Geßners Idyllen und an Kleist's Frühling sich gebildet und genährt und diese sentimentale ganz auf Natur- und Selbstgenuß gerichtete Stimmung bis ins Uebermaß gesteigert hatte.*) Jene drei Dichter werden im Siegwart öfter als die Schutzheiligen dieses Gefühls-Ordens genannt, als die Lieblings- und Erbauungsbücher der Helden des Romans: „Ich hab' viel Herrliches in Geßner gefunden — sagt Mariane zu Siegwart — besonders hat mir sein Daphnis wohl gefallen. Unschuld und Liebe, wenn man die so wahr geschildert sieht, da geht einem das Herz auf; es ist einem so wohl, daß man gleich ein Schäfer werden möchte. Ich habe solche Gemälde gern, wenn sie gleich mehr schöne Träume als Wirklichkeiten darstellen. Man sieht doch, was die Menschen sein könnten, und fühlt sich dabei." — „Ein ander Mal sah er sie im Kleist lesen und gerührt zum Himmel blicken. Wie beneidenswürdig war ihm da das Loos des Dichters, der das fromme Herz eines Mädchens zur Bewunderung und zum Dank hinreißt, Thränen in das schönste Auge lockt, und nach seinem Tode noch für seine frommen Lieder gesegnet wird." — „Drauf setzte man sich ins Grüne, und Siegwart mußte Kleist's Frühling vorlesen ... Ich mache mir jeden Frühling, sagte Siegwart, einen festlichen Tag, und lese erst Kleist's Frühling und dann die Geschichte seines Lebens und seines edeln Heldentodes. Ein süßeres Vergnügen kenn' ich gar nicht, als die Thränen des Dankes und der Rührung, die ich dann ihm weine."**) — „Sie

---

Auch Millers Religiosität ist wie die Hölty's eine weiche musikalische Gefühls-Sprache. An Siegwart wird gerühmt: er habe nur Wärme und Leben gesucht, besonders in der Religion. — Er beschreibt eine Trauermusik am Charfreitag in der Frauenkirche zu München: „In der Seele Siegwarts ahndete Hoffnung und Triumph der Auferstehung. Er weinte anfangs, denn er dachte sich die Liebe Christi, die für uns gestorben ist; dachte all die unabsehlichen Folgen dieses Todes, die in alle Ewigkeit fortströmen; sah seinen Heiland am Kreuze hangen und mit Heiterkeit hinab ins Grab blicken; sah die Augen Aller auf Ihn gerichtet, die im Elend schmachten; sah die Dunkelheit der Gräber und das ängstliche Harren der Kreatur nach Erlösung und Auferstehung; sah auch seine Mariane mit schon halbgebrochenen Augen zu Ihm aufblicken. Seine Seele bat zu Ihm für sie, für sich und für alle Menschen. Laß sie Alle Eins werden! dacht' er, mach' sie Alle selig!" — (B. III. 662.)

*) Im Vorberichte zur zweiten Ausgabe (1777) erklärt Miller: „Die Thränen, die so manche edle Seele meinem Siegwart und seinen Freunden und Freundinnen weinte, und der Dank für diese Thränen, der mir von da und dorther zuscholl, sind mir Segen des Himmels und die herrlichste Belohnung. — — Welch ein Tag für mich, ihr Edeln, wenn ich mit Euch auferstehe, und Ihr eilt mir zu, und Euer Herz ist mein!" —

**) So erzählt auch Gutfried auf seinem Krankenbett: „Ich las Kleist... Wie viele

sprachen alle mit einer Art von Begeisterung von Klopstock und brachen in sein Lob aus. Thereſe hatte große Stellen aus dem Meſſias und aus Kleiſt abgeſchrieben." — „Sie laſen im Meſſias. Leſen Sie doch wieder die Stelle von Semida und Cidli! ſagte ſie; ſie iſt gar zu rührend, und ich liebe das Wehmüthige ſo ſehr. Er las ſie. Thereſe lehnte ihren Kopf an den Stuhl zurück und ſah zum Himmel. Als er ausgeleſen, nahm er eben dieſe Stellung an und betrachtete ſie ſeitwärts; ſie weinte und kehrte zuweilen ihr Geſicht langſam zu ihm hinüber: Das muß ein göttlicher Mann ſein, ſagte ſie, der die Liebe ſo wahr und ſo heilig ſchildert! Ja wohl, ſagte Kronhelm." —

Schon in der eben angeführten Stelle tritt in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit das hervor, was in unzähligen anderen wiederkehrt,*) und was recht eigentlich den ſeither ſprüchwörtlich gewordenen „Siegwartiſchen

---

vorher nie gefühlte Empfindungen füllten da mein Herz! Wie ward es oft zur Anbetung des Schöpfers hingeriſſen! Ich ſah nun die Natur mit ganz anderen Augen an. Jede Blume, jeder Vogel, jede ſchöne Gegend ward mir wichtiger und lehrte mich den Schöpfer im Geſchöpf bewundern, lieben und anbeten. Mein Herz ward reizbarer und empfindlicher für's Gute und Schöne. Ich ſah die Harmonie der Schöpfung, trug ſie auf meine Handlungen über, ſchätzte ſie im Leben und der Denkungsart anderer Menſchen mehr ... und ward gegen jedes Elend mitleidig." —

*) Wir führen zur Charakteriſtik des jetzt nur noch vom Literarhiſtoriker geleſenen Buches noch einiges Bezeichnende daraus an: „Siegwart ſank in Marianens Arm und weinte. Eine Stunde lang konnte er nichts als ſeufzen ... Sie ſtreichelte ihm die Thränen von den Wangen oder küßte ſie weg." — — „Lieber Engel, ſind Sie mein? — Auf ewig! ſagte ſie ... Drauf folgte eine ſprachloſe Scene, die ſich nicht beſchreiben läßt. Erſt nach einiger Zeit giengen ſie mit naſſen Augen, um ein Menuet zu tanzen. Dann giengen ſie wieder ans Fenſter, ſahen den Mond an, ſahen, wie er ſich ſpiegelte in ihren Thränen u. ſ. w." — „Sie hatte ein Stück Torte vor ſich auf dem Teller liegen; er ſchnitt's entzwei; ſie gab ihm ein Stück davon und aß das andere; ſüßere Koſt hatte Siegwart noch nie genoſſen ... Ihr Geſicht zeigte eine Wehmuth, die über Thränen erhaben war. Seine Bruſt war geſpannt und konnte kaum den Seufzer zurückhalten ... Ihr Geſicht zerfloß vor ihm, als ob nur ein leichter Roſenduft vor ihm ſchwebte u. ſ. w." — „Er ſang mit M. ein Duett. Ihre Stimmen waren wie das Liſpeln der Liebe, ſtiegen mit einander in den Himmel und wieder in das Grab herab, und klagten. Jedes Herz fühlte Zärtlichkeit und Liebe ... Bei einem Triller ſah ſie unſern Siegwart ſo ſchmachtend und beweglich an, daß ihm Thränen in die Augen ſchoſſen, und ſein Herz im ſeligſten Gefühl ſchwamm" u. ſ. w. — „Die kühle Dämmerung, das Schweigen im Gefild, der blaßgelbe Himmel und die einſchlummernde Natur erfüllte Thereſe mit einer Wehmuth, die ſie faſt zu Thränen bewegte. Oft ſchwiegen ſie lange ſtill, dann ſtieg ein Seufzer bebend ihre Bruſt herauf; ſie ſuchten ihn zu verbergen, huſteten, und ihre Hände drückten einander" u. ſ. w. — „Sie ſahen ſich oft lang an, ſchlugen die Augen nieder, ſeufzten und lächelten dann einander halb wehmüthig zu. Dann blickten ſie zum Mond auf, betrachteten jedes Wölkchen, jeden hellen Stern." — „Ueberhaupt halt' ich viel vom Kloſterleben, ſagte Sophie; man kann da alle ſeine Leiden in der Stille ſo verſeufzen, und wird von Menſchen nicht geſtört; die Einſamkeit iſt des Menſchen beſte Freundin." —

Empfindsamkeits-Ton" bezeichnet: dieses krankhaft-einseitige verweichlichende Schönthun mit schönen Gefühlen. „Er hatte viel Gutes, sagte Mariane, viel Empfindung, und das ist das Beste." — „Nichts macht vertrauter als die gemeinschaftliche Liebe zu den schönen Wissenschaften; sie beschäftigt sich mit der Empfindung, und da begegnet man sich alle Augenblicke auf Einem Wege." — „Welche reine, unverfälschte Freuden gab uns die Freundschaft und die Musik! Wie erhob sich unser Herz zu himmlischen Empfindungen, zu Entschlüssen, etwas Großes und Edles für die Welt zu thun ... Am Abend war's uns, als ob wir den ganzen Tag in reiner Wollust zugebracht hätten. Und den schönen Wissenschaften verdank' ich, nächst der Liebe zur Tugend und zu Marianen, mein verfeinertes, veredeltes Gefühl am meisten." —

Indessen trotz all der Gefühls-Ueberspannung und Empfindungs-Schwelgerei, trotz all der blassen Mondscheins-Poesie und Sterbegedanken-Wehmuth, trotz der Thatenlosigkeit und Dürftigkeit der Charaktere und ihrer Umgebungen — es geht ein Hauch der Unschuld und Herzenswärme durch das Buch, der ihm doch eine Stelle in der Jugendgeschichte unserer Bildung und Literatur sichert.*) Nur wenn solche Stimmungen

*) Nebenbei enthält es auch manche Züge, die für die Sitten- und Cultur-Geschichte des katholischen Süd-Deutschlands beachtenswerth sind. Von der Universität Ingolstadt schreibt Kronhelm: „Die Studenten können kaum deutsch; erbärmliches Küchenlatein wird überall gesprochen. Laß dich's ja nicht merken, daß du deutsche Verse, noch weniger von einem Protestanten leseſt. Dies wäre schon genug, dich lächerlich zu machen und zum Ketzer. Ich wäre bald um meine deutschen Bücher und um meinen Klopstock gekommen; ein Student, der mich besuchte, sah, daß vorn auf dem Titel „Halle" stand. Das ist ja wohl bei den Ketzern? sagte er; so lassen Sie ja das Buch nicht öffentlich sehen; es würde Ihnen gleich weggenommen werden; man ist hier gar scharf." —

Eine baierische Postwagen-Scene (II. 479) giebt einen Begriff von der Roheit und dem Uebermuthe, dem die Juden damals zuweilen ausgesetzt waren: „Der Offizier und der Condukteur fiengen an, den armen Juden auf alle Art zu necken; keine halbe Stunde durfte er auf seiner Stelle sitzen bleiben; der Jude ließ sich Alles gefallen und setzte sich stillschweigend hin, an welchen Ort man's haben wollte. Endlich fiel dem Condukteur ein, daß er ein wildes Schwein auf dem Wagen habe; er sagte dem Juden, er solle sich weiter hinten im Postwagen setzen ... Indem zog er die Decke weg, unter der das Schwein lag; der Jude sprang mit großem Geschrei aus dem Postwagen: O weh, o weh! ich bin verunreinigt! bin ein armer Mann!" u. s. w. —

Auch sonst finden sich neben den empfindsamsten Scenen Auftritte brutaler Derbheit, namentlich der Väter gegen ihre Kinder. „Mordieu! sagte Papa, und gab mir eine Maulschelle; ich sank auf meinen Stuhl zurück; meine Mutter hielt mir ein Balsambüchschen vor. Du bist auch so eine alte Kupplerin! rief er, und schlug ihr das Büchschen aus der Hand. Licht! rief er zur Thüre hinaus, weil ihm seine Pfeife ausgelöscht war" u. s. w. —

Ueber den öffentlichen Gottesdienst in München bemerkt er: „In der Kirche sah er

künstlich erzeugt oder gewaltsam behauptet werden, entarten sie zur Unnatur und Verzerrung.*) —

---

d) Friedrich Stolberg.

(1750—1819.)

In seiner Jugend warf sich Stolberg enthusiastischer noch als alle seine Freunde in die eben vorherrschenden Ideen von Freiheit und neuer geistiger Erleuchtung; Griechen und Römer, die er eifrig las und später übersetzte, begeisterten ihn für Gedanken eines glücklicheren, idealeren Lebens der Menschheit, als er es im damaligen Staate und in jener Gesellschaft fand. Goethe erzählt lächelnd, wie abenteuerlich der junge Stolberg für Tyrannenmord geglüht, und wie Goethe's Mutter umsonst mit ihrem besten Wein die Glut zu kühlen gesucht. Diesen Ton verrathen manche seiner Jugenddichtungen.

Als Belege für seinen früheren politischen und religiösen **) Liberalismus weisen wir auf Aeußerungen wie:

„Freiheit! Der Höfling kennt den Gedanken nicht,
Der Sklave! Ketten rasseln ihm Silberton;
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken. —
O Namen, festlich wie ein Triumphgesang,
Tell, Brutus, Hermann, Cato, Timoleon!" —

und in dem Gedicht: „Der Rath, an Tobias Mumsen", ruft er mit herber Ironie:

„Dank sei's den Weisen unsrer Zeit, wir sind
So weit gekommen, daß bewiesen ward,
Die Freiheit sei ein Traum — — —

---

noch mehr die große Kluft zwischen Andacht und Freiheit. Das gemeine Volk lag in tiefster Demuth vor Gott; und die vornehmen jungen Herren und Frauen stunden frech in ihren goldenen oder seidnen Kleidern da, begafften sich mit stolzer Selbstzufriedenheit, warfen sich, anstatt zum Himmel aufzublicken, buhlerische Blicke zu." — (III. 648.)

*) Gewiß war es schon ein Mißgriff, daß Miller dem Siegwart noch eine Reihe sentimentaler Romane folgen ließ: „Akademischer Briefwechsel;" „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit;" „Briefwechsel eines Vaters mit seinem Sohne;" „Geschichte Karls von Burgheim." —

**) Als feuriger Verehrer Luthers hatte Stolberg in frühern Jahren tadelnd an Lavater geschrieben (9. Jul. 1778): „Du hast von Luther gesprochen (in der Physiognomik), wie ich nicht von euren Reformatorgen schreiben würde. Ihr Calvinisten kennt den überherrlichen Mann nicht, den Felsen im Meere, den Mann, der so Großes wollte und konnte!" —

— — Ihr selber spottet der Religion;
Ihr Geist ist Geist der Wahrheit und der Kraft.
Doch ehrt die Pfaffen, denn sie ehren euch!
Ihr Geist ist Geist der Schwachheit und des Wahns.
Von euch gemästet, räuchern sie euch gern,
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Den wahren Priester haltet von euch ab!
Kein Erdenglanz verblendet seinen Blick,
Und bittre Wahrheit tönt aus seinem Mund."

In ähnlichem Ton spottet er im Vertrauen auf seine klassische Bildung über des Papstes Unfehlbarkeit:

„Ich hätte blind vielleicht wie sie geschnappt,
Wofern nicht Hellas mich auf mildem Schoß
Gewieget und gesäuget hätte, mir
Das Aug' erhellt und unter Bäume mich
Geführt, die immer Duft und Kühlung wehn. — —
— Doch Schwäche hielt mich lang davor zurück;
Und wie ein Kind den irren Kreisel treibt,
So trieb die Thorheit lange mich umher.
Und jetzt? — Der Schule Lehrern und dem Papst
Ward nur Unfehlbarkeit." —

oder:

„O Fürsten, Väter eures Vaterlands!
Geläng' es euch das alberne Gewäsch
Der Griechen und der Römer allzumal
Durch Hand des Büttels zu verbrennen, und
Auch selbst die Kunde neuer Zeiten so
Zu säubern, daß nicht ohne Glimpf und Scheu
Die Wahrheit, wenn sie zu gefährlich ist,
Erschiene, Väter eures Vaterlands,
Ihr säßet ruhiger auf eurem Thron." —

und am Schlusse:

„Der Rechtsgelehrte sonne sich im Glanz
Der Gunst, und knete das Gesetz wie Wachs.
Sein Kiel behaupte eures Schwertes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fischt.

Es fröhne kriechend euch der Philosoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörsaal lauscht;
Er wäge Recht der Menschheit und des Throns
In Schalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heiligthumes Seckeln ab." —

Nicht minder herbe geißelt er das Hofleben:

„Daß mancher Schalk bei Hofe seine Kunst
Versteht, manch feiner Marinelli schlau
Auf Menschenkenntniß und auf Frevel baut,
Das glaub' ich gern, doch sah ich keinen noch.
Doch Affen, schmeichelnd, boshaft, schadenfroh,
Und grüne Fliegen, summend um das Aas
Des faulen Staates, sah ich tausendmal,
Und bis zum Ekel schon das erste Mal." —

Wie erklären wir uns die Kluft, die ſich zwiſchen jener excentriſchen, alle Feſſeln ſprengenden Jugendlichkeit und dem Eintritt in die römiſche Kirche ausdehnt, in deren Grundſätzen es doch zu liegen ſcheint, die freie Bewegung des Geiſtes und die Anſprüche einer durch Prüfung errungenen Ueberzeugung zu hemmen? — In Zweierlei hauptſächlich iſt der Schlüſſel zu finden: zuerſt im Zerrinnen ſeiner Jugendideale, und dann in der Entzweiung ſeiner religiöſen Bedürfniſſe mit der herrſchenden Zeitrichtung.

Daß ſeine Jugendbegeiſterung für unbeſtimmte Hoffnungsträume erkalten, daß ihn eine reifere Erfahrung darüber enttäuſchen mußte, lag in der Natur der Sache; ſcharf, aber nicht unwahr, hatte der kritiſche J. Heinr. Merk hierüber geurtheilt: „Die ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug.“ — Und hätte Stolberg nicht aus eigener Einſicht einlenken wollen, ſo hätten die Zeitereigniſſe mit unſanfter Nöthigung ihn aus ſeiner ſtürmiſchen Geſinnung aufgeſchreckt; der Gang der franzöſiſchen Revolution erſchütterte ſeine geſammte Lebensanſicht; er hatte nur Einſchränkung der königlichen Gewalt von ihr erwartet, und ſchauderte jetzt vor dem Niederſtürzen alles Beſtehenden, aller geiſtlichen und weltlichen Satzung zurück. Aengſtlich ſah er ſich nach dem Damme um, welcher der kirchlichen und politiſchen Zerrüttung gleich ſehr Einhalt thäte.

Gleichzeitig ſah er aber in Deutſchland ſelber im Religiöſen eine Geſinnung ſich ausbilden und allmählich durchdringen, die ſeiner Ueberzeugung ebenſo entgegen war*), als die politiſche Auflöſung in Frankreich; dies war die Auffaſſung des poſitiven Chriſtenthums vom Standpunkte des nüchternen, unterſuchenden Verſtandes, d. h. des Rationalismus. „Alles iſt eitel, deſſen Grund und Ziel nicht Gott iſt!“ war Stolbergs Wahlſpruch, und Voß, den er als Repräſentanten jener rationaliſtiſchen Denkart anſah, nannte dieſen Grundſatz einen jeſuitiſchen.**) — So ſah Stolberg in der Revolution die politiſche Zerſtörung, im Proteſtantismus die kirchliche herrſchend werden; alles ſchien zur Untergrabung der alten

*) Bekannt iſt ſeine Proteſtation gegen die allerdings von ihm ſehr mißverſtandenen „Götter Griechenlands“ von Schiller. Er erklärt (im deutſchen Muſeum 1788), er möchte lieber der Gegenſtand des allgemeinen Hohnes ſein, als ein ſolches Lied gemacht haben; die griechiſche Götterlehre verbinde die größte Abgötterei mit dem traurigſten Atheismus. —

**) Voß, ſeit 1778 Rector in Otterndorf, war 1782 nach Eutin gekommen; hier lebte Stolberg ſeit der Rückkehr aus Italien (1792) als Präſident der fürſtlichen Regierung. Aber dies Zuſammenleben in Eutin war von Anfang an ein geſpanntes; das ehemalige Vertrauen war verloren; der Rector beobachtete den Regierungspräſidenten mit ſteigendem Mißtrauen. Vgl. Friedrich Perthes Leben I. S. 83.

Welt wirken zu wollen, an der ſein Herz immer feſter hieng. Er hob nun die Vorzüge der alten Zeit und das Recht des Ueberlieferten hervor, und alle Eindrücke einer frommen Erziehung, alle Anſprüche eines liebenden Gemüthes gaben ſeiner an Bibel und Kirche ſich lehnenden Religioſität das ſiegreiche Uebergewicht. Mit kalter Hand hatten der Gang der Welt, der Geiſt der Zeit in ſein Inneres eingegriffen; im Tiefſten verletzt, ſagte er ſich von dieſer Zeit und dieſem Geiſte los; was man religiöſen Liberalismus nannte, wurde ihm eben ſo verhaßt wie der politiſche. — Und nun was blieb ihm? Allein ſtehen wollte, konnte er nicht;*) einige gleichgeſtimmte Freunde, wie Lavater oder Claudius, ſtanden fern und zerſtreut da; er aber bedurfte Uebereinſtimmung der Umgebung, innigeren Verkehr, Gemeinſchaft. — Da nun geſchah es, daß ſeine katholiſchen Freunde, voraus die Fürſtin Gallitzin, ihm in der katholiſchen Kirche den unerſchütterlichen Felſen zeigten, den er ſuche, und der ihn auf alle Fluten des Weltlaufes mit beruhigtem Inneren blicken laſſe. Nach langem Kampfe, nach peinlichem Schwanken warf er ſich in die ihm geöffneten Arme; hier hoffte er der quälenden Entzweiung für immer zu entfliehen (1800). — Noch zwölf Jahre früher (1788) hatte er ſich und ſeine Sehnſucht in Bildern der Phantaſie beſchwichtigt; in ſeiner „Inſel“ malte er das Ideal eines patriarchaliſchen Naturlebens aus, völlig im Widerſpruche gegen die äußere Welt, die er um ſich ſah; alles was die Welt aufregt, trennt, entzündet, ſollte in ſeinem Naturſtaate ausgeſchloſſen bleiben: Kunſt und Wiſſenſchaft, Induſtrie und Politik, Ungleichheit der Stände und des Vermögens. Nur die Religion ſollte die chriſtliche bleiben, nicht wie bei Wieland zur Huldigung der Grazien ſich umformen; Lektüre der Bibel, Geſang und zuweilen eine Rede oder Ermahnung des Aelteſten dachte er ſich

*) „Die edle Stolberg-Rebe — heißt es in Krummachers Briefwechſel zwiſchen Asmus und ſeinem Vetter, Eſſen 1820 — ſuchte immer die rechte Ulme; ſuchte in Griechenland bei Homer, Sophokles, Plato und den helleniſchen Freunden; ſuchte in Italien, in Rom, in der Peterskirche, beim Papſt; ſuchte bei Lavater, meinte er ſei's und nannte ſich Du und Du mit ihm. — Das Weinen ſitzt mir näher als das Lachen, wenn man ſolche edle bedürftige Natur wie eine Waiſe den Vater ſuchen ſiehet. Er fand immer nicht, und kehrte dann wieder zu ſeinem Jugendgenoſſen (Voß) zurück ... Und darin täuſchte er ſich, daß er meinte, er könne mit dem Jugendfreunde oder durch ihn zu dem gelangen, wornach er ſich ſehnte. Dieſe Täuſchung gieng ſo weit, daß er ſelbſt bei deſſen „Grünauer Gedicht“ (Voßens Luiſe) weinen konnte wie ein Kind.“ — — „Auch Lavater gab dem, der mit Gefühlen überſättigt war, noch obendrein auch nur Gefühle (?) und bewirkte ſo, daß das Maß überfloß ... Er war dem Suchenden auch nur eine Rebe, die freilich ihre Ulme gefunden hatte, aber in dem ſeligen Gefühle ihres Aufſtrebens der Ulme und ihrer Zweige und Aeſte nicht achtete (?) ... Nur die Sehnſucht nach gleicher Höhe erweckte Lavaters Anblick und Umgang in Stolberg, und vermehrte nun ſein Streben und Suchen nach der feſten Stütze.“ —

als die einfachen protestantischen Elemente seines Cultus. — Allein an solchen Träumen fand Stolberg später kein Genügen mehr; je mehr ihn die Wirklichkeit drängte, desto lebhafter suchte er in der Wirklichkeit einen Gegenhalt; als solcher erschien ihm jetzt der Katholicismus. —

Stolbergs damalige Stimmungen und Ansichten lernen wir am besten aus dem Schreiben kennen, worin er seinen Schritt gegen seinen Freund Lavater zu vertreten sucht. Auf Lavaters Zuschrift beim Uebertritt antwortet Stolberg (aus Münster 26. October 1800):

— — „Vollkommen recht hast Du, mein verehrter und geliebter Bruder, mir Dein Vertrauen in dem Glimpf und in der Liebe Deiner Beurtheilung zuzutrauen. — Ich war weit davon entfernt, die katholische Religion anzunehmen (obschon sie mir immer ehrwürdig war), als ich bei Lesung Deines Liedes: „Der liebt nicht ganz dich, Jesus Christ," *) zu jeder Zeile dieses ächten Ergusses wahrer Toleranz von Herzen Ja und Amen! sagte. Ich wußte ja auch, wie Dich dieser christlichen Denkart wegen die Zeloten unter den Protestanten angefeindet haben. Zeloten nämlich nicht für die großen Wahrheiten, welche beide Kirchen gemein haben, sondern Zeloten für das Protestiren, für das Negative, für eine Null, welcher sie keine Zahl, die ihr Gehalt geben könnte, vorzusetzen wissen. Solche und nur solche sind es auch bisher gewesen, welche mir und meiner Sophie, einige mit Härte, andere mit Hohn, den Schritt — den wir nach ernstester Ueberlegung, nach siebenjähriger Untersuchung, nach täglicher Anrufung des Geistes der Wahrheit, nicht ohne Kampf mancher Art gethan haben — vorwarfen und verargten.

— — „Hätte ich auch nicht den beinahe vollendeten Einsturz der protestirenden Kirche erlebt, so wäre mir doch in ihren Hallen ohne Altar, ohne praesens numen, länger nicht wohl geworden.

---

*) Die für Lavaters damalige Ansicht charakteristische Stelle heißt:

„Der liebt noch nicht dich, Jesus Christus,
„Wer deinen Schatten nur entehrt —
„Mir sei, wer dich nur, Jesus Christus,
„Zu ehren meint, verehrungswerth!
„Wenn's Täuschung nur, nur Fabel wäre:
„Es fable nur zu deiner Ehre!
„Um deinetwillen will ich's lieben;
„Es mag mich drücken und betrüben —
„Erinnert's nur an dich, trägt's nur
„Von dir die allerschwächste Spur "

„Sie, welche der Einſiedler in der Wüſte ſpottet — iſolirt, verödet die 7000 einzelner Zerſtreuten der modernen großen Samaria, die des heil. Tempeldienſtes beraubt u. ſ. w. Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Von dieſen Samariten lehrt mich meine Kirche glauben, daß ſie Mitglieder dieſer von ihr verkannten Kirche ſind, ohne es zu wiſſen. — Es jammerte einſt Gott des Knaben Iſmael, den nicht ſein Wille aus Abrahams Zelt in die Wüſte geführt hat; und in der Wüſte ward ihm durch einen Engel ein Brunn lebendigen Waſſers gezeigt. Seine Engel ſind noch immer Diener, ausgeſandt zum Dienſt um dererwillen, die ererben ſollen die Seligkeit, und ſie beſuchen auch noch die Wüſte. Weſſen Seele nach Gott, wie der Hirſch nach der Quelle ſchreit, deſſen Durſt wird gelöſcht. —

„Der würde nicht mich mehr als meine Kirche verkennen, welcher da glauben könnte, daß ſie mich lehre, Dich oder unſern Heß oder unſern ſel. Pfenninger oder Claudius oder unſern Hoze zu verdammen, oder auch nur die Kindſchaft Gottes an Euch und anderen redlichen Anbetern Jeſu Chriſti unter den Proteſtanten zu bezweifeln.*) —

„Mit Ruhe und Wonne denke ich an den Engel in weiblicher Geſtalt, den Gott vor zwölf Jahren von meiner Seite weg und hinüber in das beſſere Leben rief. Sie iſt früher katholiſch geworden als ich, um zwölf Jahre früher ein Mitglied der großen allgemeinen Kirche zu ſein, deren Kinder theils hienieden ſtreiten, theils in läuternden Flammen büßender Liebe, dennoch ſelig in gewiſſer Hoffnung, ihre Litaneien — theils am Throne Gottes und des Lammes, wie Ströme großer Waſſer ihr Halleluja ſingen. —

„Siehe, dieſe Anſicht läßt, gewährt, befiehlt mir der Glaube meiner Kirche. Nur für die, welche ihre Wahrheit erkennen und ſich mit Bewußtſein ſolcher von ihr abhalten laſſen, nur für dieſe, die allein ſie Ketzer nennt, giebt und weiß ſie keinen Troſt.

„Gott, der ſeine Sonne über Gerechte und Ungerechte ſtrahlen läßt, läßt auch manche Wolken ſie verhüllen, und auch das aus Liebe. Er läßt es zu, daß ſo manche Proteſtanten bei dem Irrthum bleiben, als ſei die katholiſche Kirche, dieſe wahrhaft barmherzige Mutter, gegen Andersdenkende intolerant. Nicht der wahre Geiſt dieſer Kirche hieß jene verfolgen, verfluchen, verbrennen. Unfehlbar in der Lehre, wie es die Lehrer

*) Man ſieht, wie mild und weitherzig dieſer Stolbergiſche Katholicismus war, im Vergleich mit dem herrſchſüchtigen Ausſchließungs- und Verfolgungsgeiſte der finſtern Zeloten, die ſeither hie und da den Haß der Confeſſionen wieder zu erwecken ſuchten.

auf Moſes Stuhl waren, ſichert ſie keinen ihrer Anhänger gegen Fehltritt in der Handlung, ſo wenig wie den Papſt, wie den Hohenprieſter. — —

„Das dringendſte Gefühl des Bedürfniſſes einer durch den Geiſt Gottes geleiteten, daher in der Lehre unfehlbaren Kirche; einer Kirche, bei welcher Jeſus Chriſtus ſeiner Verheißung nach bleiben würde bis an das Ende der Tage; einer Kirche, in welcher noch immer der Fels, auf den ſie gebauet ward, den Pforten der Hölle Trotz bot; einer Kirche, in welcher noch immer Machthaber des ewigen Hohenprieſters Sünden behalten und Sünden löſen konnten; einer Kirche, in welcher am Strahle göttlicher Liebe die Ambroſius, die Auguſtine, die heiligen Einſiedler in der Wüſte und Ludwig IX. auf dem Throne, die Leone, die Katharinen, die Thereſen, die Franziskus, die Borromäen zu Früchten für den Garten Gottes reiften; einer Kirche, in welcher der Sohn Gottes in dem Hafen unſerer Zeit (in dem Augenblicke, da der Antichriſt mit ſo organiſirter, ſo furchtbarer Macht, mit dem Schlund der geöffneten Hölle dräuet) — — ſolche Wunder thut, und eine ganze größtentheils verdorbene hohe Geiſtlichkeit in Frankreich, welcher die Axt ſchon an der Wurzel zu liegen ſchien — auf einmal ſo umwandelt, daß der faule Baum Früchte des Lebens in ſolcher Fülle und in ſolcher Reife trieb — o Freund und Bruder, das dringende, heiße Bedürfnißgefühl, zu einer ſolchen Kirche zu gehören — riß mich mit Banden, die ſtark ſind wie der Tod, d. h. mit Banden der Liebe zu ihr hin. Und ich fühle mich wie ſo ſelig, obgleich wie ſo unwürdig in ihrem Schoß! Da indeſſen ſie mich gegen Sicherheit warnet; da ich, wiewohl auf Gottes Erbarmen kindlich hoffen, doch mit Furcht und Zittern meine Seligkeit ſuchen ſoll, und alſo nicht weiß, ob ich ewig jauchzen werde: ſo will ich doch nun jauchzen und frohlocken, daß dieſe Kirche Gottes auf dem Felſen gegründet ſteht und ſtehen werde, daß der Antichriſt ihr nichts anhaben könne. Die Jungfrau Tochter Sion ſpottet ſein, die Tochter Jeruſalem ſchüttelt ihr Haupt ihm nach.“ —

Ungefähr aus derſelben Zeit ſtammt ein anderer Brief Stolbergs, der zum obigen als Ergänzung gehört.*) Ich theile das franzöſiſche Original in deutſcher Ueberſetzung mit:

---

*) Lettre du Comte de St. au Comte de Sch. . . . Munster le 12 Octb. 1800. Zuerſt im Intelligenzblatt der Erlanger Zeitung Mai 1801, dann in Schotts „Voß und Stolberg.“ S. 244 mitgetheilt.

— — „Dem edeln Antheil, den Sie an meinem Schritte nehmen, bin ich es ſchuldig, Ihnen zu ſagen, was mich dazu vermochte, lange Jahre hindurch mich mit der gründlichen Vergleichung beider Religionen zu beſchäftigen, und was mich am Ende entſchied, den katholiſchen Glauben dem Lutherthum mit voller Ueberzeugung vorzuziehen.

„Es hat nie eine Religion gegeben, die nicht das Daſein Gottes, ſeine Vorſehung, die Unſterblichkeit der Seele und eine gerechte Wiedervergeltung für Gute und Böſe — zu ihrer Grundlage machte. Dieſe Grundwahrheiten, deren Evidenz denen, welche ſie zulaſſen, unbeſtreitbar ſcheint,*) ſind doch von den Philoſophen unſerer Zeit bezweifelt worden.

„Eine lange Reihe von Jahren und Jahrhunderten hinab gab es nur ein Volk, dem dieſe Dogmen eigen waren, ein Volk, deſſen moraliſche und politiſche Ideen alle aus der großen herrſchenden und ſtets wirkſamen Idee eines allmächtigen, heiligen und barmherzigen Gottes herfloſſen. Das Chriſtenthum, gepfropft auf die Offenbarungen**) der Hebräer, beſtätigte ſie durch die große Thatſache, welche er ſtets im Auge gehabt: Folge und Erfüllung der iſraelitiſchen Religion, welche das Chriſtenthum vervollkommnet.

„Nicht als wäre ſie zu ihrer Zeit unvollkommen geweſen. Dieſelbe Vorſehung läßt die andere entſtehen, den Schmuck der Blüthen und die Krone der Früchte. Es iſt dieſelbe Religion, wie das Kind und der Erwachſene derſelbe Menſch. Außer dieſer Religion, glaube ich, hat nie eine andere dieſen Namen verdient; wenigſtens in dem Sinne, den ich damit verbinde, der den Begriff von etwas Poſitivem in ſich ſchließt. Die ſogenannte natürliche Religion beſteht in mehr oder minder vagen Vermuthungen, in Zweifeln, die je nach der Fähigkeit des Geiſtes mehr oder minder achtungswerth ſind. —

„Von meiner Kindheit an glaubte ich an die Offenbarung. Einige Zeit wurde mein Glaube erſchüttert; was mir Forſchungen auferlegte, die mir eine feſtere Ueberzeugung gaben, als es die angefochtene geweſen. —

„Proteſtant von Geburt, ſah ich mit Schmerz den Proteſtantismus, ohne anzuſtoßen, einſtürzen,***) in Folge ſeines Hanges, durch einen ihm eigenthümlichen Keim des Verderbens. Selbſt ſein Name Proteſtantismus verkündigt einen unruhigen, ſtürmiſchen Geiſt, mehr zum Zerſtören als zum Bauen geneigt, und der ſeine Waffen gegen ſich ſelbſt kehrt, indem

---

*) „Dont l'évidence parait incontestable à ceux qui les admettent.“

**) Der Text hat sur les revolutions; offenbar muß es heißen révélations.

***) Je voyais avec peine le protestantisme s'écrouler sans choquer, en suivant sa propre pente, par un germe de corruption, qui lui est propre.

er die bisher noch von ihm geachteten heiligen Wahrheiten von sich wirft und gegen Zweifel eintauscht, und bald sieht er seinem Ende im Atheismus entgegen,*) dessen geschickter Diener Kant geworden ist. Dagegen wird die unerschütterliche katholische Religion durch die zerstörenden Grundsätze des Philosophismus nicht berührt, denn der Katholik verläßt seine kirchliche Gemeinschaft, sobald er sich im mindesten vom Dogma entfernt; das System der wahren Religion — auf die Wahrheit gegründet, die nur eine einzige sein kann — kann den Charakter der Einheit nicht aufgeben; er hängt mit der Natur ihrer Sphäre zusammen.**) —

„Mit diesem Gedanken beschäftigt, rührte mich zur gleichen Zeit die Wahrnehmung, daß die Katholiken besser als die Protestanten in ihrem Leben***) der moralischen Theorie der Tugenden entsprechen, die das Evangelium vorschreibt. Ich bewunderte in ihnen den Geist, der seit 18 Jahrhunderten Kraft und Muth einflößte, ihm gemäß zu leben. Ich war erstaunt und gerührt bei dem Schauspiel, das wir in unsern Tagen gesehen haben. Wir haben gesehen, wie die Kirche, die dem Ungläubigen als abgelebt galt, gläubige Bekenner, edle Märtyrer erzeugte; dies entnervte und profane Frankreich hat solche Wunder hervorgebracht." — —

Betrachtet man Stolbergs Uebertritt zur römischen Kirche nur als einzelnes Ereigniß, als isolirte That eines interessanten Verstorbenen, so dürfte es befremden, daß wir demselben eine so einläßliche Aufmerksamkeit geschenkt. Jener Schritt, weit entfernt nur eine partikuläre Begebenheit zu bleiben, ist das Feldgeschrei einer Zeitrichtung geworden, die als ein Bestandtheil der Gegenwart uns zu ihrer näheren Beurtheilung auffordert. In beiden Kirchen giebt es Viele, denen Stolbergs Name noch jetzt als unangefochtene Autorität gilt. Immer wieder weist man von katholischer Seite auf *ihn*, um daran zu erinnern, daß einen tieferen, religiösen Sinn die evangelischen Kirchen schwerlich befriedigen; in einer solchen Voraussetzung durfte Schlegel die Behauptung wagen: erst im Katholicismus habe Stolberg ein freies und kräftiges geistiges Dasein gefunden. Hier ein lockendes, dort ein schreckendes Ansehen hat Stolbergs Beispiel auch für manche Glieder unserer Confession; *lockend* für die, welche im Protestantismus mit Unwillen oder Wehmuth nur Zerspaltenheit, Schwanken oder Verneinung sehen; *schreckend* für jene, die in Stolbergs That eine betrübende Weissagung für die Zukunft unserer

*) Et bientôt se voit menacé de finir par le grand pas de l'athéisme, dont Kant est devenu le ministre adroit. —

**) Il tient de la nature de sa sphère.

***) Par la pratique.

Kirche zu erkennen meinen. Auf Zumuthungen und Beſorgniſſe der Art antwortet nichts ſo ſiegreich als die geſchichtliche Einſicht in Stolbergs Geiſt und Art. In ſeiner Zeit und in ſeinem Innern lagen die ihn überwältigenden Beweggründe; ſeiner Zeit unterlag er, weil er für ihre gährende Bewegung keine überſchauende Höhe fand; und in ſeinem Innern gab es Perioden der Dämmerung, wo Glaube und Phantaſie, Sehnſucht und Rathloſigkeit, Wahrheit und Dichtung, Schwäche und Leidenſchaft in ſchwer zu ſichtender Miſchung ineinanderfloſſen. Eine ſolche Periode war die ſeines Uebertrittes. — Anregen, zur Theilnahme auffordern, belehren kann er uns, imponiren niemals, vorausgeſetzt daß wir wiſſen, auf welchem Grunde wir ſtehen. — Merkwürdig iſt uns indeſſen Stolberg noch von einer andern Seite, als Merkmal der Gegenwart nämlich und als ein Wink für die Zukunft. Für die Gegenwart; denn um gerecht zu ſein, müſſen wir ihn als den Märtyrer eines nicht wegzuläugnenden Leidens unſerer Zeit anſehen. Der Riß, welcher die geiſtige Welt wie die politiſche ſpaltet, gieng in tiefen Einſchnitten auch durch ſeine Seele; da er die Gegenſätze, deren Löſung uns allen auf der Seele liegt, nicht zu vermitteln vermochte, ſo entfloh er ihnen; an der Verſöhnung (der Aufgabe unſers Jahrhunderts) verzweifelnd, zerhieb er den Knoten und beredete ſich ſelber, ihn gründlich gelöſt zu haben. — Das tiefe, ungeſtillte Verlangen faſt aller höhergeſinnten Menſchen der letzten achtzig Jahre wurde in ihm zum heftigen Durſte, dem er unterlag. — Was Leſſing von der Zukunft erwartete, das ſuchte er in der Vergangenheit; Leſſing blickte ſehnſüchtig auf ein künftiges neues Evangelium hin; Stolberg wendete ſich zu einer Ueberlieferung, die den Anſpruch macht, einzig den Quell göttlicher Erleuchtung und Belebung unverfälſcht fortgeleitet zu haben; und ſo ſind ſie beide, der eine faktiſch, der andere förmlich, von der Gemeinſchaft ausgeſchieden, in der ſie erzogen wurden. Was ſie beide geſucht, worauf ſie beide uns angewieſen haben, iſt uns indeſſen unverloren; nicht allezeit werden Bildung und Religion, Denken und Glauben in ſo feindſeligem Zwiſte bleiben, wie jene zwei ihn haben durchkämpfen müſſen. —

Eine Beſtätigung dieſer Bemerkungen finden wir in einer Charakteriſtik, die Lavater von ihm entworfen und darin im Weſentlichen ſein tiefſtes Innere glücklich erkannt hatte. Es ſind jene Umriſſe, durch die Lavater in der Phyſiognomik den jugendlichen Stolberg zu bezeichnen ſuchte (1776).

„Siehe den blühenden Jüngling von 25 Jahren, das leicht schwebende, schwimmende, elastische Geschöpf. Es liegt nicht; es steht nicht; es stämmt sich nicht; es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um festzustehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen.

„Ein schwebendes also, das die Erde nicht berührt. — — Kein eiserner Muth, elastisch reizbarer wohl, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn, keine langsame Ueberlegung oder kluge Bedächtlichkeit. Nirgends der Raisonneur — — die völligste Geradheit des Verstandes oder vielmehr der unbefleckteste Wahrheitssinn. Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnell erblickten, schnell geliebten Wahrheit. — — Ewiger Schweber, Seher, Idealisirer, Verschönerer, Gestalter aller seiner Ideen. Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will. — —

— — „Der ganze Umriß des Halbgesichtes (zeigt) Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit; aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit,*) die niemanden als ihm selber schadet." —

In all diesen Zügen erkennen wir den Jüngling, der für Freiheit und Tyrannenmord schwärmt, den Mann, der sich einen Naturstaat auf einer glückseligen Insel ausmalt, und dann zur römischen Kirche flüchtet, endlich den Greisen, der zuletzt in der Fülle seines Herzens, in der Liebe, die ihm ward und die er gab, den Himmel fand, den er suchte. — Und doch ist hiemit seine ganze Bedeutung noch immer nicht ausgesprochen. Seine Täuschungen zu bemerken, ist ein Leichtes; sie zu vermeiden, dessen mag die gemeinste Klugheit sich rühmen; aber nur wenige werden in unbeflecktem Seelenadel ihn überragen. Die meisten seiner Täuschungen entsprangen aus einem Streben, dessen Vernichtung den Menschen zum dumpfen Erdenkloß erniedrigt. In diesem Sinne geben wir der Behauptung eines großen Geschichtschreibers**) gern Recht: „daß eine unbefangene Nachwelt Friedrich Stolberg sehr hoch stellen werde." —

Gern verweilt man bei dem letzten Abschnitte in Stolbergs Leben,

*) Auch Goethe (in Wahrheit und Dichtung XVIII) führt aus Lavaters Munde das Wort an: „Ich weiß nicht, was Ihr Alle wollt; Stolberg ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling; aber Sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Herkules beschrieben; und ich habe in meinem Leben keinen weicheren, zarteren und, wenn es darauf ankommt, bestimmbareren jungen Mann gesehen." —

**) Niebuhr, Lebensnachrichten.

wo die Wellen des ſtürmiſchen Herzens ſich gelegt,*) wo die Unſicherheit des religiöſen Suchens ihn nicht mehr ſtört. Was ihm am Ende ſeinen inneren Halt verlieh, hätten Päpſte und Beichtväter ihm weder geben noch nehmen können. — Einſt, beim Tode ſeiner erſten Gattin hatte er zweifelnd ausgerufen: „Wiſſen Sie mir etwas über das Wiederſehen jenſeits zu ſagen, ſo erbarmen Sie ſich mein. — Ich hoffe, ſo ſehr ich hoffen kann; aber die Frage, die hienieden keiner auflöſt, ſtößt mir den Dolch in die Seele!“ Eine ſolche Frage hatte jetzt in ihm keine Wurzel mehr. Und wenn er ehemals (1785) klagte: „Ich habe den Fehler, daß es mich unglücklich macht, wenn meine liebſten Freunde über Lieblingsmaterien ſehr verſchieden von mir denken“ — ſo war ihm jetzt der Troſt geworden, ſich meiſt von verwandten Naturen umgeben zu ſehen. — Er kannte ſein Herz und deſſen Gefahr, wenn er in ſeinem „Schwanengeſange“ betete:

„Und beuge du in dein ſanftes Joch
Des empörten Stolzes ſtarrenden Hals.“ —

Aber es war auch das lauterſte Bekenntniß ſeines Innern, wenn er fortfuhr:

„Nur du, Unendlicher, nur du
Biſt Leben und Licht dem ſehnenden Geiſt,
Jetzt Labſal und Troſt,
Ruhe dereinſt und Heil und Wonne!
Der Schein, der nicht ſtrahlet aus deinem Licht,
Verlockt uns, ein Dunſt, in nächtlichen Pfuhl;
Die Flamme, nicht lodernd mit heiliger Glut,
Iſt frevelnder Greul auf Götzenaltar.“ —

Alles Schöne, was urſprünglich in Stolberg gelegen hatte, blühte unverkümmert fort, als er einer andern Kirche angehörte; *ein enges ausſchließliches fanatiſches Weſen, dem ſich Convertiten ſonſt leicht hingeben, hat über ihn nie auf lange Zeit Macht gewonnen.*“) Er behielt ein Herz für ſein Vaterland: „Es iſt

*) Nur der gehäſſige Angriff ſeines Jugendfreundes Voß konnte ihn vorübergehend aus ſeiner milden Faſſung bringen. „Sie werden ſtaunen — ſchreibt er den 16. Novbr. 1817 an Fouqué — über die Schamloſigkeit, die Wuth des Mannes. Vorzüglich tobt er auf jacobiniſche Weiſe gegen Adel und Prieſter; doch bei weitem am meiſten wider den Adel, der — wie er behauptet — Papſtthum und Jeſuiten einführen wolle, um wieder die Herrlichkeit, deren er im finſtern Mittelalter genoſſen, zu gewinnen. *Er führt falſche Fakta gegen mich herbei*, und verleumdet ſowohl meinen Bruder als viele meiner Freunde ... Ich muß wider ihn ſchreiben ... weil er mich lügend mehr als Einer Lüge und anderer Greuel zeihet. Nicht viel weniger ſchnöde iſt eine Recenſion meiner Religionsgeſchichte von Kirchenrath Paulus in Heidelberg, Voßens Waffengenoß.“ —

**) So ſchrieb er nach ſeinem Uebertritt an den proteſtantiſchen Theologen Kleuker (22. Aug. 1800 aus Eutin): „Verzeihen Sie, mein theurer Freund (das müſſen, das werden Sie mir *immer mit gegenſeitiger Liebe* bleiben), verzeihen Sie, daß

— ſagt er im Leben Alfreds — des wahren Deutſchen eigenthümliche Weiſe, ſich das Schöne und das Gute aller Zeiten und aller Völker anzueignen. Wer *alſo* geſinnt iſt und *alſo* handelt, der verdient es, Sohn eines Landes zu ſein, welches — beſtimmet ward, das Herz von Europa zu ſein." Dagegen konnte er ſich mit der modernen Staatsrichtung nicht verſtändigen; gegen das Ausgleichen der Stände, gegen die Beſeitigung manches Ererbten und Alterthümlichen in Deutſchland erhebt er ſich in ſeinen letzten Lebensjahren (1818) in der Schrift „über den Zeitgeiſt": „Nächſt dem Unglauben — heißt es da — und der Sittenloſigkeit haben die Verfaſſungen der Völker keinen ärgeren Feind als die Neuerungsſucht." Er rügt hier die Feigheit der Geſetzgeber, die „auf den anmaßenden Zeitgeiſt von geſtern her Rückſicht nehmen." Die Aufgabe des politiſchen Vereins ſei: durch gediegene Weisheit Einiger Obſtand zu halten blinder Gewalt der Menge; und die Harmonie beſtehe nicht aus Zuſammenhäufung gleichartiger Theile, ſondern aus richtigem Verhältniſſe ſehr verſchiedener Theile. Er betrachtet es als einen Vorzug des Adels, daß er, dem Gewerbe entſagend, zu edlen Beſtrebungen auffordere, die von Geſchlecht zu Geſchlecht einer kleinen Zahl von Familien dringend ans Herz gelegt würden.*) Wie den Adel, ſo will er den Bürgerſtand in ſei-

---

Sie wahrſcheinlich durch Andere den wichtigen Schritt, den ich gethan, erfahren haben ... Dieſer Uebergang iſt die endliche nothwendige Folge von ſiebenjähriger Unterſuchung, von ſiebenjähriger Anrufung des Geiſtes der Wahrheit ... Er hat uns Ueberzeugung, ruhige (?) feſte Ueberzeugung gegeben. — Ihnen muß freilich ſcheinen, daß wir auf einen Abweg gerathen ſind; aber weder Sie noch Ihre treffliche Frau werden unſere Redlichkeit verkennen ... Sehen Sie uns als redliche Irrende an. *Laſſen Sie uns in brüderlicher Liebe vereinigt bleiben! Wir ſtreben nach Einem Ziel! Wir haben Eine Hoffnung; wir wollen, Sie und wir, Denjenigen lieben, der uns zuerſt geliebet hat.*" — (Kleuker und Briefe ſeiner Freunde, S. 201.)

Und an den Proteſtanten Fouqué ſchreibt er 1813: „Da wir darin, wie gewiß in ſo vielem andern, übereinſtimmen, daß wir den Wunſch haben: Alles auf das Eine Nothwendige, auf den Einen, der da allein gut iſt, weil Er im eigentlichen Sinn allein iſt, zurückzuführen — *ſo dürfen wir auch hoffen, daß unſer Bund ewig ſei!*" —

So ſprach er ſich 1809 auch gegen Friedrich Perthes aus: „Die Reformation gieng urſprünglich hervor aus reiner Abſicht, und ſo verſichert ich auch bin, daß Luther denen, die ihm zufielen, mehr nahm als Menſchen geben können, ſo erkenne ich doch die vielen und großen Vortheile an, welche denen, die katholiſch blieben, aus der Reibung, dem Wetteifer u. ſ. w. hervorgegangen ſind. Wider die Perſon Luthers, in welchem ich nicht nur einen der größten Geiſter, ſo je gelebt haben, ſondern auch große Religioſität, die ihn nie verließ, ehre, werde ich nie einen Stein aufheben." — Und 1815 nach Claudius' Tode: „Er kommt nicht wieder zu uns; Gott führe uns Alle dahin, wohin er uns vorangegangen iſt; und ſein Gebet wird uns fördern." —

*) In dieſem Sinne äußert er ſich auch in Briefen aus dieſer Zeit (1819). „Ich halte es mit Ihnen (Fouqué) ... daß der Adel eine Sache des Gefühls, etwas Poeti-

nem hergebrachten Besitze, in seiner mittelalterlichen Stellung geschützt wissen; in Genossenschaften und Innungen gedeihe die Ruhe und die Genügsamkeit der Bürger, und ohne eigenthümliche Freiheiten und Rechte (Privilegien) könne die allgemeine Freiheit und das allgemeine Recht nicht bestehen. Kein Stand gedeihe ohne den andern; auf Ordnung beruhe der Staat, die Ordnung auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Religion. — So wurde er auch auf dieser Seite der beredte Vorkämpfer der Gesinnung, welche das Erbe der Vorzeit gegen jede Anfechtung anderer Zeitforderungen mit dem Schilde der Pietät und der Erfahrung zu decken sucht; freilich bleibt sein Wort auch hier nur ein kräftiges Abweisen, nicht aber ein Wegweiser, der uns zwischen Partei- und Zeitverirrungen umsichtig hindurchführt. —

Stolbergs Gebrechen und Größe in dieser seiner späteren Zeit liegen in seiner Geschichte der Religion Jesu vor; als Forschung oft unbrauchbar und irreleitend, wird sie überall bedeutend, wo sein Herz sich entfalten kann; nicht für die Wissenschaft, aber für Erweckung religiösen Sinnes hat sie erfolgreich gewirkt. „Es gehört zum Charakter unsers Jahrzehnts, das Herzliche aus der Religion verbannen zu wollen" — hatte er schon 1780 geschrieben; hiegegen kehrte sich sein ganzes Wesen; hierin liegt seine bleibende Bedeutung; denn als höchstes Lebensgut galt ihm der Quell eines regen inneren Lebens, der aus der Liebe des Unsichtbaren fließt. Wenn ihm ein Kind geboren würde — versicherte er (1777)*) — so möchte er demselben nicht Reichthum, nicht langes Leben, auch nicht Wissenschaft wünschen; sein einziges erstes Gebet wäre: „Gieb ihm die menschlichste aller Gaben, die Eine göttliche Gabe, gieb ihm Fülle des Herzens. — — Dem, deß Herz voll ist, ist nichts in der Welt leer." „Ich weiß wohl — fährt er fort — daß einige unserer Schriftgelehrten gern aus der Religion die Empfindungen des Herzens verbannen möchten; — — ungereimter, als wenn man dichten wollte ohne Begeisterung, oder als wollte man ringen ohne Kraft." —**)

---

sches sei, welches sich besser empfinden als auseinandersetzen lasse. Daß es wichtig und gut sei, einen Stand zu haben, der Repräsentant des Edelmuths, der Aufopferung sei, so wie der Kriegsstand des Muthes, der geistliche Stand der Frömmigkeit ... Durch Herabwürdigung des Adels verlieren auch die andern Stände ... Bei uns leidet er große Gefahr vom Zeitgeiste, der in der Sucht, Alles auf dürre Begriffe zurückzuführen, das Gefühl erstickt. Man will nicht einsehen, daß das Gefühl aus dem tiefen Born geahndeter Wahrheit hervorgeht; da hingegen der klügelnde Verstand sich leicht verirrt, und wohl oft aus Liebe zum Dürren ein Affengeripp für einen Menschen hält. — Machen es doch mit der hochheiligen Religion die sogenannten Rationalisten nicht besser." —

*) „Ueber die Fülle des Herzens." —

**) Es ist daher der folgerechteste Ausfluß dieser Gesinnung, wenn Stolberg auf

Wollte man nach allem Vorhergehenden den Grundzug in Stolbergs Wesen in Einem Worte geben, so geschähe es am besten mit einer Strophe aus dem Munde des Dichters selber:

„O wie sehnt die gebundene
Psyche schmachtend sich hier, schlägt mit Fittigen,
Aengstet hoffend sich, weint, lächelt, empfindet es,
Daß ihr Wissen nur Ahndung,
Ihre Wonne nur Sehnsucht sei." —

In der Ahnung des Höheren ergieng sich sein Geist, wie sein Herz in der Sehnsucht nach dem Göttlichen; ein Mann des Ahnens und Sehnens, und — so hoffen wir — der Vorbote einer besseren*) geistigen Zukunft. Uns kommt es nicht zu, darüber zu rechten, daß eine Nachtigall kein Adler, daß ein Dichter kein Philosoph war. —

Den katholischen Stolberg betrachten wir als einen Verstorbenen; als Mensch und Christ möge uns sein Bild nicht verloren gehen.**) —

---

dem Titel seiner letzten Schrift „Ein Büchlein von der Liebe" — dem Worte des Carteſius „Ich denke, also bin ich" die Losung entgegensetzt: „Wir lieben, also werden wir sein!" — Diesen Geist athmet auch sein Lied „die Liebe":

„Ich bin! deß freuet sich mein Herz,
Ich bin und werde sein!
Ein Stäubchen ist des Lebens Schmerz,
Gesehn im Sonnenschein;
„Gesehn in jener Sonne Schein,
Die nimmer untergeht,
Durch die — was war, was ist, wird sein —
Emporgieng und besteht —" u. s. w.

*) Auch er erwartete wie Stilling und Lavater eine große religiöse Krise, eine Scheidungskatastrophe zwischen Glauben und Unglauben in naher Zukunft: „Gott giebt mir — schreibt er 1819 — große Freude an meinen Kindern. Ich darf hoffen, daß sie als wackere Kämpfer bestehen werden im Kampfe, der sich längst vorbereitet und die Kinder der Menschen gegen die kleine Zahl der Kinder Gottes ins Feld führt; ein Kampf, in welchem der Kreuzritter, so lange er der heiligen Fahne treu bleibt, siegt, auch wenn Gott zuläßt, daß seine Sache vor den Augen der Welt umwölket wird." — „Aber auf eine lange Nacht, auf Revolutionsbarbarei, welche bald eintreten wird, deuten sichtbar die Zeichen der Zeit." —

**) In der Verehrung für Klopstock blieben sich beide Brüder Stolberg bis an ihr Ende treu. Graf Christian Stolberg, der ältere Bruder (der nie zur katholischen Kirche übertrat), legt hiefür noch kurz vor seinem Tode Zeugniß ab in einem Schreiben (11. Jan. 1821) an Klopstocks Wittwe (die seit 1791 Kl.'s zweite Gattin gewesen): „Noch jetzt tritt Klopstocks Gestalt, lebend wie damals, als ich, der neunjährige, und Er (der Bruder Friedrich Leopold), der siebenjährige Knabe, mit tief empfundener Verehrung auf ihn empor schauten, mir vor Augen, und auch das Bild seiner Meta ist in meiner Erinnerung nicht verloschen ... Jedes Wort aus Klopstocks Lippen, aus Kl.'s Feder ist ein Heiligthums-Kleinod, dessen Aufbewahrung ein verdienstvolles vaterländisches Werk ist." — Er nennt Kl. „den größten Dichter der neueren Zeiten", und hofft, daß die Zeit kommen werde, die ihn, „den Stolz und den Segen des Vaterlandes," wieder nach Gebühr würdige. —

Die Gallitzin.
(1748—1806.)

Mehrmals mußte, als von Stolberg die Rede war, der Fürstin Gallitzin Erwähnung geschehen, da sie in seinem späteren Leben eine höchst bedeutende Stelle einnahm, und der persönliche Mittelpunkt eines Kreises wurde, der in kirchlichen und politischen Dingen von Stolbergs Gesinnung durchdrungen war. Schon um dieses ihres tief wirkenden Einflusses willen verdiente die Fürstin hier noch eine nähere Beachtung, wenn sie auch nicht — was doch der Fall war — durch Geist und Charakter wie durch ihre innere Bildungsgeschichte zu den seltensten weiblichen Erscheinungen gehörte. — Wenn so verschiedene Geister, wie Hamann und Lavater, wie Goethe und Jacobi,*) in der Anerkennung einer solchen Persönlichkeit sich übereinstimmend begegnen, so dürfte schon dies allein Grundes genug sein, um ein nicht gewöhnliches Vorurtheil für sie zu rechtfertigen. —

Durch Geburt und Erziehung in die damalige bodenlose Weltbildung verwiesen, ringt sie durch Kraft ihres unaufhaltsam das Letzte und Unverhüllte suchenden Geistes sich über dieselbe empor; durch die Arbeit ihres durchdringenden und umfassenden Verstandes baut sie sich eine neue geistige Existenz auf, ohne in derselben auszuruhen; wo Andere selbstgefällig stillgestanden wären, fühlt sie den regsten Drang nach einer noch höheren Befriedigung, die ihr endlich aus dem Born religiöser Ueberzeugungen quillt. Dieses an einem weiblichen Sinn so auffallende, energische

---

*) Jacobi nennt den Minister Fürstenberg und die Gallitzin 1784 „zwei der größten und liebenswürdigsten Menschen." — Hamann schrieb 1787 aus Münster: „Was für eine Welt, was für neue Erscheinungen, was für Ideale der Menschheit! — Ich lebe hier im Schoße der Freunde von gleichem Schlage, die wie Hälften zu den Idealen meiner Seele passen ... Wenn es einen Vorschmack des Himmels auf Erden giebt, so ist mir dieser verborgene Schatz zu Theil geworden." —

„Die Fürstin — schreibt Goethe — war eines der Individuen, von denen man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, und die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung so wie in Conflikt mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. — Sie kam frühe zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe; daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem inneren beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun. — — Innerhalb dieses Elements bewegte sich die geistreichste herzlichste Unterhaltung, ernsthaft durch die Philosophie vermittelt, heiter durch die Kunst ... In einer solchen zarten Umgebung wäre es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein; im Gegentheil fühlte ich mich milder als seit langer Zeit." —

Durchleben von drei ganz widersprechend scheinenden Lebensansichten macht die Gallitzin zu einer so bedeutsamen Erscheinung in jener Zeit. In ihrer weltlich leeren, geistig verlassenen ersten Richtung, wie in ihrer prüfend philosophischen zweiten und zuletzt in ihrer gläubig christlichen, sich unterwerfenden Haltung — in allen diesen abweichenden Gesinnungen spiegeln sich die hauptsächlichsten Elemente ihrer und unserer Zeit. Wie diese drei großen Zeittendenzen in der Fürstin aufeinander folgten, so sind sie im Großen, eine nach der andern, in den die Zeit bedingenden Geistern herrschend geworden; und wie hinwiederum alle drei in einem einzigen Herzen sich ausbreiten konnten, so sind sie damals und jetzt auch in der Zeit nebeneinander vorgekommen, und streiten noch immer um die Beherrschung der Gegenwart. Darauf müssen wir mit dem größten Nachdrucke hindeuten, daß in ihrem Herzen Raum war für alle Regungen, die jene Zeit erfüllten, ohne daß sie sich im Widerstreite derselben verloren hätte; vielmehr drang sie aus diesen Conflicten zur bestimmtesten Ausscheidung hindurch.

Die Fürstin, eine geborne Gräfin Schmettau (geboren 1748 in Berlin), trat mit einer dürftigen Klosterbildung, aber mit reizenden Vorzügen der Natur und des Geistes in die Kreise der vornehmen Welt. Dem russischen Gesandten in Holland, Fürst Dimitri von Gallitzin, gab sie ihre Hand in der Hoffnung, bei ihm die geistige Ergänzung ihrer Erziehung zu finden; wie aber konnte ihr ein in der Kälte und Glätte des genußsüchtigsten Weltsinnes begrabener Mann — und das war der Fürst — in ihrem Bedürfen entgegenkommen? Er und seine Freunde Diderot und Voltaire konnten ihre nach tieferen Aufschlüssen verlangende Seele nicht mit einem Atheismus abfinden, in welchen sie dieselbe einzuweihen suchten. So im Innersten verwaist, für die höchste unabweisbare Frage ohne Antwort, konnte sie auch im äußeren Leben, trotz dem Glanze des Haager Hofes, alles eher als einen Ersatz für die unermeßliche innere Lücke gewinnen; an den Schimmer der Salonsabende schlossen sich oft durchweinte nächtliche Stunden. — Endlich siegte in ihr die Stimme einer höheren Natur; allen Tand einer unwahren Gesellschaft beschloß sie von sich zu werfen, sich von allem loszumachen, was sich zwischen sie und ihr reineres Bewußtsein eindrängen wollte, und so, von den Fesseln eines betrügenden conventionellen Daseins entbunden, nur der Pflege ihrer Kinder und ihres Geistes zu leben. Um sich jeden Rückfall und der Welt jede Ueberredung zu ersparen, zerschnitt sie ihre Haare und zog sich auf's Land zurück. —

In einem älteren Freunde, dem holländischen Philosophen Hemsterhuys, bietet sich ihr der erwünschte Führer zu der ersehnten Geisteserweite-

rung und Befreiung; von ihm ist uns ein Ausspruch aufbehalten, in welchem seine Gesinnung sich am schönsten ausprägt: „Ein einziger Seufzer nach etwas Höherem und Besserem, als die Welt uns gewährt, ist mehr als ein mathematischer Beweis der Unsterblichkeit." — Unter Hemsterhuys' Leitung umfaßt sie mit selbständiger Klarheit das ganze Gebiet damaliger Philosophie. „So sehr — schreibt sie ihm*) — lehrte mich Ihr „schützender Geist die Philosophie lieben, mich, die ich sonst Sklavin einer „frivolen Welt war" (1777). „Wenn ich keine Kinder hätte — versichert sie — „so würde ich es kühn sagen: eher begienge ich ein Verbrechen als „mich freiwillig von meinen Freunden zu trennen; ich kenne nichts auf „der Erde, was ich nicht diesem heiligen Bande unterordnete." — Dieser hohe antike Begriff von der Freundschaft, den Frauen sonst noch seltener als Männer fassen, ist bei einer so reich begabten Frau um so erklärbarer, da sich ihr das höchste Lebensverhältniß, das eheliche, in der zerfallendsten Gestalt gezeigt hatte. —

Die letzte Entfaltung ihres stets vordringenden Sinnes wartete der Fürstin in Münster, wo der Umgang mit dem Minister Fürstenberg auf ihr Wesen umbildend wirkte. Er, ein Mann von altem deutschen Sinn, in der Administration und im Unterricht ein reformatorischer Geist der Bewegung, im Religiösen aber fest und mit Bewußtsein seiner katholischen Mutterkirche anhangend,**) war vielleicht der Erste, in welchem die Gallitzin eine so helle Geisteskraft mit der entschiedensten Anhänglichkeit an kirchliches Christenthum vereinigt sah. Bisher — sie gestand es selbst — hatte sie die positive Religion für eine Sache des Pöbels gehalten, der es mit Glauben und Leben nicht eben genau nehme, und an Himmel und Hölle glaube, ohne sich in seinem Benehmen vom Himmel locken oder von der Hölle schrecken zu lassen. — Und ihrem Freunde Fürstenberg hielt

*) Man vergleiche „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde", von Levin Schücking. Im Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie 1840, und ihre Biographie von Katerkamp: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallitzin." Münster 1828.

**) Eine bestimmt katholische Färbung nahm die Religiosität der Fürstin erst allmählich an, und zwar erst nach Hamanns Tode. Jacobi klagt in einem Briefe an Kleuker (6. Juni 1791): „Von der Prinzessin erfahre ich wenig. Der Gedanke an sie ist mir auf eine doppelte Weise peinlich; sie leidet am Körper und so viel ich davon verstehen kann, auch am Geiste. Ich mag aber über letzteres nicht entscheiden, weil es mir im Punkte der Religiosität an einem genug bestimmten Maße fehlt." — Und am 29. Novbr.: „Die Reise nach Münster habe ich aufgeben müssen. Ich bedaure dies auch nicht sehr, weil der Religionseifer der Prinzessin in ihren Umgang mit mir etwas bringt, das uns gegenseitig drückt und mich über und über wund macht. Daneben ist Buchholz — all das Wesen ist mir so fremd, daß ich nicht sagen kann, wie mir dazwischen zu Muthe wird." —

sie anfangs sein Christenthum nur als ein unverschuldetes Erbtheil seiner Erziehung zu gut. — Aber hier rührte sie an eine geistige Macht, von der auch sie zuletzt sich überwunden fühlte. Es folgten Jahre einer langsamen inneren Krise, in deren Glut ein neuer ergebener Sinn, ein tieferes, inniger gestimmtes Leben geboren wurde. Sie hatte erkannt, daß es über den mathematischen Linien logischer Begriffe und über dem Gewebe metaphysischer Beweise noch einen näheren Weg gebe, um des Göttlichen inne und versichert zu werden; sie glaubte nun, daß dem tiefsten menschlichen Bedürfniß ein höheres Entgegenkommen von jeher zugesichert war.

Die Realität des Göttlichen machte sie nicht mehr von ihrem Scharfsinn, ihren Beweisen und Schlüssen abhängig; im Gefühl und in der That ward es ihr nun unmittelbar gegenwärtig. Es war ihr klar geworden: wie sehr unser inneres geistiges Organ für eine höhere Welt durch die Richtung des Willens, durch die innere Haltung des ganzen Menschen bestimmt werde. „Das Leben — schreibt sie — ist das Licht der Menschen. In diesem Ausspruch allein liegt die ganze Philosophie vergraben. Wahres Licht, eine Erkenntniß, die zum Handeln treibt, wird dem Menschen nur durch Erfahrung, und Erfahrung nur durch That. — — Nun lebt der Mensch überhaupt nur insofern als er wirkt und empfindet, und er lebt eines höheren Lebens, nur insofern er innerlicher und in einem höheren Verstande empfindet, d. h. insofern er liebet. — Liebe ist die höchste Art von Verlangen; sie entspricht dem Grundbedürfniß des Menschen, dem in alle Ewigkeit wachsenden Bedürfniß nach Erweiterung. — — Dieses Verlangen wird nur rege und wächst nur durch Erfahrung, d. h. durch That, wie das Verlangen nach der Traube nur durch Kosten derselben." — Wies sie jetzt dem Gefühl, als der Vermittlung mit dem Unsichtbaren, eine ungleich höhere Stelle an als früher, so blieb doch ihr vorzüglich auf Ausübung und Wirksamkeit gestellter Sinn die schützende Schranke gegen eine blos genießende Versenkung des Gefühlslebens. „Genieße — ist ihr Rath — dankbar die Augenblicke, da der Himmel dir offen ist; halte aber den Genuß nicht an; er ist nicht Zweck, dir nicht zum Genießen, sondern als Mittel zur Stärkung auf deiner Wanderschaft gegeben." — Nur in der reinigenden Stimmung und Fassung ihres Willens und Strebens schien ihr das täglich zu wiederholende Ziel des Menschen zu liegen, hierin auch Anfang und Ende des Christenthums. „Ich empfand, daß das Glück des Weisen einzig darauf gerichtet sein müsse, daß er seinen Willen in Einklang setze mit dem Willen Gottes, und dessen Willen liebe — — daß er zufrieden sei mit dem, was jeder gegenwärtige Augenblick bietet." —

So lebte und dachte die Fürstin, als Stolberg sie kennen lernte.*) War ihr männlicher, oft die sonstige Art und Grenze der Weiblichkeit überschreitender**) Geist an Schärfe dem seinigen vielleicht überlegen, so mußte sich unter ihnen nur um so schneller ein bedeutsames Verhältniß bilden, da sie in Lebensansicht, Glauben und Verlangen sich überraschend begegneten. Stolberg zog nach seinem Uebertritt nach Münster; um ihn und die Fürstin reihte sich ein Kreis gleichgestimmter Männer,***) unter ihnen der neuerdings berühmt gewordene Bischof von Köln, Clemens von Droste.†) Auf gemeinsame christliche, und zwar katholische Gesinnung

---

*) Wie hoch er sie stellte, wie schwärmerisch er zu ihr hinaufsah, beweisen seine Verse an ihrem Geburtstage (1794):

„Schauer der Ehrfurcht,
Der Freude Schauer
Beben mir, o Geliebte, durch Mark und Gebein,
Beim Gedanken an Dich,
Die Du sonnest im Strahl
Der ewigen Sonne!
„Heb', o Geliebte!
Heb', o Gesegnete des Herrn!
Auf Deinen Schwingen
Zur ewigen Sonne
Heb', o Geliebte, mich empor!" —

**) Diesen Eindruck macht z. B. ihre Beschäftigung mit anatomischen und physiologischen Untersuchungen. Das Nähere hierüber liegt in ihren Briefen an Sömmering vor (Sömmerings Leben I., 55 ff.). „Wenn ein Camper und Sömmering — schreibt sie — die Anatomie bearbeiten, darf man hoffen, daß sie zum Behuf ihrer älteren Schwester, der Psychologie, etwas mehreres leisten wird, als sie in dieser Absicht sonst geleistet hat; denn um in dieser wichtigen Absicht zu arbeiten, muß direkt mir der Anatomist Philosoph und Psycholog sein, es muß ihm dieses Ziel so einleuchten wie Ihnen." —

***) Schon früher, in ihrer mehr wissenschaftlichen Periode, hatte sie gehofft, Münster zu einem geistigen, literarischen Mittelpunkte zu erheben; in diesem Sinne schrieb sie an Sömmering: „Aus dem Eifer, mit welchem wir uns die Geburten berühmter und bewährter Schriftsteller zu verschaffen wissen, werden Sie hoffentlich urtheilen: daß Münster des rühmlichen Namens — Jüngern Athens — so unwerth nicht ist." —

†) Caspar Droste (der Weihbischof, des nachherigen Bischofs von Köln, Clemens, älterer Bruder), den Friedrich Perthes „an Liebe mit Jesu Lieblingsjünger" vergleicht, schrieb 1806 nach dem Tode der Fürstin: „Seit gestern sehen wir unserer lieben G. in die ihr gewiß zu Theil gewordenen ewigen Freuden nach, und betrauern mit zerrissenem Herzen, daß sie nicht mehr unter uns lebt ... Mit vollem Bewußtsein nahte sie sich ihrer Vollendung, opferte sich und ihre Leiden ganz ihrem Gott ... So schied ihre schöne geläuterte Seele in der seligsten Vereinigung." —

Caroline Perthes, Claudius' älteste Tochter, bezeugt von ihr: „Durch nichts in der Welt habe ich einen so großen und so bleibenden Eindruck wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblick an, wo ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen." —

gegründet, bietet diese Verbindung ein merkwürdiges Seitenbild zu dem Kreise, den wir nachher in Weimar versammelt finden werden.

---

e) Claudius.

(1743—1815.)

„Claudius war einer der Allererſten, dem Werthe nach, unter jener Classe der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen vorangieng." — Mit diesem Urtheile Niebuhrs*) führe ich am liebsten den Mann ein, aus dessen Schriften uns wie aus reinem Kindesauge ein klarer Himmel von Unschuld und Liebe, von Gottesfrieden und lauterem Wahrheitssinne anschaut. Wie ein Christbaum steht er in unserer Literatur da, dessen tausend Lichter seit vielen Jahren überallhin scheinen, wo für kindliche Freude, für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist. —

Matthias Claudius stellt sich durch seinen „Wandsbecker Boten" in die Reihe der seltenen Menschen, die frühe das bestimmende Wort ihres Lebens faßten, und es in allen Tonarten für jedes Ohr vernehmlich, für jeden schlichten Sinn begreiflich zu machen wußten; ein Volksschriftsteller, der in der Höhe des Strebens, in der Einfalt der Form, in dem sichern Gepräge des innern Gehaltes schwerlich je wieder erreicht, geschweige übertroffen worden ist.**) —

Die drei Brüder, Caspar, Clemens und Franz Droste, begleitet von Kellermann und Brockmann, hatten bei einem Besuche in Hamburg (1797) mit den Familien Perthes und Claudius sich nahe befreundet und an dieser Freundschaft festgehalten, trotz der confessionellen Scheidewand, auf deren künftigen Einsturz sie hofften. „Sie wie ich — schrieb Caspar D. an Perthes — halten den Glauben, die Erleuchtung von oben und die Gnade für nöthig ... Mir ist es gewiß, daß Sie auf dem Standpunkte nicht stehen bleiben können, auf dem Sie jetzt stehen. Bei uns kann weder das Treiben und Drängen, um zur Wahrheit zu gelangen, noch das Bedürfniß, etwas Festes zu gewinnen, stattfinden wie bei Ihnen; denn wir suchen die Wahrheit nicht, wir haben sie ... Nur das ist unsere Aufgabe, durch einen wahrhaft christlichen Wandel unsern Glauben zu bekennen!" — Aber derselbe Mann konnte doch noch 1819 die Wittwe des Wandsbecker Boten ganz unbefangen bitten: „Beten Sie für mich!" Beweis genug, wie weit und frei seine Auffassung der Kirche Christi war! — Vgl. Friedrich Perthes Leben I. S. 128 ff.

*) Dem Zeugnisse Niebuhrs lassen wir noch ein anderes folgen, das von einem in Sinn und Wesen sehr verschiedenen Manne herrührt, von Klamer Schmidt. Als dieser 1784 den Claudius bei Gleim zum ersten Male gesehen hatte, schrieb er von ihm: „Auf den ersten Anblick ihn ans Herz zu drücken, fühlt man ein unwiderstehliches Bedürfniß; so viel Einfalt der Sitten, so viel herzliche Rechtschaffenheit ist dem lieben Mann ins Gesicht gezeichnet."

**) „Ein Ton — sagt Ph. Nathusius in seiner sinnigen Würdigung des Wands-

Von seinen äußeren Schicksalen und Erlebnissen ist wenig zu berichten; Wandsbeck war seine Welt, seine hohe Warte zur Erforschung des Weltlaufs, die er nur ein einziges Mal für längere Zeit verließ. Der wahre Schauplatz seiner Geschichte blieb sein Herz und sein Haus.*)

---

becker Boten — geht durch alle seine Schriften: ein schlagendes Herz für das wahre Glück der ganzen Menschheit. Und dieses Herz war der einzige Trieb all seines Schriftstellens ... Sein Volksthum und seine Vaterlandsliebe war Eins mit seiner Menschlichkeit, und seine Menschenliebe entsprang aus einer tiefen Frömmigkeit, die den Kern seines ganzen Wesens ausmachte. Diese Frömmigkeit allein gab ihm den stillen Blick der Weisheit, gab ihm die Lebensfrische, die Heiterkeit, mit der seine Jugend ganz Deutschland ergötzte und erbaute zugleich, und die bis an den Tod, nur in verklärteren Zügen, ihm treu blieb." —

Eben so wahr ist ein Wort, das ein Enkel von Claudius, Matthias Perthes, am hundertjährigen Geburtstage des entschlafenen Großvaters beim Denksteine im Wandsbecker Wäldchen aussprach: „Eine so glückliche Natur, die im heiligsten tiefsten Ernst scherzen kann, daß wir mitlächeln müssen, und doch den Ernst nicht verlieren, die in der heitersten Laune plötzlich aus tiefster Seele einen Ernst offenbaren kann, der uns durch Mark und Bein geht — eine Natur, wie Claudius sie hatte, zeichne ihn wer da kann."

*) Man vgl. die empfehlenswerthe Monographie von Wilhelm Herbst: M. Claudius, der Wandsb. Bote. Gotha. Fr. Andr. Perthes 1857.

Claudius, der zweite Sohn des Pastors Matth. Cl. in Reinfeld, einem Marktflecken im Herzogthum Holstein-Plön (einige Meilen von Lübeck), besuchte die Schule zu Plön und 1759 die Universität Jena, wo ein Brustleiden die äußere Veranlassung wurde, das Studium der Theologie aufzugeben und sich auf die Rechts- und Cameralwissenschaften zu legen. Hier wurde er Mitglied der „deutschen Gesellschaft." — Sein erster poetischer Versuch „Tändeleien und Erzählungen" (Jena 1763) zeigt ihn als Nachahmer Gerstenbergs; von seiner Eigenthümlichkeit tritt hier noch nichts hervor („die Schäfer," „die Faunen," „Amor auf der Schlüsselblume" u. s. w. lauten die Ueberschriften). —

Ins Elternhaus zurückgekehrt, kam er mit dem originellen Schönborn (vgl. Schönborn und seine Zeitgenossen. Von J. Riß 1836) in nahen Verkehr, der mit genialer Kraft sich in Philosophie und Poesie, in Spinoza, Klopstock und Shakespeare vertiefte und für Claud. wahrscheinlich ein ähnlicher Erwecker wurde, wie Herder für Goethe. Claud. sagt von ihm in einem Briefe an Herder (1772. „Aus Herders Nachlaß." Bd. I.), er habe ein Gesicht wie Eichenrinde und ein Herz voll Blumenduft und ein Gemüth wie Newton und Cartesius; wie Pfeile schieße er seine Blicke in die essentias rerum. — Im überschwenglichen Bardenton der Klopstock-Jünger fragt Schönborn in der Ode „der Rhein" (1776 „An Claudius"): wann die Retter der Freiheit an seinen Ufern aufstehen und die „Fürstenketten" wegreißen werden? —

Als Secretair beim Grafen Holstein kam Cl. 1764 nach Kopenhagen, wo er, in den Klopstock'schen Kreis eingeführt, ohne Zweifel von Klopstocks geistigem Einflusse mächtig ergriffen wurde. — Aber schon im folgenden Jahre (1765) kehrte er nach Reinfeld zurück, von wo er erst im Spätjahr 1768 als Mitarbeiter an den „Adreßcomptoir-Nachrichten" nach Hamburg übersiedelte. Hier kam er mit Bode, Lessing, Reimarus (dem Sohne), mit Busch und Basedow in Berührung, und befreundete sich mit Alberti, dem Pastor an der St. Katharinenkirche, dem milden Gegner seines streitsüchtigen Amtsbruders Göze. Im Februar 1770 kam auch Herder nach Hamburg, und Cl., noch voll von dem Eindruck dieser Berührung, schrieb seinem Schönborn: „Herder ist ein Mann für mich, bei aller seiner blühenden Lebhaftigkeit auch zu Grübeleien aufgelegt!" Und Herder seinerseits urtheilt von Cl.: „eine englische Seele unter den

In seinem Streben unterscheiden wir zwei Richtungen: zuerst die der Bewegung, wo es ihm darum zu thun ist, das Bestehende, Ueberlieferte zu vereinfachen, zu beleben und mit dem Zeitbedürfnisse auszusöhnen; später sehen wir ihn von dem conservativen Streben beherrscht, das

---

Menschen;" (1772) „ein herrlicher Junge, von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen;" „der reinste Mensch, den ich fast gekannt habe" (1776).

Im Spätjahr 1770 zog er sich, nach zweijährigem Dienste, von den Adreßcomptoir-Nachrichten zurück und arbeitete an dem durch Bode begründeten, seit 1771 erscheinenden Wandsbecker Boten, als Verfasser der „gelehrten" d. h. literarischen Artikel. Hiermit war auch seine Verpflanzung von Hamburg nach dem benachbarten holstein'schen Flecken Wandsbeck entschieden, und schon im folgenden Jahr (15. März 1772) heirathete er seine Rebekka Behn, „sein Bauernmädchen," wie er sie nannte, eine Zimmermannstochter aus Wandsbeck, von der er 25 Jahre später im „Feierlied zur silbernen Hochzeit" rühmte (1797):

„Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand." —

Unter den wenigen Hochzeitsgästen war auch Klopstock. —

In die nächsten Jahre nach der Gründung des jungen Hausstandes in Wandsbeck fällt nun jenes Idyllen-Leben, das wir aus dem Vossischen Briefwechsel kennen gelernt. Voß selber zog nach Wandsbeck (1774), wohin auch Hölty nachfolgen wollte, als seine Krankheit dazwischen trat; andere Mitglieder des Göttinger Hainbundes, die Brüder Stolberg und Miller, kamen auf Besuch. — Drückende Nahrungssorgen warfen indessen auf jenes idyllische Dichterleben manchen Schatten; in theilnehmender Sorge schrieb Herder an Gleim (Octbr. 1772): „Claudius! Er ist noch immer unversorgt! Zween Plane, einer ihm, einer mir, sind abermals mißlungen. Ich klopfe für ihn an bei Ihnen." — Endlich gelang es den Bemühungen Herders, im Sommer 1775 bei dem Präsidenten Friedrich Karl von Moser in Darmstadt für Claudius das Anerbieten einer geheimen Kanzleisecretairs-Stelle zu erwirken. „Ich weiß nicht ganz genau (so heißt es in Claudius' Antwort vom 2. August), was ein geheimer Kanzleisecretair in Darmstadt zu thun hat; aber ich kann rechnen und schreiben, weiß von Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas, und arbeite schnell, habe ehedem wohl Italiänisch schreiben können, schreibe noch französisch, grammatikalisch, aber nicht delikat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutiones und Pandecten gehört und Historie ... bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen ... Nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftung, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspector, Vogt eines Dorfes u. s. w. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen."

Am 16. April 1776 kam er, als Ober-Landcommissarius mit 800 Gulden Gehalt, in Darmstadt an; aber schon im Mai des folgenden Jahres kehrte er nach seinem Wandsbeck zurück. Das Darmstädtische Amt erscheint also nur wie eine zwölfmonatliche Episode in seinem Leben. Die von Moser errichtete, aus fünf Mitgliedern bestehende Ober-Landcommission sollte auf Hebung der materiellen, sittlichen und intellectuellen Entwicklung des Landes hinwirken, doch scheint die Zusammensetzung der Commission keine glückliche gewesen zu sein; wenigstens fühlte sich Claudius nicht an seiner rechten Stelle; auch bei der damit verbundenen Redaction der hessen-darmstädtischen

Vorhandene gegen eine durchgreifend auflöſende Zeit zu rechtfertigen und zu behaupten. In einer ähnlich bewegten Zeit, wie die damalige, werden wir die bedeutenderen Geiſter faſt immer beide Richtungen vereinigen ſehen, hier der unſittlichen Stockung, der geiſtestodten Verknöcherung, dort dem Strudel elementariſcher Umwälzung entgegenwirkend. Dem Schwergewichte irdiſchen Stoffes, der in der Menge obwaltet und bald in Er-

---

privilegirten Landzeitung (ſeit 1. Januar 1777) hielt er es nur wenige Monate aus. Von den Feinden Moſers wurde Claudius' Rücktritt gelobt als Entſchluß eines „ehrlichen Mannes, der ſich's zur Ehre ſeines Herzens machte, lieber jährlich 800 fl. zu entbehren, als ſolche durch Windbeutelei zu verdienen." — Moſer dagegen, der anfänglich mit Claudius auf freundſchaftlichem Fuße lebte, ſprach über ſein Benehmen den ſchärfſten Tadel aus: „Er war zu faul, mochte nichts thun als Vögel ſingen hören, Clavier ſpielen und ſpazieren gehen, konnte die hieſige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit, und gieng von ſelbſt zu ſeinen Seekrebſen wieder zurück." —

Von jetzt an ſah ſich Claudius wieder ausſchließlich auf ſeinen Schriftſtellerberuf hingewieſen, auf die Herausgabe ſeiner Schriften (Asmus omnia sua secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten), von denen ſchon 1775 die zwei erſten Bändchen erſchienen waren, nachdem das Blatt, das ſeinen Schriften den Namen gegeben (der Wandsbecker oder, ſeit 1773 der deutſche Bote), eingegangen war. Das dritte Bändchen folgte 1778, das vierte 1783, das fünfte 1790, das ſechſte 1798, das ſiebente 1803, das achte 1812. Von ſeinen Ueberſetzungen ſind die zwei wichtigſten die „Irrthümer und Wahrheit" von St. Martin (1782) und „Fenelons Werke religiöſen Inhalts" (3 Theile 1800, 1809 und 1811, Hamburg, bei Fr. Perthes).

Seine äußere Lage beſſerte ſich endlich einigermaßen durch die Fürſorge des Kronprinzen Friedrich (nachher Friedrichs VI. von Dänemark), des Enkels jenes Friedrichs V., den Klopſtock beſungen. Friedrich, ſeit 1784 Mitregent ſeines halb blödſinnigen unglücklichen Vaters, Chriſtians VII., hatte dem bedrängten Asmus ſchon 1785 eine Penſion (von 200 Thalern) bewilligt und ihm 1788 die Stelle des erſten Reviſors der ſchleswig-holſtein'ſchen Bank zu Altona (eine Sinecur, wie Cl. ſie bedurfte) gegeben. Um letztere Gunſt hatte Cl. ſich durch einen Brief beworben (1787), der ſich durch ſeine Originalität in Form und Inhalt gleich ſehr auszeichnet: „Durch„lauchtigſter gnädiger Prinz! Ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt, „und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbweg erzogen und „unterrichtet ſein ſollen, fangen an mir meine Zeit zu nehmen, und mir meine jetzige „Lebensart etwas beſchwerlich zu machen .... Ich wünſchte irgend eine Stelle in des „Königs Lande, und wenn es ſein könnte, im lieben Holſtein. Ich bitte nicht um eine „ſehr einträgliche Stelle, ſondern nur um eine, die mich nährt, und um ſo eine bitte ich „mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens iſt, das Brot, das ihm der Kö„nig giebt, zu verdienen. Wenn es mir auch erlaubt ſein würde, ſo wüßte ich nicht zu „ſagen, wozu ich eigentlich geſchickt bin, und ich muß Ew. Königl. Hoheit unterthänig „bitten, daß Sie gnädigſt geruhen, ein Machtwort zu ſprechen, und zu befehlen, wozu „ich geſchickt ſein ſoll."

Die Kriegsſtürme von 1813 vertrieben auch den 73jährigen Claudius aus ſeiner Hütte in Wandsbeck; er zog nach mehrmaligem Wechſel nach Kiel, dann nach Lübeck, und konnte erſt am 8. Mai 1814 ſein Wandsbeck wieder erreichen; aber noch im December deſſelben Jahres zog er zu ſeiner Tochter, Caroline Perthes, nach Hamburg, wo er den 21. Januar 1815 entſchlief. Als der Todeskampf anfieng, äußerte er: „Mein ganzes Leben habe ich auf dieſe Stunde ſtudirt, und noch weiß ich nicht, wie es enden ſoll!" — „Gute Nacht! gute Nacht!" waren ſeine letzten Worte. —

ſtarrung, bald in Zerſtörung ſich verräth, muß die Geiſtes- und Seelenmacht weniger Individuen ein von Gott gewolltes Gegengewicht bieten. —

Verweilen wir zuerſt bei den bedeutſamſten Seiten ſeiner erſten Periode. — Nicht in dem Schaffen des Großen, des weltgeſchichtlich Wichtigen allein, ſondern auch in der Würdigung deſſelben iſt ein Verdienſt zu erringen; Claudius hat es ſich in reichem Maße erworben. Er hat das Bedeutungsvolle, Lebendige in der jungen aufſtrebenden Literatur erkannt und zu Ehren zu bringen geſucht; in Klopſtock,*) in Lavater und Goethe, in Herder und Jacobi, in Leſſing und Hamann hat er ohne anbetendes Zujauchzen, aber gerecht und liebevoll den Hahnenruf eines neuen Tages vernommen oder geahnet.

Bei der Erſcheinung von Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten, die eine ſo ungleiche, oft höchſt unbarmherzige Beurtheilung erfuhren, ruft Claudius: „Das iſt 'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen iſt. Was da für Geſichter darin ſtehen! — Soviel ich verſtanden habe, ſieht Herr Lavater den Kopf eines Menſchen und ſonderlich das Geſicht als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geſchrieben hat: Allhier logiret in dubio ein hochtrabender Geſelle, ein Pinſel, ein Poet u. ſ. w. Es wäre ſehr naiv von der Natur, wenn ſie ſo jedwedem Menſchen ſeine Kundſchaft an die Naſe gehängt hätte, und wenn irgend einer die Kundſchaften leſen könnte, mit dem möchte der Henker in Geſellſchaft gehen.“ — — Nachdem er die Einwendungen gegen jenes Syſtem, die jedem einfallen, berührt hat, lenkt er auf's liebenswürdigſte ein: „Ein Phyſiognom, und ſo ſtelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, iſt 'n Mann, der in allen Menſchengehäuſen den unſterblichen Fremdling lieb hat; der ſich freut, wenn er in irgend einem Gehäuſe, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderſchaft machen kann, und gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frei zu machen, wenn er nur ihre Umſtände wüßte. Der unſterbliche Fremdling im Menſchen iſt aber inwendig im Hauſe, und man kann ihn nicht ſehen. Da lau'rt nun der Phyſiognom am Fenſter, ob er nicht am Widerſchein, am Schatten oder ſonſt an gewiſſen Zeichen ausſpioniren

*) Von Klopſtocks Oden heißt es (1774): „Will erzählen, wie's mir gangen iſt. Wenn man ein Stück zum erſten Mal lieſt, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts ſehen; wenn man aber drin weilt, fangen die Schildereien nach und nach an, ſichtbar zu werden, und afficiren einen recht; und dann macht man die Kammer zu, und beſchließt ſich darin, und geht auf und ab und erquickt ſich .... Hie und da bin ich auf Stellen geſtoßen, bei denen's mir ganz ſchwindlicht worden iſt, und 's iſt mir geweſen, als wenn 'n Adler nach dem Himmel fliegen will ... Ueberhaupt iſt mir aus dem Buch recht 'n Licht über's Verſemachen aufgangen.“

könne, was da für ein Herr logire, damit er und andere Menſchen eine Freude oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienſt zu thun. — — Der innerliche Baumeiſter*) kann ja aus ſeinem weichen Mörtel ſelbſt wohl ſein Haus und ſonderlich ſein Cabinet**) nach Stand und Würden bauen! und die härteſten Knochen ſind weicher Mörtel geweſen. — Was der liebe Gott anfangs alles für Weltkräfte erſchaffen, und wie er ſie gegeneinander geordnet hat, das iſt alles vor unſern Augen verborgen; und ich wäre ſehr geneigt, die ganze ſichtbare Welt als eine Glocke anzuſehen, die wir davon läuten hören, ohne recht zu wiſſen, in welchem Thurm ſie iſt." — — Von Swedenborg, dem Geiſterſeher, bemerkt Claudius naiv und edel: „Ob er würklich Geiſter oder ſonſt Neues geſehen, oder ob er ein Narr geweſen, bleibt freilich die Frage. — — Aber nach der Meinung kluger Leute liegt viel Wahrheit im Verborgenen, vielleicht nahe bei uns; und ſo ſollten uns alle Projekte eines guten Mannes, wenigſtens als edles Ringen nach ihr heilig ſein. Den Beſchluß in den Eliſäiſchen Feldern!" — — Goethe's Werther faßt er in den Rahmen weniger goldener Worte: „Weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb iſt 'n eigen Ding; ich kenne ſie, wie ſie durch Leib und Leben geht. — — Aber wenn du ausgeweint haſt, ſo hebe den Kopf fröhlich auf, und ſtemme die Hand in die Seite! denn es giebt Tugend, die — wie die Liebe — auch durch Leib und Leben geht. Sie ſoll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernſt und Streben errungen werden, und deswegen nicht ſehr bekannt und beliebt ſein." — — Herders „älteſte Urkunde" bezeichnet er ſchon treffend als einen orientaliſchen Laut, eine ſchöne Erſcheinung hoch in der Wolke und ein Weben des Genies. — — Bei Anlaß des Streites zwiſchen Friedrich Jacobi und Moſes Mendelsſohn iſt Claudius in der Keuſchheit ſeines Urtheils, das auch für ſo abweichende Richtungen, wie die eines Leſſing, volle Gerechtigkeit walten läßt, wahrhaft bewundernswerth: „Die Philoſophen, die nach Licht und Wahrheit forſchten für eigenes Bedürfniß, und um ſich den Stein der Unwahrheit, der ſie drückte, vom Herzen zu ſchaffen, gehen andere Menſchen eigentlich und ſehr nahe an. — — Denn wenn du den Trieb zur Wahrheit und dem Guten im Menſchen nicht ehren willſt: was hat er denn noch, das du ehren mögeſt? — — Alle Menſchen haben eine Ahndung und Idee der Wahrheit in ſich; in einigen aber rührt ſich der heilige Trieb zur Erkenntniß lebendiger. Doch hat der Menſch — und das fühlte Spinoza ſehr wohl —

*) Die Seele.
**) Das Angeſicht.

kein που στω,*) bis er das Unendliche und sein Verhältniß mit dem Endlichen erkennet. Da aber hängt die Decke, die sich nicht wegdemonstriren läßt." — „Ich habe Lessing auch gekannt (schließt er); ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch" **) (1786). — Und über Hamann findet sich bei ihm schon das treffende Wort: „Er hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt; aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verrathen ihn, und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt." —

Aus diesen Aeußerungen schon ergiebt es sich, wie Claudius für alle feineren Adern und Nerven des damaligen geistigen Lebens ein Auge hatte; was in der religiösen, dichterischen und denkenden Welt für uns das Bedeutendste geworden, hat er im Werden erkannt. Als Sprecher für die bessere Seite der öffentlichen Meinung in jener Zeit gebührt ihm darum eine hohe Stelle.

Als Dichter stimmt er in den Ton des Hainbundes ein; auch ihn beseelt die freudige Hingebung an das Ursprüngliche, an frei-menschlichen Naturſinn, mit stark ausgeprägter Abneigung gegen alles Luxuriöse und Formelle eines künstlichen Culturlebens; nur daß sich bei ihm diese Abneigung nicht in bitterem Hohn und Trotz äußert, sondern im aufwallenden Jubel, all des Tandes ledig zu sein:

„Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrei'n,
Und der König soll mir das nicht wehren." —

ruft er am ersten Maimorgen; ganz im Bardenton der Göttinger ist sein Lied eines deutschen Jünglings:

„Wenn mein Aug' Unrecht siehet,
Sträubt sich mein krauses Haar empor;
Und meine Hand
Schwellt auf und zuckt und greift ans Schwert.

„Ich bin ein deutscher Jüngling!
Beim süßen Namen: Vaterland

*) Keinen Standpunkt.

**) Auch Lessings Absicht bei Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente beleuchtet er ganz in Lessings Geist: „Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der soll's aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht scheuen! und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarschiren; marschirt ihr dagegen! So 'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange, und fällt über den ersten den besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan." —

Schlägt mir das Herz,
Und mein Gesicht wird feuerroth." *) —

In seinem eigentlichen Dichterelemente ist er dann, wenn er die Wonne eines freien, unschuldigen Daseins besingt:

„Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz habe. — —

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben!" — —

oder er preist den Landmann, der näher mit Gott zusammenlebe:

„O wer das nicht gesehen hat,
Der hat deß nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand,

Und sieht's vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt." —

Führt er uns oft zu allen kleinen Freuden und Ereignissen eines einfach-stillen Familienlebens, wo der erste Zahn seines Kindes eben sowohl ein Lied verdient, wie ein Gang im Walde oder eine Betrachtung im Mondschein — so eröffnet er uns aus diesem anscheinend so eng begrenzten Leben wieder unerwartet eine Aussicht in die tiefsten Tiefen göttlicher und menschlicher Gedanken; so in jenem Liede: „Der Mensch," wo mit wunderbarer Einfalt der ganze Umfang unseres zeitlichen Daseins umschrieben wird:

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;

Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält Nichts und Alles wahr;

*) Das kühnste aber ganz harmlos hingeworfene Wort aus dieser jugendlichen Sturm- und Drangperiode ist das bekannte:

„Gut sein, gut sein! ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der bessre Mann,
Sonst sei der bessre König!" —

Erbauet und zerstöret,
Und quält sich immerdar. — —
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder." —

So ist seine Naturfreude immer von dem tiefsten Gottesgefühl durchdrungen: „Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei; aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache; und dann ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei." — Ja, im anspruchlosesten Gewande finden sich hierüber zuweilen Aeußerungen, die zum Ahnungsvollsten gehören, was über Menschenlippen kommen kann: „Ich wünsche mir von Herzen deine andächtige, fromme Empfindung, mit der du von den Sternen sprichst, und darin alle deine Ideen schwimmen wie Blumen im Morgenthau und wie die Inseln im Meer. Die Himmelslichter sind doch würklich wie die Augen am Menschen, offnere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint." — Was allen Blumen Claudius'scher Sinnigkeit die Krone reicht, ist sein Lied: „Der Mond ist aufgegangen" — vielleicht das schönste, das in deutscher Zunge gedichtet worden, wo Glaube und Hoffnung, Sehnsucht und Friede, Erde und Himmel zu Einem Wohllaut im Menschenherzen zusammenfließen. —

Auf religiösem Gebiete ist Claudius am wirksamsten gewesen; und dieser Seite seines Wirkens wird man auch noch jetzt einen bedeutenden bleibenden Werth zuerkennen. Auch hier trat er anfangs reformirend auf, den verhärteten Grund auflockernd, ohne sich ängstlich an das überlieferte dogmatische System zu binden, wann Herz und Gewissen widersprach.*) Von einigen bevorzugten sittlichen Erscheinungen der alten Welt gerührt und ergriffen, ließ er es sich angelegen sein, alles menschlich Würdige, göttlich Gehobene vom christlichen Lebensgrunde nicht auszuschließen; auch auf jenem vorchristlichen Gebiete verehrte er das Wunder göttlicher

*) Im Verketzerungsstreite des Eiferers Göze gegen Alberti (1772) sagt er die goldenen Worte: „Die Wahrheit ist eine Tochter des friedlichen Himmels, sie flieht vorm Geräusch der Leidenschaften und vor Zank. Wer sie aber von ganzem Herzen lieb hat, und sich selbst verleugnen kann, bei dem kehrt sie ein ... Der Geist der Religion wohnt nicht in den Schalen der Dogmatik, hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungerathenen Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt sich wenig durch üppige glänzende Vernunftsprünge erzwingen, noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen." —

Liebe in ihren vorahnenden Zeugen: „Es iſt freilich — ſagt er — eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philoſophen ohne Unterſchied zu Chriſten machen wollen, weil ſie eine hohe Moral gepredigt haben; aber auf der andern Seite iſt zu Socrates' Zeiten drei und eins ſo gut vier geweſen als jetzo; Waſſer hat damals ſchon Feuer gelöſchet, und ſo auch Selbſtverleugnung ihre guten Folgen haben müſſen. — — Sonach würde es alſo ungerathen ſein, dem Socrates den Kranz, den er via legitima verdienet hatte, abzureißen, und ihm die Freuden Gottes abzudisputiren, die der Lohn des Heldenganges, aus ſeinem Vaterlande in ein Land, das man beim Ausmarſche noch nicht ſehen kann. Ein Troſt für Socrates' Freunde iſt, daß der Wind bläſt, wo er will. — — Plato erzählt auch, daß der obgedachte Lohn den Socrates nicht waiſe gelaſſen habe und ihm im Richthaus ſo hell in Aug' und Antlitz getreten ſei, daß ſeine Richter ihn nicht anſehen durften, und vor ihm da ſtanden als ſündige Verbrecher, die von ihm ihr Urtheil erwarteten." — Und am Neujahrstage denkt er an ſeine „Bekannte, die in dem Jahr ſtarben, und daß ſie nun mit Socrates, Numa und andern Männern ſprechen können, von denen er ſo viel Gutes gehört habe, und mit Johann Huß." —

Wer wie Claudius in der Natur zu leſen verſtand und in ihr eine wunderbare Zeichenſprache göttlicher Geheimniſſe erblickte, von dem iſt vorauszuſetzen, daß er auch die Hieroglyphen der heiligen Schriften mit nicht gewöhnlichem Auge entzifferte. Da iſt weder ein dumpfer Buchſtabenſinn noch die damals aufkommende vernüchterte Ausdeutung des Schrifttiefſinnes anzutreffen. Wie man am Frühlingsmorgen in der Sonntagsſtille in den Wald tritt, wo durch Zweige und Blätter ſich's zum Himmel aufſchauen läßt, und im Innern die tiefſten Seelentöne anklingen; oder wie man an entſcheidenden Tagen mit pochendem Herzen an die Schwelle tritt, hinter welcher ein die Zukunft beſtimmendes Wort uns erwartet — ſo tritt Claudius zu den heiligen Schriften hin. — Man höre ihn über Johannes ſprechen: „Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel geleſen, für mein Leben gern; 's ſtehen ſolche ſchöne Gleichnis und Räthſel drin, und 's Herz wird einem darnach ſo recht friſch und muthig. Am liebſten aber leſ' ich im Sanct Johannes. In ihm iſt ſo etwas ganz wunderbares, Dämmerung und Nacht, und durch ſie hin der ſchnelle, zuckende Blitz! 'n ſanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! ſo etwas ſchwermüthiges und hohes und ahndungsvolles, daß man's nicht ſatt werden kann. 's iſt mir immer beim Leſen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Bruſt ſeines Meiſters vor mir liegen ſehe, als ob ſein Engel mir's Licht hält und mir bei gewiſſen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr ſagen wolle.

Ich verſteh' lang nicht alles, was ich leſe; aber oft iſt's doch, als ſchwebt' es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort hineinſehe, hab' ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich einmal verſtehen werde." — —

Was wir jetzt als einen der folgenreichſten Fortſchritte neuerer Theologie anerkennen — den Erlöſer und ſeine Gemeinſchaft als den Mittelpunkt der neuteſtamentlichen Schriften zu betrachten — dieſe Wahrheit hat ſich Claudius mit vorgreifendem Blicke zu eigen gemacht: „Haſt du wohl eher die Evangeliſten geleſen? wie alles, was Er ſagt und thut, ſo wohlthätig und ſinnreich iſt! klein und ſtille, daß man's kaum glaubt, und zugleich ſo über alles groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt, und man's nicht begreifen kann. Und was meinſt du von einem Lande, wo ſeine herrliche Lehr' in eines jedweden Mannes Herzen wäre?" — „Es macht dir — heißt es an einer andern Stelle — graue Haare, unſern Herrn Chriſtus verkannt und verachtet zu ſehen. — — Seinetwegen brauchſt du dir keine wachſen zu laſſen. Er wird wohl bleiben, was er iſt. — — Wer nicht an ihn glauben will, der muß ſehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen Jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir ſterben ſollen. Und das kann er überſchwenglich, nach dem, was von ihm geſchrieben ſteht, und wir wiſſen keinen, von dem wir's lieber hätten. Keiner hat je ſo geliebt, und ſo etwas in ſich Gutes und in ſich Großes, als die Bibel von ihm ſaget und ſetzet, iſt nie in eines Menſchen Herz gekommen. — Es iſt eine heilige Geſtalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet, und ſein innerſtes Bedürfniß, ſein geheimſtes Ahnden und Wünſchen erfüllt. — — Nur eine ſo zarte, überirdiſche Geſtalt iſt gar zu leicht verändert und verſtellt, und ſie kann von Menſchenhänden, ſo zu ſagen, nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Deswegen iſt auch immer des Zankens und Streitens über ihn unter den Menſchen kein Ende geweſen. — — Die ihn ſelbſt geſehen und gehört haben, und an ſeiner Bruſt gelegen ſind, die ſind ihm doch näher geweſen als wir und die Gloſſe." —

Daran hielt Claudius von Anfang feſt, daß menſchliche Wiſſenſchaft — und ſei ſie auch der edelſte Beſitz des Menſchengeiſtes — doch auf dem religiöſen Gebiete nicht die letzte und entſcheidende Stimme in Anſpruch nehmen dürfe;*) den Sinn für das Unſichtbare hielt er für ein

*) Dies wird ihm in Nicolai's Allgemeiner deutſcher Bibliothek mit herben Worten zum Vorwurf gemacht: „Uns dünkt, daß der Verfaſſer ſich den Aufwallungen ſeiner Empfindungen oft zu ſehr überläßt, ſie zu ſehr auf Koſten des Verſtandes,

freies, unantastbares, gesetzgebendes Gebiet im Menschen, die letzte Quelle dieses Sinnes lag ihm in Gott, die Erweckung desselben sah er in der Schrift. „Die Philosophie ist gut, und die Leute haben Unrecht, die ihr so gar Hohn sprechen; aber Offenbarung verhält sich nicht zu Philosophie wie viel und wenig, sondern wie Himmel und Erde, Oben und Unten. — — Die Wahrheit ist ein Riese, der am Wege liegt und schläft; die vorübergehen, sehen seine Riesengestalt wohl, aber *ihn* können sie nicht sehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Nase ihrer Vernunft. Wenn er den Schleier wegthut, wirst du sein Antlitz sehen. Bis dahin muß unser Trost sein, daß er unter dem Schleier ist, und gehe du ehrerbietig und mit Zittern vorüber, und klügle nicht!“ — So liegt in Claudius immer beides neben einander: Blitze des hellsten Verstandes und demüthigste Beschränkung, wahre Seherblicke und kindliches Aufhorchen, ein hohes Gefühl menschlicher Bestimmung und die klare Einsicht in die Unzulänglichkeit alles in der Zeit Errungenen: „Himmel und Erde sind für den Menschen nur eine Bestätigung von einem Wissen, dess' er sich in sich bewußt ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth giebt: alles zu meistern und aus sich zu rectifiziren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer als alles, was ihn umgiebt, und sehnt sich nach etwas anderem. Der Mensch trägt in seiner Brust den *Keim der Vollkommenheit*, und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Conterfey's in dem sichtbaren und unsichtbaren Spiegel so rastlos nach, und hängt sich so freudig und begierig an sie an, um durch sie zu genesen. Aber Bilder sind Bilder. Sie können, wenn sie getroffen sind, sehr angenehm überraschen und täuschen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Wesen selbst, *nur freies Licht und Leben*, und das kann ihm niemand geben als der es hat.“ —

Als Claudius späterhin die Zerstörung *gleichermaßen* in die *bürgerliche* und in die *kirchliche* Ordnung einbrechen sah, da erhob er sich zum entschiedensten Widerstande. „Wenn ich — schreibt er — die Welt und das Leben, wie es darin geführt wird, ansehe, so gehen mir alle Kinder und sonderlich meine eigenen, die da hinein und da durch sollen,

---

der kälteren Ueberlegung und der deutlichen Begriffe erhebt. Das beweiset die Art, wie er sich über die christliche Religion, über die Vaterlandsliebe, über Mystik ausdrückt. Es kann auf eine Zeitlang angenehm sein, in süßer Phantasie herumzuwallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen, und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen und die wir nicht wissen können, schön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer, oder man träumt sich zum Schwärmer und zu noch etwas Aergerem.“ —

im Kopf herum, und ich möchte sie wohl gegen das Verderben einbalsamiren und feuerfest machen." — Daß er zu diesem Verderben vorzüglich die Aufgelöstheit alles geschichtlichen Denkens und Glaubens rechnete, zeigen andere Aeußerungen. — Schon in seiner früheren harmloseren Periode war er der Ansicht: „Da die heiligen Statuen durch die Vernunft nicht wieder hergestellt werden können, so ist's patriotisch in einem hohen Sinn des Worts, die alte Form unverletzt zu erhalten, und sich für ein Tüttel des Gesetzes todt schlagen zu lassen." — Und seinen Urian läßt er im Liede auch über diese Neuerung neben der politischen spotten:

„Religion war hehre Gabe
Für uns bisher, war Himmelsbrod;
Und Menschen gingen drauf zu Grabe:
Sie sei und komme her von Gott.
Nun kommt sie her, weiß selbst nicht wie? —
Man saugt nun aus dem Finger sie." —

Es will ihm nicht zusagen, daß man die verbessernde, meist freilich verwässernde Hand an die alten Kirchenlieder legte: „Ueber kräftige Kirchenlieder geht nichts; es ist 'n Segen darin, und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben und eine Zeitlang über dem Jammerthal schweben kann. — — So ein „Befiehl du deine Wege" z. E., das man in der Jugend, in Fällen, wo es nicht so war, wie's sein sollte, oft und andächtig mit der Mutter gesungen hat, ist wie ein alter Freund im Hause, dem man vertraut, und bei dem man in ähnlichen Fällen Rath und Trost sucht. Wenn man den nun anders montirt und im modernen Rock wiedersieht, so traut man ihm nicht, und man ist nicht sicher, ob der alte Freund noch darin ist. — — Und da pfleg' ich wohl bisweilen in der Kirche still zu schweigen und im Herzen die alte Weise zu halten. — — Denn über's Herz hat die Obrigkeit nichts zu befehlen."

Sein Brief „über die neue Theologie*) an Andres" ist ein Seitenstück zu dem Aufsatze „über die neue Politik": „Du reibst dir — schreibt

*) Ein Brief an Kleuker (2. Novbr. 1792) behandelt die nämliche Frage: „Die Position ist sehr beschwerlich, worin die Neuen Theologen stehen. Von der Höhe des Berges und dem Fundament haben sie die Theologie abgebracht, und ganz fallen wollen sie das Ding noch nicht lassen. Am Abhang aber will es nicht liegen und macht ihnen das Leben sauer, und ich fürchte, die Zeit sei nicht weit, wo sie die Lawine herunter fahren lassen. Entweder: Oder. Ist nichts übermenschliches darin, dann fort damit! Und ist der Ort da, wozu denn die Aengstlichkeit und Geflissenheit, Alles natürlich zu machen, damit die sana ratio des Herrn Doctors sich nicht entsetzen dürfe? Wie sollen sie hören ohne Predigt? ist freilich wahr; sonst aber ist an der Büchertheologie auch nicht viel verloren. Die wahre Theologie kann nicht verloren werden; und Gott erhalte uns auch die Außenseite, wie die Leute, die mehr verstanden, sie gemodelt und gegeben haben, unversehrt!" —

er ihm — auch die Stirne über den Unfug mit der Bibel. — — Da nehmen ſie nun alles zu Hülfe: Gelehrſamkeit und Wohlredenheit, Accommodation und babyloniſche Teufel u. ſ. w., um den offenbaren Verſtand der H. Schrift unmündig, und aus Weiß Schwarz zu machen. — — Ich denke, in einer ſolchen Sache darf kein ehrlicher Mann ſchweigen und die Pluralität ſcheuen; er muß unverholen ſeine Meinung ſagen, und vorlieb nehmen, was darauf folgt. — — Unſerm unſterblichen Geiſt weiß Gott einen Rath und promulgirt eine Arznei, die ſich bei Tauſenden bewährt hat und ſich bei allen bewährt, die ſie nach Vorſchrift gebrauchen — und da kommen ſie und wollen Gott meiſtern, und ſeine Arznei nach ihrem Dispenſatorio einrichten und ändern! — — Können ſie es für die verantworten, die durch ſie verführt werden, die Arznei Gottes ungebraucht zu laſſen und ihren Quackſalbereien nachzulaufen?" — Einem aufklärenden Prediger legt er perſiflirend, um die praktiſchen Reſultate einer ſolchen Lehre aufzudecken, die Worte in den Mund: „Ich ſehe die erſprießlichſten Folgen meiner Methode. Das Bewußtſein und der edle Trotz auf die ſchönſte Gabe des Himmels lebt und webt in meiner Gemeine. Der gemeinſte Kerl fordert hier Gründe, lacht über Glauben und Vertrauen, und will ſehen." *) —

Auch die mit der neuen Aufklärung in Gang gekommenen Erziehungsgrundſätze, nach welchen man Kinder nicht durch Gehorſam, ſondern durch Ueberredung leiten ſollte, fanden bei Claudius keine Gnade; er durchſchaute ihre Unhaltbarkeit mit dem durch Erfahrung und Herzenskenntniß geſchärften Blick: „Da haben ſie das bekannte Ding von der permanenten Aufklärung, und daß von nun an Alles mit Vernunftgründen getrieben und gezwungen werden ſoll. Das Ding ſcheint mir gar artig und bequem, und ich habe es ſo gerne begreifen wollen. — — Ich habe auch einmal unter der Hand mit dieſer neuen Art und Kunſt einen kleinen Verſuch bei meinen Kindern gemacht. Aber das wäre mir faſt übel bekommen, und die Jungens hätten mich bald zum Hauſe hinaus raiſonnirt. Flugs ergriff ich wieder die ſtrikte Obſervanz, und halte ſeitdem ſtrenge auf Gehorſam, und das geht viel beſſer. Auch iſt, dünkt mich, Ge-

*) Begreiflich war Voß mit dieſer Haltung des Freundes ſehr unzufrieden; er ſchreibt darüber an Miller (1785), zehn Jahre nach dem ſchönen Zuſammenleben in Wandsbeck: „Claudius verſinkt immer tiefer in den grundloſen Moraſt, der ihm ein Paradies ſcheint. Indeſſen ward er neulich nach einem Geſpräche, das ich mit ihm hatte, ſehr nachdenkend." — Seinerſeits urtheilte Claudius damals noch voll milder Anerkennung über Voß: „Er iſt keine weiche gefällige Haut ... aber ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelſein in ſeinem Charakter hat, der das Seinige treu thut, der ein ſcharfes Gefühl von Recht hat." (An Herder). —

horſam an ſich etwas löbliches und liebliches. — — Das Warum iſt ein heimlicher Schatz, der den Kindern aufbewahrt bleibt — bis ſie zu Verſtande kommen. Dann mögen ſie ihn finden und einſäckeln, und uns im Grabe danken." — Ueber das rechte Maß der Bildung für die Kinder giebt er nebenbei einen trefflichen Wink: „Sind Eure Kinder muntere Burſche, die da wiſſen, was ſie wollen, und die an Muth und Geiſt grade keinen Mangel haben, ſo laßt ſie nur an die Philoſophie gehen und ſich verſuchen, und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis ſie durchhin ſind, und dann ſehen, was ſie haben. Und das wird ihnen den Magen nicht verderben. — Sind ſie aber nur mittelmäßige Geſellen, ſo macht ihnen dieſe Philoſophie ſchwarz, und haltet ſie davon zurück! Denn ſie bleiben doch nur daran hängen wie die Lerchen im Netz, und das treibt das Geblüt zu Kopf und taugt nicht. Zwar ſie würden nicht allein hängen, und es würde ihnen an Geſellſchaft nicht fehlen. Aber es iſt das doch eine unbequeme Art zu exiſtiren." — Seinem Sohne giebt er als väterliches Vermächtniß den Rath: „Wenn dich jemand will Weisheit lehren, ſo ſiehe in ſein Angeſicht. Dünket er ſich noch, und ſei er noch ſo gelehrt und noch ſo berühmt, laß ihn und gehe ſeiner Kundſchaft müßig!" — „Nicht die frömmelnden" — fährt er fort — „aber die frommen Menſchen achte. Ein Menſch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, iſt wie die Sonne, die da ſcheinet und wärmt, wenn ſie auch nicht redet." —

Nach allem Vorangegangenen iſt es kaum nöthig, den gemeinen Verdacht, den man gegen Menſchen ſeiner Richtung ſo gern äußert, eigens abzuweiſen: als ob ſeine Proteſtation gegen die damalige religiöſe Umwälzung noch in irgend einem äußeren weltlichen Motive ihre Quelle gehabt hätte, wie etwa in der politiſchen Nothwendigkeit einer Religion für's Volk. — Er läßt in einem Geſpräche „Rencontre" jene politiſch-berechnende Anſicht von der Religion durch einen Herrn von Pfeil ausſprechen: „Ein Wort im Vertrauen, Herr Asmus. Ich bin Ihrer Meinung, und glaube mit Ihnen, daß die Religion unentbehrlich ſei, um den Menſchen eine gewiſſe moraliſche Haltung zu geben, und Ordnung und Wohlſein in der Welt zu erhalten. Es giebt Flecke, wo die Juſtiz und Polizei nicht hinkönnen, und da muß die Religion helfen. Und die Leute, die Religion abgeſchafft wiſſen wollen, kennen die Welt und den Menſchen nicht. — Aber glauben Sie in Ernſt, daß außer dem noch etwas wahres im Chriſtenthum ſei?" — „In Ernſt, H. von Pfeil!" iſt die lakoniſche Antwort, womit Claudius dieſes Gerede abfertigt. — „Die wahre Furcht Gottes — erklärt er — muß Empfindung, muß Wahrheit in uns ſein; dann iſt ſie wohlthätig in ihren

Einflüſſen, und wunderbar in ihren Würkungen." — Dagegen meint er, — eine blos knechtiſche Religioſität, da man Anſtands halber ſich bei der und jener Gelegenheit einigen Zwang anthue, und es übrigens beim Alten laſſe — eine ſolche ſei „der leibhafte Bediente hinten auf der Kutſche." —

Das Innere und im letzten Grunde doch ſtets Geheimnißvolle der Religion will er durch Grübeln nicht zerſetzt, durch Aufdringen an Andersdenkende nicht gemein gemacht wiſſen. „An Religionsgeheimniſſen haſſe ich das Kopfbrechen; denn ich denke, ſie ſind eben darum Geheimniſſe, daß wir ſie nicht wiſſen ſollen, bis es Zeit iſt. Wenn wir Ihn nicht ſelbſt ſehen können, ſo müſſen wir denen glauben, die ihn geſehen haben. — Was in der Bibel von ihm ſteht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geſchichten ſind freilich nicht Er, ſondern nur Zeugniſſe von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beſte, was wir auf Erden haben; und ſo Etwas, das einen wahrhaftig freuet und tröſtet, wenn man da hört und ſieht, daß der Menſch noch was anders und beſſers werden kann, als er ſich ſelbſt gelaſſen iſt." — „Wo der Glaube — heißt es im Schlußwort — in die Hand genommen wird, um beſehen zu werden, da gebiert er nichts als Hader und Zank; wo er aber in einem Herzen wohnt und wurzelt, da zeigt er wohl, was er iſt und kann.*) — — Sehen wir's doch im Kleinen und in Dingen dieſer Welt, wie ein Menſch, der Glauben und Vertrauen zu ſeiner Sache hat, mit Vollherzigkeit und Sicherheit fährt, wie ihm alles von der Hand geht, und es mit ihm gegen den dürren, hagern, unſchlüſſigen Klügler gar ein ander Leben und Weſen iſt." — Aber wer's nicht beſſer haben wolle — iſt ſeine Meinung — der möge es bleiben laſſen; es ſei ärgerlich anzuſehen, wenn man mit der Bibel in der Hand hinter jedem hochfahrenden Geiſte und Taugenichts herlaufe. —

Wie Claudius auf religiöſem Gebiete in einer ganz eigenthümlichen Weiſe anregend und erwärmend dem Schritte ſeiner Zeit folgte: ſo konnte er auch im Politiſchen ihre gerechten Anforderungen, die Anſprüche

*) Ueber dieſe reale Exiſtenz des Chriſtenthums in Gemüth und Geſinnung ſchreibt er an Herder: „Ihr hättet mir die Myſtiker und Schwärmer nicht ſo heruntermachen ſollen (in den Briefen über das Studium der Theologie). Ob Narren unter ihnen ſind, davon iſt die Frage nicht, ſondern nur über die Sache; und da iſt doch klar, wenn wir nicht als Chriſten geboren werden, und das Chriſtenthum was Wirkliches iſt, daß es dann wirklich werden müſſe." —

eines menſchlich ſelbſtbewußteren Geſchlechtes nicht verkennen. Die Stimme edlerer Menſchennatur gegen privilegirte Unmenſchlichkeit, gegen gewiſſenloſen Mißbrauch der Gewalt hat er niemals in ſich unterdrückt. Was ein beſſeres Gefühl verletzt, das hat er nicht ungerügt gelaſſen, auch wenn es durch uralte Angewöhnung oder durch die höchſte weltliche Stellung geſchützt ſchien. Proteſtationen dieſer Art wußte er ſo zu faſſen, ſo unnachahmlich einzukleiden, daß alles Perſönliche, Anmaßliche durchaus verſchwand; unmittelbar glaubt man die Anklage der verletzten Menſchheit, den Seufzer der gequälten Creatur zu vernehmen. Statt z. B. über die Thierquälerei der Parforcejagden eine heftige Abhandlung zu ſchreiben, legt er den ſchneidendſten Weheruf den gejagten Hirſchen ſelber in den Mund in dem „Schreiben eines parforcegejagten Hirſchen an den Fürſten, der ihn parforcegejagt hatte.“ „Ich habe heute — heißt es darin — die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht parforcegejagt zu werden; bitte aber unterthänigſt, daß Sie gnädigſt geruhen, mich künftig damit zu verſchonen. Ew. Hochfürſtl. Durchl. ſollten nur einmal parforcegejagt ſein, ſo würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier, und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüſtern. Wie können Ihr Durchlaucht es doch über's Herz bringen, ein armes unſchuldiges Thier, das ſich von Gras und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen? Laſſen Sie mich lieber todt ſchießen, ſo bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann ſein, daß Ew. Durchlaucht ein Vergnügen an dem Parforcejagen haben; wenn Sie aber wüßten, wie mir noch das Herz ſchlägt, Sie thäten's gewiß nicht wieder; der ich die Ehre habe zu ſein mit Gut und Blut bis in den Tod u. ſ. w.“ — Iſt es doch, als trete man bei dieſen Worten vor den Thron göttlicher Majeſtät, an welchem das mißhandelte Thier um Rache ſchreie. — Wo ein ſolches Gefühl für die gekränkte vernunftloſe Creatur ſich findet, da darf das geiſtbegabte Geſchöpf, es darf der Menſch unter dem Drucke eines ungerechten Verfahrens gewiß auf brüderliche Theilnahme zählen. Wie Claudius hierüber dachte, das tritt in ſeiner „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von Japan“ ins ſchönſte Licht. Wiegt es nicht allen Pomp einer landſtändiſchen Rede und alle Macht einer geiſtvollen, ſcharfgekeilten politiſchen Denkſchrift auf, wenn ſich Claudius, mit einem Menſchenſchädel in der Hand, vor den Kaiſer ſtellt und ihm zuredet: „Er war ein Menſch, lieber Kaiſer! und ſein Leben und Glück in dieſer Welt war deiner Hand anvertraut. Alle Japaneſer ſind ſeine Brüder und alle Siamer und Chineſer und Malayen und Moguln und wir Europäer auch. Ich ſage dir Dank im Namen der Europäer für alles Liebes und Gutes, was du ihm gethan

haſt. Er iſt nun todt, und wenn er tugendhaft und fromm geweſen iſt, hat er's nun beſſer als wir. Wir müſſen aber alle ſterben. — Ja, du lieber Kaiſer, alle Menſchen ſind Brüder. Gott hat ſie alle gemacht, einen wie den andern, und gab ihnen dieſe Welt ein, daß ſie ſich darin bis weiter wie Brüder mit einander freuen und lieb haben und glücklich ſein ſollten. Sie konnten ſich aber nicht vertragen, und thaten ſich unter einander allerhand Unrecht und Herzeleid an; da wählte Gott die beſten, die edelſten unter ihnen aus, die demüthig, weiſe, gerecht, reines Herzens und barmherzig — — waren, und verordnete ſie, bei den übrigen Vaterſtelle zu vertreten. Und das ſind die Fürſten, Kaiſer und Könige." — Auf die Einrede, wie denn ein Menſch immer wiſſen und thun könne, was Recht ſei? entgegnet Claudius: „Ein guter Fürſt fürchtet Gott, und bittet von ihm Weisheit, daß er wohl regieren möge; und dann giebt ihm Gott Weisheit und ſalbt ihm ſein Herz mit hoher himmliſcher Geſinnung; und dann kann er alles, und achtet keiner Mühe, vergißt ſich und ſeine eigene Glückſeligkeit ganz und gar, und lebt und webt nur für ſein Volk." — Die elende Frage des gemeinen Despotismus: „Was hätte man denn davon, Fürſt zu ſein?" wird durch die Antwort verſcheucht: „Frage die Sonne, was ſie davon hat, Tag und Nacht um die Erde zu gehen. Und ſiehe! ſie geht fröhlich wie 'n Bräutigam, und vom Aufgang bis zum Niedergang trieſen ihre Fußſtapfen von Segen. Der es ihr geheißen hat, wird ſie auch dafür zu belohnen wiſſen. Stelle dir ein weites Land vor, lieber Kaiſer, wo in jeder kleinen Hütte vergnügte Leute wohnen, die ihren Fürſten lieb haben, alle Morgen 'n Abendſegen für ihn beten, und gerne ihr Leben für ihn ließen — möchteſt du nicht der Fürſt ſein? Und das iſt nur ſo 'n kleiner Vorlaut des Lohns. Ein guter Fürſt ſoll und kann von Menſchen nicht belohnt werden; er ſitzt mit den Göttern zu Tiſche." — Auf die Frage, ob alle Fürſten in Europa ſo ſeien? heißt es: „Kaiſer, ich bin zu gut, eine Lüge zu ſagen; ich weiß es nicht. Die aber ſo ſind, die haben ſanften Schlaf, und ſind angenehm im Himmel und auf Erden." — Jedermann weiß es auszulegen und anzuwenden, wenn Claudius am Japaneſiſchen Hofe gegen die Kratzfüße und Schmeichler eifert und das abgeſchnittene Ohr des gefährlichſten unter ihnen ſich als beſondere Gnade ausbittet; oder wenn er bei der Abreiſe dem Kaiſer noch dringend ans Herz legt: „Wenn du irgend umhin kannſt, lieber guter Fürſt, ſo führe nicht Krieg. Menſchenblut ſchreiet zu Gott, und ein Eroberer hat keine Ruhe!" —

Claudius' Politik iſt alſo ein chriſtlicher Liberalismus, wenn anders dies Wort nicht zu ſehr an Mißdeutungen erinnert. Daß im

Christenthum der wahrste und höchste Liberalismus liege, kann nur das blinde Vorurtheil in Abrede stellen wollen; überall ist es dort auf die Befreiung des gebundenen, geknechteten Menschen abgesehen, zunächst des innern Menschen; aber wie könnte dies ohne entscheidende Folgen für die äußere Stellung, für die Lebensverhältnisse bleiben? Eine Religion, die so ausschließend auf den innern Menschenwerth hinarbeitet, muß nothwendig jeder Zufälligkeit äußerer Vorzüge, des Standes oder Vermögens, eine untergeordnete Stelle anweisen; nicht daß sie diese Unterschiede aufheben wollte; aber ihre scharfen Spitzen und ihre beengenden Schranken will sie brechen, indem sie aller irdisch-zufälligen Verschiedenheit zum Trotz den Menschen näher an den Menschen rückt. Davon können auch die politischen Verhältnisse nicht unberührt bleiben; wo die höhere Idee menschlich-christlicher Gemeinschaft durch die politischen Zustände verletzt wurde, mußten die letzteren sich umwandeln, um jener Forderung wenigstens annäherungsweise zu entsprechen. Und erfahren wir es nicht noch alle Tage, daß, wo der christliche Geist in seiner Lauterkeit durchdringt, dann die trennenden Unterschiede der Geburt oder des Berufes und Vermögens ihre Schärfe, ihre Ausschließlichkeit verlieren, daß ein neues von aller äußeren Bevorzugung unabhängiges Princip der Verbindung sich geltend macht? Zwei Aufgaben sind es, die das Christenthum vorzugsweise in der Wirklichkeit durchzuführen bestimmt ist: die reinigende Entwicklung des inneren Menschen und die Stiftung eines umfassenden religiösen Menschheitbundes, d. h. in der biblischen Sprache: Seelenheil und Gottesreich. In diesen beiden praktisch-christlichen Richtungen liegt — man möge sich nicht an dem profan klingenden Ausspruche stoßen — der großartigste Liberalismus. In diesem Sinne war Claudius ein Liberaler.*) Aber eben so bestimmt war er ein Conservativer, und zwar in seiner spätern Periode mit besonderm Nachdrucke.

Den nächsten Anstoß hiezu gab die französische Revolution. Der sittlich-strengen Idee von Freiheit, der hohen Auffassung von Menschenwürde und Gerechtigkeit, wie sie in Claudius' Seele wohnten, mußte

*) Noch am Ende seines Lebens legte er Zeugniß für diese Gesinnung des wahren Vaterlandsfreundes ab, in der „Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814": „Deutschland hatte seiner Ahnen-Tugenden vergessen; der Geist der alten Biederkeit, der Brudertreue, der Mannkraft war gewichen, und Irreligiosität, Wohlleben und Weichlichkeit waren an ihre Stelle getreten ... Vielleicht ist seit der Einführung des Christenthums keine Zeit gewesen, wo der Acker so gut und so weit und breit zugerichtet war, als zu dieser unserer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und weil gelindere Mittel nicht helfen wollten, strengere und eine allgemeine Züchtigung zugelassen." —

der nun in Frankreich zur Herrschaft kommende politische Formalismus, den eine Wolke von Unmenschlichkeiten und Ungerechtigkeit umschattete, ein Greuel sein. Sein Verstand sperrte sich gegen ein System, welches alle bisherigen Erfahrungen auf den Kopf zu stellen schien, und noch lauter widersprachen sein Gefühl und Gewissen den moralischen Folgen, die er mit jenem System verbunden sah. — Von jetzt an beherrschte ihn jenes andere, ebenfalls tief im Christenthum begründete Princip umsichtig-ernster Pietät, die das Vorhandene, auch wenn es uns widerstrebt, nie gewaltsam umstößt, sondern durch einen innern Lebenstrieb allmählich umschafft oder endlich verwelkt abfallen läßt. — Claudius' politisches Glaubensbekenntniß gegenüber der Revolution läßt sich in den Einen Satz fassen: Er erwartete das Heil von einer moralischen, die Revolution erwartete es von einer politischen Umkehr.*)

In dem Aufsatze „Ueber die neue Politik" (1794) legt er seine Meinung auf's bündigste dar: „Nach dem alten System sind in einem großen Hause goldene, silberne und irdene Gefäße, etliche zu Ehren, etliche zu Unehren; nach dem neuen sind alle Gefäße gleich an Materie und an Form. — — Kurz, nach dem alten Systeme ist der König ein Hirte, der seine Heerde auf grüner Aue weidet, ein Vater, der seiner Kinder hütet und wacht, ein wohlthätiger Genius, von höherer Hand bestellt, für sein Volk zu denken und zu wollen, und mit stiller Liebe über ihm zu schweben, und das Volk, das sich seiner Rechte und des bürgerlichen Selbstdenkens und Selbstwollens begeben hat, lebt im Glauben und im Vertrauen. Das Neue System scheint ein allgemeines reines Vernunftregiment zu sein. Die Staatsbürger thun alles selbst; die Schafe weiden sich selbst; die Kinder wachen und hüten ihrer selbst; das Volk schwebt selbst über sich selbst. Es giebt eine Seite, von welcher angesehen dies neue System nicht ohne Schein ist. Das Alte ist offenbar großem Mißbrauch unterworfen; und es scheint, daß diesem Mißbrauch durch das

*) Unter den Männern, die auf Claudius' Haltung einen bestärkenden Einfluß ausübten, stand Graf Friedrich von Reventlow auf Emkendorf (bei Kiel) in erster Reihe; er galt als ein Mittelpunkt des kirchlichen und politischen Conservatismus in Holstein. An der Spitze der entgegengesetzten Richtung, der politischen und kirchlichen Aufklärung und Umwandlung, stand der dänische Kammerherr August von Hennings zu Plön, Herausgeber des „Genius der Zeit" (1794—1803). Gegen diesen war Claudius schon 1793 warnend aufgetreten, und es entspann sich daraus ein Zwist zwischen beiden Männern, dessen Geschichte Hennings (1798) in der Schrift „Asmus, ein Beitrag zur Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts" dem Publicum preisgab. — Im Geiste Hennings' wirkte auch Archenholz in Hamburg durch seine Minerva und der Componist Reichardt durch seine Zeitschriften „Frankreich" und „Deutschland." —

Neue gewehrt und abgeholfen werde. — — Wenn man aber in einer so ernsthaften Sache zufährt, und schon als ausgemacht annimmt, was erst ausgemacht werden sollte; wenn man gleich zum Werk schreitet, und heimlich und öffentlich, in Zeitungen und Büchern, gesalzen und ungesalzen, sanft und mit Rumor von Freiheit und Menschenrechten verkündigt und prediget, und unbedingt mit Aufklärung an dem Menschen handthiert: so ist die Procedur etwas voreilig und tumultuarisch. — — Es könnte doch sein, daß wir auch hier irrten; hier wo der Irrthum so leicht zu begehen und so schwer zu vermeiden ist; wo der Bogenschütze nicht blos vor sich zu sehen hat, sondern auch, was der Pfeil thun und anrichten werde, wenn er von seinem Bogen dahin und nicht mehr in seiner Gewalt ist. Hier, wo es nicht genug ist, daß der Regenbogen in der Luft mit schönen Farben spiele, sondern wo er auch auf die Erde muß können niedergebeugt werden, ohne seine Farben zu verlieren. — — Das neue System nun hat großen Eingang und viele Anhänger gefunden unter allen Classen von Menschen, und das war zu vermuthen. Uebelgesinnte Menschen konnten glauben ihre Rechnung dabei zu finden; eitle und leichtsinnige Menschen waren von jeher eitel und leichtsinnig, und regieren mögen wir alle gern. Auch die Gutgesinnten waren nicht allerdings schußfrei. Ihr edler Unwille über die Schmach und Schande, die Menschen zu allen Zeiten von der Tyrannei haben erdulden müssen, konnte ihnen ins Auge treten, und es so, in diesem System, was es gern sehen wollte, Land sehen machen; sie konnten, indem sie für ihr Geschlecht einen Tag des Heils heimlich herwünschten, sich durch den Schein eines Anbruchs übernehmen lassen, das Heil von dieser Seite zu erwarten. — — Und wenn das Heil wirklich da und im Anzuge wäre, wer gienge nicht gerne mit ihnen? — — Wer aber überzeugt ist, daß von dieser Seite nur Unordnung und Unglück und kein Heil komme, und daß das alte System mit allen seinen Gebrechen das einzige sei, das die Menschen bürgerlich zusammenhalten und glücklich machen kann: soll der auch mitgehen und frohlocken? — — Ich sehe freilich auch wohl ein, daß manches in der Welt anders sein könnte und sein sollte, und daß eine Besserung nicht unnöthig wäre; nur kommt es mir vor, daß die Besserung nicht ärger als das Uebel sein müsse, das man bessern will; daß man den Kopf nicht dran geben müsse, um das Ohrläpplein zu retten, und daß ein kleineres Glück, das man hat, besser sei als ein größeres, das man erst haben soll u. s. w. Auch kommt es mir so vor, daß die äußeren Einrichtungen es allein wohl nicht gar thäten. Es giebt Republiken, und doch sind dort Mißvergnügte. Also am Menschen liegt es. Dem ist nichts gut

und nichts recht. — — Der Menſch alſo muß gebeſſert werden, und, würde ich rathen, nicht von außen hinein. Dreht man doch nicht am Zeiger, daß das Werk in der Uhr recht gehe, ſondern man beſſert das Werk in der Uhr, daß der Zeiger recht gehen könne. — — Ich möchte überhaupt, dünkt mich, eine Beſſerung, dadurch nicht einem Menſchen gegen den andern, einer Partei gegen die andere, ſondern dadurch allen Menſchen — — geholfen würde." —

Von dieſem Geſichtspunkte aus legt Claudius nun auf die moraliſche Schattenſeite der neuerungsluſtigen Politik großen Nachdruck. „Ein Menſch, der ſeine Rechte hingiebt und Gott und ſeinem König vertraut, iſt in ſich ein lieber Menſch; wenn er nicht ſchon gut iſt, ſo beſſert ihn die Liebe, und mit ihm iſt leicht Fortkommen.*) Dieſem Menſchen iſt innerlich wohl, und ſo iſt er nicht geneigt, äußerlich weh zu machen. — — Was aber ſoll man, Ausnahmen verſtehen ſich von ſelbſt, von einem Menſchen erwarten, der kein Vertrauen hat; der alles ſelbſt ſehen und betaſten will, und immer über ſeine Rechte brütet? Wenn der nicht auf ſehr feſten Füßen ſtehet, ſo ſtößt ihn die neue Einſicht um, und unbeſehends iſt er kein guter Nachbar. Er führt natürlich immer die Liſte ſeiner Rechte bei ſich, iſt mißtrauiſch u. ſ. w. Und nun ein ganzer Staat von ſolchen Rechtsgelehrten! — — Wer ohne Rückhalt und Einſchränkung Menſchenfreiheit verkündigt und unbedingt die Menſchenrechte predigt, der rüttelt an jenen wohlthätigen und unentbehrlichen bürgerlichen Banden, gräbt den Eigendünkel und Selbſtwillen wieder aus dem Verborgenen hervor; — der nimmt dem Menſchen das Herz aus dem Leibe, und macht ihn zu einem dürren, ſelbſtklugen Hirnſchädel ohne Freude für ſich und andere. — — Ein Staat nach dem neuen Syſtem oder ein Vernunftregiment iſt denn unmöglich, weil man wohl klug aber nicht gut machen kann; weil die Menſchen nicht wollen, wie ſie denken, ſondern vielmehr denken, wie ſie wollen. — — Wer den Men-

*) Wenn der ehrliche Wandsbecker Bote hier den ſtaatsrechtlichen und den individuell-moraliſchen Geſichtspunkt fortwährend verwechſelt und verwirrt, ſo wird man ihm dies nicht zum Verbrechen anrechnen; man weiß, wie man mit ihm daran iſt, und daß er ſich niemals dazu würde hergegeben haben, nach Art unſerer modernen Staatsſophiſten, ſich zum Advokaten des Unrechts und des Wortbruchs zu erniedrigen; dafür bürgt ſein Wort und ſein Wandel. Leider iſt es im Jahr 1857 nicht ganz überflüſſig, Verwahrung dagegen einzulegen, daß jene Sophiſten nicht die Worte des treuherzigen Asmus in obigem Sinn mißbrauchen. Claudius vermiſcht hier im Sinn politiſcher Unmündigkeit das religiöſe und das Rechtsgebiet, die Grenzen der chriſtlichen Kirche und des geſchichtlichen Staates. Die Verwechslung iſt für jene Zeit um ſo verzeihlicher, als es auch jetzt noch bei ſo Vielen an klarer grundſätzlicher Unterſcheidung der beiden Gebiete fehlt.

schen kennt, wie ihm der Kopf so leicht verdreht wird; wie er so geneigt ist, alles in seinem Sinne zu verstehen, eine Handbreit zu nehmen, wo ihm ein Fingerbreit gegeben wird, und sich, wenn er nur irgend Vorwand und Feigenblatt hat, seinen Neigungen und Leidenschaften und ihren Verwüstungen hinzugeben; wie er, auf gewisse Weise dem Hahn gleich, nach dem gezogenen Kreidestrich geht, und wenn dieser Strich, der ihn hielt, und an den er sich hielt, plötzlich verrückt wird, wie er denn auf einmal alle Haltung verliert und keine Schranken weiter kennt — wer das weiß, der ist zwar schnell zum Wollen, langsam aber zum Thun; der bedenkt nicht blos den Saamen, den, sondern den Boden, darin er ihn säen will; der sitzt zuvor mit Ernst und mit Thränen in den Augen und überschlägt die Schwachheit der menschlichen Natur, und gehet mit seiner Wohlthat in der Hand auf und ab, und spähet ohne müde zu werden, bis er einen Weg und Weise erspähet habe, ihrer mit Ehren los zu werden. Ein solcher Wohlthäter ist ein Geschenk des Himmels." — Claudius macht sich nun die von seinen Gegnern stets zu Hülfe gerufene Einwendung selber: „Soll denn Liebe, Glaube und Vertrauen ewig lieben, glauben und vertrauen, damit sie ewig betrogen und gemißbraucht werden können?" — „Das sei ferne! — erwidert er — betrogene Liebe ist wie Menschenblut; sie schreiet aufwärts um Rache. Recht muß Recht sein und bleiben! Ich streite nicht wider, sondern für das Volk; und wo dem Kleinen Unrecht und Gewalt geschehen soll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao, und will viel lieber Ungemach leiden mit meinen Brüdern." — Er schließt endlich seine Rede mit dem Worte: „Die in einem Staat unentbehrliche Kraft ist wie das Herz im menschlichen Körper. — — Etwas festes muß der Mensch haben, daran er zu Anker liege; etwas das nicht von ihm abhange, sondern davon er abhängt. Der Anker muß das Schiff halten; denn wenn das Schiff den Anker schleppt, so wird der Curs mißlich und Unglück ist nicht weit." —

Was hier in Prosa durchgeführt ist, wird auch in verschiedener Einkleidung in Versen verfochten; so in Urians Nachricht von der neuen Aufklärung (1796):

„Ein neues Licht ist aufgegangen,
Ein Licht schier wie Karfunkelstein.
Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
Da fährt's mit Ungestüm hinein.
Es ist ein sonderliches Licht;
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht. — —

— — Sonst war Verschiedenheit im Schwange;
Und Menschen waren klug und dumm;

Es waren kurze, waren lange,
Und dick und dünne, grad und krumm.
Doch nun, nun sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal.

— Man nannte Freiheit bei den Alten,
Wo Kopf und Kragen sicher war,
Wo Ordnung und Gesetze galten,
Und niemand krümmete kein Haar.
Doch nun ist frei, wo jedermann
Rad schlagen und rumoren kann."

In der „Fabel" vom Löwen und Bären wird die mißbrauchte Preßfreiheit gezeichnet (1795). Der Bär ist Censor, wird aber vom Fürsten, dem Löwen, eingesperrt, damit „die edle Schreiberei" künftig völlig frei bleibe; nun wird die Süßigkeit des neuen, freigegebenen Lebens beschrieben:

— — „Die klügern Widder schwiegen still;
Laut aber wurden Frosch und Crocodill,
Seekälber, Scorpionen, Füchse,
Kreuzspinnen, Pavione, Lüchse,
Kauz, Natter, Fledermaus und Staar,
Und Esel mit dem langen Ohr;
Die schrieben alle nun, und lieferten Traktate
Vom Zipperlein und von dem Staate,
Vom Luftballon und vom Altar,
Und wußten's Alles auf ein Haar,
Bewiesen's Alles sonnenklar." —

Dies dauert so fort, bis der Löwe mit dem Machtspruche:

„Sie waren es nicht werth die Sudler klein und groß;
Macht doch den Bären wieder los!"

dem Spiele ein gewaltsames Ende macht.*)

Die Grundidee einer wahren Staatslehre, daß der Organismus des Staates nichts willkürlich gemachtes, sondern ein geheiligtes Werk sittlicher Nothwendigkeit, ein Symbol der göttlichen Weltordnung sei — diese Idee deutet er in dem Liede: „Kron' und Scepter" (1795) an. Diese seien, so heißt es dort, keine Menschen-Habe, sondern eine Gabe des Himmels, womit Gott den König ziere und durch ihn seine Welt segnen wolle.

---

*) Voß antwortete mit dem Gedichte: „Der Kauz und der Adler, keine Fabel," worin ein Kauz den Hahn als Aufklärungs-Trompeter beim König Adler anklagt und den Uhu zum Censor eingesetzt wissen will; jedoch:

„Der Adler that, als hört' er nicht,
Und sah in's junge Morgenlicht." —

Von dieser Vossischen Antwort rühmte Kant in der Berliner Monatschrift (1796), sie sei einer Hekatombe werth. —

Bergen kann man sich's nicht, daß Claudius in dieser späteren Periode des mühsamen alternden Ankämpfens gegen eine Zeitstimmung, die gegen sein edelstes Wesen ungerecht war — seine Fittige nicht mehr so frei und fröhlich hebt wie früher; Unmuth mochte wohl zuweilen in seinem Alter an ihm nagen; wenigstens ist jene, auch auf Leid und Widerspruch unversehrt hinlächelnde, Haltung nicht mehr sichtbar, die seinem sonstigen Wesen einen so wunderbaren Reiz gab. Auch der Sprache fühlt man dies an, die zuweilen die Spuren der zitternden Greisenhand trägt; man vergleiche Verse wie diese:

„Doch wenn ein jeder am Zeiger dreht,
Und 's große Wort will führen;
Dann Alles die Kreuz und Queere geht —
Drum muß nur Einer regieren!
Und wenn der Eine mit Weisheit fährt,
So ist er all unsrer Liebe werth." —

oder das eben so unpoetische:

„Wer wollte drob jammern und klagen?
Das mag ein andrer thun; doch wir,
Wir wollen halt nicht verzagen!" —

Diese spätere Ermattung und bisweilige Vernüchterung wird uns nicht befremden; nicht blos dem vorgerückteren Alter dürfen wir die Schuld davon zurechnen, sondern noch mehr dem auf ihm lastenden Widerspruche, den er in einer rasch sich verwandelnden Zeit erfahren hat. Widerspruch aber, der gegen den Herd unseres inneren Lebens, gegen unsere theuersten Ueberzeugungen gerichtet ist, hat meist etwas Austrocknendes, die feineren Seelennerven Erschlaffendes; das Bedürfniß der Selbstvertheidigung führt dem Systeme, dem Dogmatismus in die Arme, und der freie Hauch eines unmittelbaren fraglosen Lebensgefühls geht leicht damit verloren. Und doch ist diese Unmittelbarkeit das einzig natürliche Element für manche tiefe, reich ausgestattete Gemüther. — Claudius' wahrer Reiz beruht gewiß in diesem harmlosen Aufschwunge über alles Reflektiren und Demonstriren; wie ein Vogel wiegt er sich auf den Aesten und fühlt, daß seine Schwingen ihn in sein freies Element zu tragen im Stande sind.*) —

Indessen irrt, wer nach dem Vorigen schließen wollte, Claudius' letzte Zeit sei farblos und inhaltsarm geworden. Im Gegentheil bringt

*) Wie er dies in einem seiner innigsten Verse aus seiner späteren Zeit schön ausdrückt:

„Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Thür noch Riegel,
Und dringt durch Alles sich;
Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel,
Und schlägt sie ewiglich." —

uns einer ſeiner damaligen Aufſätze: „Morgengeſpräch zwiſchen A. u. Bertram“ bedeutungsvolle Winke, daß Claudius eben damals auf dem Wege war, die Grundlage einer chriſtlichen Philoſophie vorzubereiten, wie ſie noch jetzt geſucht wird. — In dieſem ehrwürdigen Ringen nach der höchſten Geiſtesbegründung und der reinſten Herzenserziehung durfte der Greis mit froher Ahnung der letzten Löſung alles Lebenszwiſtes entgegenſehen:*)

„O du Land des Weſens und der Wahrheit,
Unvergänglich für und für!
Mich verlangt nach dir und deiner Klarheit;
Mich verlangt nach dir!“ —

„Was wird es denn ſein — fragt er im Valet an den Leſer — mit einem, der ewigen, unvergänglichen Dingen vertraut? — — Der wird auf dieſer Erde den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenſtrahlen haben, wird hier unverlegen und immer größer ſein als was ihm begegnet.“ — So war Claudius. Wie wir zuweilen in Feierſtunden unter freiem Himmel, in ſtiller Erſchließung des Gemüthes, die verborgenſten Stimmen unſeres Innern vernehmen — ſo ſteht Claudius in unſerer Literatur da. — Wir rufen ihm mit Herder nach: „Vergeſſe Deutſchland nie des biedern Dichters, aus dem, wie aus Wenigen, die unſträfliche echte Natur ſprach.“ —

*) Seine Tochter, Caroline Perthes, hat uns über ſein Ende einen merkwürdigen Zug aufbewahrt: „Mein Vater hatte ſich immer geſehnt, immer gehofft, ich möchte ſagen in jedem Augenblick ſeines Lebens ſich vorbereitet auf eine nähere oder lieber auf eine bewußte und wiſſende Mittheilung Gottes, die ihm dieſen dunkeln und für ihn ſehr grauenvollen und gefürchteten Schritt erleichtern und heller machen ſollte. Er ſagte mir noch den Tag, ehe er ſtarb, daß man Erfahrungen hätte, nach welchen dem Menſchen noch kurz vor dem Sterben lichte Blicke in jenes Leben zu Theil würden. Er hat darauf gewartet bis an's Ende, und ſie ſind ihm nach unſer Aller Ueberzeugung nicht geworden. Er blieb aber im tiefen Grunde der Seele vollkommen ruhig, freundlich und gottergeben, und fühlte das Losreißen des Lebens, das ihm ſehr ſchwer und ſauer wurde und über ſechs Stunden währte, von Stufe zu Stufe, ſagte uns, wie weit es ſei .... Er iſt gewißlich wie ein großer Menſch und Mann geſtorben.“ —

Zweites Buch.

(Leſſing.)

Das Mannesalter der neuen deutſchen Bildung. — Die Selbſtbefreiung des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Geiſtes, in der Form des Humanismus.

„Auch ich bin nicht im Tempel, ſondern nur am Tempel beſchäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Prieſter zu kehren ſich begnügen.“ (Leſſing.)

Erſter Abſchnitt.

Winckelmann und Leſſing.

Die äſthetiſche Wiederentdeckung des klaſſiſchen Alterthums und die ethiſche Erweckung des geſchichtlichen Wahrheitsſinnes oder des kritiſchen Gewiſſens.

Die Ueberſchriften, welche das erſte Buch unſerer Darſtellung als „Jugendalter", das zweite als „Mannesalter der neuen deutſchen Bildung" bezeichnen, deuten auf den charakteriſtiſchen Gegenſatz hin, der dieſe beiden großen Gruppen unſerer modernen Literatur unterſcheidet. In Klopſtock und Leſſing, den geiſtigen Mittelpunkten und Häuptern jener zwei Gruppen, ſtellt ſich dieſer tiefgehende Unterſchied auch perſönlich dar; man kann ſie als ſymboliſche Vertreter beider Culturſtufen anſehen. —

Jugendlichkeit und Männlichkeit: hier ein Frühling des reichſten Gefühlslebens, eine Fülle hochfliegender Hoffnungen, warmblütiger Entſchlüſſe und heiliger Ideale, dort die heißen Tage des Kampfes um den Ernſt der Wahrheit, die ſchwere Arbeit der Erkenntniß, die furchtloſe Prüfung der letzten Gründe aller geſchichtlichen Ueberlieferungen und Autoritäten — das giebt beiden Bildungsſtufen und den ſie vertretenden Häuptern ihr unterſcheidendes Gepräge.

Ein erfriſchender Hauch von Jugendlichkeit durchweht das ganze erſte Buch, welches — gleichſam als Vorhalle unſerer neueren Bildungsgeſchichte — der Klopſtockiſchen Gruppe gewidmet iſt; wir erkennen darin die glänzenden Vorzüge wie die unverhüllten Mängel des Jugendalters. Bei jenen verweilen wir mit der gerechten Vorliebe, womit jeder unverdorbene Menſch und jede geiſtig reich ausgeſtattete Nation auf ihren Jugendfrühling zurückſchaut, ohne ſich die Schattenſeiten irgendwie in eitler

Selbstverzärtelung verbergen zu wollen. Wenn der Rückblick auf jene Jugendperiode durch belebende Erwärmung des Gemüthes lohnt, so reift der Geist und stählt sich der Charakter doch erst in der strengen Zucht der Erkenntniß, in den Bedrängnissen geistiger Kämpfe und Arbeiten, wie sie uns in diesem und den folgenden Büchern entgegen treten. Denn auch das geistige Brot, nicht blos das leibliche, soll der Mensch im Schweiße seines Angesichts essen, also durch Arbeit erringen.

Gerade in diesem Betracht sind Klopstock und Lessing durch einen weiten Abstand getrennt. Wenn etwas auf Lessings Stirne zu lesen ist, so ist es vor Allem die Signatur des geistigen Kämpfers; auf ihn paßt der Ausspruch unsers größten Dichters, daß „Mensch sein" soviel heiße als „ein Kämpfer sein";*) wie mit flammender Schrift hat er an den Eingang des Tempels, an dessen Schwelle die ganze Neuzeit steht, das apostolische Wort geschrieben: „Niemand wird gekrönet, er kämpfe denn recht!" — Ganz anders Klopstock; was wir bei ihm, wenn wir sein Leben im Ganzen überschauen, am meisten vermissen, ist markiger Arbeitsernst und Spannkraft innerer Entwicklung. Es ist nur einem frühzeitigen Stillstande der innern Arbeit und des männlichen Prüfungsgeistes zuzuschreiben, daß sein geistiger Horizont so bald sich verengte, daß seine Fortbildung stockte und daß der Mann und der Greis fortwährend nur vom geistigen Erwerb des Jünglings lebte.**) „Sein Leben ist ein beständiger Genuß" — hatte

*) „Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt: ein Kämpfer sein." — (Goethe, westöstlicher Divan.)

**) Diese unleugbare Thatsache veranlaßte den Biographen Lessings, Danzel, zu einer herben und weit über das Ziel hinausschießenden Verurtheilung Klopstocks: (Lessings Leben und Werke I. S. 207 und 393): „Die ganze Richtung Klopstocks ist eine Crudität ... Er warf uns die ganze Unreife seiner zwanzigjährigen Primaner-Existenz ins Gesicht ... Statt Empfindung und Phantasie ganz einfach walten zu lassen, statt sie nur nicht, wie es von den Früheren geschah, in spanische Stiefeln einzuschnüren, werden sie zu einer Ueberanstrengung angespannt, die dem Dichter selbst zuletzt nichts übrig läßt, als sich zu wiederholen .... Und dieses knabenhafte Product sollte mit dem Werke des Milton wetteifern, in welchem ein Greis ... die Summe seiner Lebenserfahrung zieht .. Ich weiß nicht zu sagen, ob es Kl. später klar geworden ist, welch ungeheurer Fehler es war, sein Leben zur Ausführung eines Planes zu bestimmen, den er vor dem zwanzigsten Jahre entworfen hatte ... Dieser Dichter gewährt während seiner ganzen literarischen Laufbahn in seiner donquichottenhaften Hohenpriesterlichkeit und grillenhaften Verschrobenheit den widerlichen Anblick eines Mannes, welcher Jüngling geblieben ist, einer Kokette, die in dem Alter, wo das Weib in den Pflichten der Gattin und Mutter sein Genüge finden soll, die steifen Glieder in das Flügelkleid der Jugend zwängt." —

einer ſeiner Freunde ſchon in Kopenhagen bemerkt; mit dieſem Worte iſt ſeine Schwäche aufgedeckt. Dieſe geiſtige Genußſucht, dieſe weichliche Abhängigkeit von ſeinen Jugendempfindungen hatte ihn nie in dem vollen und ganzen Sinn zum Manne werden laſſen, wie Leſſing und Herder, wie Goethe und Schiller, wie Schleiermacher und Schelling u. a. es im heißen Tiegel geiſtiger Entwicklungskämpfe geworden ſind. Eben darum müſſen wir auf dieſe Namen und auf ihre Geiſtesgenoſſen hinweiſen, wenn man nach den Vorkämpfern und Häuptern unſerer neuen Cultur-Epoche fragt; auf ihren Schultern erheben ſich die Anfänge des neuen, noch lange nicht vollendeten Baues; ihnen verdanken wir den freien Durchblick auf ein großes alle Opfer belohnendes Ziel, nicht blos für die deutſche Nation, ſondern für die geſammte europäiſche Cultur, ja für den Geiſtesfrieden der Menſchheit.

Wenn wir Klopſtock an den Eingang dieſer neuen Periode der europäiſchen Bildung ſtellten, ſo geſchah es nicht darum, weil er in den Entſcheidungsſchlachten für dieſelbe mitgefochten, wohl aber weil er in dichteriſch-prophetiſchem Geiſte den Anbruch dieſer welthiſtoriſchen Epoche empfand und ſeiner Nation in zündenden Worten der Jugendbegeiſterung ankündigte. Was er in ſeinen Oden, in ſeiner Meſſiade, in ſeiner Gelehrten-Republik erſehnte und verkündete: eine Auferſtehung der Poeſie, der Religion, der Wiſſenſchaft, des Vaterlandes, der geiſtigen und bürgerlichen Freiheit — das war das Ziel aller der tiefen Geiſter und der großen Charaktere, deren dichteriſcher Vorbote er war. Er träumte in ſeiner Gelehrten-Republik von einer neuen ſelbſtändigen Bahn des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Geiſtes ſeiner Nation: Winckelmann und Leſſing haben dieſe Bahn gefunden und den Zugang zu ihr erſtritten. Er ahnte in ſeiner Meſſiade die menſchliche Schönheit und die ewige Wahrheit des Chriſtenthums: dieſe Ahnung haben die Hamann,

---

Gegen den Biographen Leſſings laſſen wir Leſſing ſelbſt ſprechen! Leſſing, der die Schwächen Klopſtocks früh durchſchaute und die Ueberſchwenglichkeiten ſeiner Bewunderer und Nachahmer züchtigte, verkannte doch keineswegs das Bedeutende des Impulſes, den Kl. gegeben; er ſagt von ihm: „Wenn ein kühner Geiſt voller „Vertrauen auf eigene Stärke in den Tempel des Geſchmacks durch „einen neuen Eingang dringt, ſo ſind hundert nachahmende Geiſter hinter „ihm her, die ſich durch dieſe Oeffnung mit einzuſtehlen hoffen; doch umſonſt; mit „eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt, ſchlägt er es hinter ſich zu.“ —

Auch Herder weiſet ihm in einem Gedichte von 1771 („Auf eine Sammlung Klopſtock'ſcher Oden“) ſeine wahre Stelle in der Geſchichte an, indem er ſagt: „In Ahnungs-, in Propheten-Farben tauchte er ſeinen Kiel; er weisſagt Zeiten, die kommen, weil ſie kommen ſollen!“ —

Herder und ihre Nachfolger zur Gewißheit der geschichtlichen Erkenntniß, zum geistigen Gemeinbesitz aller wahren Bildung erhoben; wir erkennen darin eine der folgenreichsten Thaten des deutschen Geistes, eine Aussaat für Gegenwart und Zukunft. — Er hatte in seinen Oden ein Vorgefühl von dem anbrechenden Lenze einer Poesie, die aus den Tiefen der Menschenbrust und des bewegtesten Lebens hervorquellend unser gesammtes geistiges Dasein neu befruchten würde: dies Vorgefühl fand durch Goethe seine Erfüllung. — Endlich geht durch so viele seiner Dichtungen eine glühende Sehnsucht nach einem großen selbständigen deutschen Vaterlande und nach menschlich-edler Freiheit: diese Sehnsucht hat als lebendiger Pulsschlag die Dichtungen der Schiller, Kleist und Arndt, wie die erhabenen Kämpfe der Stein, der Fichte und Schleiermacher beseelt. —

Dies also ist der Sinn unserer Unterscheidung zwischen dem Jugend- und dem Mannesalter deutscher Bildung und Literatur. —

In der Ueberschrift dieses Abschnittes charakterisirten wir die culturgeschichtliche Bedeutung Lessings durch den Ausdruck: „ästhetische Wiederentdeckung des klassischen Alterthums und ethische Erweckung des geschichtlichen Wahrheitssinnes." — Das erstere Verdienst theilt der Verfasser des Laokoon und der Dramaturgie mit Winckelmann; das andere gehört ihm allein als unverwelklicher Lorbeer, den die Nachwelt mit Recht um seine Schläfe windet. War es eine große Geistesthat, den Genius der hellenischen Cultur wieder aus dem Grabe todter Schulgelehrsamkeit und mechanischer Traditionen zu erwecken, so muß es eine noch größere genannt werden, daß er dem historischen Gewissen überhaupt wieder zu seinem Rechte verhalf. Zu welchen Mißbräuchen und Ausschweifungen das Recht der geschichtlichen Kritik zuweilen bei uns geführt haben mag: es darf dies den aufrichtigen Freund der Wahrheit keinen Augenblick an der Heiligkeit jenes Rechtes irre machen. Sobald es unter uns keine Freistätte mehr gäbe für den unbeschränkten Forschungs- und Prüfungsgeist, so wären wir der Barbarei verfallen, und unser wissenschaftliches wie unser religiöses Leben einem faulenden Siechthum preisgegeben. Daß aber eine solche Freistätte unter uns besteht, das verdankt unser Jahrhundert in erster Reihe den Thaten Lessings. In diesem Sinne hat er für den neueren Protestantismus eine ähnliche Bedeutung wie die Laurentius Valla, Reuchlin und Erasmus für den älteren Protestantismus, dem

Luther ſeinen Namen gab. Leſſing ſelbſt war ſich des innigen geiſtigen Zuſammenhangs der beiden Reformations-Perioden klar bewußt, als er mitten im heißeſten Kampfe das inhaltſchwere Wort ausſprach: „Du, „Luther, haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſt; wer „erlöſt uns von dem unerträglicheren Joche des Buch„ſtabens?“

Von dieſem zwiefachen Joche erlöſt den mündigen Geiſt nichts mit ſolcher Entſchiedenheit als: geſchichtlicher Wahrheitsſinn, das prüfende Wahrheitsgewiſſen, das im Glauben an die Wahrheit unermüdlich nach ihrer Erkenntniß ſtrebt und, alle Verhüllungen unhaltbarer Ueberlieferungen und conventioneller Anſchauungen durchbrechend, zur wahren Geſtalt der Vergangenheit, alſo zu den tiefſten Geſetzen der Menſchheit und ihrer Entwicklung emporſteigt.

Das war der Weg Leſſings, das ſeine Größe. — Darum konnte der neueſte Geſchichtſchreiber Englands (Macaulay) ihn den größten Kritiker der Neuzeit nennen. —

Während Klopſtock die Thatſachen und Ideen der chriſtlichen Offenbarung zu einem beſtimmenden Elemente des geiſtigen Lebens in Deutſchland zu erheben ſuchte: verjüngte ſich durch Winckelmann und Leſſing der Geiſt der antiken Welt im Herzen unſerer neuen Bildung, als äſthetiſcher und intellectueller Enthuſiasmus, als Emancipation des künſtleriſchen Gefühls und des freien, nur auf ſich ſelbſt ruhenden Gedankens. Wir bezeichnen ſie als Vertreter des antiken Geiſtes, nicht blos darum, weil ſie mit genialer Kraft wieder ein tieferes Verſtändniß des klaſſiſchen Alterthums erweckten, ſondern eben ſo ſehr, weil ihre geſammte Weltanſchauung im innerſten Weſen dem antiken Geiſte verwandt war. Während die chriſtliche Anſchauung das Menſchliche ſtets in engſter Beziehung zum Göttlichen faßt und in ihren weſentlichſten Vorausſetzungen auf der Ueberzeugung eines fortdauernden geſchichtlichen und innern Zuſammenhanges der gläubigen Menſchheit mit dem lebendigen Gott beruht — wendet ſich die antike Auffaſſung vorzugsweiſe an die ſelbſtändige Darſtellung des Menſchlichen in ſeiner künſtleriſchen und intellectuellen Freiheit. Ihre Ideale ſind Schönheit und Wahrheit, wie ſie zu dem ſchaffenden und ſinnenden Menſchengeiſte ſich herablaſſen; jene in ſinnlicher Erſcheinung, dieſe in der Seele des mit ihr ringenden und an ſie glaubenden Forſchers.

Durch die Geltendmachung des Menſchlichen in ſeiner Beſonderheit und Unabhängigkeit entſtand ein Gegenſatz zwiſchen humaniſtiſcher und chriſtlicher Bildung, den wir, ſo wichtig er auch für die Gegenwart ſein mag, im Großen doch nur als einen vorübergehenden anſehen müſſen. Der Gegenſatz bleibt nur unverſöhnlich, ſo lange der eine von beiden Faktoren, der göttliche oder der menſchliche, in ſeiner ewigen Bedeutung verkannt und verletzt wird. Je reiner dagegen beide Lebensgebiete in ihrem tieferen Weſen erkannt werden: deſto näher ſind wir ihrer wahren und fruchtbaren Verſöhnung; durch die zeitweilige Trennung wird dann eine höhere und wahrhaftere Vereinigung vorbereitet.

Eine ſolche Aufgabe der Scheidung zur dereinſtigen Verſöhnung hatte Leſſing für die deutſche Bildung und den Proteſtantismus zu löſen. —

1. Winckelmann.

(1717—1768.)

Schon Goethe hat es hervorgehoben, daß in Winckelmann mehr als in irgend einem andern Zeitgenossen „eine antike Natur“ erschienen sei. Er setzt hinzu, daß jener „alterthümliche“ auf diese Welt und ihre Güter angewiesene Sinn nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar sei, der denn auch aus Winckelmanns Handlungen und Schriften hervorleuchte: „eine Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja ein Widerwille dagegen.“ Die Parteien, in welche sich die christliche Religion theile, seien ihm völlig gleichgültig gewesen, indem er seiner Natur nach niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren. Die protestantische Taufe sei nicht vermögend gewesen, ihn als einen gründlich gebornen Heiden zum Christen einzuweihen.*)

Eine mit der Gewalt des Instinktes ihn leidenschaftlich beherrschende Sehnsucht zog ihn nach Süden; dort hoffte er seine geistige Heimat, die Heimat der Kunst zu finden, deren Geschichtschreiber er werden sollte. Dort in Italien wollte er die antike Kunst in ihren Denkmälern studiren, in ihnen das Geheimniß des ewig Schönen erforschen, um es der Welt in der Sprache des Dichters und mit der Gelehrsamkeit des Geschichtforschers darzustellen.

---

*) Goethe bezeichnet das Wesen des antiken und heidnischen Sinnes in demselben Zusammenhange (in „Winckelmann und sein Jahrhundert“) noch genauer: „Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherrn, die Bewunderung derselben nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werth des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustande des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Unterganges eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden. —“

Aber welche Hinderniſſe hatte der arme Schuhmacherſohn aus Stendal (in der brandenburgiſchen Altmark) zu überwinden, ehe er dieſem Ziele ſich nähern konnte! Auch als die Entbehrungen und Bedrängniſſe ſeiner frühern Jahre, des Chorſängers in den Straßen ſeiner Vaterſtadt, hierauf des Hauslehrers (1741—43), dann des Conrektors zu Seehauſen (1743—48) nun hinter ihm lagen; *) als er in der Bibliothek des ſächſiſchen Miniſters Grafen von Bünau zu Nöthenitz (bei Dresden) ſich mit etwas mehr Freiheit für ſeine Beſtimmung vorbereiten konnte — war doch der ſchwerſte Schritt, den er zur Erreichung ſeines Zieles für nothwendig hielt, erſt noch zu thun.**)

Er glaubte keinen andern Weg nach Italien vor ſich zu ſehen, als wenn er die Gunſt und Unterſtützung des römiſchen Nuntius in Dresden durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche erkaufte.***) Auf ſeinem

---

*) Seine Briefe an den Abt Steinmetz und den Grafen von Bünau ſchildern ſeine Lage und Stimmung in Seehauſen. An Steinmetz in Kloſter Bergen (1747): „Delitesco hic in orbis angulo a Musis humanioribus alieno, quarum amore captus nihil per ambitum feci . . . etc. Contingat mihi Musis vestratibus inseri . . . ne penuria librorum subsidiorumque destitutus languescam et incassum recidant sani conatus inter ingenia *βανανσα* et horridula.“ — Und an den Grafen (16. Juni 1748): „Je suis un homme qui ne desire qu'à se consacrer aux études et c'est là où se bornent mes voeux, ne me laissant jamais éblouir, par des conditions favorables dans l'Église. Dans cette vue je me suis abimé depuis cinq ans dans l'école de ma patrie, afin d'y enseigner les belles lettres. Mais l'état déplorable de toutes les écoles de nos contrées m'en a tout à fait dégouté et inspiré en même tems la pensée à forcer, pour ainsi dire, mon destin dans une Académie. Je commançai d'y réfléchir mûrement et m'étudier moi-même dans la carrière que j'ai courru jusqu'ici pour hazarder ma fortune *dans un siècle métaphysique où les belles-lettres sont foulées aux pieds* . . . . On ne compte rien à présent sur la Litterature grecque à laquelle je me suis adonné autant que j'y puis pénétrer dans la cherté et disette des bons livres.“ Auch die Stelle aus einem ſpäteren Briefe an den Grafen (10. Juli), wo er ſein Verhältniß zum Studium der Theologie andeutet, gehört hieher: „Igitur sic habeto, me antiquitatis et liberarum artium studiis nullo non tempore delectasse. Invita vero Minerva sanctioribus litteris nomen dare compulerunt ii quorum obsequio refragari religio mihi fuisset.“ —

**) Als Bibliothekar des Grafen hatte er ein Gehalt von achtzig Thalern! — In Dresden befreundete er ſich unter andern mit Chriſtian Ludwig von Hagedorn (dem Bruder des Dichters Friedrich von H.), dem Verfaſſer der „Betrachtungen über die Malerei“ (1762), der als Legationsrath und Director der Kunſtakademie 1780 zu Dresden ſtarb.

***) Wir leſen in der Förſter'ſchen Ausgabe in einer Anmerkung zu Winckelmanns Briefen (Winckelmanns Briefe 1. S. 6; Sämmtl. Werke IX.), doch ohne daß die Angabe näher begründet wäre: W. ſei ſchon um 1740 mit dem Gedanken umgegangen, zur katholiſchen Kirche überzutreten und nach Rom zu gehen. In dieſer Abſicht habe er damals eine Reiſe nach dem Rhein angetreten und mehrere Klöſter beſucht, ſei

Standpunkte einer allgemeinen Natur-Religion berührte ihn der Unterschied zwischen den christlichen Confessionen nur wenig; aber dennoch kostete ihn der Tausch einen langen und schweren Kampf, den wir mit allen peinlichen Wendungen in seinem Briefwechsel verfolgen können.

Man durchblickt in scharfen Zügen den harten Gegensatz der damaligen Zustände des nördlichen Deutschlands, wenn Winckelmann nach einem Besuche in Potsdam mit Begeisterung ausruft: „Ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen, und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllt" — während er wenige Wochen vorher (3. März 1752) über den Hof in Dresden urtheilt: „Wer hier in Dresden gedenket an seinem Glück zu arbeiten, muß, wo nicht Italien, doch wenigstens Frankreich gesehen haben; präsupponirt, daß er plaudern kann und ein Air hat; das Andere hilft nichts." — Mit welchem Gefühle mochte er, der mit einem schändenden Opfer seinen Weg nach Rom bahnen mußte, seinem Freunde berichten: „Die hiesigen Carnevals-Lustbarkeiten sind sehr prächtig gewesen; ein einziges Ballet, welches zweimal aufgeführt ist, soll 36,000 Rthlr. gekostet haben!.. Die Solo-Tänzerin M. A. bekommt 6000 Rthlr.; ihr Mann bekommt nur als ihr Mann, denn er ist weder Tänzer noch Musicus, 3000 u. s. w.!" — Aber ein Winckelmann mußte Monate lang mit dem Nuntius Archinto und königlichen Beichtvätern um ein elendes Jahrgehalt im Dienste eines römischen Prälaten unterhandeln! Schmählichere Bedingungen könnte man nicht erdenken für die Anfänge der Kunstgeschichte im protestantischen Deutschland! — *)

---

aber durch die Kriegsunruhen zur Rückkehr nach Hadmersleben, wo er Hauslehrer war, genöthigt worden. Goethe führt jene Reise nur mit den Worten an: „Er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück." —

*) „Da es auf das Gehalt kam — schreibt W. an Berendis 27. März 1752 — erklärte er [der Nuntius] sich sehr undeutlich .... Das war mir gleich anfangs bedenklich ... Heute habe ich dieses Alles dem Pater (Rauch) vorgetragen." — Am 8. December: „Es kann noch viel dazwischen kommen, wenn sonderlich die Conditiones nicht annehmlich sind." — Dann am 6. Januar 1753: „Deine Gründe, die Dir ein Herz voll Zärtlichkeit, voll wahrer Treue diktiret, haben mich, mehr als mir selbst lieb war, überzeugt, daß meine Veränderung sehr sorglich sei." — — „Ich glaube, daß ich weder Gott noch Menschen betriegen zu wollen scheinen könnte, ich mag mich gegen die conditionem sine qua non [den Uebertritt] verhalten wie ich will. Ich handle mit dem P. R. [Pater Rauch] als mit einem ehrlichen Mann, der mein Bestes zu suchen vorgiebt ... Ich glaube, daß ich berechtigt bin, dieses Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten ... An Pflichten, die weiter als die Vernunft gehen, halte ich mich nicht gebunden. Also glaube ich nicht den Pater durch meine reservationes mentales zu betrie-

„Man muß — so ruft er in seiner innern Bedrängniß aus — die gemeine Bahn verlassen, sich zu erheben. Du weißt, daß ich allen Plaisirs abgesagt, und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesucht. Du weißt, wie sauer es mir geworden; durch Mangel und Armuth, durch Mühe und Noth habe ich mir müssen Bahn machen. Fast in Allem bin ich mein eigener Führer gewesen. Die Liebe zu Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich bewegen können, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben." — — —

„Eusebie und die Musen sind hier streitig bei mir; aber die Partei der letzteren ist stärker. Die Vernunft tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung: man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen." — — *)

„Ich habe mein Gewissen rein gehalten, wie sollte ich es verletzen, wenn mich Jemand, der mich befördern will, nöthiget, ihm und seinen Glaubensgenossen, **) die in göttlicher Offenbarung nicht gegründet sind, aber die auch selbige nicht umstoßen, beizupflichten?"

„Ich glaube, ich würde eben so wenig sündigen, als es ein Professor zu Wittenberg zu thun glaubt, der die Formulam Concordiae unterschreibet, ohne sie gelesen zu haben, oder darauf sterben zu wollen. Er thut es, Professor zu werden, und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger."

---

gen; ich kann dieselben durch der Jesuiten eigne Lehren von diesem Punkt, welche bekannt sind, vertheidigen. Gott aber kann kein Mensch betrügen .... Oft verwerfe ich was ich verlanget; dann verlange ich wieder was ich verwerfe: ich bin in großer Unruhe; die Sache ist zu weit gekommen. — Den 21. Februar: „Bisher habe ich den Pelz noch nicht gewendet; allein es ist conditio sine qua non .... Ich glaube, der Nuntius will die Ehre haben einen Proselyten zu machen. Wenn ich mich nicht irre, denket er so vernünftig wie ich. Er hat eine Maitresse, die ich kenne. — Den 13. April: „Noch ist res integra. Die Vortheile sind sehr unbeträchtlich; und dennoch kann ich fast nicht zurückziehen."

*) Brief an Berendis (Winckelmann's Werke Band 9. S. 44) 6. Januar 1753 aus Nöthenitz. — „Gott und Natur — setzt er hinzu — haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen; und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeichnung gründlicher machen muß ..... Nunmehro habe ich nichts vor mir, worinnen ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und wenn es sein könnte auf's höchste zu treiben." —

**) Hier fehlen im Texte (Werke IX. S. 64) offenbar einige Worte, etwa: „in Dingen" oder: „in Lehren", die u. s. w.

„Wie müßte man thun, wenn man ein Comödiant geworden wäre; eine Profeſſion, die man bei zunehmenden Jahren verdammen würde, und dieſelbe ums Brod nicht verlaſſen könnte. Ich müßte gedenken, ich hätte oder erhielte ſo viel Geſchick, ein paar Jahre eine lächerliche Perſon zu ſpielen.“ —

Aber wie wenig ſolche Verſuche der Selbſtbeſchwichtigung auf die Dauer fruchteten, zeigen viele Stellen ſeiner damaligen Briefe.

„— Ich bin ſehr unruhig, das weiß Gott der Allmächtige. Wenn ich dich nur geſehen, mein Freund! und den Herrn geſprochen, alsdann will ich mich dem Strom überlaſſen. Es gehe wie es wolle: währet es doch nicht ewig!“ (13. April 1753.)

Dieſe unzweideutige Sprache innerer Zerknirſchung und Verzweiflung herrſcht auch in dem Briefe vor, worin er ſeinen Uebertritt anzeigt: *)

„Da ichs wollte verſchweigen, verſchmachteten mir meine Gebeine.“

„Mein Bruder, ich habe leider den unglücklichen Schritt gethan, dem ich vor einem Jahre mit Noth ausgewichen bin. Mein Freund! ſprich dein Herz, das allein an meiner Noth Theil nimmt, zufrieden, höre mich, und erwäge meine Gründe!

„Meiner Geſundheit iſt nicht anders zu helfen, als durch eine Veränderung ..... Ich ließ einen ganzen Monat hingehen, ich ging bei mir mit unbeſchreiblicher Unruhe zu Rathe. — Da ich aber ſah, daß weiter nichts für mich ins künftige zu hoffen, ſo entſchloß ich mich .... Die Freude des Nuntii über dieſe ſeine erſte Conquête in der Nuntiatur, und vielleicht in ſeinem Leben, war ungemein und der Actus geſchah in ſeiner Kapelle, wo er in pontificalibus nebſt zwei von ſeinen Nuntiaturgeiſtlichen erſchien mit Beiſtand des Beichtvaters.... Und der Nuntius wiederholte mir ſeine Promiſſen mit der Erklärung: „Ich werde Ihro Majeſtät dem König und der Königin melden ... Sie ſind dem Churprinzen bekannt; Sie können ſich alle Protektion und Beiſtand verſprechen“ u. ſ. w.

„Bisher bin ich ziemlich ruhig geweſen über meine Veränderung; da ich aber den 8ten hörte, daß es bekannt worden, fingen die Unruhen an. Alea jacta est! Es iſt weiter nichts zu thun. Ich betheure unterdeſſen bei unſerer heiligen und ewigen Freundſchaft, mein Bruder! wenn ich einen andern Weg wüßte, des Umgangs eines einzigen Freundes zu genießen, ich wollte ihn wählen. Was mache ich mir aus dem Hof und aus den h. Pfaffen!..... Mir iſt nicht anders zu helfen.

*) Werke IX. S. 78. An Berendis, vom 12. Juli 1754.

Ich bekenne es, ich gedenke zuweilen mit Widerwillen an Rom. Das gütige Herz des Nuntii macht mir wieder Muth. Lieber wäre mirs, wenn ich plötzlich stürbe. Ich habe mein Leben niemals genossen, und der Zwang meiner Sentiments wird mir in Rom sehr vieles bitter machen." *)

Mehrere Monate nach dem entscheidenden Schritte ist seine Stimmung noch dieselbe: „Das ist mein Unglück allein, daß ich kein Mittel sehe, zu meinem Zweck zu gelangen, ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden." (d. 17. Sept. 1754) **) — Ja, sein Widerwille gegen diese Mummerei macht sich in den derbsten Aeußerungen des Hohns und der Verachtung Luft: „Ich merke, es fehlet mir noch sehr viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze machen soll, so meldet sich die Linke zum großen Aergerniß derer, die neben mir sind: ich glaube gar, die heiligen Väter haben auf einem Concilio einen wich-

---

*) Schon achtzehn Monate früher (11 Jänner 1753) hatte er ähnliche Besorgnisse gehegt: „Wenn sollte dem Nuntius bekannt werden, daß ich keine Religion hätte, möchte man mir in Rom gar zu sehr auf die Finger sehen." —

**) Man sieht aus diesen und vielen ähnlichen Stellen, wie gegründet eine Vermuthung ist, die sich in der Vorrede zu der Wiener Ausgabe der Kunstgeschichte von 1776 findet: „Sein Hunger nach Wissenschaft trieb ihn, sogar die Kirchenväter zu lesen; vielleicht hat dieses Studium etwas beigetragen, ihn in der Folge mit der Kirche zu vereinigen, zu der er sich vorher nicht bekannt hatte." — (!)

Zur Kenntniß seiner eigentlichen Motive ist der Brief an den Grafen von Bünau (17. Septb. 1754) wichtig: „Nächst dem sind die Kürze unsres Lebens und die sehr engen Gränzen unsrer Erkenntniß zwei Stücke, die wenigstens einen Menschen wie ich bin — der seine Jugend in Armuth und die Jahre, wo man am fähigsten ist zu empfinden, in anhaltender Arbeit und langer Einsamkeit zugebracht hat, und der endlich das Glück gehabt hat: diejenigen Schriften, in welchen die gesunde Vernunft, ohne heutige weitgesuchte Gelehrsamkeit, welche jene unterdrückt, und die wahre Weltweisheit den Menschen zuerst aufgeklärt worden, kennen zu lernen — diese doppelte Betrachtung sollte einen Menschen wie ich bin .... mächtig unterrichten, daß das Leben zu kurz sei, um in der letzten Hälfte desselben allererst einen Entwurf zu seinem künftigen sogenannten Glücke zu machen, und daß es in Betrachtung unserer Vernunft, die uns zu einem weit edlern Gebrauch verliehen worden, eine fast strafbare Eitelkeit sei: dieselbe bis in's Alter fast blos mit Dingen, die nur das Gedächtniß in Bewegung erhalten, zu beschäftigen." — „Wo ist der Mensch, der immer weise handelt? Die Götter, spricht Homer, geben den Sterblichen nur immer auf einen Tag ihr abgemessenes Theil von Vernunft. Der Entwurf, den ich mir gemacht, kann, von einer andern Seite betrachtet, thöricht, verwegen, ja Vielen gottlos und abscheulich scheinen. Ein erleuchtetes Auge, womit Ew. Excellenz, nach dem Bilde der Gottheit, das Ganze der Dinge anzusehen pflegen, wird mich leicht zu entschuldigen finden können. Schaam und Betrübniß erlauben mir nicht: mehr zu schreiben. Ich glaube eine ewige Vergeltung, die sei Ew. Excellenz großer Lohn." —

tigen Canon darüber entworfen. Den Aschermittwoche bin ich eingeäschert worden! ich zuckte aus Furcht, es unrecht zu machen, mit dem Kopf, und der geheiligte D. wäre mir beinahe ins Maul geschmiert worden. — — — Ich habe auch von neuem gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser im Latein als in der Frau Muttersprache sagen lassen. — Du siehst daraus, daß die heilige Kirche eine sehr gütige Mutter ist. Zum Unglück kann ich das Ave nicht beten. Sollte ich Dir nicht bald Lust machen, ein Katholik zu werden?" — (Dresden 10. März 1755). —

In Rom selbst angekommen,*) pries er zwar das Glück, die Reliquien der alten Kunst dort in unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen: „Ich habe erfahren — schreibt er 7. Dec. 1755 — daß man halbsehend von Alterthümern spricht aus Büchern, ohne selbst gesehen zu haben." — Aber er durchschaut auch rasch die Schattenseiten und Schwächen des modernen Roms: „In der griechischen Litteratur ist lauter Finsterniß in Rom. Man machte mir viel Rühmens von einem französischen Jesuiten. Ich sprach mit ihm und fand, daß er ein Tropf ist. Die Nation ist gar nicht gemacht, etwas ernstliches zu treiben." (An Franke 1756.)

Mit der gleichen Verachtung spricht er von den dortigen politischen Zuständen: „Eine eselmäßigere Regierung ist kaum in Rom gewesen, wie die jetzige ist." (1760.)**)

Sein Aerger ist begreiflich, wenn man sieht, welche Zumuthungen er sich mußte gefallen lassen: „Ich glaube, ich bin noch niemals so sehr als itzo in Rom bei übler Laune gewesen; denn bei meiner schweren Arbeit ist mir von der heiligen Inquisition nach vorhergegangener Beeidigung eine andere höchst verdrießliche aufgetragen worden, die in kurzer Zeit geendigt sein muß." ***) (Rom d. 10. August 1765.)

---

*) Dort wurde er anfangs durch eine Pension des Königs und durch den Cardinal und Staatssecretair (früher sächsischen Nuntius) Archinto unterstützt, bis er einige Jahre später Bibliothekar und Conservator der Alterthümer beim Cardinal Albani wurde.

**) (Winckelmanns Briefe an einen seiner vertrautesten Freunde. Bd. I. S. 145.)

***) Wahrscheinlich die Verfertigung eines indicis librorum prohibitorum. — Mit derselben Verachtung urtheilt Zoega über den römischen Staat, auch ein Proselyt der römischen Kirche wie Winckelmann und diesem sonst noch in manchen Zügen verwandt; eben darum mögen hier einige Aeußerungen aus seinen Briefen, die sein

Und mit all dieser Willfährigkeit gelang es ihm doch nicht immer, vor Ohrenbläserei und Verdächtigungen gesichert zu bleiben: „Ich habe mit dem Cardinal auf dessen Villa an 40 Tage einen ruhigen aber verdrießlichen Aufenthalt gehabt, an welchem dessen ** die vornehmste und einzige Ursache war, als welche, da sie etwa glaubet, ich stehe ihr im Wege, Lügen wider mich gegen den Cardinal ausgesprenget hat in Absicht der Religion. Der Cardinal, welcher höchst fanatisch und bigott geworden, aber sich gleichwohl nicht unterfteht, mich selbst hierüber zu sprechen, hat mich durch eine zweite Person warnen lassen. Dieser Verdruß hat gleichwohl verursachet, daß ich mich gänzlich alles Umgangs entzogen. — In der Wahrheit gebe ich niemanden Anlaß, ungeneigt über diesen Punkt von mir zu denken;*) der geringste Anfall aber, den ich aus falschen Anzeigen bei dem fürchterlichen Gerichte haben würde, wird das Felleisen schnüren heißen.“ **)

Derartige Erfahrungen und Besorgnisse gehörten mit zu dem bittern Kelche, den er in Dresden an die Lippen gesetzt. Dafür entschädigte er sich durch stille Verachtung; ja, er prophezeit geradezu den nahen Untergang des Papstthums (26. Febr. 1768): „Mit der Maschine

---

Verhältniß zum Katholicismus bezeichnen, eine Stelle finden. Vor dem Uebertritt 1778 schrieb er: „Ich verehre die Religion unsrer Väter; ich weiß was sie Vielen ist; aber mir hat ihr Gott sich noch nicht geoffenbart, und bis dahin ist für mich keine Ueberzeugung ... In meiner früheften Jugend war ich ein Enthusiast für sie.“ — „Wenn man gewiß wäre, daß jenseits der Kluft ein neues Dasein anginge: ich weiß nicht, was uns abhalten sollte hinüber zu gehen und all das Alte abzuwerfen?“ — Und nach dem Uebertritte: „Lange ehe ich Interesse hatte die Sache in Rücksicht auf mich zu überlegen, ist mir unter den christlichen Sekten die katholische die älteste und ehrwürdigste erschienen. Uebrigens ist Gott Richter im Dunkeln, und wie jeglichen sein Genius leitet, ist der Weg für ihn gut.“ (1785.) — „Uebrigens glauben wir Alle an einen Gott und durch denselben Erlöser selig zu werden.“ — „Die wahre Religion ist in den Herzen der Menschen, und hat mit der äußern nur einen zufälligen Zusammenhang ... Katholicismus und Papstthum sind bei allen vernünftigen Katholiken in und außer Rom zwei höchst verschiedene Dinge ... Sehr viele wohldenkende Protestanten wünschen herzlich Einigkeit im äußerlichen Glauben, die ohne ein sichtbares Oberhaupt kaum stattfinden kann ... Eine Glaubensvereinigung würde eine so leichte als erwünschte Sache sein.“ — Nun die Kehrseite: „Bemühungen, denen ich mich gewidmet habe, lassen sich mit den Intriguen, die um Glück zu machen in allen Ländern, doppelt in diesem Eunuchen-Staat nothwendig sind, nicht vereinigen.“ —

*) „Ich lasse mir nicht einmal einfallen zu zweifeln, denn ich habe an andere Sachen zu denken, die angenehmer, ich will nicht sagen, die wichtiger sind“ — schreibt er 1763 an Franke.

**) 18. Juli 1767. Briefe an einen seiner vertrautesten Fr. II. 113.

geht es zu Ende, nämlich mit derjenigen der Prieſter; in fünfzig Jahren wird es wohl weder Papſt noch Prieſter mehr geben; Rom wird eine Wüſte werden; und irgend einem Narren von Engländer fällt es dann vielleicht ein, ſogar die Säule des Trajan nach London transportiren zu laſſen." *)

Wenn wir in ſolchen Stellen den antirömiſchen Sinn eines Lutheraners des ſechzehnten Jahrhunderts vermuthen könnten, ſo beweiſen uns andere Aeußerungen Winckelmann's, daß auch eine andere Ader des alten Lutherthums, religiöſes Gefühl und Liebe zu den geiſtlichen Liedern ſeiner Kindheit, noch nicht in ihm verſiegt war.**) Nur mit Schüchternheit wagt er ſeinen Freund auf dieſe verborgene Quelle ſeines innern Lebens aufmerkſam zu machen: „Suchen Sie in Widerwärtigkeiten die zweite Stütze der Religion zu gewinnen; die philoſophiſche iſt zuweilen nicht zuverläſſig genug:

„Ich bin ja von mir ſelber nicht
„Entſprungen noch formiret!
„Mein, Gott iſt, der mich zugericht,
„An Leib und Seel gezieret." u. ſ. w.

Es iſt als wenn er ſich über dieſe Aeußerung gegen ſeinen Freund hätte rechtfertigen müſſen (10. Febr. 1764): „Ich wies Sie auf die Religion, um Ihnen Alles zu geben was ich konnte; und mein Herz iſt viel zu weich, um ungerührt zu bleiben über das Unglück eines ſo geliebten Freundes. Daher es nicht zu verwundern wäre, wenn, wie in gewiſſen Krankheiten, alte Schäden wieder aufbrächen, längſt verläugnete Ideen wiederum rege würden. Aber was iſt Religion? Es iſt die Ueberzeugung aus den Endurſachen auf den Urſprung derſelben, und auf ein unendliches Weſen; und iſt dieſes nicht Philoſophie?***) Ich

*) Ich überſetze die Stelle aus dem Italieniſchen: „La Machina, Amico, va in rovina, io parlo di quella de' preti; in cinquanta anni non vi sarà forse nè Papa nè Prete etc.

**) W. Werke X. S. 246 an Stoſch, Rom d. 28. Januar 1764.

***) „Der wahre Gottesdienſt — ſo ſchrieb er ſchon 1753 aus Nöthenitz — iſt allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu ſuchen." — „Der Finger des Allmächtigen, die erſte Spur ſeines Würkens in uns, das ewige Geſetz und der allgemeine Ruf: iſt unſer Inſtinkt. — Auf derſelben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin mitgegeben." — „Die göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchſtaben, ſondern durch göttliche Rührungen, die ich — wie vielen Gläubigen geſchehen — billig auch an mich in ſtiller Anbetung erwarte." — In dieſen Worten ſind die Umriſſe ſeiner natürlichen Religion oder Religions-Philoſophie am deutlichſten gezeichnet. — Zur Erklärung ſeiner früh entſchiedenen Skepſis gegen alle poſitive Religion darf nicht überſehen werden, daß er ſchon in Hadmersleben ſich mit Eifer in das Studium Bayle's vertiefte: *„Baylis Dictionarium bis perlegi*, et vastum inde volumen Miscellaneorum conscripsi." —

wünschte nicht so unglücklich zu sein, an meiner künftigen Bestimmung zu zweifeln, ob ich gleich nicht überzeugt bin, wie es kein vernünftiger Mensch werden kann; aber es ist für mich ein wollüstiger Gedanke, den künftigen Genuß meiner Freunde zu hoffen." —

Die „Geschichte der Kunst des Alterthums", das Werk Winckelmanns, das seinen Namen auf die Nachwelt *) bringt (von 1764), ist ganz von jenem ästhetischen Idealismus durchweht, der in Plato's Schule und in der Anschauung der antiken Kunstwerke genährt worden. Er war wie Wenige durchdrungen von Ehrfurcht für das göttliche Geheimniß der Schönheit; mit religiöser Scheu trat er zu ihren Kunstoffenbarungen heran.

Die äußere sichtbare Schönheit war ihm Bild und Ausdruck der innern unsichtbaren, die er mit den Augen eines Sehers schaute und malte: „Durch eine geheime Kunst — so ruft er bei der Beschreibung des Herkules-Torso in Belvedere aus — wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführet... In der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gesetzte große Geist; der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgesetzet, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe geschaffen. In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllet und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Theile einge-

---

*) Schon die Mitwelt zollte ihm staunende Verehrung. „Bei allen Bemühungen — erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" — welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde... „Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde.... Winckelmann genoß einer solchen allgemeinen unangetasteten Verehrung...." „Alle Zeitschriften stimmten zu seinem Ruhme überein, die bessern Reisenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Ansichten, die er gab, verbreiteten sich über Wissenschaft und Leben...." „Wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmanns Tode zwischen uns nieder... Es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens." — Zehn Jahre vor der Kunstgeschichte (1754) hatte er seine Erstlingsarbeit „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" in Dresden herausgegeben.

nommen und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereiniget worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert." —

Zu einem erhabenen Hymnus auf den göttlichen Adel der idealen menschlichen Gestalt, eines sichtbaren Abglanzes des unsichtbaren Schöpfers — zu einem ahnungsvollen Preise des im reinen Menschenbilde sich ankündigenden ewigen Urbildes — erhebt sich Winckelmann namentlich in zwei Schilderungen, die hier zur Charakteristik Winckelmanns und um ihrer selbst willen eine Stelle verdienen: „Hier wünschte ich eine Schönheit beschreiben zu können, dergleichen nicht häufig aus menschlichem Geblüte wird erzeugt worden sein: es ist ein geflügelter Genius in der Villa Borgheſe ... Wenn die Einbildung, mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllet und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beschäftigt, sich im Schlafe die Erscheinung eines Engels bildete, dessen Angesicht von göttlichem Lichte erleuchtet wäre, mit einer Bildung, die ein Ausfluß der Quelle der höchsten Uebereinstimmung schien — in solcher Gestalt stelle sich der Leser dies schöne Bild vor. Man könnte sagen: die Natur habe diese Schönheit mit Genehmhaltung Gottes nach der Schönheit der Engel gebildet." — *) „Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen ... Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling wie in dem glücklichen Elysien bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielet mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches,

*) Geschichte der Kunst des Alterthums I. IV. — S. 278 der Wiener Ausgabe von 1776.

noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet ..... Ich vergesse alles Andere über dem Anblicke dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lycischen Haine ....“

Ueberall wo Winckelmann — wie in obigen Stellen — als Dichter und Seher, als begeisterter Priester der Kunst und Schönheit redet, erhebt er sich, wie von einer heiligeren Sehnsucht ergriffen, zu der Ahnung der höchsten Urquelle aller Schönheit und Güte; wie Plato steht er als ein Prophet vor den Pforten des von ihm nicht verstandenen Christenthums. Den religiösen Grundgedanken seiner Aesthetik spricht er in den Worten aus:*) „Die höchste Schönheit ist in Gott, und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterscheidet. Dieser Begriff der Schönheit ist wie ein aus der Materie durch's Feuer gezogener Geist, welcher sich suchet ein Geschöpf zu zeugen nach dem Ebenbilde der in dem Verstande der Gottheit entworfenen ersten vernünftigen Kreatur.“ —

Bei diesem Anlasse bezeichnet er noch mit wenigen unvergleichlichen Worten die ewige Grundbedingung aller höheren Schönheit, der sittlichen wie der künstlerischen und intellectuellen; es ist dies eine jener Aeußerungen, in welchen der Genius selbst sich unmittelbar zu offenbaren scheint: „Durch die Einheit und Einfalt wird alle Schönheit erhaben, sowie es durch dieselbe Alles wird, was wir wirken und reden; denn was in sich groß ist, wird, mit Einfalt vorgebracht und ausgeführt, noch größer. Es wird nicht enger eingeschränkt oder verliert von seiner Größe, wenn es unser Geist wie mit einem Blicke übersehen und messen, und in einem einzigen Begriffe einschließen und fassen kann, sondern eben durch diese Begreiflichkeit stellet es uns sich in seiner völligen Größe vor, und unser Geist

*) Joh. Winckelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums I. Theil 4tes Cap. S. 260.

wird durch die Faſſung desſelben erweitert und zugleich mit erhaben." —

Neben dem Cultus der alten Kunſt kannte Winckelmann keinen höheren als den der Freundſchaft; als antikes Ideal aufgefaßt, ſollte ſie ihm alles das erſetzen, was chriſtliche Bildung und Geſinnung ſonſt in der kirchlichen und der Familien-Gemeinſchaft ſucht: „Ich weiß wohl, dergleichen Freundſchaft, wie ich ſuche und cultivire, iſt ein Phönix, von welchem viele reden, und den keiner geſehen. In allen neuern Zeiten iſt mir nur ein einziges Exempel bekannt zwiſchen Marco Barbarigo und Franc. Trevisano, zweien Nobili di Venetia, deren Andenken in einer kleinen niedlichen Schrift erhalten worden. Dieſer göttlichen Freundſchaft ſollte ein Denkmal an allen Thoren der Welt, an allen Tempeln und Schulen zum Unterricht der Menſchenkinder, ein Denkmal wo möglich aere perennius geſetzt werden. Es verdienet den großen Beiſpielen des Alterthums, die Lucian in ſeinem Geſpräch Toxaris oder von der Freundſchaft geſammelt hat, an die Seite geſetzet zu werden." *)

---

*) Winckelmanns Werke B. IX. S. 86. Brief an Berendis, Nöthenitz den 17. Sept. 1754. — Er fügt noch bei: „Eine von den Urſachen der Seltenheit dieſer nach meiner Einſicht größten menſchlichen Tugend lieget mit an der Religion, in der wir erzogen ſind. Auf Alles, was ſie befiehlet oder anpreiſet, ſind zeitliche und ewige Belohnungen geleget; die Privat-Freundſchaft iſt im ganzen neuen Teſtament nicht einmal dem Namen nach gedacht ... und es iſt vielleicht ein Glück für die Freundſchaft; denn ſonſt bliebe gar kein Platz für den Uneigennutz." — Alſo die Religion, die den Feind lieben und den Fluchenden ſegnen heißt, hätte keinen Raum für Freundesliebe?! Und in jenem Pauliniſchen Lobgeſange der Liebe (1 Corinth. 13) wäre wohl „kein Platz für den Uneigennutz"?! — Winckelmann ſcheint aber in jenen unglücklichen Begriff eines engherzigen Lohn-Chriſtenthums ſo gebannt geweſen zu ſein, daß er noch mehrmals darauf zurückkam: „Ich habe die Freundſchaft, die größte aller menſchlichen Tugenden, als das größte Glück, wohin die Menſchheit nach meiner Einbildung ſtreben kann, ſehr zeitig zu ſchätzen angefangen; nicht die Freundſchaft, die Chriſten üben ſollen, ſondern diejenige, welche nur allein in einigen ewigen Beiſpielen des Alterthums bekannt iſt. Dieſes Glück iſt den Großen dieſer Welt unbekannt, weil es nicht anders als durch Verläugnung alles Eigennutzes und aller fremden Abſichten kann errungen werden; es erfordert eine Philoſophie, welche Armuth und Noth, ja den Tod ſelbſt nicht ſcheuet. Und ich halte mein Leben vor nichts ohne Freund, der mir ein Schatz iſt, welcher nicht theuer genug kann erkaufet werden." — (An den Grafen von Bünau 17. September 1754.) Hätte Winckelmann, ehe er dies ſchrieb, das Evangelium Johannis (15, 13) aufgeſchlagen ſo hätte er ein Wort gefunden, das ihm gegen obige Mißdeutungen des urſprünglichen

Er spricht es wiederholt aus, daß seine heroische Freundschaft zur Religion werde: — „Freund! Der höchste Titel menschlicher Würdigkeit ..... Einen Freund wie Sie zu gedenken, erfordert, sich bis an die Grenzen der Gottheit zu erheben.“ —

Es ist unverkennbar, daß er ein edles und tiefes Bedürfniß, dem nur die höchste Liebe (die ewige) ein Genüge hätte sein können, durch jenen Freundschafts-Idealismus zu stillen suchte, der ihn mit Schatten täuschte: „Ein unbegreiflicher Zug zu Ihnen, den nicht Gestalt und Gewächs allein entweckt, ließ mir von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie sah, eine Spur von derjenigen Harmonie fühlen, die über menschliche Begriffe geht, und von der ewigen Verbindung der Dinge angestimmt wird.“ (An Herrn von Berg X. S. 117.)

In demselben Tone schreibt er an Stosch: „Ohngeachtet ich itzo verliebet bin ... fühlte ich nichts als den Freund, und meine Seele, die sich von Jugend an nur mit der Freundschaft beschäftigt, gab mir damals selbst ein überwiegendes Zeugniß, daß sie, wenn sie entzückt ist, sich zu dem Ursprung, und auf den Gipfel und Thron der Freundschaft erhebet, und daß hierin ihr höchster Genuß bestehe ..... Ich stand auf von meinem Lager, ich warf mich wiederum nieder, und ich schien in Seligkeit zu schwimmen.“ — (Rom, d. 4. Febr. 1765.)

Auch in diesem enthusiastischen Cultus der Freundschaft, welcher die unermeßliche Lücke der Familie und der Kirche in seinem Innern ausfüllen sollte, verräth sich der vorherrschend antike Zug seines Charakters, dessen sittliche Kraft ursprünglich eben so großartig angelegt war, wie die ästhetische und intellectuelle; nur fand sie weder in innerer Entwickelung noch in äußerer Gemeinschaft den rechten Weg zur wahren Bethätigung. Winckelmanns inneres und äußeres Leben hat etwas Tragisches von seinem Anbeginn bis zu der letzten Stunde unter den Mörderhänden in Triest. *)

Christenthums Mißtrauen einflößen konnte: „Niemand hat größere Liebe — heißt es dort — denn die, daß er sein Leben läßet für seine Freunde.“ — Ihm war, wie so Vielen vor und nach ihm, durch enge metaphysische Schulbegriffe das reine Verständniß der wahren Religion Christi verschlossen worden.

*) Er war bekanntlich eben auf der Rückreise von Wien, wo er Maria Theresia kennen gelernt, nach Rom begriffen. In Triest hatte sich ein italienischer Gauner, Francesco Arcangeli, in sein Vertrauen eingeschlichen und ihn (8. Juni 1768) in seinem Gasthofe meuchlerisch ermordet.

Immer aber wird Winckelmann neben Klopſtock, Leſſing und Hamann zu den geiſtigen Vätern der neuen deutſchen und europäiſchen Cultur gezählt werden. Seine Geſchichte der Kunſt des Alterthums können wir ihrer innern Bedeutung und ihrer Epoche-machenden Wirkung nach neben Klopſtocks Meſſiade ſtellen.

Leſſing.

(1729—1781.)

Leſſings literariſche Größe gründet ſich vorzugsweiſe auf ſeine kritiſche Kraft,*) wobei wir Kritik in dem umfaſſendſten und würdig-

*) Man vergleiche über Leſſing beſonders Guhrauer: Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts. Berlin 1841. — Hagenbach: Kirchengeſchichte des 18. und 19. Jahrhunderts. I. 270 ff. — Lachmanns vortreffliche Ausgabe der ſämmtlichen Werke. — Danzel: Leſſing, ſein Leben und ſeine Werke, Bd. I. 1850 Bd. II. 1853 fortgeſetzt von Guhrauer. — H. Ritter: Leſſings philoſophiſche und religiöſe Grundſätze. Göttingen 1847. — K. Schwarz: Leſſing als Theolog. Halle 1854. —

Gotthold Ephraim Leſſing war geboren d. 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Oberlauſitz, alſo in derſelben Provinz, aus welcher Jacob Böhme und Gottſched, zwei entgegengeſetzte Pole der geiſtigen Welt, ſtammten. Sein Vater war ein treuer und tüchtig gebildeter Prediger in ſeiner Vaterſtadt, der ſchon 1717 bei der Säcularfeier der Reformation eine Vertheidigungsſchrift für dieſelbe ſchrieb: Vindiciae Reformationis Lutheranae ab nonnullis novatorum praejudiciis. In ſeinem 74. Jahre ſpricht ſich der Greis über den Geiſt ſeiner Zeit in einer ihn am beſten charakteriſirenden Weiſe aus: „Gewiſſenszwang und Verfolgungsgeiſt iſt zwar nach und nach ziemlich verloſchen ... aber dagegen hat nun eine ungemeſſene Freiheit und unverſchämte Frechheit, von göttlichen und geiſtlichen Dingen zu reden und zu ſchreiben, was man will, überhand genommen. Der um ſich gefreſſene Unglaube hat ſich auf den Thron des Aberglaubens geſetzt. Die heilige Schrift hat jedermann leſen, aber auch ſchänden dürfen ... Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit, Unwiſſenheit und Ungehorſam iſt nicht weniger geworden. Die Wiſſenſchaften ſind geſtiegen, aber die Sitten der Menſchen nicht gebeſſert ... Vieles wird unter den Menſchen wohl anders, aber nicht beſſer. Das Alte ſieht man auf der ſchlimmen, und das Neue nur auf der guten Seite an ... Bei denen, die Chriſten heißen, hat nichts ſo ſehr überhand genommen, als die Gleichgültigkeit in Religionsſachen, auf die nun gar Verachtung zu folgen ſcheint. Wer redet und ſchreibt gern von Religion? Wer lieſt gern theologiſche Bücher?“ —

So dachte Leſſings Vater; den Sohn ſchickte er 1741 auf die Fürſtenſchule zu Meißen, und 1746 an die Univerſität Leipzig. Wie früh in dem Sohne der ſelbſtändige Prüfungsgeiſt des künftigen wiſſenſchaftlichen Reformators erwachte, beweiſt ſeine Aeußerung von 1750: „Ich habe es in Meißen ſchon geglaubt, daß man vieles daſelbſt lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzt ſehe ich es noch viel deutlicher ein.“

In Leipzig, wo er 1746—48 weilte, wandte er ſich von der Theologie ab, dachte eine Zeit lang an die Medicin, verſprach ſeinen Eltern ſich auch „auf Schulſachen zu legen,“ blieb dabei beſonders ſeinen philoſophiſchen Studien getreu, und indem er ſich, faſt wie Fauſt, in den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens verſuchte, gewann er ſchon jetzt jene Freiheit und Weite des geiſtigen Horizontes, die ihn zu ſeinem wahren Berufe als Schriftſteller und als Reformator unſerer Bildung vorberei-

sten Sinne des Wortes nehmen: als die überwiegende Macht des sichtenden und ordnenden Verstandes, als die Genialität der Forschung und Prüfung, durchdringender Scheidung und überraschender Erfindung und Verknüpfung. Durch diese Eigenschaften wurde er zu einem Läuterungsfeuer für unsere gesammte Bildung und Literatur; und niemand bezeichnet schärfer als Lessing die Scheidewand zwischen der älteren und neueren Cultur.

Er selbst weist sich seine Stellung mit edler Zurückhaltung nicht unter den schaffenden, sondern unter den kritischen Geistern an: „Man erweiset mir — heißt es am Schlusse seiner Dramaturgie — zwar manchmal die Ehre, mich für einen Dichter zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt... Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler.... Was in meinen neueren Versuchen Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles

---

tete. — Allerdings hatte diese Leipziger Periode auch ihre sittlichen Gefahren für Lessing, die wohl hauptsächlich in seinem Umgange mit dem liederlichen Mylius und mit Schauspielern zu suchen sind. Die besorgten Eltern hatten ihn einmal plötzlich nach Hause zurückgerufen, überzeugten sich aber, daß ihre Besorgnisse übertrieben gewesen. —

Von Leipzig ging er 1748 nach Wittenberg, dann nach Berlin; von Berlin kehrte er gegen Ende December 1751 nach Wittenberg zurück; aber in den letzten Monaten des Jahres 1752 ist er wieder in Berlin, wo er diesmal bis 1755 verweilt. — Während seines ersten Aufenthaltes in Berlin war er durch Voltaire's Secretair, Richier de Louvain, auch mit Voltaire bekannt und an dessen Tafel gezogen worden, da V. in seinem Prozesse mit dem Juden Abraham Hirsch einen deutschen Uebersetzer brauchte. — Er war 1755 nach Leipzig zurückgekehrt und von dort aus trat er 1756 als Begleiter eines reichen jungen Mannes, Winkler, eine Reise nach den Niederlanden und England an; aber schon in Amsterdam wurden sie durch die Nachricht vom Ausbruche des siebenjährigen Krieges wieder nach Leipzig zurückgerufen. Hier schloß er mit dem preußischen Dichter E. Ch. v. Kleist eine innige Freundschaft, ging 1758 wieder nach Berlin, wo er im folgenden Jahre in Verbindung mit Nicolai und Mendelssohn die Literaturbriefe herausgab.

Von 1760—1765 lebte er in Breslau als Secretair des Generals Tauenzien; dann wieder von 1765—67 in Berlin, wo sein Laokoon (1766) erschien und 1767 seine schon in Breslau entworfene Minna von Barnhelm (1763, 1764).

In Hamburg, wohin man ihn als Theaterdichter berufen wollte, und wo er 1767—1770 drei Jahre zubrachte, schrieb er die Dramaturgie (1767—69) und ging im Frühling 1770 als Bibliothekar des Herzogs von Braunschweig nach Wolfenbüttel; in dieser Stellung blieb er bis an seinen Tod, der ihn während eines Besuches in Braunschweig den 15. Februar 1781 hinwegrief. —

Am 29. Septbr. 1853 wurde in Braunschweig das Standbild enthüllt, das die Nation dort einem ihrer großen Geistesfürsten errichtet hat, und das die Worte trägt: „Dem großen Denker und Dichter das deutsche Vaterland." —

durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt." — Und den unreifen Verächtern aller Kritik ruft er (im 96. Stücke der Dramaturgie) mit Schärfe zu: „Behaupten, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können, heißt mit andern Worten: behaupten, daß Beispiele und Uebung eben dieses vermögen.... Wer richtig raisonnirt, erfindet auch, und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind." —

Nennt er auch einmal,*) in augenblicklicher Uebertreibung, „das Denken: den einzigen ungezweifelten Segen, mit dem Gott den Menschen ausgestattet" — so war er doch von jener beschränkten Verständigkeit unendlich entfernt, die an jede Höhe der Begeisterung nur mit Lächeln oder mit innerm Grauen hinaufschaut. Im Grunde seiner Seele glühte auch ein Feuer, nur daß es selten oder nie in hellen Flammen emporschlug, sondern als ein heißer Durst nach Erkenntniß sein ganzes Wesen durchströmte. Auf die Wielandische Frage (im Merkur): ob durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet werde? antwortete er daher mit siegender Zurechtweisung: „Der Philosoph sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthusiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären ... „Der Enthusiasmus der Speculation ist für die Philosophen eine reiche Fundgrube neuer Ideen, eine lustige Spitze für weitere Aussichten ... „Der Philosoph weiß zu wohl, daß der Enthusiasmus der Darstellung die ἀκμή, die Spitze, die Blüthe aller schönen Künste und Wissenschaften ist ... „Er würde am meisten dabei verlieren, wenn es keine Enthusiasten und Schwärmer mehr gäbe." — „Unter den Schwärmern sieht der Philosoph so manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menschheit schwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umstände ihn dazu aufforderten, ebenso gern schwärmen als zwischen seinen vier Mauern Ideen analysiren würde."

*) Lessings Werke von Lachmann XI. S. 467, in dem Aufsatze (von 1776): „Ueber eine Aufgabe im deutschen Merkur." —

— Und mit einem treffenden Seitenblicke auf Wieland ruft er den ſelbſtgefälligen Spöttern zu: „Die Begierde, Schwarm zu machen, iſt das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers ... „Der Lucianiſche Geiſt iſt ſelbſt Schwärmer; denn auch er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf ſeiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! Der lächerlichſte, verächtlichſte Schwarm von allen!“ —*)

Seine Miſſion war: die unerbittliche Zucht des prüfenden Geiſtes, deren eine ideenloſe und eine ideenreiche Zeit gleich ſehr bedürfen:**) um ſeichter Flachheit oder nebelnder und nervloſer Ueberſchwänglichkeit zu entgehen. Bei einem Rückblicke auf die deutſche Literatur-Periode, in welcher Leſſing auftrat, bemerkt Goethe in ſeiner Selbſtbiographie (Buch VII.): daß „der erſte Schritt, um aus der wäſſerigen weitſchweifigen nullen Epoche ſich herauszuretten, nur durch Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze gethan werden konnte; denn bei dem bisherigen Styl habe man das Gemeine nicht vom Beſſern unterſcheiden können, weil Alles unter einander in's Flache gezogen worden.“ — Dieſen nothwendigen Schritt that nun eben Leſſing zuerſt mit entſcheidendem Erfolge, durch Beiſpiel und Kritik. — In der Geſchichte leitete ihn allein der Geiſt des neuen Proteſtantismus:***) Prüfen des Geltenden, Aufſuchen der urſprünglichen Quellen alles Ueberlieferten; die Vergangenheit ſollte ſich ihm in ihrer reinſten anfänglichen Geſtalt wieder offenbaren. Sein Lebenselement war die im Unterſuchen und Forſchen liegende Spannung; die Bewegung des Suchens, nicht der Genuß des Findens zog ihn an: „Nicht die Wahrheit — ſagt er — in deren Beſitz ein Menſch iſt oder zu ſein vermeint, ſondern die auf-

*) Schon dieſe eine Stelle reicht ſtatt hundert anderer vollkommen hin, um die völlige Schiefheit des Urtheils von Barante zu zeigen, der Leſſing den „deutſchen Voltaire“ nennt! —

**) Die Goethe'ſche Xenie 338 „Achilles“ gilt ohne Zweifel Leſſing:

„Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;

„Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.“ —

***) Dieſen Prüfungsgeiſt rechnet er zum Weſentlichen und Auszeichnenden des Proteſtantismus, zum einzigen Vorzug vor der katholiſchen Kirche: „Die nämlichen Schritte zur Verbeſſerung, welche die eine (Religion) thut, thut die andere bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation geſehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die proteſtantiſche Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Papſtthums auf den Staat iſt jetzt nicht minder wohlthätig als der Einfluß der evangeliſchen Kirche. Ja, wenn man dieſer verwehren will: noch weiter in ſich ſelbſt zu wirken und alle heterogene Materie von ſich zu ſtoßen, wird ſie auf einmal eben ſo weit hinter dem Papſtthume ſein, als ſie jemals noch vor ihm geweſen.“ —

richtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte. —*) „Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz. — — — „Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit (obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren) verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein.“ —

Ein ſolcher Geiſt mußte auch in der religiöſen Welt, ſobald er auf dieſen Boden trat, eine tief wirkende Bewegung hervorbringen; zumal in einer Zeit, die gegen frivole Verwerfung des Höheren meiſt nur einen überlieferten, innerlich unvermittelten Glauben auf dem Kampfplatze ſah.**)

Doch ehe wir ihm auf dieſem letzteren (für unſern Zweck wichtigſten) Wege folgen, werfen wir einen Blick auf ſeine Bedeutung als äſthetiſcher Reformator. Als ſolcher hat er ſich um ſeine Nation Verdienſte erworben, deren jeder Deutſche mit freudigem Danke für immer eingedenk bleiben ſollte.

Für ein lebendiges Verſtändniß des klaſſiſchen Alterthums hat nach Winckelmann kein anderer eingreifender gewirkt, fruchtbarere Anregungen gegeben als Leſſing, der den antiken Geiſt in Kunſt und Poeſie aus innerſter Wahlverwandtſchaft zu deuten wußte. Sein Laokoon (1766) iſt davon ein bleibendes Zeugniß; dem jungen Goethe und ſeinen mitſtrebenden Altersgenoſſen erſchien er wie eine „neue Erleuchtung“, eine geiſtige Befreiung.***) Auch die Streitſchriften, ſein „Vade Mecum für Lange“

---

*) „Den wahren Weg einſchlagen — äußert er ein andermal im gleichen Sinne — iſt oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu ſein, giebt allein Verdienſt.“ — S. Werke bei Lachmann XI. 495.

**) Von der damaligen geiſtlichen Beredſamkeit z. B. behauptete Leſſing (bei Lachmann XI. 616): „Unſere Kanzeln können ſich keiner Redner rühmen; ihre beſten Betreter ſind Sophiſten, und wenn ſie es noch wären!“ —

***) „Ich ſah mich mit Andern ſehnſuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen ſollte, dem wir ſchon ſo viel ſchuldig waren ... „Daher war uns jener Lichtſtrahl höchſt willkommen, den der vortrefflichſte Denker durch düſtere Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling ſein, um ſich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Leſſings Laokoon auf uns ausübte, indem dieſes Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anſchauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß ...“ „Der Unterſchied der bildenden und

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

(1754) und die „Briefe antiquarischen Inhalts“ (1768) gegen Klotz, haben eine reinigende und darum bildende Wirkung hervorgebracht, was man auch sonst gegen den derben, oft grausam vernichtenden Ton darin einwenden mag. Auf den letzteren Vorwurf giebt Lessing im Vorberichte zu den antiquarischen Briefen die Antwort: „er liebe das Lob der Bescheidenheit mehr als das der Höflichkeit; jene richte sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich habe; der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer sei der wahre Grobe; und wenn denn wirklich jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umgangs sei, ob sie deshalb unsere Schriften eben so schal und falsch machen solle, als unsern Umgang?“ —

Bei der Beschäftigung mit der antiken Welt schwebte ihm wie Winckelmann die Nothwendigkeit einer Reform nicht nur der klassischen Studien, sondern der gesammten Bildung und Erziehung vor. Die unentbehrliche Wechselwirkung von Schule und Erfahrung, von Wissenschaft und Leben, von Bildung und That wurde einer der höchsten Gesichtspunkte seines Strebens. Schon Winckelmann*) hatte in eindringender Weise auf die gänzlich vernachlässigte Aufgabe einer innigeren Beziehung zwischen der intellectuellen schulgemäßen Erziehung und der allgemeineren Lebensbildung hingewiesen, indem er die Griechen als die höchsten Muster gesunder Bildung bewunderte: „Die Griechen in ihren besten Zeiten waren den-

---

Redekünste war klar ... Der bildende Künstler arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, der redende für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöst, und glaubten mit einigem Mitleiden auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert blicken zu dürfen ...“ „Die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe erscheint nur dem Gemüth, auf welches sie ihre unendliche Wirksamkeit ausüben, erscheint nur der Zeit, in welcher sie ersehnt im rechten Augenblick hervortreten.“ — Goethe: „Aus meinem Leben“ Buch VIII.

*) In der Geschichte der Kunst I. 4. S. 234. — Die ganze beachtenswerthe Stelle (für Winckelmann und sein Zeitalter gleich charakteristisch) lautet vom Anfang an: „Durch die Freiheit erhob sich wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamme das Denken des ganzen Volks; denn sowie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt im weiten Felde oder auf einem offenen Gange... als in einer niedrigen Kammer... ebenso muß auch die Art zu denken unter den freien Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen sein.... Eben die Freiheit, die Mutter großer Begebenheiten, Staatsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen, pflanzte gleichsam in der Geburt selbst den Samen edler und erhabener Gesinnungen; und sowie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unsern Blick ausdehnt und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzet: so konnte im Angesichte so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden.“ —.

kende Wesen, welche zwanzig und mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein aus uns selbst zu denken anfangen,*) und die den Geist in seinem größten Feuer von der Munterkeit des Körpers unterstützt beschäftigten, welcher bei uns, bis er abnimmt, unedel genähret wird. Der unmündige Verstand, welcher wie eine zarte Rinde den Einschnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn gleich einer Wachstafel, die nur eine gewisse Anzahl Worte oder Bilder fassen kann, war nicht mit Träumen erfüllet, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt sein, das heißt: zu wissen, was Andere gewußt haben, wurde spät gesucht; gelehrt, im heutigen Verstande, zu sein, war in ihrer besten Zeit leicht, und weise konnte ein jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nämlich: viel Bücher zu kennen." —

Diese Winckelmann'sche Unterscheidung zwischen Gedächtnißwerk, Büchergelehrsamkeit und wahrer menschlicher und nationaler Bildung war wie aus Lessings Seele gesprochen.**) Schon früh (1754) bricht sein Wi-

*) Lessing giebt im Nathan, im Gespräche der Recha und Sittah, ein vollkommenes Seitenstück zu diesen Worten Winckelmanns:

— — „Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen in's Gehirn nur drückt,
Zu wenig? — —

— — „Und so manches was
Du weißt? .. „Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem Meisten dir noch sagen:
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt. —

„So hängt
Sich freilich Alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele." — —
„Sie ist so schlecht und recht, so unverkünstelt,
So ganz sich selbst nur ähnlich ...
Das sollen
Die Bücher uns nur selten lassen: sagt
Mein Vater." —

**) Niemand kann den Mann (Winckelmann) höher schätzen als ich — schrieb Lessing 18. Octob. 1768 an Ebert — aber dennoch möchte ich eben so ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin." —

Nach einer Aeußerung Winckelmanns in einem Briefe an Stosch (18. April 1767) zu schließen, scheint W. sich Lessing selbst als einen Stubengelehrten gedacht zu haben. Er schreibt über Lessings Laokoon: „Lessings Buch habe ich gelesen; es ist schön geschrieben, obgleich nicht ohne bekannte Fehler in der Sprache. Dieser Mensch aber hat so wenig Kenntniß, daß ihn keine Antwort bedeuten würde (!); und es würde leichter sein einen gesunden Verstand aus der Ukermark zu überführen, als einen Univer-

derwille gegen bloße pedantische Buchstabengelehrte in die herben Worte aus: „Ich glaube, die Wahl des Gegenstandes (in dem Lustspiele: der junge Gelehrte) hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein „junger Gelehrter" war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte." —*) Eben diesen Grundsatz wendet er auch auf die Literatur an: „Wer nichts hat — sagt er in der Dramaturgie — der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern .... „Das Meiste, was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert.... „Daher kommt es denn auch, daß unsere schöne Literatur, ich will nicht bloß sagen gegen die schöne Literatur der Alten, sondern sogar fast gegen aller neuern polirten Völker ihre,**) ein so jugendliches ja kindisches Ansehen hat und noch lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht, aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer

---

sitätswitz, welcher mit Paradoxen sich hervorthun will. Also sei ihm die Antwort geschenkt." — Diese leidenschaftliche (wahrscheinlich aus beleidigter Autor-Eitelkeit entstandene) Verkennung Lessings focht diesen letztern so wenig an, daß er darauf bestand: jene Stelle, die er noch in der Handschrift gesehen, müsse mit abgedruckt werden. —

*) Uebereinstimmend damit heißt es in seinen Selbstbetrachtungen: „Ich bin nicht gelehrt; ich habe nie die Absicht gehabt gelehrt zu werden; ich möchte nicht gelehrt sein und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wornach ich ein wenig gestrebt habe, ist: im Fall der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können ... „Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth als Millionen von jener." — (Lachmann'sche Ausgabe XI. 747.)

**) Daß mit Klopstock und seinen bedeutendsten Zeitgenossen endlich eine neue höhere Epoche beginne, verkannte Lessing am wenigsten. Darum züchtigt er die unberufenen Verkleinerer derselben so nachdrücklich! „Wenn sie vollends — ruft er in den antiquarischen Briefen einem Klotz und seinen Anhängern zu — an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kommt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher oder ärgerlicher ist!" —

Die Schwächen Klopstocks und seiner Dichtungen durchschaute Lessing übrigens sehr frühe.

dem einförmigen eckeln Zirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will!“ —

Mit denſelben Widerwillen gegen eine geiſtloſe und anmaßende Notizen-Gelehrſamkeit, der ihn nie verließ, ergießt er (in der Dramaturgie) ſeinen Spott über eine Vermuthung des Caſaubonus, worin jene die Seele austrocknende Pedanterie ſich treffend gezeichnet hatte: „Dieſe Idee erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bei mir gelacht zu haben, der ſich aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften einbildete: daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei ſeinen Didaskalien zu thun geweſen. — „Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten!“ —*)

Zu der von Leſſing erſtrebten Wiedergeburt der deutſchen Bildung war vor Allem die Befreiung von der geiſtigen Fremdherrſchaft, die Erweckung der nationalen Selbſtändigkeit erforderlich.**) Dieſen Kampf wollte er durch eine Reform des deutſchen Theaters durchfechten; ſeine „Briefe die neueſte Literatur betreffend“ (1759—1760), ſeine eigenen dramatiſchen Leiſtungen und ganz beſonders ſeine Hamburgiſche Dramaturgie (1767—1768) ſind die literariſchen Denkmäler jenes erfolgreichen ſieggekrönten Kampfes.

Am Schluſſe ſeiner Dramaturgie richtet er gegen die damalige Buh-

---

*) „Welch elendes Studium — heißt es in der Unterſuchung (1769) „Wie die Alten den Tod gebildet“ — iſt das Studium des Alterthums, wenn das Feine deſſelben auf ſolche Kenntniſſe ankommt! wenn der der Gelehrteſte darin iſt, der ſolche Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den Fingern herzuzählen weiß! Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieſes Studium. Ein anderes iſt der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt: ſo war das! weiß dieſer ſchon, ob es ſo ſein können.“ —

**) Seit Leibnitz hatte kein Deutſcher mehr mit ſolchem Nachdrucke und Erfolg dafür geſtritten wie Leſſing.

„Es will faſt das Anſehen gewinnen — klagte Leibnitz — wann man ſo fortfähret, es werde Teutſch in Teutſchland ſelbſt nicht weniger verloren gehen, als das Engelſächſiſche in Engelland. Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unſere Haupt- und Helden-Sprache dergeſtalt durch unſere Fahrläſſigkeit zu Grunde gehen ſollte, ſo faſt nichts Gutes ſchwanen machen dürfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verluſt der Freiheit und ein fremdes Joch mit ſich geführet.“ —

lerei mit dem Auslande*) einige schneidende Worte, die wie feurige Pfeile jedes deutsche Herz treffen mußten: „Ueber den gutherzigen Einfall: den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, *da wir Deutsche noch keine Nation sind!* Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: *keinen eigenen haben zu wollen.* Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten. Lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat." —

Der erfolgreichste Schlag, den er nun zum Sturze der geistigen Herrschaft Frankreichs führte, bestand in der unwiderstehlichen Zerstörung des so lange unerschütterten Aberglaubens an die klassische Autorität des französischen Drama im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Indem er nachwies, wie sehr die Franzosen den Aristoteles (dessen Poetik auch *er* für ein eben so unfehlbares Werk hielt, als die Elemente des Euklid) mißverstanden, und den Geist und das Wesen des antiken Drama verkannt hatten — stürzte er die gesammte Grundlage, worauf bisher das Vorurtheil für das klassische Ansehen der französischen Bühne geruht hatte. Man hatte sich so lange Zeit mit der Voraussetzung einschläfern lassen: das französische Drama sei genau nach den Regeln des griechischen (wie Aristoteles sie aufgestellt) gearbeitet; Corneille, Racine und Voltaire, meinte man, seien nur die Fortsetzung von Aeschylus und Sophokles, und „den Franzosen nachahmen, heiße: nach den Regeln der Alten arbeiten." Seit Lessings Dramaturgie war dies Vorurtheil vernichtet; die falsch gezeichnete französische Kopie mußte dem griechischen Originale die gebührende Stellung wieder einräumen; das neugeweckte tiefere Verständniß des *antiken* Drama mußte von nun an dem Ansehen der modernen Nachäffung

*) Eben darum war ihm Berlin so unangenehm: „Wien mag sein, wie es will — schreibt er an Nicolai 1769 — der deutschen Literatur verspreche ich doch immer noch mehr Glück *als in Eurem französirten Berlin.*" — Und an Ramler (1768): „Sie sind krank gewesen ... Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles was man da sieht, muß einem ja die Galle in's Geblüt jagen!" —

ein Ende machen. „Nichts habe ich mir — sagt Lessing am Schlusse der Dramaturgie — angelegener sein lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die sie über die schickliche äußere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte." —

Während Lessing die Anschauung des klassischen Alterthums dem französischen Geschmacke gegenüber stellte und diesen in seinen gepriesensten Mustern durch meisterhafte Kritik auf sein bescheidenes Maß zurückführte — wies er gleichzeitig den deutschen Sinn noch auf eine andere dichterische Welt hin, die in Shakespeare nur des rechten Verständnisses wartete, um ganz anders, als die französischen Vorbilder es vermochten *), in die Tiefen aller Poesie einzuweihen. „Was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm einen Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen! Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektirt; aber er borge nichts daraus" .... „Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakespeare sind nach

*) „Unser Gefühl — sagt er an einer andern Stelle der Dramaturgie — ward glücklicher Weise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer geweckt, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz anderen Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht." — Doch warnt er schon ausdrücklich vor der Ungebundenheit und Zuchtlosigkeit, in welche die „jungen Genies" bei ihren Hervorbringungen zu gerathen anfingen: „Geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück... „Man fing an, es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz wir waren auf dem Punkte: uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle." — Worte eines wahren geistigen Reformators, der sich der Stagnation und blinden Nachbeterei, wie der Revolution und regellosen Willkür gleich entschieden widersetzt! —

den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring... „Eben so würden aus einzelnen Gedanken beim Shakespeare ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen." — (Dramaturgie; Stück 73).

Mit dem Bisherigen wollten wir nur andeuten, was die deutsche Bildung der Kritik Lessings verdanke und daß erst durch ihn jene Hoffnung des großen Leibnitz*) ihrer Erfüllung entgegen ging: es möchten die Deutschen wie durch Tapferkeit, so durch Verstand obsiegen und den Preis erhalten, um ihre Mißgünstigen zu beschämen, und ihnen wider ihren Dank eine innerliche Ueberzeugung, wo nicht äußerliche Bekenntniß ihrer Vortrefflichkeit abdringen. —

Und nicht bloß seiner Kritik verdanken wir so Großes, auch durch das Vorbild, das seine Sprache in ihrer unübertroffenen Klarheit und markigen Kraft uns gegeben, hat er eine reformatorische Bedeutung für unsere Cultur. Seine Sprache ist ein im freiesten Flusse und doch zugleich in strengster innerer Wahrheit fortschreitendes lautes Denken; der reine kraftvolle Organismus eines genialen, in allen Tiefen durchsichtigen Verstandes. Mit Recht bewundert man seine Prosa als ein plastisches Meisterwerk des Scharfsinns und der Gediegenheit, als die Bildungsschule unserer gesammten neueren Literatur. Das beweisen seine wissenschaftlichen Untersuchungen und Streitschriften, wie seine dramatischen Arbeiten. Diese letzteren verdienen indessen auch um ihres Inhaltes willen Beachtung, der zum großen Theile mit sicherem Griffe aus dem Leben, aus scharfer Beobachtung und reicher Erfahrung geschöpft ist.

So entstand schon sein erster Jugendversuch, das Lustspiel „der junge Gelehrte", das er schon auf der Klosterschule zu Meißen entworfen und in Leipzig vollendet hatte; er wollte die gelehrte Pedanterei dünkelhafter Sylbenstecher, wie er sie an sich und Andern kennen gelernt hatte, dem verdienten Gelächter preisgeben. Daß seine Freundin, die Directorin des Leipziger Theaters, Friederike Neuber, im Januar 1748 dies Stück auf-

*) In den „unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" bei Guhrauer: Leibnitz's deutsche Schriften. B. I. S. 449.

führen ließ — war vielleicht ein entſcheidendes Ereigniß für ſeine fernere Laufbahn als dramatiſcher Dichter. Es war daſſelbe Jahr (1748), das auch für Klopſtocks Zukunft ſo bedeutungsvoll wurde, durch die Herausgabe der erſten Geſänge ſeiner Meſſiade. Aber wie charakteriſtiſch verſchieden ſind dieſe ſchriftſtelleriſchen Anfänge beider Männer! Bei Klopſtock die Begeiſterung für eine religiöſe Verkündigung, bei Leſſing der ahnungsvolle Drang nach einer ethiſchen und intellectuellen Reform der deutſchen Wiſſenſchaft und Bildung.

Auch in andern jugendlichen Erſtlingsverſuchen, wie die Juden und der Freigeiſt (1749), kündigen ſich ſchon Grundgedanken an, die ſpäter im Nathan und Anti-Götze in männlicher Rüſtung die Welt bewegten. Schon hier dringt er darauf, unbeirrt durch die Scheidewand der Confeſſionen, den Menſchen nur nach ſeiner Geſinnung und ſeinen Thaten zu beurtheilen; drum legt er ſeinem edel handelnden Juden die Worte in den Mund: „Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen.“ Wie denn auch der Baron am Ende ausruft: „O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn ſie alle Ihnen glichen!“ worauf der Andere entgegnet: „Und wie liebenswürdig die Chriſten, wenn ſie alle Ihre Eigenſchaften beſäßen.“ —

Im „Freigeiſt“ zeigt er, wie ungerecht die damals herrſchenden Vorurtheile gegen den geiſtlichen Stand ſeien, wenn ſie ohne Unterſcheidung auf alle Glieder deſſelben ausgedehnt würden. Adraſt, der Freigeiſt, giebt dem „rechtſchaffenen Geiſtlichen“, Theophan, am Schluſſe die Ehrenerklärung: „Wenn ich mich überall ſo irre, als ich mich bei Ihnen, Theophan, geirrt habe, was für ein Menſch, was für ein abſcheulicher Menſch bin ich!“ Es iſt dies derſelbe Adraſt, der früher erklärt hatte: „Wenn ich Sie „nicht unterbreche, ſo glauben Sie endlich gar, daß Sie ſich an dem Platze „befinden, auf welchem Ihres Gleichen ganze Stunden ungeſtört ſchwatzen „dürfen ... Sie würden ſich ſo erwieſen haben, wie ſich ein Theolog „gegen die Verächter ſeines Aberglaubens und alſo auch ſeines Anſehens „erweiſen muß ... Ich habe längſt gelernt, die Larve von dem Geſichte „zu unterſcheiden ... Ich habe noch zu wenig Grund, die Allgemeinheit „meines Urtheils von den Gliedern Ihres Standes um Ihretwillen ein„zuſchränken. Ich habe mich nach den Ausnahmen zu lange vergebens „umgeſehen, als daß ich hoffen könnte, die erſte an Ihnen zu finden .... „Welcher von euch Schwarzröcken wäre auch kein Heuchler? Prieſtern „habe ich mein Unglück zu danken; ſie haben mich gedrückt, verfolgt, ſo „nahe ſie das Blut mit mir verbunden hatte.“ — Leſſing hoffte, durch dieſe Arbeit auch den bekümmerten Vater einigermaßen mit ſeiner damali-

gen Thätigkeit auszusöhnen; er schreibt ihm (aus Berlin 28. April 1749): „Den Beweis, warum ein Comödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Comödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? ... Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Comödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollen? ... Wie, wenn ich eine auf die Freigeister und auf die Verächter Ihres Standes machte?" —

Mit der „Miß Sara Sampson" (1755 und 1772) verpflanzte Lessing das bürgerliche Trauerspiel vom englischen auf deutschen Boden; die bekannte englische bürgerliche Tragödie „der Kaufmann von London" (worin eine Buhlerin ihr Opfer zum Diebstahl verführt und dann verräth) und der Epoche machende Familien-Roman Richardson's, Clarissa (wo das Vertrauen und die Tugend eines unerfahrenen Mädchens durch einen modernen Don Juan verrathen wird), gaben den Stoff und den ersten Anstoß zu dieser deutschen Tragödie. Lessing bewies dadurch seinen Landsleuten, daß auch in unserer modernen bürgerlichen Welt, im Innern der Familie, der Stoff zur Tragödie sich finden lasse. Es war also ein glücklicher Griff in die Wirklichkeit unseres Lebens, das oft unter einer ruhigen Oberfläche die tiefsten Gegensätze und Verwicklungen von wahrhaft tragischer Spannung verbirgt. — Wie dies Trauerspiel auf die Zeitgenossen wirkte, möge uns ein Wort des berühmten Michaelis in Göttingen (in den gelehrten Anzeigen von 1755) vergegenwärtigen: „Wir haben nicht leicht etwas so Rührendes gelesen als dieses Trauerspiel, „so uns mit Schauder und Vergnügen erfüllt hat. Die Sittenlehre, daß „der, so selbst Ursache hat Vergebung zu wünschen, vergeben soll, ist un„vermerkt angebracht, und in einem sehr starken Licht, da wo man sie nicht „erwartete, vorgestellt." — In der That, ein Strahl solcher Gesinnung fällt reinigend und versöhnend auf den Ausgang des Stückes; Miß Sara, von der nichtswürdigen Buhlerin Marwood aus Eifersucht und Rache vergiftet, verbietet sterbend jede Rache: „Marwood wird ihrem Schicksale „nicht entgehen; aber weder Sie, Mellefont, noch mein Vater sollen ihre „Ankläger werden; ich sterbe und vergeb' es der Hand, durch die „mich Gott heimsucht." Und Mellefont, der sich in Verzweiflung den Tod gegeben, endet mit dem Ausrufe: „Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! Gnade, o Schöpfer, Gnade!" — Selbst der schwergekränkte Vater der Sara vergiebt das ihm widerfahrene Unrecht mit dem milden Urtheile: „Ach, er war mehr unglücklich als lasterhaft." —

Das Thema der Miß Sara Sampson, tragische Conflikte inmitten unsers bürgerlichen und häuslichen Lebens, wurde in Emilia Galotti

(1772) noch einmal aufgenommen, und diesmal mit Meiſterhand; jetzt ſchrieb die ſichere Hand des dreiundvierzigjährigen gereiften Mannes, nicht mehr, wie dort, der ſechsundzwanzigjährige Leſſing. — Emilia Galotti wirft, als eine erſchütternde Warnungsſtimme, ein helles Licht auf die damalige furchtbare Corruption in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft; um ſo ergreifender iſt am Schluſſe die feierliche Ladung vor Gottes Richterſtuhl: „Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unſer aller!“ — Uns Späterlebenden, die wir auf die Gottesgerichte der europäiſchen Geſellſchaft, auf die Schreckenstage der franzöſiſchen Revolution und der Napoleoniſchen Zwingherrſchaft, zurückblicken, erſcheint jene Ladung des verzweifelnden Vaters an den treuloſen Prinzen wie die Weisſagung eines Sehers. Denn jener „Richter unſer aller“ ſprach bald darauf in weltgeſchichtlichen Gerichtstagen ſein Urthel über die europäiſche Geſellſchaft ebenſo entſchieden aus, wie er es an dem Einzelnen im Innerſten ſeines Gewiſſens und Lebens ewig vollzieht. —

Jahre vor Emilia Galotti war aber das Drama Leſſings entſtanden, das zuerſt Epoche machte in der dramatiſchen deutſchen Literatur: Minna von Barnhelm (1763 und 1764). Aus dem friſcheſten unmittelbarſten Leben geboren, ein Nachklang des alle Geiſter in Spannung ſetzenden großen politiſchen Schauſpiels, des ſiebenjährigen Krieges — zeigte dies Stück den überraſchten und bewundernden Zeitgenoſſen, wie das wahrhaft nationale, das deutſche Drama, beſchaffen ſein müßte, wenn es lebensfähig werden ſolle. Statt der Masken und Schatten einer ſchulmäßigen Ueberlieferung treten hier Menſchen von Fleiſch und Blut auf, Charaktere, Geſinnungen und Gedanken des wirklichen Lebens, in einer tief bewegten, zu höheren Beſtrebungen erwachenden Zeit. — Mit richtigem Inſtinkte konnte Leſſing darüber (in einem Briefe an Ramler vom 20. Auguſt 1764) urtheilen: „Wenn es nicht beſſer als alle meine bisherigen dramatiſchen Stücke wird, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben.“ —

Den „Nathan“, den wir als Schlußſtein der dramatiſchen Leiſtungen Leſſings hätten anführen müſſen, beſprechen wir ſpäter im Zuſammenhange mit der Bedeutung Leſſings auf religiöſem Gebiete.

Zu dieſer für unſere Aufgabe wichtigſten Seite ſeiner Thätigkeit wenden wir uns jetzt, nachdem wir ſeine Verdienſte als äſthetiſcher Kritiker und als Dichter in dieſen Umriſſen nur andeutend zu würdigen geſucht. —

In Lessing hat die eine Seite des Protestantismus, die kritische, ihren Gipfel erreicht: der Prüfungsgeist gegenüber aller traditionellen Autorität — mit Einem Worte: das intellectuelle Gewissen. — Gegen jede nicht auf Ueberzeugung gegründete Autorität protestirend,*) glaubte er nur auf einem Wege der Wahrheit inne zu werden: durch nüchterne Untersuchung, durch Verstandesschlüsse in folgerichtiger Kette; eine Reihe von Stufen (meinte er) müsse ihn zum Ziele führen; im Fluge könne er es nicht erreichen. Schon hierauf gründet sich die tief liegende Abweichung seiner Anschauungsweise von der Klopstockischen. Klopstock hatte seinen Glauben in der ersten Jugendbegeisterung gewonnen; Dichterschwingen trugen ihn auf jene Höhen; Lessing wollte die Himmelsleiter nur Sprosse für Sprosse ersteigen;**) nie den geschichtlichen Zusammenhang aufgeben. Den verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit könne man (das war seine Ansicht) nur dann einzuschlagen

---

*) Darum vertritt er so eifrig das Recht der wissenschaftlichen Streitschriften. „Unser Publikum — sagt er in der Vorrede zu der Untersuchung: „Wie die Alten den Tod gebildet?“ 1769 — scheint vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtiger Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig sein würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten ... „Der polemische Ton ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehäglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich! ... „Es sei, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen .... „Als Beschaffenheit unserer Erkenntniß ist dazu eine Wahrheit so wichtig als die andere; und wer in den allergeringsten Dingen für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr bereden, daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebt.“ —

Daß er aber doch nicht von jedem literarischen Streite einen Gewinn für die Wahrheit erwarte, sondern daß es sehr darauf ankomme: von wem und wie gestritten werde — sagt er deutlich genug im Eingange seiner Abhandlung: „Leibnitz von den ewigen Strafen“: „Das ist ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigste, daß sie gemeiniglich nichts erstreiten, und sich zwanzig oder fünfzig Jahre später der erste der beste Zelote oder Vernünftler berechtigt glaubt, die Sache ganz wieder von vorn anzufangen. Einem solchen Schwätzer nicht gleich zu werden, ist es höchst nöthig, vorher die Geschichte der streitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu studiren.“ —

**) Doch beweist ein merkwürdiges Gedicht aus seiner Jugendzeit „die lehrende Astronomie“ (bei Danzel I, S. 503), daß ihm auch die Sehnsucht nach unmittelbarem Schauen nicht völlig fremd war:

„O nahe dich, erwünschte Zeit — „Wo ich, frei von der Last der Erde,
„In wachsender Glückseligkeit — „Einst bessre Welten sehen werde!
„O Zeit, wo mich entbundne Schwingen
„Von einem Stern zum andern bringen!“ —

hoffen, wenn man da, wo die Vorgänger ihre Fäden fallen laſſen, dieſe aufhebe und ihre verſchiedenen Richtungen vergleiche.

Wenn Leſſings Bewunderer ihn einen zweiten Luther nannten, ſo konnten ſie dabei nur an den Muth, nicht an den Inhalt ſeiner Ueberzeugung denken. Luther proteſtirte gegen eine leichtfertige Mißhandlung des religiöſen Gewiſſens, Leſſing gegen die Unterdrückung der freien Prüfung. Luther handelte im Intereſſe der Religion, die ihm ein rein Innerliches war, eine Angelegenheit der Seele; darum verwarf er jede zwiſchen Gott und den Menſchen tretende irdiſche Autorität. — Leſſings Begeiſterung galt der freien Wiſſenſchaft; dieſe wollte er eben ſo ſehr als unverletzliches Eigenthum des Geiſtes*) geſchützt wiſſen, wie die Religion als ein Heiligthum des Gemüthes; ebenſo gut könnte man ihm zufolge Luft und Sonnenlicht dem Menſchen verbieten, wie freien Vernunft-Gebrauch. Ein äußerlich erzwungener Friede zwiſchen Vernunft und Religion, Erkennen und Glauben, Geſchichte und Offenbarung war ihm ein Gräuel:

„Herr Paſtor — ſchreibt er an Götze — wenn Sie es dahin bringen, daß unſere lutheriſchen Paſtores unſere Päpſte werden, daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen in der Schrift zu forſchen; daß dieſe unſerm Forſchen, der Mittheilung des Erforſchten Schranken ſetzen dürfen — ſo bin ich der Erſte, der die Päpſtchen wieder mit dem Papſte vertauſcht." — „Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mann, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordert. Mit alle den Kenntniſſen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernſte"... „Man hat ſich ſehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für Eins genommen; aber man hat ſich kein Gewiſſen gemacht,

*) „Ihr ſeid — bemerkt er gegen ſeine damaligen theologiſchen Gegner 1776 — doch Schwärmer von dieſer gefährlichſten Klaſſe, weil ihr das Nämliche, weswegen ihr ſonſt eigene göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt: blinde Anhänglichkeit — nun dadurch zu erhalten ſucht, daß ihr kalte Unterſuchung verſchreiet, ſie für unanwendbar auf gewiſſe Dinge ausgebt, und ſie durchaus nicht weiter getrieben wiſſen wollt, als ihr ſie ſelbſt treiben wollt und könnt." — („Ueber eine Aufgabe im deutſchen Merkur." Lachmann XI. 465). — „Der wahre Lutheraner — heißt es im Anti-Götze I — will nicht bloß bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſte geſchützt ſein; und Luthers Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne dieſe Mittheilung im Einzelnen iſt kein Fortgang im Ganzen möglich."—

Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gotteslängner herabgewürdigt." —*)

Den tieferen Lebensinhalt der Religion, d. h. das innerste Verhältniß des Menschen zu Gott, berührt Lessing nirgend so, daß er dem Leser etwas giebt oder nimmt; er selbst wies seinen Bestrebungen eine andere (und wir glauben: die wahre) Stelle an: „Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf die geringe Arbeit, denn ich weiß am besten, wem zu Ehren ich es thue" ... „Ich halte es für keine unrühmliche Arbeit, vor dem Sitze göttlicher Eingebungen wenigstens die Schwelle desselben zu fegen." — Schon Jahre vorher hatte er einzulenken angefangen (1771), als der stolze Reiz des Widerspruches gedämpft war: „Ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden." —

Am unleidlichsten war ihm der leichtsinnige Mißbrauch, den man sich mit dem Worte „Christenthum" erlaubte; er flammte auf, wenn man ihn frischweg für unchristlich erklärte: „Er (Götze) sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge, nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft! Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich also mit aller Freudigkeit zu Gott einem jeden intoleranten Heuchler die Larve vom Gesicht reißen darf!" —

Denkt man an den Mißbrauch, den Schwärmer und Heuchler von jeher mit dem Verlangen nach Freiheit getrieben, so wird dies Wort in Lessings Munde ehrwürdig; er forderte sie nicht für sich

*) In diesem Geiste unbestochener Gerechtigkeitsliebe mißbilligt er in der Dramaturgie eine von dem Hamburgischen Publikum im Theater beklatschte Stelle:

„Der Himmel kann verzeihn; allein ein Priester nicht." — Er bemerkt dagegen: „Zwar müssen die Gesinnungen dem Charakter der Personen entsprechen, aber auch die poetische Wahrheit muß sich der absoluten wieder nähern. Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?" —

allein. Ueberall führte er die Sache der Unterdrückten gegen den Bedränger, und vertheidigte z. B. ernst und glänzend die Brüdergemeinde gegen ihre zelotischen Verfolger; er, in dessen Adern kein Tropfen herrnhutischen Blutes floß, er wies auf den hohen Zweck hin, der den Stifter jener Gesellschaft beseelt hatte: die Bewährung des Glaubens im Leben, die Realisirung der Religion als That und Gemeinschaft. — „Jetzo, da unsere Zeiten — soll ich sagen, so glücklich oder so unglücklich? sind, daß man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelehrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worinnen man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden kann .... jetzo, sage ich, ist durch diese verkehrte Art, das Christenthum zu lehren, ein wahrer Christ weit seltener als in den dunkeln Zeiten geworden." — „Den Witz der Spötter durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch ihre erhabene Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeugen, ist ein Werk, womit man sich nur ungern vermengt, weil es den Herrnhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben" (1751).

Schon aus diesen Aeußerungen einer frühen Periode seines Lebens sehen wir, daß im Hintergrunde aller seiner Urtheile über die Kennzeichen der wahren Religion die ethische Maxime steht, die er in den „Gedanken über die Herrnhuter" in die Worte faßt: „der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen." Es ist dies nichts anderes als jener höchste Maßstab, den der Stifter der christlichen Gemeinde uns mit dem Worte empfiehlt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" — Ein tiefes Gefühl von der weiten Kluft zwischen dem religiösen Leben und der religiösen Theorie gab schon dem zwanzigjährigen Jüngling jene seitdem oft wiederholten Worte ein, die wir in einem Briefe an seinen Vater (aus Berlin 30. Mai 1749) lesen: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse, und oft ohne sie zu verstehen im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch darzu zu gelangen bestrebet. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen, eben so wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, Seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben."

Wir haben hiemit von vorn herein auf einen Grundgedanken hingewieſen, der uns für das Verſtändniß Leſſings maßgebend erſcheint; es iſt dieſelbe Stellung zur Religion und zu den verſchiedenen Formen der Religion, die — wie ſie ſchon der Jünglingsſeele vorſchwebte — noch dreißig Jahre ſpäter ihren klaſſiſchen Ausdruck in Nathan dem Weiſen fand. — Auch in jenem merkwürdigen Geſpräche „das Teſtament Johannis“ (1777) begegnen wir einer Frage, die auf jener ihn beherrſchenden Anſchauung beruht: „Welches von beiden möchte wohl das Schwerere ſein? die chriſtlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?“ —

Das Tiefſte und für alle Zukunft Fruchtbare in ſeinem Streben berühren wir mit der Anerkennung: er ſuchte die Religion wieder in ihrer urſprünglichen Geſtalt und Reinheit zu erkennen; er ſuchte die Religion des Geiſtes und der Wahrheit, ſtatt der dumpfen Ceremonie und der vertrockneten Formel. Und wollen wir ſeine Sehnſucht in die Sprache des großen Heiden-Apoſtels überſetzen, ſo würde kein apoſtoliſches Wort treffender den innerſten Kern des Leſſing'ſchen Bekenntniſſes bezeichnen als das heroiſche: „Das Reich Gottes beſtehe nicht in Worten, ſondern in Kraft.“

Seine Abſicht bei Herausgabe der von Reimarus verfaßten Wolfenbüttler Fragmente müſſen wir für eine redliche halten;*) er ſuchte eine

*) Richtig unterſcheidet Dalberg in einem Briefe an Kleuker (11. Juni 1779) den Verfaſſer der Fragmente von dem Herausgeber derſelben: „Die Fragmente des Ungenannten bedecken mit der Karte kaltblütiger Philoſophie heftigen Haß und offenbare Vorurtheile gegen das Chriſtenthum .... Leſſingen kommt man nicht mit den nämlichen Waffen bei, die gegen den Unbekannten wirken; ſein biegſamer mannigfaltiger Geiſt entſchlüpft wie ein Aal. Das ridiculum acre oder Herders launigte Bitterkeit möchte gegen ihn das beſte Mittel ſein.“ — „Ich habe — ſagt Leſſing im Anti-Götze VII — bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringſte geſchrieben oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſetzen könnte: ein heimlicher Feind der chriſtlichen Religion zu ſein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welchen ich nicht allein die chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die chriſtlich-lutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe ..... „Und ich wüßte auch ſonſt nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit ſeinen Handſchriften [den Fragmenten des Ungenannten] als mit fünfzig andern abzugeben, die mir weder ſo viel Verdruß, noch ſo viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, ſie ſobald als möglich ſie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu ſehen. Bei Gott! die Verſicherung dieſes Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, iſt darum

festere Begründung der religiösen Ueberzeugung, als die damalige Theologie sie gewährte: „Je bündiger mir der Eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter wurde ich. Je muthwilliger und triumphirender es mir der Andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten." — Wie er zur Theologie seiner Zeit stand, zeigen Aeußerungen wie die folgenden: „Es ist im Grunde allerdings wahr, daß es mir bei meinen theologischen Neckereien mehr um den gesunden Menschenverstand als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe, im Grunde tolerante Theologie der neueren im Grunde intoleranten vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut sein zu können." — „Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren eben so gut dazu als neue." — (1777.)

Die Wolfenbüttler Fragmente, an die man in neuerer Zeit öfter durch Strauß erinnert wurde, unterscheiden sich von diesem auf eine für den damaligen Standpunkt der Verneinung bezeichnende Weise; die größte Begebenheit der Geschichte, die Erscheinung des Christenthums, die Stiftung der Kirche, wollen die Fragmente aus dem nüchternen Verstande einiger Individuen, aus schlauer politischer Berechnung herleiten; als ob kleinliche Taschenspielerkünste eine Welt sittlich umgestalten könnten!*) Im

keine leere Ausflucht ..... „Denn daß die Fragmente mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein Bischen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen nicht zureicht. Ich sehe hier und da auf tausend Meilen keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt ..... „Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern?" —

*) Ein treffendes Wort des Historikers Niebuhr ist hier an seiner Stelle: „Ich bedurfte keiner Wolfenbüttler Fragmente, um die Abweichung der Evangelien wahrzunehmen und die Unmöglichkeit: kritisch auch nur eine haltbare Geschichte des Lebens Jesu zu entwerfen ..... Wie ich aber die unermeßliche Kluft zwischen Erzählung und dem erzählten Geschehenen hier wie bei jedem historischen Gegenstande in das Auge faßte, so störte mich das nicht weiter. Der, dessen irdisches Leben und Leiden geschildert wurde, hatte mir eine vollkommen reale Existenz, und seine ganze Geschichte dieselbe Realität, wenn sie auch in keinem einzigen Punkte

Gegensatze zu jener ärmlichen Prosa ist bei Strauß Alles Poesie; die Persönlichkeit des Stifters verschwindet fast vor den Erregungen der Gemeinde, die in poetisch-religiöser Spannung jene Mythen hervorgebracht haben soll. In der Kritik des Einzelnen zeigt sich Strauß freilich oft eben so prosaisch und absichtlich wie der Fragmentist. Beide treten mit dem fremdartigen Maßstabe einer modernen philosophischen Schule dem Evangelium und der Urgeschichte des Christenthums entgegen, der eine als Schüler des Wolffischen Deismus, der andere als Vertreter des Hegel'schen Pantheismus. Aber beide haben dessenungeachtet eine nothwendige Erschütterung — nicht des Christenthums, denn dieses hat unzerstörbare Grundlagen, aber — der überlieferten Theorien über Bibel und Christenthum verursacht; eine Erschütterung, deren Nachwirkung noch lange nicht zu Ende ist.

Die Bekanntmachung der Fragmente hatte den berüchtigten Streit Lessings mit dem Hamburgischen Pastor Götze zur Folge: ein Kampf, zu dessen bleibenden Früchten die lange vernachlässigte Untersuchung über das Verhältniß der Bibel zum Christenthum gehört; die mündliche Verkündigung des Evangeliums vor und neben der schriftlichen trat in ein neues Licht. „Der Buchstabe — sagt er — ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Denn die Bibel enthält offenbar Mehr als zur Religion Gehöriges; und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten.*) Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb;

buchstäblich genau erzählt wäre. Daher auch das Grundfaktum der Wunder, welches, meiner Ueberzeugung nach, zugegeben oder das Unsinnige, nicht bloß Unbegreifliche angenommen werden müßte: der Heiligste sei ein Betrüger und seine Jünger Betrogene oder Lügner gewesen; und Betrüger hätten eine heilige Religion gepredigt, in der Alles Entsagung ist, und nirgends auf ein Priesterregiment.... hingearbeitet wird. — Was ein Wunder im strengsten Sinne betrifft, so bedarf es nur einer unbefangenen und scharfblickenden Naturforschung, damit wir einsehen, daß die erzählten nichts weniger als widersinnig sind, und einer Vergleichung mit Legenden-Mährchen oder den angeblichen anderer Religionen, um wahrzunehmen: welch ein anderer Geist in ihnen lebt." —

*) „Die ganze Religion Christi — sagt er an einer andern Stelle — war bereits im Gange, ehe einer von den Evangelisten schrieb. Das Vater Unser wurde gebetet, ehe es bei dem Matthäus zu lesen war. Denn Jesus selbst hatte es seine Jünger beten gelehrt. Die Tauf-Formel war im Gebrauch, ehe sie der nämliche Matthäus aufzeichnete.... Wenn also in diesen Stücken die ersten Christen auf die Schriften der Apostel und Evangelisten nicht warten durften: warum in andern?" — (Thesen aus der Kirchengeschichte. Bei Lachmann XI. 493.)

und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Canon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits so vieler Seelen sich bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten; sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat." — Damit hatte er, das vielfache principlose Gerede durchschneidend, den Nerv der Sache getroffen, so daß eine tiefere theologische und historische Erörterung dieser inhaltsreichen Fragen erfolgen mußte, die noch unsere Zeit in starken Gegensätzen bewegt.

Die Hauptpunkte, die in den Streitschriften gegen Götze zur Sprache kamen und den Grund aller weitern Besprechung bis auf unsere Tage legten, sind: das Verhältniß von positiver und natürlicher Religion, von Schrift und Offenbarung, von Geist und Buchstaben, von Religion Christi und christlicher Religion, von den inneren und den äußeren Beweisen für die Wahrheit der Religion.*) Ein Kampf, der die ganze bisherige theolo-

Er faßt seine Ansicht noch einmal zusammen in die Sätze: „Ich hatte, um gewissen Einwürfen gegen das Christenthum mit Eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt: daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die christliche Religion wären, weil diese ... sich weder auf die ganze Bibel noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet, daß sich das Wesen des Christenthums gar wohl ohne alle Bibel denken lasse. Ich hatte behauptet, daß es einem wahren Christen sehr gleichgültig sein könne, ob sich auf alle Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten lasse oder nicht. Besonders wenn diese Schwierigkeiten nur daraus entstehen, daß so mancherlei Schriften von so verschiedenen Verfassern aus so verschiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen sollen, in welchem sich nicht der geringste Widerspruch finden müsse — wovon doch der Beweis in diesen Schriften selbst unmöglich zu finden sein könne." — („Sogenannte Briefe an den Herrn Doktor Walch." — Bei Lachmann XI. 561.)

*) Von seinen ersten Streitschriften bemerkt Lessing (25. Febr. 1778): „Das sind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langsam vor, und das erste Treffen ist meine Neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen: auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen." —

gische Auffassung des Christenthums in Frage stellte,*) der den zuversichtlichen Glauben an die geschichtliche und religiöse Geltung der schriftlichen Urkunden des Christenthums zu erschüttern drohte — mußte allerdings, sobald rohe und leidenschaftliche oder kurzsichtige und fanatische Geister sich seiner bemächtigten, verwüstend und zerstörend auf die christliche Gemeinde einwirken. Aber, im Großen angesehen, können wir *diese* Wirkung nur als etwas Vorübergehendes betrachten; die bleibende Bedeutung liegt wo anders. Schon Lessing selbst verglich seinen literarischen Kampf mit einem Sturmwinde,**) der ja in der Natur unentbehrlich sei, wenn er auch zuweilen einem Schiffe den Untergang bringe. Einen solchen Sturm hat er allerdings in der geistigen Welt mit erregen helfen, worin vielleicht mancher an seinen bisherigen Ueberzeugungen Schiffbruch gelitten; aber ohne Stürme giebt es keine Reinigung der Atmosphäre. Es verriethe kurzsichtige Beschränktheit oder ein sehr kleinmüthiges Vertrauen zu der unerschütterlichen Macht der christlichen Wahrheit, wenn man nicht erkennen wollte, daß der von Lessing begonnene und noch fortdauernde geistige Kampf ein zugleich tieferes und freieres Verständniß von Religion und Offenbarung, von Geschichte und Ueberlieferung in ihrem innern Zusammenhange vorbereitete, und daß gerade von *diesem* fortschreitenden Verständnisse die folgenreichsten Resultate für Bildung und Leben, für die wissenschaftliche Schule und die religiöse Gemeinde zu erwarten sind.***) Die neuere deutsche Theologie und Philo-

*) Wiederholt klagt Lessing darüber, daß er in diesen Streit (namentlich mit Götze) „gleichsam bei den Haaren gezogen worden;" nicht, weil er sich bei einem solchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt; denn er habe es längst für seine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen: quid liquidum sit in causa Christianorum; aber eigentlich stelle man dergleichen Untersuchungen doch nur zu seiner eigenen Beruhigung an. — Ueber die theologische Bedeutung des Kampfes vergl. *Jacobi*: „*die kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift.*" 1847. —

**) „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in der Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um euere eigene kleine Bequemlichkeit .... „Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe (gegen die Wahrheit der Religion) neue Erörterungen, geschärftere Zweifel, geschärftere Auflösungen veranlassen werden? ... „Der Gewinn ist wesentlich und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kommt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweifelung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt." — (Anti-Götze III.)

***) Mit Recht sagt *Wilhelm Wackernagel* von ihm: „Lassen wir uns, um

sophie stehen und fallen mit der Annahme oder Verwerfung dieser Erkenntniß. —

Aber noch ist die Frage nach dem eigentlichen Hintergrunde von Lessings Ueberzeugung nicht beantwortet. —*) Der sogenannten Ortho-

---

Lessing als Kritiker auch in der Theologie zu würdigen, nicht beirren durch den Mißbrauch, den Leichtsinn und Frevel, den die aufklärerische Seichtheit mit seinem Namen getrieben hat und heute noch treibt; er selber war für alles das zu redlich, zu ernst, zu tief, zu großartig in seiner Empirie, bei all der Strenge und Schärfe seines Geistes doch zu bedürftig der Liebe, bei aller Ungläubigkeit zu fromm." — Vgl. „Lessings Nathan der Weise; akademische Festrede von W. W. in den Protestantischen Monatsblättern herausgegeben von H. Gelzer 1855." Bd. VI. S. 245.

*) Bei der Eigenthümlichkeit Lessings, die so gerne das Für und Wider einer Sache bald angreift bald vertheidigt, läßt sich diese Frage nur mit großer Umsicht lösen. So z. B. schreibt er: er habe sich gegen Götze „in die Positur gesetzt, daß er ihm als einem Unchristen nicht ankommen könne." Und ein andermal (16. März 1778): „Meine doppelte Antwort gegen Götze wird Deinen Beifall einigermaßen haben, wenn Du bedenkst, daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht Alles, was ich γυμναστικως schreibe, auch δογματικως schreiben würde." — So nennt er in einem Briefe an Reimarus (6. April 1778) den Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts (d. h. sich selber) „einen guten Freund, der sich gerne allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen." — Auf einen noch verschleierten Gedanken-Hinterhalt lassen auch Aeußerungen schließen, wie die an Elise Reimarus (2. Aug. 1778): „Den Spaß hoffe ich noch selbst zu erleben, daß die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten." — Lessing mochte wohl fühlen, daß ein solches Versteckspielen mit seiner eigentlichen Ueberzeugung dem klaren unschuldigen Herzen eines Claudius nicht zusagen könnte; denn er räth ihm, seine Streitschriften mit Götze lieber nicht zu lesen: „Ich an Ihrer Stelle würde sie gewiß nicht lesen" — dagegen war er Willens ihm sein Freimaurer-Bekenntniß zukommen zu lassen, weil Hr. Asmus seine theologischen Gesinnungen so vortrefflich interpretirt habe. — Man sieht, einen Claudius behandelt er ganz anders als einen Götze, den er in einem Anfall von Mißmuth zu den „armseligen Schurken" zählt, mit dem er bereue angebunden zu haben. — Zu seinen hinterhaltigen Aeußerungen gehört auch die Bemerkung in einem Briefe vom 9. August 1778 an Elise R.: „Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm (Götze) Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat, und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Vollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich darf nur zu verhindern suchen .... daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden." — An seinen Bruder hatte er schon vier Jahre früher geschrieben (11. Nov. 1774): „Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte." — Dieselbe Verachtung gegen die damalige Theologie spricht aus einem Briefe vom 4. Juli 1771:

doxie seiner Zeit, dem, was damalige Theologen als System der Kirchenlehre vertraten, war er längst entfremdet: „Was gehen mich — schreibt er 1773 — die Orthodoxen an. Ich verachte sie eben so sehr als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind." — „Mit der Orthodoxie war man ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern." —

Gewiß sind aber die sehr im Irrthum, welche ihn als Vorkämpfer oder gar als Genossen des vulgären theologischen Rationalismus ansehen, der sich zuweilen auf die Schultern jenes Starken stellte; vielmehr kann Lessing nicht Worte genug finden, um seinen Widerwillen gegen diese seelenlose Halbheit zu äußern: „Man macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen .... Siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen wie meines eigenen."

Mit derselben Nüchternheit stellt er sich dem kirchlichen Christenthume nicht als ein Feind, aber als ein Fremder und bloßer forschender Beobachter in einer Stelle seiner Selbstbetrachtungen gegenüber, die leider nur Bruchstück geblieben ist (bei Lachmann XI. 749):

„Ich habe gegen die christliche Religion nichts: ich bin vielmehr ihr Freund, und werde ihr zeitlebens hold und zugethan bleiben. Sie ent-

---

„Wenn Dir um sonst nichts bange ist, als daß ich mich durch das schale Lob der Theologen dürfte verführen lassen, mich mehr mit ihren Quisquilien und Ungereimtheiten zu beschäftigen, so kannst Du meinetwegen ganz ohne Sorgen sein... Ich bin auch nicht einmal im Stande gewesen, mich mit theologischem Unsinn abzugeben, geschweige daß ich etwas Gescheidteres vorzunehmen fähig gewesen wäre."

ſpricht der Abſicht einer poſitiven Religion, ſo gut wie irgend eine andere. Ich glaube ſie und halte ſie für wahr, ſo gut und ſo ſehr man nur irgend etwas Hiſtoriſches glauben und für wahr halten kann.*) Denn ich kann ſie in ihren hiſtoriſchen Beweiſen ſchlechterdings nicht widerlegen. Ich kann den Zeugniſſen, die man für ſie anführt, keine andere entgegenſetzen: es ſei nun, daß es keine andere gegeben, oder daß alle andere vertilgt oder gefliſſentlich entkräftet worden. Das gilt mir jetzt gleich viel, da die Sache in einer Wage abgewogen wird, in welcher aller Verdacht, alle Möglichkeit, alle Wahrſcheinlichkeit gegen ein einziges wirkliches Zeugniß nun einmal ſo viel als nichts verſchlagen ſoll." —

„Mit dieſer Erklärung, ſollte ich meinen, könnten doch wenigſtens diejenigen Theologen zufrieden ſein, die allen chriſtlichen Glauben auf menſchlichen Beifall herabſetzen,**) und von keiner übernatürlichen Einwirkung des heiligen Geiſtes wiſſen wollen. Zur Beruhigung der andern aber, die eine ſolche Einwirkung noch annehmen, ſetze ich hinzu: daß ich

*) Wie dies zu verſtehen, ſieht man am beſten aus einigen Stellen der Abhandlung Leſſings „Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft" (1777): „Wenn keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtrirt werden kann, ſo kann auch nichts durch hiſtoriſche Wahrheiten demonſtrirt werden. Das iſt: zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden ... „In welcher Verbindung ſteht mein Unvermögen, gegen die Zeugniſſe von jenen etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubt? ... „Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andere Klaſſe von Wahrheiten hinüberſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll... wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος iſt, ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden." —

**) Wie geringſchätzig er von dieſen neumodiſchen Theologen dachte, geht unter Anderm auch aus dem „Fragment eines Geſprächs" hervor (Lachmann'ſche Ausgabe XI. S. 748), wo die neue Philoſophie als Herkules, die Theologie als Omphale dargeſtellt wird: „Dieſer Athlet am Spinnrocken in dem engen weiblichen Purpur iſt ein nagelneuer Philoſoph. Und die da, dieſe ſchöne gebieteriſche Nymphe, ſo fürchterlich luſtig aufgeputzt, iſt die liebe Theologie. Der Philoſoph hat ihr ſeine Demonſtration umgehangen, und einen knotigen Sorites in die Hand gegeben. Dafür hat er ſich in ihren Purpurmantel gepaßt, der ihm auf dem nervichten Leibe überall platzt, und nun ſitzt er da und ſpinnt ihren Rocken ab." — Und in einem Briefe an Carl Leſſing (2. Febr. 1774): „Doch muß ich Dir ſagen, daß Du mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſtehſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Abſichten befördern zu helfen ... „Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wiſſen; ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders unſre neumodiſche Theologie gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?" —

dieſe ihre Meinung allerdings für die in dem chriſtlichen Lehrbegriffe gegründetere und von Anfang des Chriſtenthums hergebrachte Meinung halte, die durch ein bloßes philoſophiſches Raiſonnement ſchwerlich zu widerlegen ſteht. — Ich kann die Möglichkeit der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geiſtes nicht läugnen: und thue wiſſentlich gewiß nichts, was dieſe Möglichkeit zur Wirklichkeit zu gelangen hindern könnte. —

„Freilich muß ich geſtehen" —

Hiemit bricht das Fragment ab, immerhin ein wichtiger Beleg für die Art, wie Leſſing ſich zur poſitiven Religion zu ſtellen ſuchte, und wie er innere religiöſe Ueberzeugung von bloßem äußeren Geltenlaſſen der chriſtlichen Geſchichte ſchärfer und reiner unterſchied, als unzählige Wort-Chriſten, die ſich in einem todten Gewohnheitsglauben ſicher wähnen.

Schon in den „Briefen die neueſte Literatur betreffend" hatte er ſich (26. Juli und 2. Aug. 1759) gegen die modiſch gewordene Theologie als eine Halbheit, als eine unlautere Miſchung des Alten und Neuen, als eine ſchwächliche Vertuſchung der urſprünglichen Lehre erhoben. Bei der Beurtheilung des vom Hofprediger Cramer in Kopenhagen redigirten „nordiſchen Aufſehers" nennt er es „eckle Umſchweife", wenn dort als beſte Art des Religionsunterrichtes empfohlen werde: „bei den Lehren von der Nothwendigkeit und dem Daſein eines Erlöſers der Menſchen und einer Genugthuung für ſie von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortzugehen, und Jeſum erſt bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren, den Gott zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Jugend in ſeinem dreißigſten Jahre mit einer ſo großen Weisheit, als noch nie einem Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, zum Lehrer aller Menſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt habe, ſolche außerordentliche Thaten zu thun" u. ſ. w. — Wenn man, entgegnet Leſſing, vom Leichten auf das Schwere fortgehen müſſe, ſo dürfe dieſes Leichtere nicht eine Verſtümmelung und Entkräftung, nicht eine ſolche Herabſetzung der ſchweren Wahrheit werden, daß ſie das, was ſie eigentlich ſein ſollte, gar nicht mehr bleibe. — „Heißt das — fragt Leſſing — den geheimnißvollen Begriff eines ewigen Erlöſers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an deſſen Statt ſetzen; es heißt ſein Kind ſo lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre faſſen kann. Und wann kann es die faſſen? In welchem Alter werden wir geſchickter dieſes Geheimniß einzuſehen, als wir es in unſerer Kindheit ſind? Und da es einmal ein Geheimniß iſt, iſt es nicht

billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten?" —

Er kommt in dem folgenden Briefe noch einmal auf diese Methode zurück: „Sie wundern sich, wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber wissen Sie denn nicht, daß jetzt ein guter Christ ganz etwas anderes zu sein anfängt, als er noch vor dreißig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthume gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne: und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird." —

Bei Anlaß der Basedow'schen Schrift „Vermächtniß für die Gewissen" bemerkt er: „Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirische Irrthum, ja sogar die sektirische Wahrheit machen das Unglück der Menschen" ... Auch von der Toleranz des gewöhnlichen Rationalismus hatte er eine richtige Ahnung: „Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben." — Er ging noch weiter: „Eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht auf dem wesentlichen Begriff einer Offenbarung. Oder vielmehr die Vernunft giebt sich gefangen; ihre Ergebung ist nichts als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dies also, dies ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß;*) und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter hinauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer

*) Er bezeichnet daher einmal den Philosophen im Gegensatz zum Christen als „einen Mann, der bloß bei dem Lichte der Natur sieht und handelt, mit diesem Lichte sich völlig begnügen läßt, dieses Licht nur immer so rein und hell als möglich sich zu machen und zu erhalten sucht." — (Vgl. den Aufsatz: „Der Philosoph auf der Kirchenversammlung" bei Lachmann XI. 614.)

Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde." —

Aus Allem geht hervor: er war ein Suchender,*) er glaubte an die Wahrheit, aber die geschichtliche Erscheinung, die heroische persönliche Darstellung derselben verkannte er; denn schwerlich war das Christenthum ihm die höchste und allgültige Religion.**) Nur das Johanneische Evangelium — ist seine Ansicht — gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz; nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion, aller Anfälle ungeachtet, noch fortdauert und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen

---

*) Auch in seinem äußern Leben spiegelt sich diese suchende Unruhe seines Geistes ab. Der Pfarrerssohn in Camenz, der studirende Theolog und Komödiendichter in Leipzig, der Kritiker und Dichter in Berlin, der Sekretair des Generals von Tauenzien in Breslau, der Dramaturg und Buchhändler in Hamburg, der Bibliothekar in Wolfenbüttel — wie viele Rollen hatte er versucht, und in welcher sich glücklich gefühlt?! In jeder drückte ihn das Gefühl, daß er zu etwas anderem bestimmt und fähig wäre! Um von den mißlungenen Entwürfen — der Reise nach Rom, der Anstellung in Wien, in Mannheim u. s. w. — gar nicht zu sprechen. — „Wir wollen uns — schreibt er (1768) an Ramler — zu Schiffe setzen und ein paar tausend Meilen in die Welt hineinschwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder als wir ausfahren, oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft. Ich denke nicht, daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte der Welt gefallen hat." —

Ebenso hatte er in einem Briefe aus Breslau (1761) an Mendelssohn geklagt: „Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen; er gleicht sich selbst nicht mehr... Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten als das anstrengendste Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpfgewordene Seele zerrütten würden." — Drei Jahre nachher (1764) schreibt er an Ramler: „Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich... den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verrafet habe." —

**) Zuweilen blickt sogar ein unverkennbarer Widerwille gegen das Christenthum, wenigstens in seiner modernen Erscheinung, aus seinen Worten hervor, wenn er z. B. antike Bildung als die gesunde der christlichen, wie einer kränklichen, entgegenhält, bei einer Beurtheilung des Goethischen Werther: „Glauben Sie wohl — schreibt er an Eschenburg 26. Octb. 1774 — daß je ein griechischer oder römischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern... Solche kleingroße verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." — Man sieht auf den ersten Blick, daß Lessing hier (wie Wieland) schwärmerischen Platonismus und weichliche Sentimentalität mit dem Christenthume in willkürlichen Zusammenhang bringt, und daß er, wie jener, von den Verirrungen des Gefühls und der Phantasie durch naturalistische oder „cynische" Heilmittel retten will! —

glauben, das ist: ewig." — Er unterschied die Religion Christi von der christlichen Religion; jene bezeichnete er als „diejenige Religion, die er „als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch mit ihm gemein „haben kann, und um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen „muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von „Christo als bloßem Menschen macht." *) —

Er dürstete daher nach einem neuen Evangelium; ob nach einer neuen Religion, oder nur nach einer neuen Gestalt des Christenthums, ist nicht auszumitteln. „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird ... Sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind" ... „Vielleicht daß gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen Evangeliums aufgefangen hatten ... Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiß hatten sie keine schlimmen Absichten, wenn sie lehrten, daß der neue Bund eben so wohl antiquirt werden müsse, als es der alte geworden." —

Glaubte sich Lessing mit seinen größten Hoffnungen nur an die Zukunft gewiesen, so fand er in der Gegenwart weder im Denken noch im Leben Stillung seiner Bedürfnisse: „Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichthon, Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht." — „Das (die Inspiration der evangelischen Geschichtschreiber) ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn, er verdient einen Gotteslohn an mir." — Die Sprache eines Spötters ist dies nicht. In seinem Herzen und Leben ist daher etwas Ungestilltes, **) das ihn oft bis zur Schwermuth bringt; von der Art sind seine

*) Unter der „christlichen Religion" dagegen versteht er „diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht." — „Wie beide diese Religionen — fährt er fort — die Religion Christi sowohl als die Christliche, in Christo als in einer und eben derselben Person bestehen können, ist unbegreiflich." — Vgl. „Die Religion Christi" (1780) bei Lachmann XI. 603.

**) Schon 1754 in der Vorrede zu seinen Schriften heißt es: „In Jahren, da ich „nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswürdig ist der, der sie „niemals näher kennen lernt" u. s. w. „Wie gerne wünschte ich mir diese „Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe!" — (d. h. auf der Fürstenschule zu Meißen, wo er den Theophrast, Plautus und Terenz studirte). — So

Aeußerungen nach dem Verluste seiner Frau und seines Kindes, Töne eines zerknickten, mit dem Leben zerfallenen Herzens (1778):

„Meine Freude war nur kurz; und ich verlor ihn so ungern diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand! ... Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen; aber es ist mir schlecht bekommen" *) ... „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht." **) „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben: wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht ... Ein guter Vorrath von Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen." — In ähnlichem Sinne hatte er zehn Jahre vorher (1768) das Studium der Alterthümer „ein Steckenpferd, sich die Reise des Lebens zu verkürzen" genannt. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Stücken sei man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang werde. — So klagt er auch über sein in-

---

schreibt er vierundzwanzig Jahre später (1778) in einem sonst unvergleichlichen Briefe an Claudius: er sei von der Welt so ziemlich sequestrirt, und befinde sich dabei wenigstens nicht übler. — Aus dieser düstern an Leben und Glück verzweifelnden Stimmung ist auch ein Brief an die Reimarus (9. Aug. 78) hervorgegangen: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte ... Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles Alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! ... Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" —

*) Doch will er nicht, daß man dies Verzweiflung nenne: „Nicht Verzweiflung — schreibt er vier Tage nachher, 7. Januar 1778 — sondern vielmehr Leichtsinn ist mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt." —

**) „Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!" (12. Jan.) — „Zusprache von meinen Freunden thut mir jetzt desto wohler, je nöthiger mir sie ist. Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligsten Stellen in meinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe. Jeder zerstreut sich so gut als er kann." (6. April.)

neres Verdorren: „Ach, ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm!“ (1780). — „Der Bücherstaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weise verloren habe.“ —

So schmerzlich auch der Anblick sein mag, wie eine so auf das Höchste gerichtete Sehnsucht doch nicht zu einer wahrhaft versöhnenden Lebensansicht gelangen konnte:*) unvergleichlich ehrwürdiger wird sie uns doch sein als die Bequemlichkeit der Tausende, die ein solches Gemüth nur mit Wagners Worten im Faust anzustaunen wissen:

„Ich habe selbst oft grillenhafte Stunden;
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.“ —

Vielleicht hat Hamanns prophetischer Blick in die Tiefen der Menschenbrust auch in Lessing die verborgene Quelle seines innern Unfriedens erkannt, als er von dem großen Kritiker urtheilte: sein Scharfsinn sei sein böser Dämon gewesen. Er konnte damit nichts anderes, meinen, als jenes zu große Uebergewicht des kritischen zersetzenden Verstandes, des verzehrenden Geisteshungers über die stille innige Sammlung der Seele, über die selige Ruhe des innern Schauens, über die Glaubenskraft der Selbsthingebung an Gottes ewige Wahrheit und Liebe.

Für Lessings religiöse Weltansicht in den letzten zehn Jahren seines Lebens sind der Nathan und die Erziehung des Menschenge-

*) Im Interesse Lessings und der christlichen Kirche ist es gewiß zu beklagen, daß diese vorzugsweise nur von einem Götze gegen ihn vertreten wurde. — Wie wahr ist es, was in neuester Zeit bei ähnlicher Gelegenheit geltend gemacht wurde: „Es ist ein „großes Geheimniß um den Geist und den Buchstaben, viel größer als man denkt. „Gott will nicht allein die Wahrheit von uns hören, die er uns ja selbst erst offenbaret „hat, sondern er will vor allen Dingen die Wahrheit davon sehen: Liebe, zunächst zu „den Brüdern, die man siehet, und zu Ihm, den man nicht siehet. Wo er diese Frucht „nicht findet, da verdorret der blüthenreichste Feigenbaum; die Schriftgelehrten, welche „das Wort der Wahrheit auf Herrschaft und Muthwillen ziehen, werden verworfen, „die Zöllner und Sünder angenommen. In solchen Aussprüchen der Geschichte redet „eine tiefe und ernste Stimme zu uns.“ — Ein Wort aus dem Munde eines der wenigen groß und tief denkenden Staatsmänner der Gegenwart! —

ſchlechts die beiden wichtigſten Urkunden: ein poetiſches und ein philoſophiſches Glaubensbekenntniß. Beide in der eigenthümlichen Weltanſchauung Leſſings wurzelnd, ſind ſie doch zunächſt durch den Streit mit Götze hervorgerufen, und haben die Beſtimmung: den religiöſen Gedanken Leſſings in einem freieren und umfaſſenderen Zuſammenhange zu zeigen, im deutlichen Gegenſatze gegen den Fragmentiſten (Reimarus) und gegen Götze, gegen den kritiſchen Deismus, wie gegen den zelotiſchen Orthodoxismus.

Zuerſt kommt ſein Nathan*) in Betracht. In dem Märchen von den drei Ringen liegt der Nerv des Buches; es iſt dies dieſelbe Epiſode,

---

*) Wir geben hier die Entſtehungsgeſchichte und die Beurtheilung deſſelben mit Leſſings eigenen Worten:

„Da habe ich — ſchreibt er ſeinem Bruder 11. Aug. 1778 — dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moſes es für gut finden, ſo will ich das Ding auf Subſcription drucken laſſen ... Wenn Ihr den eigentlichen Inhalt wiſſen wollt, ſo ſchlagt das Decamerone des Boccaccio auf Giornata I, Nov. III. Melchisedech Judeo. Ich glaube eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben." — „Ich muß verſuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigſtens noch ungeſtört will predigen laſſen." (An die E. Reimarus 6. Sept.) — „Jetzt iſt man hier auf meinen Nathan geſpannt und beſorgt ſich davon, ich weiß nicht was ... Es wird nichts weniger als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen ... Herr Moſes hat ganz recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angeſtimmt." (28. Octob.) — „Mein Nathan iſt ein Stück, welches ich ſchon vor drei Jahren ... vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgeſucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich ... dem Feinde damit auf einer anderen Seite in die Flanke fallen könne .... Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre." (7. Novemb.) — „Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan noch eine Satire auf Götzen erwarten. Es iſt ein Nathan, der beim Boccaz Melchiſedek heißt ... Introite, et hic Dii sunt! kann ich ſicher meinen Leſern zurufen." (An Herder 10. Januar 1779). — „Es kann wohl ſein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geſchehen wird. Genug, wenn er ſich mit Intereſſe nur lieſet, und unter tauſend Leſern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit ſeiner Religion zweifeln lernt!" (18. April 1779). — „Nathan iſt ein Sohn meines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen." (An Jacobi 18. Mai). — „Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefallen, freut mich ſehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin und auch Leſſen geantwortet habe, arbeite ich meinen frommen Samariter, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jeſu Chriſti, aus. Der Levit und der Prieſter werden eine gar brillante Rolle darin ſpielen." (An El. Reimarus 25. Mai). — Und in der Ankündigung des Nathan vom 8. Aug. 1778 (bei Lachmann XIII. 653) heißt es: „Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern ſoll, die

von der er in einem Briefe hofft: „daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und daß er gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen wolle, als noch mit zehn Fragmenten.“ — „Die Theologen aller geoffenbarten Religionen — heißt es nachher — werden freilich innerlich darauf ſchimpfen, doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.“ —

Oft ſchon iſt die Einwendung erhoben worden, daß die Wahl der Charaktere im Nathan dem Chriſtenthum Unrecht thue; den Islam vertritt die edle Geſtalt eines Saladin; für das Judenthum ſteht der weiſe, hochherzige Nathan ein; für die „Vernunft-Religion“ Recha und der Tempelherr, für das poſitive Chriſtenthum dagegen der dumpfe, zelotiſche Patriarch und Daja, mit Noth noch der Kloſterbruder. Der Gedankenhintergrund des Dichters lautet: Charaktere ſind von der Religion, in der man erzogen wird, unabhängig; die Tugend iſt ein freies Gewächs auf dem Boden jeder Religion.

Wenn Leſſing (bei Lachmann XI. 535) ſelbſt zugiebt: Nathans Geſinnung *gegen alle poſitive Religion* ſei von jeher die ſeinige geweſen — ſo iſt dies, in Uebereinſtimmung mit vielen andern Aeußerungen, nur als Widerſpruch gegen die „*Evidenz und Allgemeingültigkeit*“ jeder poſitiven Religion zu verſtehen:*) „Wenn man ſagen

---

ich mit derjenigen frommen Verſchlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der ſie allein glücklich zu betreiben iſt, ſo führet mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatraliſchen Verſuche in die Hände“ — u. ſ. w.

*) Zum beſſern Verſtändniß der Leſſing'ſchen Anſicht über natürliche und geoffenbarte Religion iſt das Bruchſtück eines Aufſatzes (Lachmann XI. 607) „Ueber die Entſtehung der geoffenbarten Religion“ höchſt wichtig. Als den vollſtändigen Inbegriff aller natürlichen Religion bezeichnet er hier: Einen Gott erkennen, ſich die würdigſten Begriffe von ihm zu machen ſuchen, auf dieſe würdigſten Begriffe bei allen unſern Handlungen und Gedanken Rückſicht nehmen. — Die Entſtehung der poſitiven Religion aus dieſer natürlichen wird nun auf eine höchſt dürftige Weiſe erklärt, die kaum auf die antiken Religionen, geſchweige denn auf das Chriſtenthum eine Anwendung findet: Da zu dieſer natürlichen Religion jeder Menſch nur nach dem Maße ſeiner Kräfte aufgelegt und verbunden ſei, ſonach eines jeden Religion verſchieden ſein würde, und einer allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menſchen nicht fähig wäre: ſo habe man aus der Religion der Natur eine poſitive R. bauen müſſen, ſobald man für gut erkannte, auch die Religion *gemeinſchaftlich* zu machen. Um alſo dem Nachtheile, welchen jene Verſchiedenheit der natürlichen Religion *im Staate* hervorbringen konnte, vorzubauen — habe man ſich über gewiſſe Dinge und Begriffe vereinigen und *dieſen conventionellen Dingen und Begriffen* eben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit *beilegen* müſſen, welche die natürlich erkannten Religions-Wahrheiten *durch ſich ſelber hatten*. Gerade ſo ſei aus dem Natur-Recht ein poſitives Recht erbaut worden. Die poſitive Religion erhalte ihre Sanktion durch das Anſehen ihres Stifters, welcher vorgab: daß das Conventionelle derſelben eben ſo gewiß von Gott komme, *nur mittelbar durch ihn*, als das Weſentliche derſelben unmittelbar durch eines jeden Vernunft. —

Dieſer Auseinanderſetzung zufolge wäre poſitive Religion gleichbedeutend mit

wird — so fährt er fort — dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahingegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt — so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug, doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen." —

Es gehört mit in diesen Zusammenhang, wenn er anderswo behauptet (L. XI. 608): Alle positiven und geoffenbarten Religionen seien gleich wahr und gleich falsch; gleich wahr, insofern es überall gleich nothwendig gewesen, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen; gleich falsch, indem das, worüber man sich verglichen [d. h. das Positive], nicht neben dem Wesentlichen bestehe, sondern das Wesentliche schwäche und verdränge. Die beste geoffenbarte oder positive Religion sei daher die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthalte, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränke.

Nathan soll nun eben auf die Gefahren hinweisen, die der wahren sittlichen Religiosität (der Natur- oder Vernunft-Religion) von Seiten der positiven Religionen drohen, die nach seiner Ansicht so leicht, ja fast mit Nothwendigkeit in einen vorurtheilsvollen, hassenden, unsittlichen und verfolgungssüchtigen Sektengeist ausarten. Von dem Siege der Gesinnungen, die sein Nathan einflößen möchte, erwartete Lessing ein goldenes Zeitalter der Humanität: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte; aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!" —

Lessing fordert im Nathan von den Religionen, sie sollen ihren Werth und Vorzug durch den „Beweis des Geistes und der Kraft" geltend machen, und wirft den Christen seiner Zeit vor*), „daß dieser Beweis

---

Staatsreligion, das Werk politischer Nothwendigkeit, das Produkt politischer Reflexion. Der umfassende Begriff, den wir mit der Offenbarung überhaupt, und mit der Offenbarung in Christo insbesondere verbinden, wird durch Lessings obige Darstellung gar nicht berührt. Er steht dort so gut wie seine Gegner auf der antiquirten Auffassung der Religion als einer bloßen Doctrin und Moral. —

*) „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft." 1777. — Sehr wahr sagt daher

jetzt weder Geist noch Kraft mehr habe, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken sei." — Die alleingültige Beglaubigung der wahren Religion — das wird nun im Nathan gelehrt — müsse auf dem sittlichen Gebiete, in der Mittheilung milder, reiner Gesinnung gesucht werden:

„Ich höre ja: der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft: beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können .....

„Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!" —

Auf diese sittliche Seite der Religion wird auch in einem andern für Lessing sehr bezeichnenden Worte Nathans großer Nachdruck gelegt:

„Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder;
Sie sprach mit sanfter Stimm': Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm, übe was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst." —

Von Seiten ihrer Gründe — hatte Nathan ja schon vorher erklärt — seien die positiven Religionen nicht zu unterscheiden; denn jene Gründe stützten sich alle auf Geschichte, geschriebene oder überlieferte, und Geschichte müsse doch allein auf Treu und Glauben angenommen werden; der rechte Ring sei also (durch Gründe) fast „so unerweislich als der rechte Glaube." —

Nehmen wir noch die Worte des Tempelherrn und der Recha dazu, so ist der Grundgedanke des Drama von seiner positiven wie von seiner negativen Seite dargelegt. Religion, bemerkt jener, sei — wie er nun wohl sehe — auch Partei, und wer sich drob auch noch so unparteiisch glaube, halte, ohne es selbst zu wissen, doch nur seiner die Stange. Nicht

---

Wilhelm Wackernagel — in der oben angeführten Festrede „Lessings Nathan" in Gelzers protestant. Monatsblättern 1855 Bd. VI — von Lessing: „Nicht bloß die Wissenschaftlichkeit, auch den frommen Sinn, auch die Liebe vermißte er bei den Bekennern und den Lehrern des Christenthums." — Dagegen kann ich mir den Ausspruch nicht aneignen: „das Gedicht sei lediglich ein Zeugniß und Erzeugniß des Deismus." S. 247. —

Alle seien frei, die ihrer Ketten spotten; der schlimmste Aberglaube sei: den seinen für den erträglicheren zu halten. — Die Lessing'sche Ablehnung eines jeden auf Ausschließlichkeit und Alleingültigkeit Anspruch machenden Glaubens wird der Recha (in ihrer Charakteristik der Daja) in den Mund gelegt:

„Die arme Frau — ich sag' Dir's ja —
Ist eine Christin; muß aus Liebe quälen;
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen! —
Und sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders. Denn, ist's wahr,
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:
Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehn, der in's
Verderben stürzt, in's ewige Verderben?" —

Wenn Lessing im Nathan ausschließlich auf die ethische Bethätigung der Religion dringt, so darf doch nicht übersehen werden, daß er zwischen einem menschlichen und einem göttlichen, einem äußern und einem innern Maßstabe des Sittlichen sehr wohl zu unterscheiden wußte. Verlangte er für das **menschliche** Auge Thaten als die sichtbaren Früchte des gereinigten Innern, so täuschte er sich doch nicht darüber: wie wenig solche Thaten vor dem göttlichen Auge, vor dem höchsten sittlichen Gerichte, an und für sich selbst gelten, wie wenig sie den Menschen wahrhaft „rechtfertigen" können. Diese Unterscheidung liegt klar genug im Gebete Nathans:

„Der du allein den Menschen nicht
Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten **seine** Thaten sind, o Gott." —

Es erscheint uns daher als das Erhabenste im ganzen Gedichte, daß der entscheidende weltgeschichtliche Beweis für die wahre Religion auf einen großen Gerichtstag der Zukunft verwiesen wird, wenn dereinst nach tausenden von Jahren die Früchte ans Licht kommen werden, welche hier der gute, dort der faule Baum des Glaubens hervorgebracht:

„Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl." —

Es verriethe kläglichen Kleinmuth, bedenkliches Mißtrauen in die innern Kräfte der wahren Religion Christi, wenn man, zur vermeintlichen Ehre des Christenthums, gegen diese Berufung an das Gericht der Zukunft sich verwahren wollte. Allerdings trägt der wahrhaft Gläubige das

Zeugniß der Wahrheit, deſſen er bedarf, in ſeinem Herzen, und braucht auf keine künftigen Beweiſe zu warten; dies iſt das innere Zeugniß des Geiſtes, „der da wehet, wo er will.“ Anders aber iſt das weltgeſchichtliche Zeugniß, das nicht myſtiſcher, ſondern ethiſcher Natur iſt: die Thaten heiliger Liebe, die Leiden und die freien Opfer, die der Welt beweiſen, von wannen ſie ſtammen. Das iſt der Beweis des Geiſtes und der Kraft für das Chriſtenthum, der ſchon Großes in der Geſchichte vollbracht hat, der aber Größeres und das Größte erſt noch vollbringen muß, wenn der chriſtliche Geiſt in Wahrheit über die Menſchheit herrſchen ſoll.

In dieſem Sinne, wir wiederholen es, iſt Leſſings Nathan eine tief ins faule Fleiſch ſchneidende Umſchreibung des großen evangeliſchen Wortes: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Es iſt eine reformatoriſche Mahnung und Ladung an das in Formeln, Ceremonien und Sektengeiſt erſtorbene Kirchenthum vor das Gericht der Geſchichte und der Zukunft, das ſich eben ſo gewiß vor der Religion der Liebe und Demuth beugen, als es den Wahn des Aberglaubens und Ketzerhaſſes verurtheilen wird.

An das poetiſche Glaubensbekenntniß Leſſings (Nathan) ſchließt ſich erläuternd und berichtigend das philoſophiſche an: die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Dieſe wichtige Schrift iſt aber nur im Zuſammenhange mit andern philoſophiſchen Aeußerungen Leſſings verſtändlich, die wir deshalb hier noch näher zu würdigen haben.*)

Ueber die philoſophiſche Richtung, die Leſſing in ſeinen letzten Jahren genommen, hat Friedrich Jacobi ein viel beſprochenes Zeugniß („Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelsſohn“) hinterlaſſen, demzufolge er ſich dem Spinozismus in die Arme geworfen hätte. Hier das Weſentliche aus dem Anfange des merkwürdigen Geſpräches Jacobi's mit Leſſing:

---

*) Das vorzüglichſte Verdienſt um das Verſtändniß der Leſſing'ſchen Philoſophie hat ſich unſtreitig Guhrauer erworben: „Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts, kritiſch und philoſophiſch erörtert.“ 1841. Im Einzelnen freilich läßt ſich noch über Vieles ſtreiten: ob z. B. Leſſing nicht zuweilen auch da γυμναστικως ſprach, wo Guhrauer ihn δογματικως faßt? zumal wenn wir an Leſſings ſchon citirte Erklärung denken: „er mache ſich gern allerlei Hypotheſen und Syſteme, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureißen.“ — Obwohl auch dies Geſtändniß nur mit Maß und gehörigem Abzug zu nehmen iſt, ſo iſt es doch ganz gewiß kein bloßer Scherz.

Nach Durchleſung des Goethe'ſchen Gedichtes „Prometheus," wo die unverhüllteſte Leugnung einer höhern Lenkung menſchlicher Geſchicke ausgeſprochen iſt, äußert Leſſing: „Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das ſchon lange aus der erſten Hand ... der Geſichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen iſt, das iſt mein eigner Geſichtspunkt ... Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit ſind nicht mehr für mich; ich kann ſie nicht mehr genießen. *Ἓν καὶ Πᾶν*! Ich weiß nichts anderes. Dahin geht auch dieſes Gedicht. — Jacobi: Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverſtanden. Leſſing: Wenn ich mich nach jemand nennen ſoll, ſo weiß ich keinen andern. — Jacobi: Spinoza iſt mir gut genug, aber doch ein ſchlechtes Heil, das wir in ſeinem Namen finden. — Leſſing: Ja, wenn Sie wollen. Und doch ... Wiſſen Sie etwas Beſſeres? ... Es giebt keine andere Philoſophie als die des Spinoza. — Jacobi: Das mag wahr ſein; denn der Determiniſt, wenn er bündig ſein will, muß zum Fataliſten werden; hernach giebt ſich das Uebrige von ſelbſt ... Aber im Spinoza ſteht mein Credo nicht. Ich glaube eine verſtändige perſönliche Urſache der Welt. — Leſſing: O deſto beſſer! da muß ich etwas ganz neues zu hören bekommen. — Jacobi: Freuen Sie ſich nicht zu ſehr darauf. Ich helfe mir durch einen Salto mortale aus der Sache; und Sie ſcheinen am Kopf-unter eben keine ſonderliche Luſt zu finden... Die ganze Sache beſteht darin, daß ich aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus und gegen Alles, was mit ihm verknüpft iſt, ſchließe... Leſſing: Ich merke, Sie hätten gern Ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen u. ſ. w.... Jacobi: Den Spinoza zu faſſen, dazu gehört eine zu lange und zu hartnäckige Anſtrengung des Geiſtes... Eine ſolche Ruhe des Geiſtes, einen ſolchen Himmel im Verſtande, wie ſich dieſer helle reine Kopf geſchaffen hatte, mögen wenige gekoſtet haben. — Leſſing: Und Sie ſind kein Spinoziſt ... So müſſen Sie ja bei Ihrer Philoſophie aller Philoſophie den Rücken kehren ... oder Sie ſind ein vollkommener Skeptiker. — Jacobi: Im Gegentheil, ich ziehe mich aus einer Philoſophie zurück, die den vollkommenen Skepticismus nothwendig macht ... und ziehe dem Lichte nach, wovon Spinoza ſagt, daß es ſich ſelbſt und auch die Finſterniß erleuchtet. Ich liebe den Spinoza, weil er mehr als irgend ein anderer Philoſoph zu der vollkommenen Ueberzeugung mich geleitet hat, daß ſich gewiſſe Dinge nicht entwickeln laſſen, vor denen man die Augen darum nicht zudrücken, ſondern ſie nehmen muß, wie man ſie findet ... Auch hat Spinoza ſich nicht wenig krümmen müſſen, um ſeinen Fatalismus bei der Anwendung auf menſchliches Betragen zu verſtecken ... Auch der größte Kopf, wenn er Alles ſchlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen mit einander reimen und ſonſt nichts gelten laſſen

will, muß auf ungereimte Dinge kommen ... Leſſing: Ihr Salto mortale gefällt mir nicht übel; und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf dieſe Art Kopf-unten machen kann, um von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht. — Jacobi: Wenn Sie nur auf die elaſtiſche Stelle treten wollen, die mich fortſchwingt, ſo geht es von ſelbſt. — Leſſing: Auch dazu gehörte ſchon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem ſchweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf." —

Beide Männer waren, nach Jacobi's eigenem, doch keineswegs vollgültigem Ausſpruche, „in ihrer Philoſophie ſehr wenig aus einander, und nur (?) im Glauben unterſchieden." — Jenes Geſpräch erregt unſer Intereſſe nicht darum bloß, weil es die Eigenthümlichkeit beider Geiſter in faßbaren Spitzen zeigt, ſondern mehr noch als ein friedliches, tief bedeutſames Vorſpiel der Wechſelwirkungen, Bündniſſe und Kämpfe, welche ſeit mehr als einem halben Jahrhunderte zwiſchen Religion und Philoſophie ſtattgefunden, und zur Begründung der geiſtigen Hegemonie deutſcher Bildung ſo mächtig mitgewirkt haben. —

Daß aber Leſſing mit dem abſoluten Spinozismus ſein philoſophiſches Forſchen über göttliche Dinge abgeſchloſſen habe, kann durch jenes Jacobi'ſche Geſpräch um ſo weniger zur kulturgeſchichtlichen Thatſache erhoben werden, als andere Zeugniſſe aus Leſſings eigener Feder dem unzweideutig widerſprechen. Als den zuverläſſigſten Ausgangspunkt für dieſe Unterſuchung dürfen wir jene Erklärung Leſſings anſehen: „daß er die orthodoxen Begriffe von der Gottheit nicht mehr genießen könne;" die orthodoxen, das heißt, die ſcholaſtiſchen Begriffe, welche die ſyſtematiſche Schul-Theologie überliefert und ausgebildet hatte, und die im letzten Grunde auch weiter nichts ſind als ſcharfſinnige Verſuche des grübelnden Verſtandes: die Idee des lebendigen Gottes der Schöpfung und Erlöſung in philoſophiſche Schulformeln zu faſſen, ohne damit auch nur von ferne die Fülle, Tiefe und Elaſticität der bibliſchen Anſchauung umſpannen zu können.

Der Widerſpruch gegen die ſcholaſtiſchen Begriffe von den göttlichen Dingen ſchließt alſo noch keineswegs einen Bruch mit dem tieferen Gehalte der chriſtlichen Offenbarung in ſich.*) Eine Vermittlung mit dieſem

*) Leſſing ſelbſt macht dem Fragmentiſten (Reimarus) den Vorwurf: bei ſeinen Angriffen gegen das Chriſtenthum dieſe Unterſcheidung nicht genug beachtet zu haben: „Er nimmt Alles, was ein gewiſſes, in gewiſſen ſymboliſchen Büchern vorgetragenes Syſtem des Chriſtenthums begreift, für das einzig wahre eigentliche Chriſtenthum. Sätze, ohne welche das Chriſtenthum nicht beſtehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt worden, und Sätze, welche man bloß

letzteren suchte Lessing auf der Grundlage der Leibnitz'schen Philosophie; wenigstens tragen mehrere Aufsätze aus seiner spätern Zeit unverkennbar dies Gepräge; so z. B. das Bruchstück: „Das Christenthum der Vernunft" (bei Lachmann XI. 604). —

In die wenigen Blätter dieses Bruchstückes hat Lessing die Grundzüge einer Theologie, einer Anthropologie und Ethik niedergelegt, die den Spinozismus*) mit Leibnitz und beide mit der christlichen Kirchenlehre zu vermitteln suchen. Gott der Vater wird hier aufgefaßt als das ewige vollkommenste Wesen, das von Ewigkeit her nur sich selbst denken konnte; Gott der Sohn als ein identisches Bild, ein ewiger Gedanke Gottes, ein Wesen, das Gott von Ewigkeit her schuf, indem er sich selbst von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit dachte; Gott der Geist als die Harmonie zwischen Gott und dem Sohne Gottes, eine Harmonie, in welcher Alles ist, was in dem Vater und in dem Sohne ist, die also selbst Gott ist — dies der Schlüssel der Trinitätslehre. Die Welt ist ihm die Gesammtheit der Wesen, die Gott dadurch erschuf, daß er seine Vollkommenheiten zertheilt dachte, und zwar so, daß wir sie nach unendlichen Graden des Mehrern und Wenigern zertheilt denken müssen, die so auf einander folgen, daß nirgends ein Sprung oder eine Lücke zwischen ihnen sei. Aus der Harmonie, die zwischen den einfachen Wesen (denn nur die einfachen Wesen schafft Gott, das Zusammengesetzte ist nur eine Folge seiner Schöpfung) bestehe, sei Alles zu erklären, was unter ihnen überhaupt (das ist: in der Welt) vorgehe. Die Vollkommenheiten dieser einfachen Wesen, die „gleichsam eingeschränkte Götter" seien, müssen den Vollkommenheiten Gottes ähnlich sein wie Theile dem Ganzen. Das Gesetz der moralischen Wesen, das aus ihrer eigenen Natur entnommen

---

zur bessern Verbindung jener eingeschaltet oder aus ihnen folgern zu müssen vermeint, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bei Bestreitung des Christenthums alle Sekten für Einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Sekten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen .... noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit .... noch auch die Lehre von der Theopneustie, wie er sie vorträgt!" — (Zusätze des Herausgebers zu den Fragmenten des Ungenannten. II.)

*) Ueber die Beschäftigung Lessings mit Spinoza während seines Aufenthaltes in Breslau (1760—65) liegt ein Zeugniß in dem Briefe des Rektor Klose an Lessings Bruder vor: „Imgleichen wurde Spinoza's Philosophie der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle nach seinem Urtheil derjenige war, welcher ihn am wenigsten verstanden hatte. Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza's wahren Sinn am tiefsten eingedrungen." — (Lessings Leben von Karl Lessing I. — Guhrauer S. 47.)

sei, könne nur heißen: handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß.

Wenn Lessing hier und in der Erziehung des Menschengeschlechts durch seine Deutung der kirchlichen Lehrsätze dem Accommodations-Principe oder doch einem gewissen Latitudinarismus zu huldigen scheint — so war er sich seines sittlichen und geistigen Rechtes dabei vollkommen bewußt; die sophistischen Täuschungskünste und Charlatanerien, wie sie seitdem aufgekommen, verabscheute er.*) Seine Grundsätze über die Grenzen der erlaubten, ja nothwendigen Anbequemung an die Ausdrucksweise Anderer hat er in dem Aufsatze: „Leibnitz, über die ewigen Strafen" angedeutet: „Leibnitz — heißt es hier — suchte dann und wann die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen ... Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel ... Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand." —

„Ich gebe es zu — fährt Lessing fort — daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn gerade beschuldigte: er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig

*) Ein Wort aus seinem Berengarius Turonensis (1770) wird dies am besten bestätigen: „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder wenn er sie erworben hat, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mittelding von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist .... „Wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas schlechteres als einen solchen Kuppler der Wahrheit." —

gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, Allen Alles zu werden, entschuldigen." Nur darum habe Leibnitz sich die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen und mit neuen Gründen bestärkt, weil sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimmte als die entgegengesetzte Lehre; freilich habe er sie nicht in dem „rohen und wüsten Begriffe" genommen, in dem sie so mancher Theolog nehme; obwohl selbst in diesem noch mehr Wahres liege, als in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung. —

Was Lessing hier an Leibnitz billigt, das befolgt er (namentlich in den zehn letzten Jahren seines Lebens) als eigenen Grundsatz in seinen wichtigsten Aufsätzen religiösen Inhaltes, besonders in demjenigen, den er (in einem Briefe an Herder 25. Juni 1780) als sein „eigenes Glaubensbekenntniß" bezeichnet: in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" (1780).*) Hier macht er den Versuch, angelehnt an seine

*) In neuester Zeit ist bekanntlich über den eigentlichen Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts gestritten worden, seit Körte in seiner Schrift: „Albrecht Thär. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth." (Leipzig 1839) die Behauptung aufgestellt: die „Erziehung" sei dem Stoff und den Gedanken nach eine Jugendarbeit Thärs, und von Lessing theils nur fortgesetzt, theils nur hin und wieder überarbeitet. — Diese Behauptung wurde von Illgen (in der Zeitschrift für historische Theologie 1839. Heft IV.) als fertiges Resultat angenommen: „es sei erwiesen, daß die Grundlage von Lessings berühmter Schrift von Thär herrühre." — Auch D. F. Strauß ging auf diese Zweifel ein. Wogegen Dr. Guhrauer in der Schrift: „Lessings Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's: Albrecht Thär. Berlin 1841" — aus innern Gründen der Kritik mit glänzender Ueberlegenheit den Gegenbeweis zu führen suchte. Guhrauer begnügte sich aber nicht damit, die „Erziehung" als ein unentbehrliches und unverkennbares Glied in der Kette der Lessing'schen Weltansicht nachzuweisen; er ging so weit: die Bekenntnisse Thärs, auf welche Körte sich stützte, als ein untergeschobenes Machwerk des letzteren zu beseitigen. — Körte antwortete in den Blättern für literarische Unterhaltung 1841 (Nr. 346) mit Spott.

Nach Körte's Tode hat Guhrauer (in einer Erklärung in der Allgemeinen Preuß. Zeitung Nr. 208 von 1847) seinen früheren Verdacht zurückgenommen: Er sei durch einen Verwandten der Familie Thär in Kenntniß gesetzt, daß das Original jener Bekenntnisse („mein Lebenslauf und Bekenntnisse für Philippine") vorhanden und aufbewahrt werde, und — was die Hauptsache — daß die abgedruckten Bekenntnisse genau mit dem von der Hand Thärs geschriebenen Originale zusammentreffen. — Aber auch jetzt setzt Guhrauer hinzu: seine Ueberzeugung von der vollkommenen durchgängigen Echtheit der berühmten Schrift Lessings sei unerschüttert geblieben. In der Annahme: Lessing habe sich in dem Briefe an seinen Bruder (25. Febr. 1780) dazu bekannt: kann ich Herrn Dr. Guhrauer nicht beistimmen. Die Worte Lessings heißen:

esoterische Philosophie, den denkenden Geist mit dem Dogma der Kirchenlehre zu versöhnen. —

Der Verfasser — heißt es im Vorbericht — habe sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaube. Vielleicht bringe diese Schrift aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhülle noch ganz entdecke, einen Fingerzeig mit, um den er oft verlegen gewesen. Den Fingerzeig nämlich: warum wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken wollen, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? —

In seiner Bemerkung: er verlange nicht, daß die Aussicht, die ihn entzücke, auch jedes andere Auge entzücken müsse — lag schon die richtige Ahnung, daß er hierbei von wenigen Zeitgenossen würde verstanden werden. Diese Erfahrung sprach er auch gegen Herder (25. Juni 1780) aus: „Nun wird sich der Ungenannte (d. h. der Wolfenbüttler Fragmentist, Reimarus) schon selbst so weit helfen, als er sich nach den Gesetzen einer höheren Haushaltung helfen soll. Auf mein eigenes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelassen; wenigstens mich darüber ausgelassen ... Und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt. Vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen noch der andern Partei gelegen kam. Ist er noch so weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lärmen über ihn angefangen?“ —

Die nächste äußere Veranlassung auch zu dieser Schrift hatten die Wolfenbüttler Fragmente gegeben: jener deistisch-rationalistischen, offenbarungsfeindlichen Geschichts-Auffassung des Reimarus wollte Lessing hier eine freiere gerechtere Anschauung aller geschichtlichen Offenbarungen

---

„Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und Mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig gewesen sind.“ — In dieser Stelle liegt nicht die volle Beweiskraft, die Guhrauer darin sieht; Lessing bekennt sich auch hier nicht ganz unzweideutig zu seiner Schrift; mit dürren Worten thut er es nirgend (dies ist auch Lachmanns Ansicht). Die innern Gründe Guhrauers sind dagegen um so stärker.

Ein ungelöster Knoten bleibt aber noch immer jene Behauptung Thärs in seinen Selbstbekenntnissen; stammt sie aus Eitelkeit und Selbsttäuschung? oder beruht sie auf einer entstellten Thatsache?

entgegenstellen, eine Anschauung, wie er sie den ersten Grundlinien einer tieferen Religionsphilosophie verdankte. Er stellt die Offenbarung unter den Gesichtspunkt der Erziehung: sie sei die bisherige und noch fortdauernde Erziehung der Menschheit, und gebe dem Menschengeschlechte nichts, worauf die sich selbst überlassene menschliche Vernunft nicht auch kommen würde; nur gebe sie es ihm geschwinder und leichter.*) — Erst werde die Vernunft durch die Offenbarung geleitet, dann aber diese durch jene erhellt; gerade diese Wechselseitigkeit von Vernunft und Offenbarung sei dem Urheber beider am angemessensten. In den Schriften des Alten Testaments sieht er die Elementarbücher für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk, im Neuen Testamente sodann das zweite, bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht; aber noch warte unser eine dritte Stufe:**) die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, wo das menschliche Geschlecht auf die höchsten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit kommen werde, indem es die Tugend um ihrer selbst willen liebe. —

Diese Hoffnung auf ein „neues Evangelium" wird um so erklärlicher, wenn wir berücksichtigen, wie dürftig und ungenügend Lessing das Wesen des Christenthums aufgefaßt; denn Christus erscheint in diesem Zusammenhange nur als „ein besserer Pädagog" denn Moses, als „der erste zuverlässige praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele," und zwar für das Knabenalter der Menschheit.***) Möge es auch — ist seine Ansicht — mit der historischen Wahrheit der christlichen Religion noch so mißlich aussehen, so können wir nichts desto weniger

---

*) „Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat es privilegirte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größeren Lichte entgegen eilten, und Andern ihre Empfindungen davon zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten .... „Dergleichen Männer stehen noch jetzt von Zeit zu Zeit einige auf, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt." — (Gegensätze zum Fragmente IV. — 1777.)

**) Nur warnt er vor Uebereilung im Heraufbeschwören dieser neuen Stufe, ehe die alte ganz ausgelebt sei: „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst. Bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler, kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück!" —

***) Dies schließt also schon die bestimmte Aussicht auf künftige höhere Stufen über das Christenthum hinaus in sich: „So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmälig zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?"

durch ſie auf nähere und beſſere Begriffe vom göttlichen Weſen, von unſerer Natur, von unſern Verhältniſſen zu Gott geleitet werden. Die Jünger Chriſti ſeien ſchon darum unter die „Pfleger und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts“ zu rechnen, weil ſie jener von Chriſtus zuerſt praktiſch*) gelehrten Wahrheit (von der Unſterblichkeit der Seele) einen allgemeinern Umlauf unter mehreren Völkern verſchafften; und wenn ſie auch jene Eine große Lehre noch mit andern weniger einleuchtenden und nützlichen Lehren verſetzten, ſo ſeien doch ſelbſt dieſe Beimiſchungen ein „neuer Richtungsſtoß für die menſchliche Vernunft“ geworden.

Den letztern Gedanken führt er dann beiſpielsweiſe an den kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit, der Erbſünde und der Genugthuung des Sohnes durch, um in dieſen der gemeinverſtändigen Auffaſſung am meiſten verſchloſſenen Dogmen die Keime oder Fingerzeige allgemeiner Wahrheiten nachzuweiſen und die Anknüpfung an die Ideen ſeiner eſoteriſchen Philoſophie anzudeuten. „Wie? wenn dieſe Lehre — bemerkt er über das Dogma der Dreieinigkeit — den menſchlichen Verſtand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen ſollte, zu erkennen: daß Gott in dem Verſtande, in welchem endliche Dinge eins ſind, unmöglich eins ſein könne; daß auch ſeine Einheit eine tranſcendentale ſein müſſe, welche eine Art von Mehrheit nicht ausſchließt? — „Und die Lehre von der Erbſünde: Wie? wenn uns endlich Alles überführte, daß der Menſch auf der erſten und niedrigſten Stufe ſeiner Menſchheit ſchlechterdings ſo Herr ſeiner Handlungen nicht ſei, daß er moraliſchen Geſetzen folgen könne? — „Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes: Wie? wenn uns endlich Alles nöthigte anzunehmen: daß Gott ungeachtet jener urſprünglichen Unvermögenheit des Menſchen ihm dennoch moraliſche Geſetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen in Rückſicht auf ſeinen Sohn d. i. in Rückſicht auf den ſelbſtändigen Umfang aller ſeiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verſchwindet, lieber verzeihen wollen — als daß er ſie ihm nicht geben, und ihn von aller moraliſchen Glückſeligkeit ausſchließen wollen, die ſich ohne moraliſche Geſetze nicht denken läßt?“ —

Von dieſen Andeutungen: wie er ſich eine Anlehnung ſeiner Philoſophie**) an die Kirchenlehre möglich und nützlich denke — wendet er ſich

*) „Denn ein anderes iſt: die Unſterblichkeit der Seele als eine philoſophiſche Spekulation vermuthen, wünſchen, glauben — ein anderes: ſeine innern und äußern Handlungen darnach einrichten.“ — „Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinſicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.“

**) Verſchwiegen darf es indeſſen bei dieſem Anlaſſe nicht werden, daß dieſes Bei-

am Schlusse der Schrift noch zu einem Grundgedanken seiner gesammten religiösen Weltanschauung: zur Idee der Seelenwanderung, die einen Eckstein seiner Anthropologie, seiner Philosophie der Religion und der Geschichte bildet.

Eben die Bahn — das ist sein Gedanke — auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, müsse jeder einzelne Mensch (der eine früher, der andere später) erst durchlaufen haben; und zwar wohl nicht in einem und eben demselben Leben. „Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? — „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen nicht lohnet? Darum nicht? Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? — „Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" *)

Zum Verständnisse dieser Idee in ihrem innern Zusammenhange mit Lessings Denkweise sind zwei andere literarische Urkunden von der größten Wichtigkeit: der Aufsatz „Leibnitz, von den ewigen Strafen" und das Bruchstück aus Lessings Nachlasse (Lachmann XI. 458) „daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können." In diesem letzteren (dem ergänzenden Seitenstücke zu dem „Christenthum der Vernunft") giebt Lessing die naturphilosophische Grundlage

---

spiel Lessings, durch Umdeutung sich mit den theologischen Dogmen des kirchlichen Lehrsystems zu befreunden — seitdem vielfach eine verderbliche Nachwirkung ausgeübt hat; wenn nämlich die Umdeutung als reservatio mentalis verschwiegen wird, um bei dem Laien den Schein einer Uebereinstimmung mit dem Buchstaben des kirchlichen Dogma hervorzubringen. Auf diese Weise ist unleugbar ein Element der Unwahrheit in die Theologie gekommen.

*) In etwas rohen Umrissen wird diese Ansicht Lessings auch von seinem Bruder (in Lessings Leben B. II.) „aus mündlichen Unterredungen" mitgetheilt: „Die menschliche Seele, glaubte er, wäre schon in viele Körper gewandert, und immer aus dem letzten vollkommener gekommen als aus dem vorhergehenden; es könnte sein, daß sie auch anfangs gar in thierischen Körpern gewesen und durch Verlassung endlich in menschliche übergegangen, aus denen sie noch in weit edlere Wesen wandeln würde, wenn sie nicht vorsätzlich dieser Veredlung entgegen arbeitete." —

jener Idee, während er in dem Artikel „über die ewigen Strafen“ den ethischen Gipfelpunkt derselben leise hinzeichnet. Dort überschaut er mit einem einzigen genialen Blicke die fortschreitende Entfaltung der Seele in und mit der Sinnenwelt von ihrer untersten Stufe*) bis zu den höchsten Aussichten, die innerhalb der Naturentwickelung ihrer noch warten können.**) — „Dieses mein System — setzt er hinzu — ist gewiß das älteste aller philosophischen Systeme. Denn es ist eigentlich nichts als das System von der Seelenpräexistenz und Metempsychose, welches nicht allein schon Pythagoras und Plato, sondern auch vor ihnen Aegyptier und Chaldäer und Perser, kurz alle Weisen des Orients gedacht haben. Und schon dieses muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erste und älteste Meinung ist in speculativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel.“ — „Wie? (bemerkt er bei einem andern Anlasse, vgl. Lachmann XI. S. 455) wenn ich sagte, daß der Mensch oder jede Seele, solange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig,

---

*) Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet. Sie wird erst jeden dieser fünf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben u. s. w. gehabt haben, ehe ihr alle fünf zusammen zu Theil geworden.“ —

**) „Wie sehr erweitert sich dieser ihr zurückgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten! ... „Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinne dienen. Das ist: die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt. — „Stäubchen, die der Seele zu einerlei Sinne dienen, machen homogene Urstoffe.... „Genug, daß wir zuverlässig wissen, daß mehr als fünf dergleichen homogene Massen existiren, welchen unsere gegenwärtigen fünf Sinne entsprechen .... „So z. E. können und werden der elektrischen Materie oder der magnetischen Materie ebenfalls besondere Sinne entsprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektricität oder des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können ... „Kaum aber werden wir [d. h. nach Zurücklegung dieses gegenwärtigen menschlichen Zustandes] den Sinn der Elektricität oder den Sinn des Magnetismus selbst haben: so wird es uns gehen, wie es Saunderson würde ergangen sein, wenn er auf einmal das Gesicht erhalten hätte. Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichsten Phänomene entstehen, von denen wir uns jetzt eben so wenig einen Begriff machen können, als er sich von Licht und Farben machen konnte .... „Wenn wir nur vier Sinne hätten, und der Sinn des Gesichts uns fehlte: so würden wir uns von diesem eben so wenig einen Begriff machen können, als von einem sechsten Sinne. Und also darf man an der Möglichkeit eines sechsten Sinnes und mehrerer Sinne eben so wenig zweifeln u. s. w. .. „Wie viel andere dergleichen Materie (wie das Licht) kann es nicht noch geben, die eben so allgemein durch die Schöpfung verbreitet ist!“ —

daß ich auf meinem Wege der Vervollkommnung wohl durch mehr als eine Hülle der Menschheit durchmüßte?" —

In der Abhandlung „Leibnitz, von den ewigen Strafen" entwickelt Lessing die ethische Seite seiner Anthropologie, indem er dem schwersten und ernstesten Problem aller Religion und Geschichte ins Auge blickt: der Sünde. Er thut dies mit einem Ernste und einem Nachdrucke, der wohlthuend und großartig absticht von der entnervenden Schlaffheit und sittlichen Verweichlichung des gewöhnlichen Philanthropismus und sentimentalen Rationalismus. „Ich muß zuvörderst — sagt er — jene esoterische große Wahrheit selbst anzeigen, in deren Rücksicht Leibnitz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden zuträglich fand. Und welche kann es anders sein, als der fruchtbare Satz: daß in der Welt nichts insulirt, nichts ohne Folge, nichts ohne ewige Folgen ist? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen sein kann, und diese Folgen die Strafen der Sünde sind: wie können diese Strafen anders als ewig dauern?... „Ein moralisches Wesen kann nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, sondern ich sehe nicht, warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren, und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen könnte... „Gesetzt aber auch, daß der ewige Rückgang eines moralischen Wesens in sich selbst widersprechend wäre... genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist, und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestraft." — Doch schließt ihm die Ewigkeit der Folgen oder Strafen (dies ist ihm gleichbedeutend) der Sünde nicht die Möglichkeit der Besserung und Erlösung für den Einzelnen aus; und zwar so wenig, daß er sich mit der Lehre von einem läuternden Uebergangszustande entschieden befreundete;*) sowie er auch an der Allgültigkeit des Heils, für jeden, der es nicht vorsätzlich von sich stoße, festhielt.**) —

In nahem innern Zusammenhange mit der Erziehung des Menschengeschlechts stehen die „Gespräche für Freimaurer: Ernst und

*) „Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubt und lehrt, und den unsere Reformatoren — ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte — vielleicht nicht so schlechtweg hätten verwerfen sollen: was ist er im Grunde anders als die bessernde sokratische Hölle?" —

**) „Wehe dem menschlichen Geschlechte! wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht! An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwänglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?.. „Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg ist ein elendes Hirngespinnst." —

Falk“ (1778 und 1780). Wie dort die Idee der Welt-Religion den Mittelpunkt bildet, ſo hier die Idee der Welt-Kirche. Die Frage, um die es ſich dabei handelt, iſt die: ob die Humanitäts-Bildung und Geſinnung (denn das iſt ſeine Weltreligion) auch als Organiſation, als ſichtbare Kirche auftreten könne und dürfe? oder ob ſie nur als unſichtbare Kirche, als freie Verbindung der Gleichgeſinnten beſtehen und wirken dürfe?

So, als eine ſolche ideale Kirche der Humanität, möchte ſich Leſſing die Freimaurerei denken. „Sie beruht — ſo läßt er Falk in den Geſprächen ſich vernehmen — im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf dem Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter... Indeß hat ſie ſich freilich immer und aller Orten nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen, denn dieſe war ſtets die ſtärkere... Die Freimaurerei iſt nichts willkürliches, nichts entbehrliches, ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt... So mancherlei die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen ſich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen... Die wahren Thaten der Freimaurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird .... Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten als durch jene Trennungen [der Staatsverfaſſung, der Religion, des Standes]: werden ſie darum gut und heilig jene Trennungen? daß es verboten ſein ſollte, Hand an ſie zu legen, in Abſicht, ſie nicht größer einreißen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfordert; in Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen als möglich... Folglich wäre recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſein aufhört... Männer, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſein müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen... Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt und der Geringe ſich dreiſt erhebt... Wie? wenn dergleichen Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche? und dieſe Männer die Frei-

maurer wären? Wie? wenn es die Freimaurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammenzuziehen?... Dein Mißtrauen soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freimaurer zu Gemüthe führe, aus welchem sie nie ein Geheimniß gemacht haben. Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen." —

Mit dieser idealen Mission einer weltbürgerlichen Kirche war freilich, nach Lessings sehr freimüthigem Urtheile, die damalige Freimaurerei in der Wirklichkeit noch keineswegs im Einklang. Sein „Falk" betont es mit großem Nachdrucke: „wie unnütz, ja wie schädlich es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde; man könne die höchsten Pflichten der Maurerei erfüllen, ohne ein Freimaurer zu heißen. Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?... Loge verhält sich zur Freimaurerei wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußern Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts zu schließen. Vielmehr giebt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen, sondern eins hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet.... Kurz, das Logenwesen, so wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir nicht in den Kopf.... Gerathen sie nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu sein, was sie sein wollen?... Vielleicht soll dieses eben der Weg sein, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema (Hülle, Einkleidung) der Freimaurerei ein Ende zu machen." —

Jeder sieht, daß auch in dieser Frage Lessing nach einer Höhe und Tiefe zielte, wohin ihm Wenige folgten. Im Grunde seiner Seele arbeitete der große Gedanke einer freien die Welt umfassenden Kirche der Wahrheit und der Liebe, wie er sie in den Confessionen, Sekten und Orden seiner Zeit nicht zu finden wußte. — Und doch war dieser Gedanke seit achtzehnhundert Jahren durch die heiligste That der Weltgeschichte verwirklicht und als Samenkorn alles Großen und Guten in den Schoß der Menschheit gesäet.

Wir haben Lessing als Kritiker, als Dichter und als Religionsphilosophen kennen gelernt; überall offenbarte sich uns eine überwiegend antike Natur; wie er auch selbst sich dieser Vorliebe für die alte Welt wohl bewußt war und gerne an die Uebereinstimmung seiner Philosophie mit der antiken und orientalischen erinnerte:*) „Was alle Religionen gemein haben — meinte er — kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund sein." —

Eine genauere Erörterung des Gedankenganges seiner Spekulation müssen wir dem Geschichtschreiber der Philosophie überlassen; aber auch wir haben bei diesem allgemeineren Ueberblicke der deutschen Bildungsgeschichte die Pflicht, daran zu erinnern: welch mächtigen Anstoß auch von dieser Seite jener außerordentliche Geist gegeben. Für die Anbahnung einer tieferen Religions- und Geschichts-Philosophie steht er als unentbehrliche Ergänzung neben Hamann und Herder. Und mochte sein Durst nach befriedigender Erkenntniß des Göttlichen ihn auch mehr als einmal auf pantheistische Spuren führen: so fehlte ihm doch nie das gesunde rettende Gegengewicht**) eines starken Individualismus, ein lebendiges Bewußtsein von der Selbständigkeit und ewigen Bedeutung jeder Menschenseele. Hiefür wenigstens legt seine Lehre von der Metempsychose das lauteste Zeugniß ab, wie man auch sonst von dieser Idee denken möge.

Allerdings hat die christliche Ueberzeugung ein Recht, bei all dieser Anerkennung doch immer wieder hervorzuheben: daß wir ein Verständniß der tiefsten und innersten Bedeutung des Chri-

*) Außer mehreren schon angeführten Beweisstellen gehört noch eine aus der Abhandlung „von den ewigen Strafen" hieher: „Denn er sei immerhin, dieser Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie: wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr frühe fähig gewesen; und diese erhabenste Philosophie ist keine andere als die allerälteste. Selbst das transcendentalste, dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch jetzt so wenige erheben können — ich meine: die Ausschließung aller Folge — selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig." —

**) Die erste sittliche Bedingung einer solchen innern Gesundheit schildert er mehrmals unübertrefflich: „Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann: wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken: ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht." — „Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung in guter Absicht eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidigt." —

stenthums nicht bei Lessing suchen dürfen; an einer andern Quelle ist die Fülle innerer Beglückung und die Stillung der heiligsten Bedürfnisse der Menschheit zu suchen. Die großen Thatsachen und Ideen des Christenthums bedeuten dem lebendigen Glauben noch etwas anderes und höheres, als was Lessing darin gelesen. Aber wir sind gegen ihn nur dann gerecht, wenn wir sein Urtheil über Leibnitz auf ihn selbst anwenden: sein wahrer Werth bestehe nicht in dieser oder jener Meinung, sondern in seiner großen Art zu denken.*) —

Lessing hat unter schweren innern Leiden eine tiefere und geistigere Betrachtung des Christenthums — suchen heißen und vorbereiten helfen. Sein tiefsinnigster Zeitgenosse, Hamann, hat dies an ihm erkannt:**) „Es ist Lessing ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen." Aber sein Scharfsinn (meint er) sei sein böser Dämon gewesen.***) —

Wie Plato von seinen Schülern Studium der Mathematik, Goethe Beschäftigung mit der Naturwissenschaft forderte, so darf einem Jeden, der an den religiösen Fragen unserer Zeit als ein Mündiger lebendigen Antheil nehmen will, das Studium Lessings zum Gesetze gemacht werden, um im Angesichte dieses scharfen sichtenden Geistes nochmals das Recht des eingenommenen Standpunktes mit offener Stirne zu prüfen.

---

*) „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht ertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinne oft schwer, seine eigentlichen Meinungen zu entdecken. Eben darum halte ich ihn so werth ich meine, wegen dieser großen Art zu denken." —

**) Auch Lessing spricht mit Hochachtung über Hamann: „Wenn Sie das Ding — schreibt er an Herder 25. Juni 1780 — an Hamann senden, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen als von ihm haben Denn ich würde ihn doch nicht überall verstehen; wenigstens nicht gewiß sein können, ob ich ihn verstehe. Seine Schriften scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt zu sein, die sich für Polyhistores ausgeben; denn es gehört wirklich ein wenig Panhistorie dazu " —

***) Und doch war er später so weit entfernt von der maßlosen Ueberschätzung des Gedankens, wie sie den Schulphilosophen sonst eigen ist. Jacobi hat uns ein Wort Lessings aufbewahrt, das den merkwürdigsten Beweis giebt: wie er über sich selbst hinauszugehen wußte: „Es gehöre so habe er sich geäußert — zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten und aus ihm Alles herleiten wollen: da doch Alles, die Vorstellungen mit einbegriffen, von höheren Principien abhange. Ausdehnung, Bewegung und Gedanke seien offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft sei. Sie müsse unendlich vortrefflicher sein, als diese oder jene Wirkung; und so könne es auch eine Art des Genusses für sie geben, die nicht allein alle Begriffe übersteige, sondern völlig außer dem Begriffe liege. Daß wir uns nichts davon denken können, hebe die Möglichkeit nicht auf "

Gegen die faule Gährung, in welche die kritiklose Phantasterei oder die dumpfe Buchstabenknechtschaft gewisser moderner Schulen der Philosophie und Theologie zurückführen möchte, wird das Wort des Mannes stets als ein gesundes Salz wirken, den ein neuerer englischer Geschichtschreiber*) mit Recht als den größten kritischen Geist der Neuzeit anerkennt.

*) Macaulay in den essays.

Zweiter Abſchnitt.

Wieland und ſeine Schule.

Die moderne Verflachung des antiken Geiſtes und der Rückfall in ſkeptiſchen Senſualismus.

Wieland.
(1733—1813.)

Was in Leſſings und Herders Geiſt ſich zu durchdringen ſuchte als Combination antiker und chriſtlicher Bildung, das ging in Wieland ſchroff auseinander. — Während die umgeſtaltenden Kräfte der neuen Periode in den bisher beſprochenen Bildungsſtrömen ſich ſchöpferiſch durchdrangen und aus den Tiefen des urſprünglichſten Geiſtes- und Seelenlebens eine neue Literatur hervorriefen, vermiſchten ſich in andern Zeitgenoſſen jene Richtungen in unklarer verunſtaltender Weiſe,*) oder ſie überſpannten ſich zum Zerrbilde und bekämpften ſich in einer beſchränkten ausſchließlichen und unfruchtbaren Weiſe.

Dies war die Art Wielands, der abwechſelnd auf den verſchiedenen neu-eröffneten Geiſtesgebieten ſich verſuchte, aber in keinem als ſiegreich durchgreifender Genius oder auch nur als wohlthätig befruchtende und geſtaltende Geiſtesmacht auftrat. Seine Wirkung, eben weil ſie nir-

---

*) Leſſings und Herders Einfluß auf die verſchiedenen Perioden Wielands iſt unverkennbar; von Klopſtock verſichert er ſelbſt (bei Böttiger I. 219), daß er ſeinem Meſſias das hohe Ideal und die Begeiſterung verdanke, die ihn zur Hervorbringung einiger „himmelweit verſchiedener, aber doch auch nicht ganz ſchlechter Werke“ (z. B. Muſarion) geſchickt gemacht habe. Noch im hohen Alter ſchilderte er mit Entzücken den Eindruck, den die erſten Geſänge der Meſſiade auf ihn den Jüngling gemacht. —

gend tiefere Wurzeln schlug, nirgend von höheren unerschütterlichen Mittelpunkten des Glaubens oder Erkennens ausging — mußte daher in ihrem letzten Resultate immer nur zu einem Naturalismus führen, der gegen den ewigen und göttlichen Sinn des Lebens sich haltlos zweifelnd oder ironisch ablehnend verhielt.

Wie viel er sich auch mit der antiken und der christlichen Welt zu schaffen machte, wie oft er auch beide in seinen Schriften darzustellen suchte — er blieb doch dem innersten Kerne beider Weltanschauungen fremd, und ist auf beiden Gebieten als ein gleich unzuverlässiger Führer zu betrachten. Den antiken wie den christlichen Geist faßte er nur von seiner äußern vergänglichen, ja sogar meist nur von seiner entstellten und entarteten Seite, da er sich selten über die willkürlichen, ungeschichtlichen Gesichtspunkte der französischen Bildung seines Jahrhunderts zu erheben wußte.

Wer an den ideellen Grundpfeilern des Daseins, an der göttlichen Bedeutung des Menschenlebens irre geworden und sich darin gefällt, daran irre zu machen — dem bleibt nichts übrig als: die vergängliche Außenseite des Lebens mit noch vergänglicheren Blumengewinden zu bekränzen; das Höchste in uns wird dann an das Natürliche (in seiner äußerlichen sinnlichen Bedeutung) gewiesen, um dort ungestillt zu verschmachten.

Unsere Aufgabe verlangt ein getreues Bild dessen, was Wieland war, was er wirkte und erstreben wollte — also eine innere Bildungsgeschichte, die es uns nicht erlaubt, den Menschen vom Schriftsteller in abstrakter Weise völlig zu trennen, so weit wir auch davon entfernt sind, beide Standpunkte zu verwechseln.

Weil Wieland uns als Stimmführer einer literarischen Richtung, als Vertreter einer bestimmten Gesinnung gilt — dürfen wir die innige Verbindung jener beiden Gesichtspunkte nie aus den Augen verlieren.

Christoph Martin Wieland, Sohn eines schwäbischen Geistlichen zu Biberach*), erhielt seine erste Bildung in einem altstrengen protestantischen Pfarrhause von frommen Eltern durch einen etwas frühreif übereilten Unterricht, in der engen ehrbaren Bürgerlichkeit einer kleinen Reichsstadt und im Genuß einer anmuthigen süddeutschen Natur. Seine Verhältnisse, seine Erziehung und Gemüthsart müssen zusammen gewirkt haben, um den Knaben von den Menschen und der äußeren Welt ab- und in sein

*) Man vergleiche: „Ch. M. Wieland; geschildert von J. G. Gruber." 1815. 2 Theile. —

Inneres zu führen und frühe schon die Liebe zur stillen Betrachtung und zum einsamen Naturgenusse in ihm zu nähren. Sein Aufenthalt in Klosterbergen unter Leitung des ehrwürdigen Abtes Steinmetz, der die Frömmigkeit seiner Zöglinge zu seiner besonderen Angelegenheit machte; sein zurückgezogenes Leben auf der Universität Tübingen und endlich sein persönlicher Umgang mit dem alten ihm väterlich wohlwollenden Bodmer in Zürich — dies alles mußte seine anfängliche Richtung nur noch mehr bestärken; so daß es uns nicht sehr überraschen darf, wenn wir Wieland als einen frühzeitigen Schriftsteller auftreten sehen, der sich gleich von seinem siebzehnten Jahre an mit nichts Geringerem abgiebt, als die höchsten Fragen und Aufgaben des menschlichen Geistes: Gott und Welt, Pflicht und Glück u. a. in Lehrgedichten zu behandeln. —

Es ist hier von Wielands erster literarischer Periode die Rede, ungefähr von seinem siebzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre gerechnet; eine Periode, die — ihrer Färbung und ihrem Ausdrucke nach religiös — nach ihrem innern Gehalt und Gepräge weiche Sentimentalität war, von einem träumerischen Enthusiasmus getragen, der weder durch die Zucht des Geistes noch durch die Läuterung des Charakters einen tieferen Halt hatte. Auf diese Unterscheidung legen wir ein um so größeres Gewicht, da in ihr zum Theil schon eine Antwort auf die Frage liegt: Wie war es möglich, daß der für das Uebersinnliche und Ueberschwängliche schwärmende Wieland von dieser Höhe herabsank und geradezu der unermüdliche Anwalt des feineren Epikurismus und des sogenannten gemeinen Menschenverstandes wurde?

Sein erstes Werk ist ein größeres Lehrgedicht: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt;“ den Anlaß dazu hatte eine Predigt seines Vaters über den Text „Gott ist die Liebe“ *) und ein Spaziergang mit seiner ersten Geliebten, der nachher auch als Schriftstellerin bekannt gewordenen Sophie la Roche, gegeben. Daß die Welt nicht nur eine Offenbarung, sondern gewissermaßen ein Abbild Gottes sei, ein Nachbild seiner Vollkommenheit, und daß alles in ihr Erschaffene zur Glückseligkeit bestimmt sei: dies ist die Hauptidee seines Buches, deren Ausführung mehr von Belesenheit und Gewandtheit als von Gedanken- oder

*) Gruber I. S. 17.

Gefühlstiefe zeugt; die entgegengesetzten Systeme sucht er schulgerecht zu widerlegen und dem seinigen den möglichsten Schein der Wahrheit zu geben. Er schaut mit den Augen des verliebten Dichters in die Welt, und so erblickt er denn in der ihn umgebenden Außenwelt nur Einen einzigen Widerschein der ihn beglückenden Empfindung. So wahr es nun ist, daß tiefere und wahrhaft dichterische Naturen im stillen Gefühle eines solchen Glückes oft eines gesteigerten Seelenlebens und Geistesblickes inne werden: so läßt sich doch in Wielands Schöpfung nirgend eine aus der Tiefe geschöpfte, durch den Hauch frischer und inniger Empfindung belebte Anschauung, die uns das Ganze näher brächte, nachweisen; des Gelernten, Gelesenen und Feingesponnenen müßte dann viel weniger sein. Nur wo er die ihn damals eben beherrschende Stimmung berührt und auf den Gegenstand derselben anspielen kann, trägt seine Sprache das Siegel wahrer ungekünstelter Empfindung. — Sehr wichtig ist für die Beurtheilung Wielands diese Entstehungsart seiner Schriften, weil sie uns zeigt, wie sehr er bei seinem Arbeiten von persönlichen Einflüssen abhing, und wie seine Gedanken fast nur als Stimmungen anzusehen sind, in die er sich durch seine Umgebungen versetzen ließ. —

Auch die moralischen Briefe, die Johanna Gray u. a. sind aus derselben Manier hervorgegangen, die wir am besten aus seinen „Sympathien" und seinen Psalmen kennen lernen. Anschaulich bezeichnet die Einleitung zu seinen Sympathien (1754) den Ton und die Farbe seines damaligen Standpunktes: „Wie glücklich, wenn sympathetische Seelen „einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem andern Him„mel sich liebten, und jetzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern. „— — Das Schicksal trennte sie vielleicht, als sie von jenen seligen Ge„staden herabsanken, ihre Prüfungszeit in diesem fremden Lande anzutre„ten. Aber ihre befreundeten Engel bringen sie wieder zusammen. — — „Kaum erwachen die schwesterlichen Seelen wieder von der Betäubung, „worein der Fall in den irdischen Klumpen sie stürzte; kaum fühlen „sie sich selbst wieder recht, so erwacht auch eine geheime Sehnsucht, die „ihnen selbst fremd ist. — — Oft sinken sie in einsamen Schatten oder „unter den Flügeln der Nacht in ernste Träume. — — Wie süß ist dann „das Erstaunen dieser harmonischen Geister, wenn sie sich unverhofft fin„den! Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander, sie schauen sich „an u. s. w." — „Begnüget euch — ruft er den Andersgesinnten zu — „an euern thierischen Trieben und Freuden; aber haltet euch in euern „Grenzen, und gönnet uns, daß wir die Welt in einem andern Lichte be„trachten — — daß wir desto mehr zu leben glauben, je mehr der Geist „frei — — und je mehr wir von den Banden, die ihn an diesen irdi-

„ſchen Felſen heften, zerreißen können. — — Wie oft, wenn meine „Seele in ſtille einſame Schatten flieht und ſich mit unſichtbaren Gegen„ſtänden unterhält, wie oft ergötzt mich da die ſüße Vorſtellung, — daß „viele mit mir verſchwiſterte Seelen auf dem Erdboden zerſtreut ſind, die „vielleicht in dieſem Augenblick wie ich in einſame Schatten entflohen „ſind, und ſich mit gleichen Gedanken und Gegenſtänden unterhalten. „Dann hänge ich in ſtiller Entzückung dieſen Träumen nach, und fliege in „Gedanken umher, dieſe ſympathetiſchen Seelen aufzuſuchen. — „Nehmet „denn (ſo ſchließt die Einleitung), ihr geliebten Seelen, die mich näher an„gehen, als die übrigen Menſchen, für deren größern Theil keine „andere Liebe als Bedauern möglich iſt (!), nehmet dieſe Erinne„rungen an. — — Ihr allein werdet dieſe Sprache kennen und fühlen, „und in euern Herzen werden ſympathetiſche Empfindungen den meinigen „antworten.“ — Es folgen dann Ermahnungen und Betrachtungen, deren übereinſtimmende Abſicht immer iſt, zur Verachtung des Aeußeren und Sinnlichen durch die Entflammung unſerer göttlichen Natur aufzurufen: „Weiſe ſein in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Ver„gnügen lechzet — — o das iſt ein Triumph für die Seraphim, die immer „unter uns wandeln, und die ich oft in nächtlichen Stunden höre, wenn „ſie, in traurige Wolken verhüllt, den Fall der Unſchuld und die Verblen„dung unſterblicher Seelen, deren Wächter ſie ſind, auf weinenden Lauten „bejammern.“ — Von den Scenen und Bildern, durch die er ſich in die erwünſchte Stimmung hinaufſpannen will, giebt Folgendes eine Vorſtellung: „Komm, Glycera, laß uns das Grab unſerer Verſtorbenen beſuchen! „Du ſtiller Mond, neige dein umſchleiertes melancholiſches Antlitz aus „dem herbſtlichen Duft herab. Hier in dieſer feierlich einöden Stille, wo „die Nacht und der Tod unter zerſtreuten Gebeinen ſchlummern, auf den „Gräbern der Chriſten, die einſt auferſtehen werden, hier laß uns mit „unſerer Seele einen Bund machen! Engelsgeſtalten ſchweben halb „ſichtbar, mit Schatten vermiſcht, um uns her. Der Ewige hört uns zu. „Laß uns ein feierliches Gelübde thun, weiſe zu ſein und für die Ewigkeit „zu leben!“ u. ſ. w. Den erotiſchen Dichtern ruft er zu: „Ein frommer „Alter hat der mißbrauchten Dichtkunſt ihren rechten Namen gegeben, da „er ſie den Wein der Teufel nannte, womit ſie unbeſonnene Seelen „berauſche, um ſie wie durch einen Zaubertrank in niedriges Vieh zu ver„wandeln. — — Laß die Worte etwas bei dir gelten: Die Muſen ſind „nie ſchöner, als wenn ſie Aufwärterinnen der Tugend ſind; oder dein „Witz werde, ſo oft du ſchreiben willſt, zu Waſſer; deine Feder gebe lauter „geiſtloſe Reime und platte Gedanken; wenn du ſcherzeſt, ſo gähne dein „Leſer!“ — Zuweilen trifft man auf Stellen, die eine hohe Geſinnung

verriethen, wenn man ſicher wüßte, ob ſie im Munde des Schriftſtellers unverfälſchtes Metall geblieben: z. B. „Mache dich ſtark und lege um „dieſe allzu zarte Bruſt, wie einen diamantnen Schild, den Gedanken: Ich „bin für die Ewigkeit erſchaffen. — — Wiſſe, daß Tugend nichts anders „iſt als ein tapferer unermüdeter Streit mit dem unedlern und ſterblichen „Theil unſerer ſelbſt.“ — „Nennt mir — ruft er ein anderes Mal — ihr „Sophiſten, einen größeren und glücklicheren Menſchen als den Chriſten! „Wie hoch iſt ſeine Art zu denken über die kriechenden Meinungen und „thieriſchen Empfindungen der kleinen Seelen erhaben, die nicht weiter „denken, als ihre Sinne reichen! Er lebt in einer andern Welt als ſie. — „— Er ſieht die Zukunft ſchon im Gegenwärtigen eingehüllt; dies be„ruhigt ihn über alles Uebel, womit er die Welt gedrückt ſieht.“ — Andere Male ſucht Wieland durch Entzückungen, die eine reifere Religioſität nie abſichtlich ſuchen wird, unſere beſſere Natur zu befeſtigen: „Sondre, ſo „oft du kannſt, deine Seele ab, erhebe dich auf den Flügeln des Glaubens „in die lichtvollen Gegenden der Seligkeit; dort ſchlage gleichſam deine „Wohnung auf, und miſche dich im Geiſte unter die Chöre der Seraphim. „Vielleicht, daß in ſolchen Stunden ein göttlicher Strahl in deine Seele „fällt, und dir in glänzenden Bildern auf eine lebhafte Art die Seligkeiten „zu empfinden giebt, die noch kein ſterbliches Auge geſehen hat. Aus ſol„chen erhabenen Entzückungen wirſt du eine neue Kraft zurückbringen.“ u. ſ. w. —

Derſelbe Sinn tritt uns in den Pſalmen (1755) oder — wie ſie zuerſt hießen — den Empfindungen eines Chriſten entgegen, die mit einem kriegeriſchen Vorworte (der Dedikation an Sack) gegen diejenigen Dichter beginnen, welche Wieland als „ſchwärmende Anbeter des Bakchus und der Venus, die man für eine Bande epikuriſcher Heiden halten ſollte“ — bezeichnet. Zwiſchen mancherlei Wiederholungen und Ausrufungen ſteigert ſich der Ton dieſer Pſalmen zuweilen zu einer Höhe, zu welcher ganz andere Fittige erforderlich wären, als Wielands aufflackernde Empfindungs-Flämmchen. Er fühle — heißt es dort*) — von allen Dingen, ja von ſich ſelbſt entblößt, nur Gott; er ſpricht von dunkeln, unausſprechlichen, ſüßen Verwirrungen, da er ſich von der Gottheit durchdrungen wiſſe, von Gefühlen deſſen, was Seraphim zu denken vermögen; ja wenn er in heiligen Augenblicken ſich in der göttlichen Vollkommenheit verliere, ſo halte er den Cherub nicht für glücklicher als ſich; er denke mit ſehnender Erwartung an die Zeit, wenn die Hülſe abgefallen, wenn er dieſem Kerker entflohen ſei. Oder er läßt**) ſeine Seele zum Grabe des Erlöſers ſchweben

*) Supplemente III. S. 228.
**) Supplemente III. S. 258

in ſtillen Betrachtungen über dem Felſen, wo er einſt ſchlief. Als Tod erſcheint ihm hier ſein Erdenleben, wenn der himmliſche Geiſt, in den Leib von Erde eingeſenkt, im Finſtern ſchmachte und nur in der Hoffnung ſeiner Befreiung Ruhe finde. Er verlange nach überirdiſchen Schönheiten, nach der Symphonie der Himmelsbewohner, aus den verſuchenden Zaubergefilden der Sinnlichkeit hinweg nach dem Garten Gottes. Ein ſüßer Name ſei ihm der Tod, nach dem die geheimſten Begierden ſeines Herzens ſchmachteten; und wie Muſik ſäuſle die einladende Stimme ſeiner Entſchlafenen um ſein Ohr: dann ſei ihm, als ob eine himmliſche Hand den verhüllenden Vorhang weggezogen hätte; durch zahlloſe Reihen von Geiſtern ſteige ſein Blick zu Gott auf; von Myriaden ätheriſcher Sonnen ſehe er den Himmel umgeben; Schaaren von Heiligen um den Thron des Königs; den weiter dringenden Blick blende der unermeßliche Lichtkreis, in welchem der Unendliche wohne. Dann aber falle der Vorhang wieder, und er fühle die Feſſeln, die ihn noch an den dunkeln Felſen heften. —

Es iſt noch derſelbe Wieland, den wir ein Jahr ſpäter in ſeinen Briefen an Zimmermann wiederfinden: „Nur die Wiſſenſchaft iſt etwas „werth, ſagt mein Leibnitz, die uns in eine andere Welt folgt; und alle „andere ſind wie die Kenntniß der Straßen in London für einen Deut„ſchen, der ſich da ein paar Jahre aufhält, und dann wieder heimgeht.“ *) — Noch deutlicher ſpricht eine andere Stelle: „Vermuthlich kennen Sie die „wahren Myſtiker nicht durch ſich ſelbſt und aus ihren Schriften. Aber „wiſſen Sie auch, daß es wirklich in meiner Gewalt iſt, Ihnen zu bewei„ſen, daß — — der unfehlbare Weg, zum höchſten Grad der Glückſeligkeit „in dieſer Welt zu gelangen, der Myſtizismus iſt, welcher ohne eine „gänzliche Verläugnung aller irdiſchen Dinge und unſerer ſelbſt nicht be„ſtehen kann, und daher ziemlich nahe mit dem Eremitenleben „zuſammenhängt. — — Wie lange wollen wir doch ſo viel Geräuſch „mit unſerer Activität machen? — Glauben Sie mir, wir dreſchen mei„ſtens leeres Stroh, und die größten Geiſter ſind der Vorſehung oft mehr „im Wege, als daß ſie ihre Abſichten befördern ſollten.“ —

Wer erwartet nun, daß ein Schriftſteller, der ſchon Jahre lang im Gewande eines religiös empfindſamen, eines platoniſch ſchwärmenden

*) Ausgewählte Briefe von Wieland an verſchiedene Freunde 1751—1810. Bd. I. S. 196.

Dichters vor den Augen des Publikums gewandelt hatte — plötzlich dies Gewand von sich werfen und im üppigsten Costüme faunhafter Lüsternheit sich zeigen würde? Wer erwartet, wenn er ernstes Todtengeläut von einem Kirchthurme her vernommen, im andern Augenblicke an demselben Orte die muthwilligste Tanzmusik zu hören? Wer konnte daran denken, daß der Dichter einer übersinnlichen Liebe, der Verächter des fesselnden Körpers und der dumpfen Erde einige Zeit nachher dem sinnlichen Genusse die reizendsten Farben leihen und alles menschliche Streben wieder zur Erde herab ziehen würde? — Und doch war dies bei Wieland der Fall. Im Jahre 1762, also in seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre, erschien die erste Schrift, in welcher der Platoniker in einen Epikuräer, der ideale Mensch in einen Genußmensch verwandelt schien. Und was später folgte, hat längere Zeit hindurch, obwohl in verschiedenen Abstufungen, diesen Charakter nicht mehr verleugnet. An diesem bedeutungsvollen Scheidewege in Wielands Leben und Wirken fragen wir noch einmal: *Wann* und *wie* hat sich in ihm diese innere Krise entwickelt? Wielands Geschichte ist die Geschichte Unzähliger, die, wenn sie einer angelernten, angedichteten oder angezwungenen Religiosität sich entwachsen glaubten, nun mit sinnlicher Frische offen und insgeheim, mit Gelüsten oder Thaten, in die Ströme des Weltsinnes untertauchten.

Schon seit mehreren Jahren hatte sich in Wieland jene Umwandlung durch leise Uebergänge vorbereitet, denen wir theilweise in seiner Correspondenz*) nachgehen können. „So sehr, wie Sie meinen — schreibt er 12. März 1758**) — bin ich nicht Platoniker; ich fange mehr und „mehr an, mich mit den Menschen dieser Welt zu befreunden. Und um „alles in wenig Worten zu sagen, so liebe ich das Schöne, das Gute, „Große, Angenehme, Artige überall, wo ich es finde. — — Ich liebe die „menschliche Natur; ja um mehr zu sagen: meine Moral hat nichts von „dem, was ich Capuziner-Moral heiße. Weisheit und säuerliches Wesen „verwechsle ich nicht. Der Weise, denke ich, pflegt alle seine innere und „äußere Sinne, genießt die ganze Natur und kennt allein die rechte Le„benskunst." — Bemerkenswerth ist es nebenbei, daß Wieland dies Manifest seiner inneren Umkehr nicht in seiner Muttersprache, sondern französisch niederschrieb; es mochte ihm *so* leichter von Mund und Feder fließen. „Ich fürchte wirklich, — fährt er fort — daß ich mich zu sehr in den soge„nannten Platonismus (Idealismus) verlieren könnte. Alle meine frühe„ren Geistes- und Herzensabwege kenne ich vollkommen." — Am Leben

*) Besonders mit Zimmermann in Brugg.
**) Ausgewählte Briefe I. S. 258.

der heiligen Thereſe — äußert er ſpäter — finde er kein Vergnügen mehr; er fühle keine Luſt mehr, vor der Zeit in unſichtbare Sphären zu reiſen; er wolle nicht mehr aus jedermann einen Cato machen, noch weniger die Mädchen, wie bisher, in den Geheimniſſen der platoniſchen Philoſophie unterrichten. „Allerdings viele Veränderungen!“ ſetzt er hinzu; aber ſie ſind durch faſt unbemerkbare Abſtufungen herbeigeführt worden.“ — „Auguſtinus (heißt es dann weiter) iſt einer der größten Antipoden der „geſunden Vernunft. — — Der heil. Hieronymus iſt noch ein zehnmal „ärgerer Sünder. — — Es iſt die Frage, ob nicht ein wahrer Philoſoph „in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geſchöpf ſei, als ein einfältiger „Chriſt? Und wenn Sie ſchon ſo myſtiſch ſind, dieſe Frage mit Nein „zu beantworten, ſo ſehen Sie ſich vor. Ich weiß aus Erfahrung, wie ge„fährlich die ſublime und angenehme Schwärmerei iſt, in welche uns die „chriſtlichen Heiligen, die Einſiedler und die erhaben ſchwärmenden Seelen „ſetzen können. — Der Don Quixote iſt ein gutes Specifikum gegen der„gleichen Seelenfieber.“ — Empfindſamkeit, Enthuſiasmus, Unbeſtändigkeit nennt er jetzt, mit einem wohlgefälligen Rückblick auf ſich ſelber, Schwachheiten der großen Geiſter. Er ſchreibe — meldet er im folgenden Jahre (1759) — zum Zeitvertreibe die ausgelaſſenſten Albernheiten. Er ſei nun müde, aus dem zehnten Himmel herab mit den Erdbewohnern eine Sprache zu reden, die ſie nicht verſtänden; herabſteigend nehme ſeine Philoſophie die Maske der Narrheit vor, ſo gefalle ſie den Narren und beluſtige die Verſtändigen.*) — Bei dieſen Worten faſſen wir den Umgewandelten; ſie enthalten ein Bekenntniß für ſein ſpäteres Treiben. — So hatte ſich in Wahrheit erfüllt, was Leſſing ſchon 1753 ſcherzhaft prophezeit hatte: „Wielands Muſe „iſt ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmeriſche, die Betſchweſter „ſpielen will, und ſich in ein altväteriſches Käppchen einhüllt. Sie be„mühet ſich, eine verſtändige erfahrene Miene anzunehmen, — und es „wäre ein merkwürdiges Schauſpiel, wenn dieſe junge Frömmigkeitsleh„rerin ſich wieder in eine muntere Modeſchönheit verwandelte.“ — Leſſing hat dies Schauſpiel erlebt und noch zwanzig Jahre mit angeſehen. —

*) In Idris und Zenide (1767) bringt er die nämliche Maxime in Verſe:
„Bedien' einmal die Welt nach ihrer Art,
„Und zeige, daß Vernunft ſich auch mit Thorheit paart.“ —
„Vom dummen Ernſt wird zwar dies Bündniß angeſchwärzet“ — u. ſ. w.

Forſchen wir jetzt nach den innern Gründen einer ſo gänzlichen Veränderung in Wielands Anſichten, ſo ließe ſich das Reſultat in dem Einen Worte ausſprechen: jene Richtung konnte nicht Probe halten; ſie mußte untergehen, weil ſie in Wieland ſelbſt nicht tief und innig wurzelte, und weil ſie in ſich nichts Geſundes, Lebenskräftiges hatte.

Daß jene Richtung in Wieland keine innere Wahrheit war — mag eine hart lautende Beſchuldigung ſcheinen;*) nur ſoll ihm damit nicht Heuchelei zur Laſt fallen, wiewohl er ſelbſt geſteht, er fände dieſen Verdacht ganz begreiflich. Um nun zu entſcheiden, ob gewiſſe Empfindungen eines Schriftſtellers der wirkliche Ausdruck ſeines Innern, die wahre Blüthe ſeines eigenſten Weſens ſeien — finden wir uns zunächſt auf unſer individuelles Gefühl, auf jenen innern Sinn verwieſen, der uns kalt läßt bei Nachahmerei und Schattenbildern. Dies individuelle Vorurtheil wird durch gewichtige Zeugniſſe beſtätigt, die wir bei Wieland ſelber ſuchen müſſen. Wie in ihm alles frühreif oder ungezeitigt zur Welt kam, ſeine Gelehrſamkeit, Dichtkunſt und Religion,**) ſo nicht minder ſeine Zweifelſucht. Im funfzehnten Jahre, wo er aus Betrübniß über ſeine moraliſchen Mängel ſich — nach ſeinem eigenen Zeugniſſe — manche Nacht in Thränen des Schmerzes faſt gebadet, die Hände ſich wund gerieben und die Zeit ſchlaflos hingebracht habe***) — in demſelben Jahre las er die Schriften eines Bayle, d'Argens und Voltaire, und der funfzehnjährige Schüler ſuchte in einem Aufſatze zu beweiſen, daß die Welt allenfalls ohne Gottes Zuthun hätte entſtehen können, daß aber Gott doch als Seele der Welt exiſtire.†) Damals faßte er den Entſchluß, von dem er nachher für einige Zeit abging: „dem Kopfe nach ein Freidenker und im Herzen der tugendhafteſte Mann zu werden."

---

*) Ich habe ſeither gefunden, daß ſchon zu Wielands Zeit ſo geurtheilt wurde, und zwar von einem Manne, deſſen übereinſtimmendes Urtheil mir ſehr willkommen iſt: „Wann Wieland — ſo ſchreibt Moſer in ſeinen „Reliquien" 1766 — ſtatt Sympathien und Empfindungen eines Chriſten nun Romane ſchreibt, Narrenspoſſen aus andern Sprachen überſetzt und verbuhlte Lieder dichtet, ſo iſt es ein Verdacht, daß die „Schönheit der Religion ſich nur ſeines Verſtandes und nie ſeines ganzen Herzens „bemeiſtert habe; ſo iſt es eine Warnung für jeden Schriftſteller, nie mehr zu ſagen, „als er würklich glaube." — (S. 313).

**) Als Greis ſprach er daher (1797 bei Böttiger I. 218) die inhaltſchweren Worte über ſich ſelbſt aus: „Man bedenke nur, daß ich immer eine forcirte Treibhauspflanze geweſen bin."

***) Später (1797) nannte er dieſen Zuſtand „eine religiöſe Frömmigkeitswuth, wo er wegen des geringſten peccadillo oder vielmehr wegen der leiſeſten Anwandlung eines ihm ſündlich ſcheinenden Phantaſieſpiels die ſchrecklichſte Gewiſſensangſt bekam, ſo als wenn ihn Satanas mit Fäuſten ſchlüge." —

†) Ausgewählte Briefe I. S. 48. —

Aus dieſem inneren Widerſpruche von Enthuſiasmus und zerſetzender Zweifelſucht iſt Wieland wohl in ſeinem ganzen Leben nicht mehr herausgekommen; ſtets bekämpften ſich abwechſelnd in ihm Schwärmerei der Phantaſie und zweifelnde Ironie des Verſtandes. So blieb er auch in religiöſer Hinſicht zwiſchen getroſtes Hoffen und matte Reſignation in die Mitte geſtellt; und wer lieſt es ohne wehmüthigen Antheil, daß dem auf dem Todbette Phantaſirenden noch Shakeſpeare's berühmte Worte: „Sein oder Nichtſein, das iſt jetzt die Frage" — wiederholt auf den Lippen ſchwebten?

Sehen wir uns dann nach den Eigenſchaften um, durch die Wieland am eheſten über jenen Conflikt mit ſich ſelber hätte hinausgehen können: Stille der Seele nämlich und Stetigkeit des Charakters — ſo giebt uns eine eindringende Beobachtung bald die Antwort, daß es ihm gerade an dieſen beiden am meiſten gebrach.*) Jener Ernſt, den wir an ihm vermiſſen, würde ihn vor der bewundernden Selbſtbeſpiegelung bewahrt haben, die ſeinen früheren Briefen und Schriften einen unangenehmen Beigeſchmack geben. Zwar glauben wir gern ſeiner Verſicherung, daß er ſeine Hymnen aus Liebe zu Gott geſchrieben, und daß ihn „von ſeiner Jugend an das Wahre und Schöne entrainirte," daß er alles vergeſſen habe über den Ideen von Weisheit, Tugend, Vollkommenheit, nach denen er gedürſtet.**) Aber dann erzählt er uns ſelbſt wieder: er habe viele Unarten, die ihm den Genuß ſeiner „ſublimen Glückſeligkeit" rauben; er würde ſich ſonſt (meint er) etwas darauf einbilden, daß er „manchmal Flügel der Morgenröthe nehme und über dieſe Welt hinausfliege." ***) — Den gleichen Accent ſchmeichelnder Selbſtbeſchauung haben Verſicherungen wie die: „Ich kann zärtlich lieben, und bin voll Begierde, mich

*) Dies gilt von ſeiner Liebe wie von ſeinem Glauben. Daß er die wahre Liebe und die echte Weiblichkeit nie gekannt, ſondern nur ſeraphiſche Nebelgeſtalten und Buhlerinnen, beweiſen faſt alle ſeine Schriften. Eben begegnet mir in „Herders Lebensbild, mitgetheilt von ſeinem Sohne." III. 1. ein Ausſpruch Herders in den Briefen an ſeine Braut Karoline Flachsland 1770, worin ich meinen Gedanken wiederfinde: „Sie haben Romeo und Julie, das einzige Trauerſpiel in der „Welt, was über die Liebe exiſtirt, nur in der ſchlechten Ueberſetzung geleſen; denn das „muß ich ſagen, daß unter allen Shakeſpeare'ſchen Stücken Wielanden keines ſo verun„glückt iſt als dieſes. Der Grund iſt vielleicht der, daß Wieland nie eine Romeo„Liebe gefühlt hat, ſondern ſich nur immer mit ſeinen Sympathien „und Pantheen und Seraphins den Kopf voll gewehet, ſtatt das „Herz je menſchlich erwärmt hat; und ſo ſind ihm die ſchönſten Augenwinke, „in denen die Liebe mehr als durch Worte redt, eine ganz unbekannte Sprache gewe„ſen" — S. 238. —

**) Ausgew. Briefe I. S. 189 und 337.

***) Bd. I. S. 196.

„eines edeln Freundes würdig zu machen;“ oder: „ich empfand dieſe Auf-
„wallung des Herzens, dieſe Art von Sympathie, welche ähnlichen
„edeln Herzen anzeigt, daß ſie für einander geſchaffen ſind.“ — „Wir
„werden (ſchreibt er ſpäter) edler, zärtlicher, überirdiſcher durch den himm-
„liſchen Affekt, der in dieſer Welt ſo unbekannt iſt.“ — „Wir, die wir die
„Meſſiade empfinden und einſehen, wir ſind berechtiget, eine ſehr
„gute Meinung von uns zu haben. Die Empfindungen, deren
„unſer Herz fähig iſt, ſind uns Bürgen einer nicht gemeinen Vortrefflich-
„keit, die in uns liegt.“ Auch will es uns nicht recht anmuthen, wenn
wir aus dem Munde des Neunzehnjährigen vernehmen müſſen: er könne
mit der Satisfaktion ſterben, daß ſeine Jugend Gott und der Weisheit hei-
lig geweſen. Dagegen glauben wir ſeiner Klage: zuweilen wandle ihn eine
gewiſſe Empfindung ſeiner ſelbſt an, die ihn eigenſinnig mache; es ſei in
ihm ein ſeltſames Gemiſch von Hochſchätzung und Verachtung ſeiner
ſelbſt; zuweilen dünke ihn, er ſei zu gut für dieſe Welt, und zuweilen
ſcheine ihm jedermann mehr als er. — Wagen wir zuviel, wenn es uns
vorkommt, als habe er in den „Sympathien“ bei Schilderungen, wie dieſe,
ſich ſelbſt im Auge gehabt? „Du biſt ſo glücklich, Amyntor, beſſer zu
„denken, ob du gleich im Vaterlande der Schöpſe und unter einer dicken
„Luft geboren biſt. Dein Geiſt hat ſich im geheimen Umgang mit den
„Weiſen eines geiſtreichern Alters gebildet. Bei ihnen haſt du den feinen
„Geſchmack eingeſogen, der das Wahre und Schöne zu prüfen weiß“
u. ſ. w. —

Für unſere Behauptung, daß man eine innige Stetigkeit des Cha-
rakters bei ihm nicht ſuchen dürfe, mag wieder ſein eigenes Wort ein-
ſtehen: „daß die meiſten Ausdünſtungen ſeiner Seele nur aus der Ober-
fläche kämen“;*) — „daß die Damen der Haupt-Reſſort ſeines Geiſtes ge-
weſen, und daß er ohne ſie ſelbſt ſeine chriſtlichen Empfindungen nicht
geſchrieben hätte.“ Setzen wir hinzu, daß äußere Umſtände ſtörend zwi-
ſchen ſeine erſte Liebe traten, daß aber im Laufe einiger Jahre nicht weni-
ger als drei ähnliche Verhältniſſe bei ihm folgten: ſo iſt das Bild ſeiner
Beſtändigkeit vollſtändig. Zum Ueberfluſſe ſetzt er noch hinzu: daß ſein
Kopf ausſchweife, und ſein Herz ein ſeltſam Gemiſch von Größe und
Schwäche ſei. —

*) Briefe I. S. 293.

Haben wir eingeſehen, daß Wielands anfängliche religiöſe Richtung nicht in ſeinem innerſten Weſen begründet, ſondern nur Manier, ein Angenommenes und Nachgeahmtes war: ſo wenden wir uns jetzt zu der andern Behauptung, daß jene Richtung überhaupt keine geſunde, und daß der Abfall von ihr darum an ſich noch nicht zu bedauern geweſen ſei.

Es bedarf nicht eben eines ſehr ſcharfſinnigen Auges, um in jenen Jugend-Produkten einen platoniſirenden ſentimentalen Myſticismus wahrzunehmen, den wir wohl als das Erzeugniß eines warmen Herzens und einer lebendigen Phantaſie anſehen, nur nicht ohne weiteres dem Chriſtenthume gleichſtellen oder gar mit demſelben verwechſeln dürfen. Das Krankhafte und Unhaltbare jener Anſicht tritt am ſtärkſten in der Beurtheilung des Menſchen und des menſchlichen Lebens hervor. Dieſer Denkweiſe zufolge ſei die Seele hier nur in einem Kerker, der Menſch ein aus ſeiner himmliſchen Heimath Verbannter, der nach einer Befreiung ſchmachte, die auf Erden nie zu erreichen ſei; und während die Mehrzahl der Erdbewohner zur Thierheit herabſinke, bleibe doch noch eine Anzahl ihres göttlichen Urſprunges eingedenk, indem ihr Fühlen und Sehnen über alles Irdiſche hinaus zum verlorenen Vaterlande hinſtrebe. Was uns in dieſen Aeußerungen anzieht, iſt dieſes Dringen auf etwas, was wir alle ſuchen, das Trachten nach einem Beſitz, der dem Menſchen erſt ſeine wahre Stellung anweiſt. Allein dieſe Anerkennung kann uns den dort zu Grunde liegenden Irrthum, das Ungenügende jenes Idealismus der Phantaſie nicht verdecken. Der Menſch, wie weit er auch von ſeinem Urbilde ſich entfernt hat, iſt kein Gefangener, und das Leben, von wie vielen Leiden, innern und äußern, es auch durchzogen ſein mag, iſt dennoch keine Verbannung. — Gehört es zum Eigenthümlichen unſers Weſens, zum unterſcheidenden Erbtheile der Menſchheit, daß mit unſerer irdiſchen Natur die göttliche ſich verſchmelze, daß im Sichtbaren das Geiſtige erſcheine und wirke — dann muß uns die Vorſtellung faſt als eine ſelbſtmörderiſche erſcheinen: als ob das Göttliche in uns nur ein gefeſſelter Fremdling wäre. Das hieße: da aufhören, wo man erſt anfangen ſollte; es hieße: feig ſich in Feſſeln ergeben, die wir eben zu brechen berufen ſind. — Daß wir uns aus dieſem Leben fortträumen und fortſehnen, daß wir den Werth der Menſchen nach Empfindungen und Stimmungen beurtheilen, ſtatt nach ſeiner geſammten innern Richtung und thatſächlichen Bewährung, daß wir uns an Bildern einer höhern Zukunft bis zum Ekel gegen die Gegenwart und gegen unſer hieſiges Loos erhitzen — das alles iſt gewiß nicht die Wahrheit und Weisheit des Lebens; und doch iſt es der Inbegriff jener Empfindungen, die wir bei Wieland kennen gelernt. Das Gefühl des Höheren iſt heilig,

aber hier wird es zur Empfindungs-Schwelgerei; das Christliche ist eins mit dem höchsten sittlichen Ernste, aber hier wird es zur religiösen Genußsucht. — Auch hierauf findet das Wort seine Anwendung: daß der Mensch nicht scheiden solle, was Gott vereinigt hat: Seele und Leib, Göttliches und Menschliches. In jenen Stimmungen, denen sich Wieland damals hingab, vergißt man zu leicht, daß die treue Arbeit an unserem Inneren schwerer, aber wichtiger ist als das frühzeitige Uebergreifen nach einer höheren uns noch unzugänglichen Stufe; man vergißt zu leicht, wie viel schwerer, aber auch wie viel dringender es ist, sich hülfreich auf die Schlangenwege menschlicher Verirrungen zu wagen, als nur immer in das Mitgefühl Gleichgestimmter sich zu versenken. —

Daß demzufolge Wieland nicht auf diesem Wege fortgehen durfte und konnte — werden wir unbestritten lassen; wenn er wirken, wenn er das Bewußtsein seiner Zeit erregen wollte, so mußte er zu einer höheren und kräftigeren Lebensansicht erstarken. Die Umwandlung erfolgte; aber statt eines rüstigen Emporarbeitens erlebte er ein entschiedenes Zurückfallen; hatte er vorher unsere göttliche Natur überspannt, so warf er sich jetzt mit der gleichen unwahren Einseitigkeit der irdischen Natur in die Arme. Früher schien er die Bedeutung des Menschlichen und Natürlichen, jetzt den Adel des Geistigen, die Freiheit des Göttlichen in uns zu verkennen. — Von 1762 an erschienen die Schriften dieses Gepräges; ihre Aufzählung im Einzelnen gehört nicht hieher; wer mit ihrer Durchlesung seine Zeit verwüsten will, mag sich allein in ihnen zurecht finden. — Schon der Titel eines der ersten unter diesen Büchern verräth die veränderte Richtung des Steuermannes: „Don Sylvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei; eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht." (1762. 1763).*) Später folgte Agathon, sein bekanntestes Werk aus dieser Periode, wo er in fremder Verkleidung seine eigene Geschichte erzählt.**)

Das Schicksal seiner ersten Liebe und das nachfolgende Anknüpfen und Auflösen ähnlicher Verhältnisse mochte ihn zu der erkältenden Ent-

*) Zu dem Verwerflichsten, was in glatter Schlüpfrigkeit und sybaritischem Schmutze damals von Wieland hervorgebracht wurde, hat er die Stirne im Vorberichte zu bemerken: „Um diesem Mährchen das höchste Interesse, dessen es fähig war, zu geben, „mußte es nicht nur mit Zucht und Delikatesse, ohne alle Leichtfertigkeit erzählt werden; „sondern es war auch nöthig, dem K. einen edlern Beweggrund zu geben" u. s. w. —

**) Lichtenberg (Vermischte Schriften I. 291) bemerkt zum Agathon: „Ich bin „durch das ganze Stück dem Agathon nicht recht gut gewesen; ich möchte fast sagen, ich „mißgönne es dem Delphischen Jesuiten-Schüler, daß sich ein so großer Mann wie „Wieland für ihn interessirt, und jede seiner Alltagsempfindungen durch so feine Theo„rien zu adeln sucht." —

deckung geführt haben, daß jene Gefühle, die er für unvergänglich gehalten, dem Looſe der Zeit unterliegen, blühen und verwelken können. Von da an weicht ſein Glaube an das Ideale, die Menſchen ſinken zu etwas ganz anderem herab, als wofür er ſie hatte nehmen wollen; er glaubt, jetzt erſt ſeien ihm die Augen über Leben und Genuß aufgegangen. — Die entſcheidende Einweihung in dieſe Anſicht gab ihm, nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt, ein Hofleben im Kleinen, das er auf dem Schloſſe Warthauſen beim Grafen Stadion kennen lernte. Hatte er ſich früher keine anderen Menſchen als Engel oder Thiere geträumt, ſo machte ihn die dortige feine franzöſiſche Weltbildung mit Perſonen bekannt, die ihm Leben und Menſchheit in einem neuen Lichte zeigten.*) Hier kam es nicht mehr auf Gefühle und Handlungen an, ſondern auf Ton und Haltung, auf Ausdruck und Gewandtheit, auf Genußfähigkeit und praktiſches Geſchick; als ein Inſtrument galt das Leben, dem man möglichſt viele ſüße Töne entlocken müſſe, nicht als eine Schule, die den Willen erziehen, die Seele reinigen ſolle. Ohne die Beihülfe religiöſer Ueberzeugungen, ohne den herben Ernſt ſittlicher Kämpfe war alles fern gehalten — ſo ſchien es ihm — was als Gemeinheit oder Roheit den inneren Sinn verletzt. Hier ſah er eine Aufgabe gelöſt, die von da an ſein Augenmerk blieb: nicht durch religiöſe und moraliſche, ſondern durch äſthetiſche Geſetze das Leben zu ordnen; das Gefühl, der Takt für das Schöne ſollte den Glauben und die Erkenntniß auf dieſem Gebiete entbehrlich machen. — Und was ihn die Menſchen auf Schloß Warthauſen lehrten, darin beſtärkten ihn übereinſtimmend die Bücher der dortigen Bibliothek. — Gleichzeitig erhielt ſein eben wieder aufwachender Widerwille gegen Kirchliches und Theologiſches einen ſtarken Impuls durch einen kleinen Tumult ſeiner Mitbürger, die der Einſetzung eines der Neologie verdächtigen Geiſtlichen gewaltſam widerſtehen wollten; der Haß gegen allen derartigen Eifer ward nun ein ſtehender Zug ſeiner ſpäteren Schriften. So hat er — zum Theil ohne es zu wollen — weſentlich dazu beigetragen, daß eine Zeit lang reines Chriſtenthum und herrſchſüchtiges Pfaffenthum von der gemeinen Maſſe der ſogenannten Aufgeklärten mit demſelben Hohngeſchrei verfolgt wurde.

*) „Eine beſchäftigte Lebensart, häufige Reiſen und die mannigfaltigen Verhältniſſe mit allerlei Arten von alltäglichen Leuten, in welche man dadurch geſetzt wird, ſind ſonſt immer das ſicherſte Mittel, die übermäßige Lebhaftigkeit der Einbildung zu ſchwächen und einen platoniſchen Schwärmer unvermerkt und zu ſeiner eigenen Verwunderung in einen Menſchen wie andere umzugeſtalten.“ — So ſpricht im „Peregrinus Proteus“ (1791) Lucian, und weiſt damit auf die Einflüſſe, denen Wieland ſelbſt großentheils ſeine Umwandlung zuſchreibt. —

In der Leichtigkeit und Glätte, in dem linden einſchmeichelnden Fluſſe der Sprache ſteht er in jener Zeit oben an; er bewies thatſächlich, daß die deutſche Sprache in geſchickten Händen der franzöſiſchen ſelbſt ihre geſelligen Vortheile könne ſtreitig machen; durch ihn wurde ſie wieder zur Geſellſchaftsſprache der höheren Stände ausgebildet, die ſich vorher ihrer geſchämt hätten. Iſt nach dieſer formalen Seite hin ſein Verdienſt nicht zu verkennen, ſo darf man doch ſein ſchöpferiſches, eigenthümlich poetiſches Talent deſto beſcheidener anſchlagen. Es wurde ihm nachgewieſen, aus wie vielen Sprachen, Ländern und Schriftſtellern er das Seinige geborgt habe; in jugendlichem Uebermuthe erklärte ihn Friedrich Schlegel (1799) ſpäterhin geradezu für literariſch bankrott, wobei alle von Wieland ausgeſchriebenen oder nachgeahmten Schriftſteller als ſeine Gläubiger aufgezählt wurden. „Es ſei — hieß es — auf Anſuchen der Herren Luzian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire und vieler Autoren über die Poeſie des Hofrath Wieland Concurs eröffnet, und weil mehreres verdächtige Eigenthum ſich vorgefunden, jeder, der ähnliche Anſprüche habe, ſich zu melden vorgeladen.“ *) —

Der ſittliche Charakter dieſer Schriften wurde im Allgemeinen ſchon angedeutet; nicht alle trifft ein gleich ſtarker Tadel; von dem geradezu Verwerflichen läßt ſich eine Stufenleiter bis zum Unbeleidigenden, zum heiteren Geziemenden nachweiſen, aber immerhin iſt deſſen genug, ja im Uebermaß vorhanden, was jeden reineren Sinn verletzt. Immer wiederholt er den Verſuch, dem Unſittlichen reizende Farben zu leihen und die Tugend faſt immer in der Verſuchung unterliegen zu laſſen,**) als ob

*) Gruber I. S. 420. — Seine Vorliebe für Lucian ſpricht Wieland ſchon im „Urtheil des Paris“ 1764 aus:

„Wer kennt ihn nicht, den Spötter Lucian? . .
— — „Daß niemand feiner ſcherzen kann,
„Daß er ein ſchöner Geiſt, ein Kenner,
„Ein Weltmann war, geſteht ihm jeder ein;
„Doch wünſchen Tillemont und andre wackre Männer
„Mit gutem Fug, er möchte frömmer ſein.
„Was uns betrifft, die gern ſokratiſch lachen,
„Uns dient er oft zum wahren Aeskulap:
„Er treibt die Blähungen der Seele ſanft uns ab,
„Und weiß die Kunſt, mit Lächeln oder Lachen
„Uns klüger oft, vergnügter ſtets zu machen,
„Und das iſt mehr, geſteht's, als mancher große Mann
„In Folio und Quarto leiſten kann.“ —

**) „Wo Tugend und Natur ſich bis ans Leben gehen,
„Verzehrt der Widerſtand die Kraft zum Widerſtehen.“ —
Vgl. Idris und Zenide I. 37. — Nackter als hier läßt ſich der materialiſtiſche Zweifel an der Macht des göttlichen Princips im Menſchen nicht ausſprechen. —

das Unterliegen eines moraliſchen Schwächlings ein Recht dazu gäbe, den Glauben an die Freiheit des überwindenden Geiſtes fallen zu laſſen. Wielands ſittliches Glaubensbekenntniß aus jener Zeit ließe ſich in einigen Sätzen des kahlſten Epikuräismus zuſammenfaſſen: der Menſch ſei zum Vergnügen geboren; ſeine Weisheit beſtehe in möglichſter Ausdehnung und Verlängerung des Genuſſes; auch die Arbeit ſei empfehlenswerth, als Würze nämlich, um den Genuß deſto ſchmackhafter zu machen. — Darum konnten Männer, die ſonſt ſehr frei dachten, wie Schleiermacher in ſeiner Jugend, öffentlich ausſprechen, daß Wielands Schilderungen „eine gemeine Natur“ verrathen. „Etwas ſchlimmeres — ſo urtheilt Jean Paul in der Vorſchule zur Aeſthetik — iſt jenes perſifliirende Gedicht, z. B. der Franzoſen, der Weltleute und manches von Wieland, das zwiſchen den Grenzen des Ernſtes und Lachens ſchwebend, nur Geiſter vernichtend belacht und Körper ernſt ſchaffend malt. In dieſer franzöſiſchen Gattung wird der Menſch beſiegt und das Thier befreit; alles Edle wird lachend d. h. vernichtend behandelt, alles Sinnliche ernſt und warm ins Feld geführt.“ —

Von Wieland, dem Schriftſteller, müſſen wir den bürgerlichen Menſchen unterſcheiden; ſein praktiſches Leben war nicht wie ſeine Bücher. „Die Sentimens eines Menſchen — ſchreibt er 1763 — bleiben immer, wenn er einmal welche gehabt hat; aber die Begriffe ändern ſich von Zeit zu Zeit. Ich liebe die Tugend um deswillen nicht weniger, weil ſich meine Metaphyſik geändert hat; und ich billige um deswillen keine Ausſchweifungen, wenn ich ſchon nicht im Predigerton dagegen eifere.“ — Dies klingt, wenn man weiß, was er vertheidigt, als widerwärtige Rabuliſterei; den Predigerton forderte niemand, aber eben ſo wenig den Sirenen-Ton, zu dem er ſeine Verſe und Proſa oft erniedrigte. Nie wird

---

Wielands Meinung iſt in dieſen Stücken völliger Unglaube an das Höhere im Menſchen, ſobald es auf die Probe geſetzt werde. Der erſte Paragraph in dem Glaubens-Codex aller Materialiſten heißt: Unglaube an weibliche Tugend, wie Wieland ihn dem Itifall („Idris und Zenide“ I. 89) in den Mund legt:

„Ich bin in euerm Sinn ein Majeſtätenſchänder,
„Weil mir ein Weib — ein Weib und keine Göttin ſcheint u. ſ. w.
— „Die Unſchuld? Gut, die wohnt in Schäferhütten,
„Und dort verirrt ſie ſich aus Unerfahrenheit.
„Der Andern Tugend lau'rt nur auf gelegne Zeit,
„Und ſtreckt die Waffen oft, eh man ſie noch beſtritten.“ —

Im „Kokkox“ (1769—70), den er einen „Beitrag zur Naturgeſchichte des ſittlichen Menſchen“ nennt, findet er es doch nothwendig, das feſte Familienband gegen die Theorie einer communiſtiſchen Auflöſung der Ehe zu vertheidigen, indem er die Folgen einer ſolchen Entartung ausmalt. — Wogegen in „Ariſtipps Briefen“ die Frauen-Emancipation und ähnliche Fragen weitläufig beſprochen werden.

das Verderbliche irgend einer Richtung durch den Privatcharakter ihres Stifters gerechtfertigt; denn nur die Freunde sehen den Menschen; den Schriftsteller aber und seine Wirkung sieht die Welt. — Und verträgt sich ein lauteres Gefühl damit, wenn man bald auf Partien stößt, von denen es sich unwillig abwendet, und bald wieder auf Stellen, die ins Heiligste des innern Menschen einführen, wie z. B. die folgende?

— — „Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
„Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
„Du Gott in uns? — — — —
„Wohl uns, so viele von uns das Schauen
„Von diesem Geheimniß empfangen haben!
„Wohl uns, uns leuchtet allein die Sonne,
„Uns scheint das herzerfreuende Licht;
„Wir leben das wahre Leben, athmen
„In reinen Lüften mit freier Brust;
„Und sehen was ist mit unbefangnen
„Augen, und hören Götterstimmen,
„Und durch die tiefe Nacht der Wesen
„Den Schwung der alles bewegenden Räder,
„Und fürchten nichts! Und schwimmen und wälzen
„Durch Stille und Sturm uns, immer getroster
„Die ewigen Wogen der Zeit hinab!" —

Aber es dauert nicht lange, so lehrt uns der Dichter wieder an der Unvergänglichkeit auch des edelsten Gefühles zweifeln; oder er entwirft uns ein Bild seiner Lebensphilosophie so einladend als möglich:

„Die reizende Philosophie,
„Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
„Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt;
„Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
„Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht,
„Nicht wissen will, was alles das bedeute,
„Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
„Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
„Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
„Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
„Und sich dazu; sie drum nicht minder liebet,
„Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner flieht;
„Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
„Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet;
„Und, glücklich oder nicht, die Welt
„Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
„Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
„Von seinem Thron im sechsten Stockwerk sieht,
„So lustig nie, als jugendliche Dichter
„Sie malen." — — — —

Nichts wird unsern Vorwurf besser rechtfertigen, als wenn wir aus Wielands eigenen Geständnissen nachweisen, wie wenig er über jenen Wi-

FREE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

derspruch seines schriftstellerischen und seines Privatcharakters mit sich einig war; das wichtigste Zeugniß hiefür sind seine „Unterredungen mit dem Pfarrer von ***“ (1775). Dort versichert er: die Geschichte seiner Seele und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede seiner Schriften entstanden sei, gehöre unumgänglich dazu, wenn die Welt in den Stand gesetzt werden solle, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen. — Aber die Welt, in der wir leben, ertrüge einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. — Seine Fehltritte seien gerade das, was freilich nicht seiner Weisheit oder Klugheit, aber gewiß seinem Herzen die meiste Ehre mache.*) — Der sittliche Mißbrauch (so klagt er), welchen Leser von verdorbenem Herzen von seinen Schriften machen, und der Schaden, den sie durch Mißverstand anrichten können — dieser Mißbrauch, dieser Schaden verwunde sein Herz und habe ihm schon oft den ungeduldigen Wunsch ausgepreßt, daß er lieber ein Holzhacker, Sackträger, oder alles andere, was ein ehrlicher Mann sein kann, geworden sein möchte, als ein Dichter und Schriftsteller für die Welt. — Nach einem solchen Geständnisse beschwichtigt er sich mit der Versicherung, daß er sich gewöhnlicher Weise in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit sich selber fortbewege und von dem süßen Wiegenliedchen: Alles ist gut, eingelullt, sein Haupt so sanft auf sein Kissen lege, als irgend ein Autor in der Christenheit. — Er ergießt sein väterliches Herz in die Worte: Das höchste Glück, das er vom Himmel erbitte, sei, daß er lieber jedes von seinen Kindern vor seinen Augen tödte, als sie den Augenblick erleben lasse, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Oft habe der bloße Gedanke sein Herz umgekehrt, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Kindesseele in einer so verderbten Welt Schaden leiden könne, ja beinahe unvermeidlich leiden müsse. — Und nach diesem Erguſse muß er sich doch den Einwurf machen: wie er mit solchen Empfindungen gleichwohl Gedichte schreiben könnte, die er vor seinen Kindern verberge? Er gesteht, daß an manchen seiner Erzählungen viel Verdammliches**) sein möge; die Pflicht des Dichters wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit sei aber, alle Arten von Charakteren so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbilde, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstraktionen und Spinneweben angefüllt habe. — Eine Sünderin (fährt

*) Unterredungen S. 438.

**) Unterredungen S. 466. — Gruber im Leben Thümmels S. 386 führt aus dem Munde Weiße's die Behauptung an, „daß Wieland wenigstens Zollikofern versichert habe, daß mit seine Willen seinem Kinder niemals seine Schriften lesen dürften.“ —

er fort), die alles, was ſchön und liebreizend und bezaubernd iſt, in ihrem Geiſt und ihrem Umgange vereinige, könne ein Dichter nicht mit ekelhaften Farben malen. Sie bleibe tadelnswürdig, inſofern ſie eine Sünderin ſei; aber wenn ſie nun gleichwohl Witz, Geſchmack, feine Lebensart, Kenntniſſe, Talente, kurz tauſend Verdienſte habe, die ſelbſt auf ihre Sünden ein ſanft gebrochenes Zauberlicht werfen: ob ſie der Dichter nun nicht ſchildern ſolle, wie ſie ſei? — Wie mißlich es mit ſeiner innern Beruhigung beſtellt war, ſehen wir, wenn er zu ſo kläglichen Entſchuldigungen ſeine Zuflucht nimmt, wie die iſt: die ganze Welt ſei ſchon ſeit etlichen tauſend Jahren voller ärgerlicher und verführeriſcher Perſonen und Handlungen, und die Geſchichte nicht viel beſſer als ein ungeheures Sündenregiſter der Menſchheit; woraus wir nun den Schluß ziehen ſollen, daß ſeine Schilderungen ſehr viel in der Welt nicht ſchaden könnten. — Weil er ſich des Glaubens an die Macht freier Sittlichkeit im Menſchen nicht mehr bewußt iſt, ſo hält er ſehr wenig von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menſchen geſchildert werden, wie ſie ſein ſollten; er findet ja ſchon die Frage gar nicht leicht: wie die Menſchen ſein ſollen; und ein allgemein gültiges ewiges Maß, das wir an den Menſchen legen dürfen, war ihm ganz abhanden gekommen. Wieland hält es friſchweg für ausgemacht, daß von keinem Menſchen gefordert werde, vollkommen zu ſein, weil man die Adamskinder nach dem ordentlichen Laufe der Natur nur ſtufenweiſe verbeſſern könne. „Das Erſte — ſagt er — und „Nöthigſte, was Leute wie wir zu thun haben, iſt, unſere Irrthümer und „Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung „des Urſprungs, Fortgangs und Ausgangs herrſchender Leidenſchaften „mehr helfen, als die Geſchichte des untadeligſten Lebenslaufes.“ — Ueberſetzen wir dieſen Rath, ſo wäre Wielands Meinung, daß die Einſicht in fremde Verirrungen uns von den eigenen heilen könne, daß die Erlöſung nicht in einer neu in uns angefachten Kraft und Liebe, ſondern in Lebensklugheit und Erfahrung beſtehe. —

Einen erfreulichen Ruhepunkt zwiſchen dieſen Betrachtungen gewährt uns Oberon (1780), das reifſte unter allen ſpäteren Gedichten Wielands, und zugleich dasjenige, welches faſt allein der allgemeinen Vergeſſenheit zu entgehen ſcheint. Zwar finden ſich auch hier Partien, die von der Fäulniß, die in andern Erzeugniſſen ſtört, nicht unberührt geblieben; aber die Idee des Ganzen, wie ihre Ausführung, dem größten Theile nach, führt uns auf die freiere Höhe des Lebens, die das wahre Element der Poeſie iſt ... Wir ſehen das geheimnißvolle Walten göttlicher Führungen, die dem muthig aufſtrebenden Menſchen hülfreich ſich nähern:

— — „Was du mit Glauben und mit Muth
„Begonnen haſt, das helf' ich dir vollenden."

Er aber, dem das ſchönſte Loos zugeſagt iſt, falls er im Gehorſam gegen ein höheres Gebot ausharrt, und ſo die ſchwere Herzensprobe der Selbſtbezwingung beſteht — er übertritt die ihm gezogene Schranke und ſtürzt in Elend und — wie ihm vorkommt — in Gottverlaſſenheit; erſt durch eine lange Reihe von Leiden und Prüfungen erringt er das doppelte Glück, das ihm ſchon von Anfang zugedacht war. Gottvertrauen und unwandelbare Treue läßt der Dichter als die beiden köſtlichſten Früchte jener herben Erfahrungen erblühen. In dieſer Lage ſpricht der Glaube der Bedrängten jenes oft wiederholte Wort:

„Mir ſagt's mein Herz; ich glaub's, und fühle, was ich glaube:
„Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
„Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
„Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
„So laß uns feſt an dieſem Glauben halten:
„Ein einz'ger Augenblick kann alles umgeſtalten." —

Ebenſo findet die Ahnung des Ueberſinnlichen einige Male einen würdigen Ausdruck, z. B. in der Schilderung des blinden Einſiedlers (8. Geſang).

„Er blieb allein. Doch deſto feſter kehrte
„Sein ſtiller Geiſt nun ganz nach jener Welt ſich hin,
„Der, was er einſt geliebt, jetzt alles angehörte.
„Oft in der ſtillen Nacht, wenn vor dem äußern Sinn
„Wie in ihr erſtes Nichts die Körper ſich verlieren,
„Fühlt er an ſeiner Wang' ein ſchmerzliches Berühren.
— — „Ihm wird als fühl' er dann die dünne Scheidwand fallen,
„Die ihn noch kaum von ſeinen Lieben trennt;
„Sein Innres ſchließt ſich auf; die heil'ge Flamme brennt
„Aus ſeiner Bruſt empor; ſein Geiſt, im reinen Lichte
„Der unſichtbaren Welt, ſieht himmliſche Geſichte. —
— — — „Wenn dann die Morgenſonne
„Den Schauplatz der Natur ihm wieder aufſchließt, bleibt
„Die vorige Stimmung noch. — — —
„— — Und überall, in allen
„Geſchöpfen ſieht er dann des Unerſchaffnen Bild,
„Als wie in Tropfen Thau's das Bild der Sonne wallen.
„So fließt zuletzt unmerklich Erd' und Himmel
„In ſeinem Geiſt in Eins. Sein Innerſtes erwacht.
„In dieſer tiefen Ferne vom Getümmel
„Der Leidenſchaft, in dieſer heil'gen Nacht,
„Die ihn umſchließt, erwacht der reinſte aller Sinne —
„Doch wer verſiegelt mir mit unſichtbarer Hand
„Den kühnen Mund, daß nichts Unnennbar's ihm entrinne?" —

Tiefer, als vielleicht Wieland erwog, iſt ſein Gedanke, daß der Geprüfte durch alle ihm auferlegte Leiden noch zu keiner Verſöhnung ſeiner

Schuld gelangt, bis er sich selber einem freiwilligen Opfer unterzieht; die Ausführung dieser Idee befriedigt uns indessen in dem Gedichte viel weniger, als die tiefe Wahrheit des Gedankens selber. Denn nur im Opfer, in der freiwilligen Versenkung in seinen heiligen Schmerz ist die läuternde Glut verborgen, vor welcher die beängstende Anklage des Gewissens auf immer entweicht. —

Mit schöner Zurückhaltung malt der Dichter das höchste Erlebniß häuslichen Glückes:

„Ihr, denen die Natur beim Eingang in dies Leben
„Den überschwenglichen Ersatz
„Für alles andre Glück, den unverlierbarn Schatz,
— — Das Beste in der Welt,
„Was sie zu geben hat, und was ins bessre Leben
„Euch folgt: ein fühlend Herz und reinen Sinn gegeben,
„Blickt hin und schaut — der heil'ge Vorhang fällt." —

Oder er faßt die Summe gereifter Erfahrung in die Worte des sterbenden Einsiedlers:

„Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden,
„(Oft sind's nur Stärkungen auf neue größ're Leiden)
„Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel
„Euch nähert. Beides geht vorüber,
„Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber,
„Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
„Gesammelt: Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
„Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz
„Euch je von euerm Hang an eure Pflicht geschieden." —

Von derselben Wahrheit der Empfindung, obwohl nicht ohne Anklänge an das Eigenthümliche der ersten Periode, zeugen Hyons Worte an des Einsiedlers Todbette:

„Ist dir's nicht auch — —
„Als fall' aus jener Welt ein Strahl in deine Seele?
„So fühlt' ich nie der menschlichen Natur
„Erhabenheit! noch nie dies Erdenleben nur
„Als einen Weg durch eine dunkle Höhle
„In's Reich des Lichts! nie eine solche Stärke
„In meiner Brust zu jedem guten Werke!
„Zu jedem Opfer, jedem Streit
„Nie diese Kraft." — —

Und die sanfteste Musik des Verses und des Gefühls liegt in der Strophe, wo Amanda gebeugt nur im Tode die letzte Hülfe sieht:

„Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
„Der letzte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
„Hinab mit ihm in's stille Schattenland,
„Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget,
„Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
„Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden,

„Und nichts aus ihr als unſer Herz uns bleibt;
„Dort wird ſie, was ſie liebte, wiederfinden." —

So erſcheinen uns im Oberon zwei große Probleme des Menſchenlebens mit glücklicher Hand gelöſt: Der Zufall verklärt ſich zur Vorſehung und die menſchliche Freiheit zur Liebe und Treue. Schickſal und Menſchheit ſtehen in verſöhnendem Lichte vor uns. Gern würden wir noch bis zu der Erklärung fortgehen: daß mit Oberon die unreine Seite in Wielands Schriften überwunden war, wenn die Geſchichte nicht widerſpräche; denn auch nachher iſt er mehrmals wieder in die vorige Weiſe zurückgefallen.

Seine religiöſe Haltung und Richtung in dieſer zweiten Periode kann nach allem Vorhergehenden nicht zweifelhaft ſein; um ihn auch hierin zu begreifen, brauchen wir uns blos daran zu erinnern, daß ſchon vor der Zeit ſeiner Gefühlsſchwärmerei die nackteſte Zweifelſucht ſich in ihm angeſetzt hatte. Dieſe Gegenwirkung eines grübelnden Verſtandes trat nun übermächtig ein, als der Blumenſtaub ſeiner Empfindungen verweht war; von da an bis an ſein Ende iſt er zu keiner andern religiöſen Grundlage gekommen, als zu abwechſelnden Stimmungen, die zwiſchen Reſigniren und Hoffen unbeſtimmt ſchwankten. Wir ſahen im Oberon innigere Eindrücke ſeiner Kindheit und die Hoffnungen der beſſeren Stunden männlicher Reife auftauchen;*) aber in ſpäteren Werken verſchwindet uns wieder jeder feſte Boden; ſelbſt den Zweifel an der Fortdauer des geiſtigen Menſchen kann er nur momentan überwinden, er trägt ihn in einer ſeiner Schriften (der Euthanaſia) geradezu vor. In anderer Stimmung beruhigt er ſich wieder mit ſeiner Gemüthsſtille: „Ich ſehe dem Tode ruhig und mit dem ſtillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet. Ich betrachte ihn als einen guten Genius, der mich im ſchlimmſten Falle

*) Wie ſehr er auch in ſpäteren Jahren noch von perſönlichen Einflüſſen in ſeinem Glauben und Zweifeln abhing, ſehen wir z. B. aus einem Briefe Baggeſens von 1795 („Jens Baggeſens Briefwechſel mit Reinhold und Jacobi" II. S. 15): „Wie oft wiederholt Wieland mir, daß Du (Reinhold) und ich, der Eine aus Süden, der Andere aus Norden zu ihm kommend, ſeinen Skepticismus umgeſtürzt und uns an den beiden Seiten ſeines Daſeins als ewige Säulen ſeines Glaubens an eine Vorſehung hingeſtellt haben. O der unausſprechlich liebenswürdige Mann! Er gewinnt mit jedem Jahre, kommt dem Ideal ſeines Archytas näher und näher." — Und im folgenden Briefe (II. 19): „Wieland iſt Kant in der Poeſie. Er ſingt reine Vernunft. Er irrt nur bisweilen im Gehen auf der Erde, niemals im Fluge darüber." —

zu einer ewigen Ruhe, aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung führen wird" u. s. w.*) Wenn er auf seine frühere Laufbahn zurückschaute, so glaubte er mit seiner Lebensansicht im sichern Porte angekommen zu sein; in diesem Sinne meinte er in der letzten Ausgabe seines Agathon den Weg zu verzeichnen, „auf welchem er zu diesem Frieden mit sich selbst und der ganzen Natur gelangt sei, zu dieser im Getümmel der Welt sich immer erhaltenden, nur selten durch Wolken beschatteten Heiterkeit der Seele, zu dieser Ruhe, womit er dem Ende eines langen Lebens entgegen sehe." — Ganz im Geiste seiner Zeit hielt er Aberglauben und Tyrannei fast für die einzige Wurzel alles Bösen. Er blickt zuweilen begeistert auf eine goldene, unser noch wartende Zukunft: „Religion, Wissenschaften und ihr liebenswürdige Künste der Musen! eurer vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, aus allen Völkern des Erdbodens Ein Brudergeschlecht von Menschen zu machen, welche durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste wider einander empört, sondern von dem seligen Gefühl der Menschlichkeit durchwärmt und von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen." —

In den Göttergesprächen (1789—1793), die Wieland selbst nur „Versuche in Lucians Manier und Spiele des Geistes" nennt, wagt er sich an das Problem der göttlichen Weltregierung: „Also was die Weltregierung anbelangt, die — ist meine Sache nie gewesen" — läßt er seinen Jupiter gegen Herkules erklären; offenbar will er dort die populäre Vorstellung von der göttlichen Allmacht als einer ganz gesetzlosen phantastischen Willkür lächerlich machen, wenn sein Jupiter fortfährt: „Es liege bloß an einem Paar Kleinigkeiten, über die er noch nicht habe Meister werden können." — Diese Kleinigkeiten seien z. B. die mathematischen Gesetze und der Zusammenhang von Ursache und Wirkung: „Fürs erste, daß er mit aller seiner Allgewalt nicht zuwege bringen könne, daß zweimal zwei mehr oder weniger als vier wäre; und dann daß er, sobald die ganze Ursache von einem Dinge da sei, nicht verhindern könne,

*) Diese Worte legt Wieland im „Agathodämon" VI. S. 335 dem Apollonius von Tyana in den Mund. — „Die schöne Ordnung — fährt er fort — und weise Zweckmäßigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren sehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen sein werde. Dies ist alles, was ich davon weiß und wissen kann, und es ist zu meiner Beruhigung genug. Indessen warum sollte es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten ist, nicht erlaubt sein, weiter zu gehen und mit harmlosen Träumen, aus helldunkeln Aufblitzungen und Vorgefühlen der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen?" —

daß im nämlichen Augenblicke nicht auch die Wirkung erfolge... „Du kannſt dir nicht einbilden, mein Sohn, in was für enge Grenzen meine Allmacht bloß durch dieſe zwei fatalen Schlagbäume eingeſchränkt wird.“ —

Ein anderes Hinderniß der Weltregierung liege in den menſchlichen Leidenſchaften:

„Die Leidenſchaften der Menſchen ſind es eben, mein Sohn, was mir meinen Plan, wenn ich einen mit ihnen hätte, alle Augenblicke verrücken würde. Ich überlaſſe ſie alſo gewöhnlich ihrer eigenen Thorheit. Sie haben juſt Vernunft genug, es immer hinterdrein zu merken, wenn ſie was recht Albernes gethan haben, und ſo werden ſie endlich durch lauter Thorheiten klug; wiewohl meiſtens erſt, wenn es ihnen nichts mehr helfen kann.“ — Dieſe Einwendung ſucht er indeſſen doch ſelbſt zu beſchränken: „Er wolle damit nicht geſagt haben, daß er durch die Kenntniſſe, die er von der Natur der Menſchen und den Dingen, von welchen ſie abhangen, beſitze, nicht im Stande ſei, einen gewiſſen Einfluß zu behaupten und Urſachen und Wirkungen ſo zu leiten, wie er es für das Ganze am zuträglichſten halte.“

Er führt dies nun weiter ſo aus, daß nur der troſtloſeſte religiöſe Epikuräismus übrig bleibt, demzufolge die Götter in unnahbarer Ferne über allen Gebeten und allen Verbrechen der Menſchen thronen; die tiefſten Myſterien aller echten Religion werden mit der dumpfſten Superſtition auf die gleiche Linie geſtellt.

„Was kann uns daran gelegen ſein, was halbvernünftige Erdthiere ſich für Vorſtellungen von uns machen? oder was ſie ſich für ein Verhältniß gegen uns geben?

„Was die armen Leute Religion nennen, iſt ja immer nur *ihre* Sache, nicht die *unſere*. *Sie* allein haben dabei zu gewinnen oder zu verlieren, wenn ſie ihre Lebensweiſe vernünftig oder unvernünftig einrichten.

„Ein anderes wäre, wenn ſie ſich durch die neue Einrichtung wirklich verbeſſerten. Wer von uns könnte oder wollte ihnen das übel nehmen?

„Werden es *ihre* Prieſter etwas beſſer machen? In *dieſem Augenblicke* legen ſie den Grund zu einem Aberglauben, der niemand als ihnen ſelbſt nützlich ſein, und anſtatt die politiſche Verfaſſung zu befeſtigen, alle menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe verwirren und untergraben wird; einem Aberglauben, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder geſunden Vorſtellung von natürlichen und ſittlichen Dingen den Zugang verſchließen, und *unter dem Vorwand einer ſchimäriſchen Vollkommenheit die Humanität in jedem Menſchen ſchon im Keime vergiften wird*. Wenn man von dem Aberglauben, der

die Welt bisher bethörte, das ärgſte geſagt hat, was ſich mit Wahrheit von ihm ſagen läßt, ſo wird man doch dereinſt geſtehen müſſen, daß er weit menſchlicher, unſchuldiger und wohlthätiger war, als der neue, den man an ſeine Stelle ſetzt. Unſere Prieſter waren unendlichemal harmloſere Leute als diejenigen, denen ſie jetzt weichen müſſen. Jene genoſſen ihres Anſehens und ihrer Einkünfte im Frieden, vertrugen ſich mit jedermann und fochten niemandes Glauben an: dieſe ſind herrſchſüchtig und unduldſam, verfolgen ſich untereinander der nichtswürdigſten Wortſpiele wegen mit der äußerſten Wuth, entſcheiden durch die Mehrheit der Stimmen, was man von undenkbaren Dingen denken, wie man von unausſprechlichen Dingen ſprechen ſoll, und behandeln alle, die anders denken und ſprechen, als Feinde Gottes und der Menſchen. —

„Sie werden nicht eher ruhen, bis ſie alles um ſich her finſter gemacht, dem Volk alle Mittel zur Ordnung entzogen und den freien Gebrauch der natürlichen Urtheilskraft zum erſten aller Verbrechen geſtempelt haben.

„Denn was ſoll aus Menſchen werden, von welchen die Muſen und Grazien, die Filoſofie und alle verſchönernden Künſte des Lebens und des feinern Lebensgenuſſes mit den Göttern ihren Erfindern und Beſchützern ſich zurückgezogen haben? Ich ſehe mit Einem Ueberblicke alles Böſe voraus, das ſich in den Platz des Guten eindrängen wird, alles Unförmliche, Verſchrobene, Ungeheure und Mißgeſtaltete, das dieſe fanatiſchen Zerſtörer des Schönen auf der Aſche und den Trümmern der Werke des Genies, der Weisheit und der Kunſt aufthürmen werden — und mir ekelt vor dem widerlichen Anblicke. Weg damit — denn ſo wahr ich Jupiter Olympius bin, es ſoll nicht immer ſo bleiben! wiewohl Jahrhunderte darüber hingehen werden, bis die Menſchen die unterſte Tiefe ihres Verfalls erreicht, und Jahrhunderte, bis ſie ſich mit unſerer Hülfe über den Schlamm wieder empor gearbeitet haben werden.“ —

Hinter der Maske dieſer Jupiter-Rede erkennt man ſogleich das Wielandiſche Angeſicht, mit einem Compendium ſeiner Geſchichts-Philoſophie, die er in der Schule der Voltaire*) und Gibbon gelernt hatte: von den Vorzügen des Chriſtenthums im Vergleich zum Heidenthum ſehr gering zu denken.

---

*) „Von Voltaire ſprach Wieland mit Entzücken und Begeiſterung, und erklärte geradezu, daß nie ein Menſch eine ſolche allgemeine Revolution in der Ideenwelt mit weniger gewaltſamer Erſchütterung hervorgebracht habe.“ (Böttiger, literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen I. 140. Leipzig 1838).

Dasselbe Thema wird im „Peregrinus Proteus“ (1791) wieder aufgenommen: eine Schrift, von der Wieland eine viel größere Wirkung erwartet hatte*), als der nächste Erfolg rechtfertigte. Die Naturgeschichte der Schwärmerei und des Fanatismus, ihre Irrgänge und Selbsttäuschungen, die denn auch zur Täuschung der Andern führen — wollte er mit deutlichen ironischen Seitenblicken auf damalige Vertreter des religiösen Enthusiasmus in seinem philosophischen Romane durchführen, der im zweiten Jahrhunderte nach Christus spielt. Man könnte dies Buch die Fortsetzung oder das Seitenstück zu den Wolfenbüttler Fragmenten nennen; wie diese einen politischen Plan in die evangelische Geschichte hineintragen, so schiebt Peregrinus einen ähnlichen Plan der Geschichte des Christenthums in dem zweiten und dritten Jahrhunderte unter. Dort wird die Entstehung, hier die siegreiche Ausbreitung der christlichen Kirche den Ränken, Intriguen und Complotten einer politischen Partei zugeschrieben, die sich mit jesuitischer Schlauheit der schwärmerischen Zeitstimmung bemächtigt hätte. Wieland will die Religion nicht in ihren Anfängen, aber in ihrem gewöhnlichen Fortgange als ein Werk der Berechnung betrachtet wissen; anfangs (so lehrt sein Lucian im Peregrin S. 312) sei sie „das wohlgemeinte Werk unschuldiger Enthusiasten“, zuletzt aber und in ziemlich kurzer Zeit werde sie zu einer unterjochenden Priester-Regierung.

Jenen „unschuldigen Enthusiasmus“ will er von seiner schönsten Seite in dem Bilde einer patriarchalischen Familie der ersten christlichen Zeit schildern: „Die Frau des Hauses flößte mir beim ersten Anblick eine Empfindung ein, die ich noch nie gefühlt hatte, etwas das aus dem, was man für eine Königin und für eine Mutter fühlen kann, zusammengesetzt war ... Die Mischung von Würde und Demuth, von Ernst und Güte,

*) Böttiger erzählt (I. 151) aus Wielands Munde: W. habe zeigen wollen, daß Peregrinus Schwärmer und dupe seiner eigenen Empfindungen gewesen sein könne, wie Lavater in unsern Tagen. — Zugleich aber habe er unter diesem Vehikel seine Ueberzeugung von dem Entstehen, der schnellen Ausbreitung und ebenso schnellen Ausartung des Christenthums mittheilen wollen: die Christen seien ursprünglich ein geheimer Orden gewesen, eine Brüder-Unität, die sich an der herzlich gutgemeinten, aber auf jüdische Messias-Ideen gepfropften Vorstellung vom Reiche Gottes weideten und von der Vereinigung mit Gott schöne Träume hatten. So sei es in der apostolischen und frühern Kirche bis ins zweite Jahrhundert gegangen, wo sich dann feine Schlauköpfe, Jesuiten ante Lojolam ins Spiel gemischt, und in dies bequeme Nest ihre Kuckuckseier gelegt hätten. Daher die schnelle Depravation ihrer ursprünglichen Reinheit. — Das Buch sei in die unglückliche Periode gefallen, in der das französische Ferment zu gähren anfing, und habe daher jetzt wenig Eindruck gemacht; aber diesen (fuhr Wieland fort) werde und müsse es noch machen; das hiereingesenkte Samenkorn schlummere nur in der Erde. —

Weisheit und Einfalt, Betriebſamkeit und Ruhe, die den Charakter ihrer Geſichtsbildung ausmachte, gab ihr eine ſo eigene Art von Würde und Anmuth und zu aller der Mütterlichkeit etwas ſo Jungfräuliches und Veſtalenartiges, daß ihr Anſchauen auf einmal alle Bilder von Schönheit und Grazie in meiner Seele auslöſchte .... „Die ganze Familie ſchien Ein Herz und Eine Seele. Die Befehle der Eltern wurden nur durch Winke gegeben, und doch eben ſo ſchnell und mit eben der Stille vollzogen, wie die Glieder des Leibes dem Willen gehorchen. Gutherzigkeit und Wohlwollen... eine Uebereinſtimmung der Gemüther, wovon ich noch keine Vorſtellung gehabt hatte, leuchtete aus allen Augen, ſprach aus allen Bewegungen und Handlungen dieſer glücklichen Geſchöpfe ... „Sind dies, ſagte ich zu mir ſelbſt, die Menſchen, von denen unſere Prieſter und unſer Pöbel mit ſolchem Abſcheu und unſere großen Männer mit ſolcher Verachtung ſprachen? Iſt der Geiſt, der dieſe Familie beſeelt, der allgemeine Geiſt ihres Ordens: ſo hatte mein Unbekannter wohl Recht, ſie neue Menſchen und Erſtlinge einer neuen Schöpfung zu nennen!“ —

Dem Hausvater dieſer Familie legt er Worte der wärmſten Verehrung für den Apoſtel Johannes in den Mund: „In Einfalt des Herzens begnügen wir uns, an unſerm Meiſter zu hangen, ihn, der aus Liebe zu uns ſein Leben ließ, von ganzem Herzen zu lieben, ſeines Sinnes zu ſein, ſeinem Exempel zu folgen, und mit Freudigkeit ſeiner Wiederkunft zu harren .... „Ich werde nie einen ſolchen Mann wieder ſehen, wie Johannes der Liebling unſers Herrn war! Wohl mir, daß ich ihn geſehen habe, den liebenswürdigen Greis, den wir alle wie unſern Vater liebten und als den Stellvertreter ſeines geliebten Meiſters verehrten, und daß ſein Bild oder vielmehr ſein Geiſt in himmliſcher Lichtgeſtalt noch immer vor mir ſchwebt, ſo oft ich mich ſeiner erinnere ... Und ſo lange ich lebe, werd' ich den herzlichen Ton der letzten Worte in meiner Seele hören, mit denen er von ſeiner Gemeine zu Epheſus ſchied ... Nie wird mir dieſer Anblick, dieſe Gefühle, die mein Innerſtes durchdrangen, aus dem Sinne kommen. Wenn uns ein Engel in Geſtalt eines Greiſes erſcheinen wollte, ſo würde er die Geſtalt des von ſeinen Kindern ſcheidenden Johannes annehmen.“ —

Dieſer ganzen Wielandiſchen Auffaſſung im Peregrinus gemäß erſcheint der Erlöſer ſelbſt eben nur als der „liebenswürdige“ Held jenes „harmloſen unſchuldigen Enthuſiasmus“: „Ihm — ſo heißt es S. 347 — deſſen ehrwürdigen Namen ſie trugen, war es in ganzem Ernſte darum zu thun, die Menſchen durch die Eigenſchaften, die uns die Kindheit ſo liebenswürdig machen, durch Einfalt, Unſchuld, reine Güte des Herzens und unbeſorgtes Vertrauen auf den Vater im Himmel — zu der höchſten

moraliſchen Vollkommenheit und dadurch zu der reinſten Eudämonie, deren die Menſchheit jenſeits des Grabes fähig iſt, zu führen. Dahin brachte er alle, die ſich mit einfältigem Sinne ſeiner Führung überließen... Aber es erfolgte, was vermöge der Natur der Sache erfolgen mußte... Die Chriſtianer arteten aus... ſie verfielen in alle Arten von Schwärmerei, ſtanden allen Verführern, welche den Geiſt ihres Meiſters zu heucheln und die Stimme des guten Hirten nachzuäffen wußten*), bloß. Und ſo wurden jene hohen Geſinnungen und zarten Gefühle, die ſo zu ſagen die angeborne Moral der ſchönſten Seelen ausmachen, von argliſtigen Menſchen zu ſubtilen Netzen verwebt" u. ſ. w.

Den Gedankengang des Peregrinus in der Beurtheilung des Chriſtenthums nimmt Wieland im „Agathodämon" (1798) wieder auf, um ihn nach der poſitiven und negativen Seite weiter auszuführen.**) Das negative Element des Agathodämon wendet ſich wie Peregrin (und wie der ganze Wieland überhaupt) gegen die Ueberlieferungen und metaphyſiſchen Grundlagen des kirchlichen Chriſtenthums: „Was die Geſchichte des Stifters betreffe — lehrt ſein Apollonius — ſo befänden wir uns beinahe in dem nämlichen Falle, wie mit Hermes, Zoroaſter, Orpheus, Minos u. a. Was man uns davon ſage, ſei mit zu vielem Wunderbaren und Unglaublichen durchwebt, um nüchterne Menſchen zu befriedigen.***) Um ſich daher an einem der beſten Sterblichen, die je gelebt haben, nicht eben ſo ſchwer als an der Wahrheit überhaupt zu verſündigen, finde er kein anderes Mittel als: alles Wunderbare, Uebernatürliche und Unverſtändliche zugleich mit den Widerſprüchen auf die Seite zu legen, und ſich bloß an das rein Menſchliche, Verſtändliche, Conſequente und unmittelbar zu ſeinem Wahrheitsſinne und Herzen Sprechende zu halten. —

Die poſitive Seite des Buches haben wir darin zu ſuchen, daß es wenigſtens auf die ſittliche Reinheit des Urſprunges unſerer Religion

*) „Denn ſo weit — bemerkt Peregrinus an einer andern Stelle — war ich (damals) noch nicht gekommen: den Taſchenſpielerſtreich zu argwöhnen, mit welchem dieſe ſubtilen Heiligen ſo behend, daß es keine argloſe Seele wahrnehmen konnte, ſich ſelbſt an die Stelle des Herrn ſchieben." —

**) Es treffe ſich ſonderbar — bemerkte Wieland gegen Böttiger 1799 — daß ſein Agathodämon in ſeinen Geſtändniſſen über ſeine eigene Religion faſt ganz mit Fichte (in deſſen „Appellation"?) übereinkomme.

***) Ueber das Evangelium Johannes z. B. hatte er — hierin ganz im Gegenſatze zu Herder — Anſichten, die denjenigen der jüngſten kritiſchen Schule in Tübingen ſehr ähnlich ſehen (Böttiger I. 240); wie denn überhaupt unſere Literatur des vorigen Jahrhunderts, bald im Keime bald völlig ausgebildet, ſchon faſt alles enthält, was die neuere Kritik zuweilen als ganz neuen genialen Standpunkt und als unermeßlichen Fortſchritt verkündigt.

(des Stifters und der ersten Gemeine) mehrmals großen Nachdruck legt, was im Gegensatze zu den gleißenden Verhöhnungen und Spöttereien französischer Schöngeister, wie zu den Verunstaltungen deutscher Sophisten und Pedanten immerhin Anerkennung verdient. Der Held des Buches, Apollonius von Tyana, hebt wiederholt den unendlichen Unterschied hervor, der zwischen ihm und dem Weisen von Nazareth bestehe: Er würde vielleicht — sagt er — weniger streng gegen sich sein, wenn nicht unter seinen Zeitgenossen ein Mann gelebt hätte (Christus), der das war, was er (Apollonius) nur schien, und der bloß durch das, was er war, ohne alle Geheimanstalten, Kunstgriffe und Blendwerke, auf dem geradesten Wege und durch die einfachsten Mittel zum Heil der Menschheit zu Stande bringen werde, was er durch die seinigen verfehlte. — Auf ewig werde ihm („dem Stifter dieser Sekte") das hohe Verdienst bleiben: tiefer als alle bisherigen Gesetzgeber in die menschliche Natur geblickt, und das große Werk der sittlichen Verbesserung und Veredlung des Menschengeschlechts auf einen so festen Grund gesetzt zu haben, daß die Zeit ihm nichts anhaben, sondern es vielmehr — trotz aller zufälligen Verdunkelungen und Verunstaltungen*) in immer reinerem Glanze darstellen und der Vollkommenheit, zu welcher es die unzerstörbare Anlage in sich habe, immer näher bringen werde. — Denn dies Institut (das Christenthum) sei nicht ein künstlich zusammengesetztes Maschinenwerk, sondern ein lebendiger wohl organisirter Körper, der das, was er werden solle, nur durch stufenweise Entwicklung und Ausbildung mit Hülfe des in ihm wohnenden Geistes werden könne. —

Der jüdische Weise — heißt es in einer späteren Stelle — scheine neben den griechischen (selbst einem Pythagoras oder Sokrates) ein Mann aus einer andern Welt zu sein, der nur unter seiner Nation werden konnte, was er war ... Apollonius habe nicht an die Götter geglaubt, deren Dienst er reinigen wollte; seine absichtliche Täuschung habe nur im Zwecke ihre Rechtfertigung suchen müssen. „Er hingegen (Jesus) trug den Gott, von welchem er sich gesandt glaubte, in seinem Busen. Nenn' es immerhin Enthusiasm: genug, es war kein geheuchelter; sein

*) Diese Verdunkelungen stellt sich Wieland groß genug vor: Die Umgestaltung des primitiven Christenthums — so läßt er seinen Apollonius prophezeien — zu einer ausschließlich herrschenden Volks- und Staatsreligion werde noch besondere zuvor unbekannte Uebel theils herbeiführen, theils zur Begleitung haben: statt des Lichtes eine fast allgemeine langwierige Finsterniß, statt der Humanität eine noch größere Barbarei und Verwilderung. Aber gegen alle diese Uebel trage das Christenthum auch Heilkräfte in seinem Schoße, die immer wieder zur rechten Zeit ihre Wirkung thun würden. —

Gott lebte und webte in ihm, sprach aus ihm, wirkte durch ihn ... war sein Bewegungsgrund, sein Zweck, sein Mittel ... Er begehrte nichts und fürchtete nichts, dachte nie an sich selbst, hatte keinen selbsterfundenen Plan auszuführen, noch für die Mittel dazu zu sorgen, sondern überließ dies demjenigen, dem er als sein bloßes Werkzeug mit dem Gehorsam eines Knechtes und mit dem Eifer eines liebenden Sohnes diente."

Diese reine, kindlich einfältige Sinnesart — so fährt er fort — könnte allgemeine Harmonie und Glückseligkeit auf ewig gründen und die Erde zu einem Himmel machen. Und wie leicht ließe sich das alles in die Pythagorische und Platonische, ja sogar in die Sokratische oder Epiktetische Sprache übersetzen; wie ungezwungen aus diesen äußerst einfachen Begriffen und Grundsätzen eine vollständige allgemein faßliche Lebensphilosophie sich entwickeln. — Aber freilich habe es den Anschein, daß diese einfache, allen zarten, unverdorbenen, liebevollen und zu einer gewissen hohen Schwärmerei geneigten Seelen so angemessene Lebensphilosophie etwas ganz persönliches sein, und nur das Eigenthum des kleinen Häufchens jener guten kindlichen Seelen bleiben werde, während von den Weltmenschen nur sehr wenige geneigt sein möchten, sich auf diese Art (durch Sinnesänderung, durch gänzliche Umschaffung des Innern) wiedergebären zu lassen. —

Nachdem Wieland hier in der Anerkennung der sittlichen Vorzüge des ursprünglichen Christenthums so weit vorgeschritten war, als sein naturalistisch-ästhetischer Gesichtspunkt es ihm möglich machte — sehen wir ihn plötzlich wieder eine Wendung nehmen, die den ganzen Wieland unübertrefflich mit Einem Schlaglichte beleuchtet. Auf einmal fällt ihm von neuem der Widerspruch seiner Doppelnatur ein, der Widerspruch, der zwischen Wieland, dem Voltairischen Zweifler und Spötter, und zwischen Wieland, dem Freunde Herders,*) dem Lobredner eines ästhetisch-

*) Herder scheint überhaupt auf diese spätere Periode Wielands tief eingewirkt zu haben, zumal da sich beide Männer (seit Herders Entfremdung gegen Goethe) auch persönlich näher kamen (welcher Tausch! einst Hamann-Herder, nun Wieland-Herder!). — Wielands spätere Ansicht von Christus und christlicher Geschichte ist die Herder'sche in den Ideen zur Geschichte der Menschheit. Sein Gott in den letzten Schriften ist der Herder'sche Gott in den Gesprächen über Spinoza. Humanität war auch sein wie Herders Losungswort! „Die wahre Humanität ist eigentlich das Ideal der menschlichen Vollkommenheit." — In dieser Zeit urtheilte daher Herder auch sehr wohlwollend über Wieland: „W. hatte immer einen gewissen Pythagoräismus zu seiner Lieblingsphilosophie." Dieser blicke schon in der Natur der Dinge hervor, sei im Archytas, im Agathon sehr deutlich und komme in seinem Agathodämon wieder zum Vorschein (1796. Bei Böttiger I. 198). — Und noch freundlicher äußert er sich, als Wieland auf Herders Bekämpfung der Kantischen Philosophie einging: „W.s Wort über die Metakritik ist so glücklich ausgefallen, daß es .... meinen

moraliſchen Chriſtenthums obwaltet: „Nicht wahr, du kannſt den Apollonius, der den Hang zum Glauben für eine Schwachheit der menſchlichen Natur, die mit Ernſt bekämpft werden müſſe, erklärte, und darauf beſtand, daß der Menſch alle ſeine Hülfsquellen in ſich ſelber ſuchen ſolle — nicht in Uebereinſtimmung bringen mit dem Apollonius, der dir heute von dem jetzt noch ſo ſehr verkannten Inſtitut der Chriſtianer als von einer Anſtalt zum Heil der Welt und von ſeinem Stifter als einem Wohlthäter der Menſchheit ſprach?“ —

Dieſen Widerſpruch will er nun mit dem Gemeinplatze löſen: daß der Schwache und Lahme allerdings einer Krücke („des Glaubens“) bedürfe, und in irgend einem Zeitpunkte ſeines Lebens ſei jeder Menſch einmal ſchwach; drum ſei es gut eine Krücke zu haben, obwohl unleugbar beſſer: ohne Krücke gehen zu können. — Von der Perſon Chriſti, von ſeiner Theoſophie und ſeinem Inſtitute habe er eben nur als ein Menſch geſprochen, den alles Menſchliche nahe angehe; er habe davon geſprochen als von einem auf den allgemeinen Wahrheitsſinn gegründeten ſehr conſequenten Inbegriff von Ueberzeugungen und Geſinnungen, die jeden, in welchem ſie lebendig ſind, zu einem beſſern Menſchen machen, als er ohne ſie wäre u. ſ. w.

Wo er endlich (am Schluſſe des Buches) den religiöſen Hintergrund ſeiner Anſichten, ſeine Auffaſſung Gottes, darlegt, da finden wir ihn mit Herder in ſeinen Geſprächen über Spinoza auf einem und demſelben Wege: „Was du von mir zu wiſſen verlangſt, iſt das Geheimniß der Natur, das unausſprechliche Wort ihrer heiligſten Myſterien... Ich will dir ſagen, wohin ich nun gekommen bin: Die grenzenloſe Natur, die ewige Ordnung und Harmonie der Dinge, das was dieſe Maſſe der ungleichartigſten Erſcheinungen *außer mir* zuſammenhält und in ein unergründliches Ganzes innigſt verwebt und vereinigt, und das was die unermeßliche Maſſe von Empfindungen, Ideen, Trieben und Geſinnungen *in mir* zuſammenhält und in einem ſich ſelbſt unerforſchlichen Ich zu Einem Ganzen zu verbinden ſtrebt — alle dieſe helldunkeln geiſtigen Anſchauungen fallen, wenn ich, tief in mich ſelbſt gekehrt, jede derſelben einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verſchlingt Raum

---

wärmſten Dank verdient. Eben daß es nur darſtellt, aber ſo ernſt, biederhaft, verſtändig und parteilos: iſt was ich wünſchte und Jeder wünſcht, dem an der Sache liegt, nicht am Bücherruhme. Bewirkte meine Meta (Kritik) einen ſolchen Conciliator oder Doctor perplexorum (wie Maimonides ſein berühmtes Buch nannte), ſo hätte ſie genug bewirkt... Wir wollen alten deutſchen Verſtand wecken, wir wollen ihn lüften! Ihm neue Regeln oder Ketten anlegen: der *Gedanke* ſelbſt iſt mir unerträglich! Danken Sie dem braven Neſtor“ u. ſ. w.

und Zeit; alles, was war, was ist und was sein wird, zerfließt in dem einzigen Akt eines einzigen ewigen Augenblicks, und ich verliere mich darin gleich einem Wassertropfen im uferlosen Ocean. — Aber bald öffnen sich meine Augen wieder, und ich finde mich wieder in meinem angebornen beschränkten Vaterland: Himmel und Erde ... Das allgemeine Leben der Natur drängt sich wieder warm an mein Herz; ich webe in Allem, was webt, und fühle mich in Allem, was athmet ... Mit süßen Schauern umfaßt mich die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden versorgenden Allvaters oder wie der beschränkte Sinn der Sterblichen den Unnennbaren immer nennen mag." —

Wielands Bestreben, dem revolutionären Niedertreten des Christenthums sich zu widersetzen, war nicht erst im Agathodämon hervorgetreten: schon im vorletzten Decennium seines Jahrhunderts hatte er es für nöthig erachtet (seit 1783), den atheistischen Stürmern entgegenzutreten; in dieser Richtung ist unter andern seine Schrift: „Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen" (1788) geschrieben. Auch hier will er die Freiheit der protestantischen Prüfung und Forschung aufrecht erhalten wissen: „Es bleibt ewig dabei: nichts in der Welt ist so heilig, daß es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte; denn es sind nicht die Sachen, sondern die Begriffe und Meinungen der Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen." — Allein er verlangt Vorsicht in der Anwendung: „Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne alles dürfen, so frommet doch nicht alles. Ein weiser Mann untersagt sich alle Spekulationen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weise viel schaden können." *) — Die Religion wird mehr ihrer moralischen und politischen Unentbehrlichkeit als ihrer innern ewigen Wahrheit wegen in Schutz genommen.**) „Die Filosofie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der bessern Menschen gewesen ist, zu probiren; und der Filosof ist kaum dieses Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen Einen Menschen, der der Religion ohne Nachtheil

*) Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen 1788. — Bd. 29. S. 130. (Leipzig 1797.)

**) In dieser politischen anti-revolutionären Stimmung lobte Wieland bei einem Besuche in Zürich (1796) den Geßner'schen Verlag (Lohwasser'sche Psalmen, Gebetbücher u. a.), den die Witwe Geßner sich zuerst schämte ihm (dem aufgeklärten Schöngeiste!) zu zeigen. „Das seien — rühmte er — Bücher, welche die bürgerliche Ordnung erhielten." (Böttiger I. 210.)

seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer oder, ohne die Hoffnung, die sie ihnen giebt, unglücklicher sein würden, als sie sind." —

Am Ende seines Jahrhunderts (4. Mai 1800) konnte Wieland im Gespräche mit der Herzogin von Weimar mit Recht von sich behaupten: „er habe seit funfzig Jahren eine Menge Ideen in Umlauf gesetzt, die den Schatz der Nationalkultur vermehrten, und nun gar nicht mehr den Stempel ihres Urhebers tragen." —

Aber mit noch größerem Rechte hätte man ihm erwiedern können: daß seine Bereicherung der Nationalkultur in mehr als einer Hinsicht einen sehr zweideutigen Werth habe. Jenen Schatz von Ueberzeugungen und Ideen, die ein Volk wie den Einzelnen über sich selbst erheben, die dem Leben einen höhern Sinn und der Seele einen innern unverwüstlichen Reichthum verleihen — er hat ihn viel eher im Herzen der Nation erschüttert als bereichert; und zu der nervlosen religiösen und sittlichen Zerflossenheit, woran ein großer Theil unserer „Gebildeten" schon so lange kränkelt, hat er nicht wenig beigetragen. Wer aber von sich und seinem Geschlechte, von seinem Berufe und Wirken klein denkt, wie soll der Andern einen höheren Sinn einhauchen!*)

Als er im späteren Alter dann einlenken wollte: da war es zu spät und erfolglos. —

---

*) Aeußerungen, die Böttiger von ihm anführt (Literarische Zustände und Zeitgenossen B. I.), mögen neben seinen Schriften die Belege dazu hergeben: „Er wälze sein Rad, weil ihn der absolute Müßiggang tödten würde; allein auf Wirkung rechne er nicht. — Gelehrte und Büchermacher seien eigentlich zu gar nichts nütze, und nur eine Ausgeburt überfeinerter Staaten, Drohnen und Faulthiere im Bienenstocke. Seine Bücher seien doch nur beschriebenes und bedrucktes Lumpenpapier. — Die Menschen wären eigentlich nur als eine höhere Klasse von Affen mit einer besondern Perfektibilität (statt des Instinktes) zu betrachten; gewisse höhere Genien hätten sich von Zeit zu Zeit verkörpert, um dies Affengeschlecht zu civilisiren; und etwas von diesem Genialischen hätten alle Musenpriester." —

Der Mangel an wahrem männlichen Gesinnungs- und Gedanken-Marke in Wieland fiel — so scheint es — auch seinen Freunden auf; darum nannte ihn Goethe in einer zahmen Xenie: „die zierliche Jungfrau von Weimar." Und über Herder klagte Wieland selbst: jener habe ihn immer wie ein Kind behandelt, und viele seiner Schriften nicht einmal gelesen. —

Wielands Schule.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der von Wieland in seiner naturalistischen Periode angestimmte Ton weithin ein bereitwilliges Echo weckte; namentlich fand gerade das Schlüpfrigste in seinen Schriften die eifrigsten und oft plump überbietenden Nachahmer.*)

Auf diesem Gebiete verzichten wir gern auf den Ruhm der Vollständigkeit und wählen zur Kenntlichmachung der ganzen Richtung nur einige wenige Stimmführer aus dem ganzen Schwarm heraus.

Wir beginnen mit der österreichischen Schule, die zur Zeit Josephs II die von jenem Monarchen gewährte literarische Freiheit dazu benutzte, an der Hand Wielands der religiösen und sittlichen Lebensauffassung eine derb naturalistische entgegen zu setzen. Die sittliche Roheit und religiöse Haltlosigkeit, die früher von der äußern Kirchengewalt nur übertüncht, aber nicht überwunden worden, trat nun mit der Heftigkeit einer lange zurückgehaltenen Reaktion hervor.

1. Blumauer (1755—1798).

Seine Travestien Virgils und „Herkules travestirt in sechs Büchern" (1794) bezeichnen hinlänglich den krassen Ton, in welchem dieser Wiener Dichter sich gefiel. Seine zahlreichen Gedichte sind ein widriges Gemisch ekelhafter Gemeinheit (so daß schon die Ueberschrift einzelner zurückstößt) mit wässerigen Reimereien einer sentimentalen Religiosität.**) So z. B. trägt er in dem „Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden" (Sämmtl. Werke II. 3. Königsberg 1827) seine religiösen Zweifel vor:

Verstand und Herz — dies ist das Wesentliche seines Gedankenganges — lenken den Menschen bald süd- bald nordwärts; der Verstand wisse wenig, das Herz wünsche und glaube viel; und beide stehen oft in Widerspruch:

---

*) Es ist geradezu unbegreiflich, daß Wieland (bei Böttiger I. 168) einmal äußern konnte: „er wisse nicht, wie ihm der Vorwurf gemacht werden könne, er sei ein schlüpfriger Schriftsteller!" — In seiner Seele — setzte er hinzu — sei nichts von dem Stoffe, der hier gähren müßte, wenn er das sein sollte. — Viel wahrer und ehrlicher ist dagegen seine Erklärung (B. I. 198) gegen Herder: daß er die anstößigsten seiner Schriften gern zurückkaufen möchte. —

**) Und gerade von einem Blumauer konnte Wieland sich hinreißen lassen: „Blumauer — schreibt Schiller an Körner 1787 — ist Wielands Leidenschaft. Nachdem dieser hier gewesen war, hat W. erklärt, daß ihm nur darum das Leben lieb wäre, weil Blumauer das nächste Jahr wieder kommen würde." — (Schillers Briefwechsel mit Körner 1847. — B. I. S. 165.)

„Iſt nicht oft das, was die Vernunft als Segen
Erkennt und billigt — der Empfindung Fluch?“ —

Darum eben flüchteten ſo Viele, die es bequemer fänden, zu einer fremden Hülfe d. h. zu fremdem Glauben:

„Allein iſt glauben ſicherer als wiſſen?
Gehorſam beſſer als das Selbſtgefühl?
Und bringt ein Licht, das wir entlehnen müſſen,
Uns leichter als das eigene zum Ziel?“

Der göttliche Funke im Menſchen ſei ja ein gleich vertheiltes allgemeines Licht, und Augen habe man nicht zum Verbinden und nicht zum Erblinden. Zwar ſei auch dem Glauben in manchen Prüfungsſtunden ſein Reich beſchieden; aber wo finde ſich nun die Grenzlinie? In der Prieſter Hand habe der Glaube in 1700 Jahren mehr Böſes gethan, als der Verſtand in ſechstauſend. — Ein Buch (d. h. die Bibel) verrathe wohl manche Spur von Gottes Hand, manches Samenkorn des Guten; aber das große Buch der heiligen Natur ſei doch einzig unverfälſcht geblieben, für jede Creatur leſerlich. — Für die Geheimniſſe Gottes reiche unſere Geiſteskraft nicht hin; nur die Welt ſei ſein Tempel, das Herz ſein Altar. Den Braminen höre Gott ſo gut als den frommen Chriſten an; und menſchliche Bosheit könne Gottes Herz ſo wenig verbittern, als ein Tropfen Galle den unermeßlichen Ocean. —

Aus dieſem Widerſpruche von Vernunft und Glauben (worin er ſich in eintöniger geiſtig-unergiebiger Weiſe herumtreibt) bittet er Gott ihn zu befreien, oder dann lieber ihm eins von beiden zu nehmen: den Glauben oder die Vernunft. — Eine Saite des echtern Proteſtantismus klingt dagegen an, wenn der Dichter erklärt: daß nur Gott, vor deſſen Blicke allein ſeine Seele ſich nicht verſchließe — ſein Richter ſein könne, nicht aber „der Menſch in Rom.“

Im „Gebet eines Freimaurers“ (III. 3) wird eine finſtere Auffaſſung Gottes mit der naiven Einwendung widerlegt: „Solch ein Gott möchte er ja ſelbſt nicht ſein, und wenn es auch in ſeiner Macht ſtünde!“ — Endlich ſchließt er mit der erdgebornen Reſignation: wenn ſein Geiſt auch niemals Gottes Antlitz ſchaue, ſo werde er doch ſtets den lieben, der ihm dieſe ſchöne Welt gebaut. —

2. J. Bapt. v. Alxinger (1755—1797).

Ganz in Wielands Manier iſt des Wieners Alxinger „Doolin von Maynz, ein Rittergedicht“ (1787); und ſein „Bliomberis“ (Rittergedicht in zwölf Geſängen 1791) iſt — damit die Geiſtesverwandtſchaft ja nicht überſehen werde — noch ausdrücklich Wieland gewidmet.

In seinen Gedichten finden sich (wie bei Blumauer) neben Tändeleien, die zuweilen nicht bloß unbedeutend, sondern unschön und unrein sind, und neben Parodien (von Horaz) in Blumauers plumpem Geschmack auch religiöse Anklänge im Styl des Josephinischen Zeitalters. In einem „Morgengebete" z. B. bittet der Dichter um ein Herz, das seinen Feinden gern verzeihe, sie liebe und bedaure, alles froh genieße, damit dies Tröpfchen Leben still ins Meer der Zeiten fließen möge. — In dem Maurer-Gedichte „bei der Aufnahme eines Geistlichen" singt er: alle Geistlichen seien ihm gleich lieb, wenn sie Boten des Friedens seien und durch Tugend wirken, gleichviel dann, ob Juden, Muhamedaner oder Christen! „gleichviel ob er durch Schneiden oder Begießen die Menschheit entsündige!" — Wie er hier alle religiösen Unterscheidungen in Indifferenz auflöst, so zerfließen seinen Wünschen auch alle politischen und socialen Gliederungen. In der Dichtung „das Gesicht" sieht er im Geiste die künftigen goldenen Zeiten, wo „kein böser Priester, kein gekrönter Würger" das Band der Harmonie zerreiße, wo das Metall, das vorher die unter uns zuerst bestandene Gleichheit frech verletzet — nun gleich Sand und Kiesel geachtet würde. —

Seinen „Liebesliedern nach dem Ovid" geht eine „Schutz- und Zueignungsschrift" voraus, worin schon die Theorie einer Emancipation der Sinnlichkeit durchblickt: In Griechenland, wo nicht Beschneidung noch Taufe gegolten, habe kein Interdikt Aristophanische Zungen gelähmt, wie frei sie auch singen mochten; und doch sei Ehe und Treue damals besser bewahrt worden, als nun in der Christenheit. Auch in Germanien gedeihen die Sünden der Griechen, nur nicht mit so viel Liebenswürdigkeit, nur entstellt durch Heuchelei. Helden und Weise hätten damals frei der Lust geopfert u. s. w. — In diesem Geiste spricht er in dem „Aufruf zur Freude" von „Launen und Tugendgezier", die er mit „siegwartisirender Empfindsamkeit" auf Eine Linie stellt. —

3. Friedrich von der Trenk (1726—1794).

An die Obigen schließt sich zwar nicht dem Geburtsorte (Königsberg), wohl aber dem hauptsächlichen Wirkungskreise nach der Freiherr Fr. v. d. Trenk, dessen literarische Thätigkeit vorzugsweise in die Zeit der Maria Theresia und Josephs II fällt. — Auch bei ihm gesellt sich der plumpste Naturalismus, der mit Blumauer wetteifern kann, zu einer Art von religiösem Pathos, das freilich nur einem dürftigen Deismus zur Folie dient.*)

*) In einem Abendlied z. B. wird in Gebetsform auseinandergesetzt: „daß Gott uns mit Fleisch und Haut und nicht wie Cherubim gebaut habe; er habe in uns

Während er die gemeinsten Schilderungen mit der Frage vertheidigen will: warum es ihm nicht erlaubt sein sollte, die Moral (!) in lustige Gedanken einzuweben? wagt er es fast in Einem Athem sich in einer deklamatorischen Anrede an Gott (nach dem Beispiele der Confessionen Rousseau's zu rühmen:

„Herr, mein Zweck war dir zu dienen;
Deshalb schrieb dein Menschenfreund.
War ich nicht, was ich geschienen:
Dann sei du mein ärgster Feind!"

Im Vorberichte zu seinen „geistlichen Schriften" verwahrt er sich gegen den Vorwurf: hier als „frommer Heuchler" gesprochen zu haben, mit der Versicherung, er habe sie auf Theresiens ausdrücklichen Befehl geschrieben, die in ihren letzten Lebenstagen noch Erquickung daran gefunden. In jenem Zeitpunkte habe er daher „seine Feder nach Zeit, Ort und Umständen lenken müssen." Ein Accommodations-System, das dem marktschreierischen Gegner der „Jesuiten und Pfaffen" sehr wohl ansteht! — Von seinen „christlich-moralischen Abhandlungen" rühmt er selbst: sie könnten von allen ehrlichen Leuten aller Religionen mit Nutzen gelesen werden. Die hiesige Geistlichkeit (in Wien) habe freilich das Buch unterdrücken wollen; denn tugendsame Menschen zu bilden, sei just nicht der wahre Gegenstand „ihrer theologischen Giftmischereien." —

4. Nicolai (1737—1820).

Verlassen wir den katholischen Süden, so bildet Ludw. Heinr. von Nicolai (aus Straßburg, Kabinetssekretair und Bibliothekar des Großfürsten Paul in Petersburg) den schicklichen Uebergang nach Norden.

In seinen „vermischten Gedichten" (9 Bände 1778—1786) haben wir das vollkommenste Abbild der Wielandischen Muse in ihrer zweiten naturalistisch-epikurischen Periode. Ueberall ein Beklatschen der Gewandtheit, die listig zu bethören und schlau zu genießen weiß; überall im Hintergrunde ein Bezweifeln aller höheren weiblichen Tugend im Prüfungsfeuer der Versuchung.

Dieser Geschmack und Ton führte ihn (wie Wieland) auf die Spur

---

gewebt, was noch Menschliches an uns klebe" u. s. w. — Und in einem Scherzgedichte: „An die Hofdamen Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Amalie; im Gefängniß zu Magdeburg" 1759 (das für den Ton jener Zeit und für das Maß des Erlaubten um so bemerkenswerther ist, da es — nach Trenks Versicherung — bei Hofe gnädig aufgenommen wurde) preist er sie dafür, „daß sie Fleisch und Blut fühlen, da Engel auf Erden nicht taugen; Göttinnen dürften sie nicht werden, sonst taugten sie nicht zur Freude" u. s. w.

der leichteren erotischen Poesie der Italiener, und zu Nachahmungen, wie „Reinhold und Angelika“ (nach Bojardo, dem Vorgänger Arioſts) und dem „Zauberbecher“ (nach Arioſt) — ein inhaltloſes, nur die Sinne ſpannendes Geſchwätz in der Manier der Wielandiſchen gereimten Romane.

5. Meißner (1753—1807).

In Darſtellung und Geſinnung ſchließt ſich A. G. Meißner (aus Bautzen) durch ſeine Skizzen und hiſtoriſchen Romane an Wieland an, den er auch im Alcibiades als ſeinen Meiſter preiſt, indem er ſich weigert: „nach einer ſo meiſterhaften Schilderung, als Wieland uns im Agathon von Aſpaſien geliefert, noch etwas von ihr zu ſagen.“

Wie alle Naturaliſten mißt er das Sittliche am Nützlichen, was in ſeiner Agnes Sorell ſchon der weitere Titel unzweideutig verräth. Auch im „Alcibiades“ (1785, zweite Auflage) werden die nöthigen Grenzen des Genuſſes nur an den „Folgen“ erkannt. Mit Wielandiſcher Sophiſtik rechtfertigt er die ſittliche Richtung des Buches damit: daß ja „den jungen Griechen manches frei geſtanden, was dem jungen Deutſchen Sitten und Religion verbieten: ob denn das, was auch *Warnung* ſein könne (?), gerade *Nachfolger* erwecken müſſe?“ — Genau ſo wie der moderne franzöſiſche Dichter (Sue) läßt Meißner ſeinen Sokrates den Verſuch machen, ausſchweifende Jünglinge durch ſentimentalen Philanthropismus zu heilen, und die Wohlthätigkeit als einen moraliſchen *Genuß* zu behandeln, der die roheren Genüſſe verdrängen ſolle.

6. Thümmel (1738—1817).

M. A. von Thümmel erklärte ſich ſchon in einer ſeiner erſten Schriften („Inoculation“) durch den Inhalt und durch die Widmung an Weiße als ein Schüler Wielands, den man auch anfangs für den Verfaſſer anſah.*) „Die freien ſichern Zeiten Horazens und Properzens — heißt es in jener Widmung — ſtelle er ſich reizend vor, wo man ſich um die Menſchlichkeiten Anderer nicht bekümmert, und wo kein Cicero gerufen habe: Wer einen Wieland liebt, der iſt ein Böſewicht.“ —

Trotz dem leichten Tone dieſer Jugendſchriften eifert er doch in einem Gedichte an ſeinen Freund Boſe (1764) gegen den franzöſiſchen Geiſt des

*) Wieland ſchrieb ſelbſt an ſeinen Verleger Reich darüber 1771: „Viele Leute glaubten meine Manier in dieſem Gedicht zu erkennen ... Ich *wollte*, daß es ſo *wäre*; es ſind Stellen darin, die dem größten Dichter Ehre machten; und in dem Ganzen herrſcht eine Eleganz, eine Leichtigkeit, ein guter Ton, die bei unſern Dichtern noch ſelten gefunden werden.“ — (Thümmels Leben von Gruber 1819. — VII. 92.)

Leichtſinns, „der den ſchwachen Deutſchen mit dem ſtolzen Namen der großen Welt rühre und den Samen der Tugend im Herzen erſticke.“ — Und in der Vorrede zu ſeiner „Wilhelmine“ (1764) weiſt er den Vorwurf zurück, „daß er etwas Böſes gegen die Religion und ihre Diener im Schilde führe. Niemand könne mehr Ehrerbietung gegen die Religion und Hochachtung gegen vernünftige Geiſtliche haben als er. Ihm gelte der Ruhm eines guten Chriſten mehr als das Lob eines glänzenden Genies; aber er mache keine Umſtände: eben ſo herzhaft über Kobers „Kabinetsprediger“ zu lachen, als er einen Cramer und Schlegel mit ſtillem Ernſte und gerührtem Herzen leſe.“ *) So glaubte er damals Cramer und Wieland, Theismus und Naturalismus friedlich neben einander beherbergen zu können.

Thümmels bekannteſtes und bedeutendſtes Werk ſind ſeine „Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ (1791—1805), wozu er den Stoff und den Farbenton auf ſeinen Reiſen ſammelte, und in Wielands glatter, oft ſchlüpfrig ſpielender Manier verarbeitete.**) Der Gedanke, den er in dieſem Buche „ausſpinnen“ wollte, war ſeinem eigenen Urtheile (an Weiße 21. Febr. 1794) zufolge der: „daß aus Aberglauben Verderbniß der Sitten und daraus Umſturz des Staates erfolge, um einer andern Generation möglich zu machen: der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen.“ —

In dieſen letzten Worten: „der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen“ liegt die Achſe der ganzen Schrift; ſie will die Krankheiten ihrer Zeit: Ueberreizung, ſinnliche und geiſtige Ausſchweifung und Abſpannung, Heuchelei und Unnatur — durch die Rückkehr zur Natur heilen, und zwar faßt ſie dieſe Rückkehr nicht (wie Rouſſeau) als ein Abſtreifen aller Cultur, ſondern (wie Wieland) als einen leichtblütigen, in den Tag hineinlebenden Naturalismus; wie dies die Vorſchrift des Arztes in Straßburg weiter ausführt (I. 139): „Du haſt viele Umwege genommen, um dich von der Natur zu entfernen; jetzt nimmt ſie eben ſo viele, ehe ſie ſich

*) Von Thümmel iſt auch noch ein geiſtliches Lied vorhanden, das urſprünglich für Zollikofers Sammlung beſtimmt war, ſtatt deſſen aber in das Neue Koburgiſche Geſangbuch aufgenommen wurde. Es iſt im Tone der Cramer und Schlegel:

„Wie viele Freuden dank' ich dir,
Die du mir, Herr, verliehen!
Und wie viel Sünden haſt du mir
Aus Gnaden nicht verziehen!“ —

**) Jakobs ungemeſſenes Lob iſt hienach zu beſchränken: „Die Poeſie — ſchreibt er — trat durch Thümmel in dem Glanz edler Würde (?) und ſchönen Anſtandes auf, ohne Steifigkeit und höfiſche Leerheit und mit allen Grazien zarter Leichtigkeit, zierlichen Witzes, unſchuldiger (?) Schalkheit und reizender Tändelei umgeben, die der Weltgebrauch zwar nicht ſchafft, aber erzieht.“ —

wieder zu dir findet. — Du gehst zu deinem Glücke in das Land des Leichtsinns; nutze diesen Umstand zu deiner geistigen und körperlichen Genesung, wie ihn Andere zu ihrem Verderben mißbrauchen. Suche den Scherz und das Lachen auf, wo du es antriffst. Meide alle Schriftsteller und Bibliotheken. — Suche nirgends Erbauung als in den Wäldern unter dem Gesange der Vögel und an dem rieselnden Bache. — Deine Weisheit lehre dich mit den Thorheiten und Schwachheiten der Menschen zu spielen. — Weise auch nicht gleich jede schalkhafte Leidenschaft, die bei dir anklopft, wie einen Bettler von dir!" —

Er fühlt so lebhaft, daß viele Stellen seines Buches einer sittlichen Rechtfertigung bedürfen, daß er mehrmals auf jene diätetische Beurtheilung zurückkommt: „Die Nachwelt — ruft er II. 426 — könne seine Arzneien zu den übrigen Excrementen unsers Jahrhunderts als unnütze verdorbene Waare werfen! — Er wolle nur die verschobene Einbildungskraft erst so weit wieder in Ordnung bringen, daß uns die gewöhnliche Hausmannskost (Schönheit und Natur) nicht länger widerstehe." *)

Unter den verschiedenen Arten der Unnatur und Ueberspannung verfolgt er mit besonderer Vorliebe den religiösen Aberglauben und die ihn benutzende Heuchelei, wozu ihm die damaligen kirchlichen Zustände des südlichen Frankreichs, besonders des katholischen Klerus, reichlichen Anlaß gaben. Gegen Mönche und Klöster als Verführer der Unschuld schleudert er seinen Bannfluch; gegen die zweizüngige, die Gewissen einschläfernde Moral der Jesuiten seine witzigste Persiflage: „Auf allen Seiten (der jesuitischen Casuisten) strahlten mir die herrlichsten Anweisungen entgegen — sich mit Ehren aus den schlüpfrigsten Händeln seines Gewissens zu ziehen, und mit Hülfe kleiner artiger Distinktionen sich über alle Fehltritte zu beruhigen ... Ich gehe nun als der eifrigste Anhänger einer Gesellschaft zu Bette, der es nicht fehlen kann .... trotz der kleinen Kränkungen, die sie in unsern Zeiten erlitten hat, an allen Enden der Erde Proselyten zu machen." —

Zuweilen spielt auch ein Ton jenes idyllischen Philanthropismus mit hinein, den wir schon bei Wieland und Alxinger angetroffen: Er wolle Liebe und Ehe so reizend malen, daß Krieg und alle „mordlustige Gedanken" von unserm freundlichen Erdballe verscheucht würden; darum hasse er die „blutdürstige Kaste der kriegführenden Fürsten, von denen

*) Darum lehrt er so nachdrücklich: „Häusliches Glück sei auf dieser Welt das Einzige, was der Mühe lohne. — In nichts anderm bestehe menschliche Glückseligkeit als in einfacher Lebensart, mäßigem Auskommen, leidlicher Gesundheit und den Freuden und Folgen einer sittlich reinen Liebe. Ein liebendes Weib sei wie das Reich Gottes; nach diesem müsse man zuerst trachten."

nur wenige es verdienten, daß ein gutes Herz sich ihrer Fortdauer annehme." —

Wenn endlich Thümmel am Schlusse auf den Gehalt und sittlichen Werth seines Buches zurückblickt, so giebt er sich der Hoffnung hin: die Offenherzigkeit und Wahrheit seiner Ohrenbeichte werde manchen Verstockten, der sich vor Priestern und Leviten weiß brenne, zum ersten Male schamroth machen.

Die mit dieser Offenheit verbundene Gefahr verhehlt er sich keineswegs (VI. 436): „Leichtsinnige, kurzsichtige Jünglinge könnten leicht die Fehltritte, deren er so viele begangen, für den allen vernünftigen Menschen gewöhnlichen Fortgang zur Erkenntniß halten, und aus Furcht eine Ausnahme zu machen — immer weiter von der rechten Straße abkommen."

Doch hofft er, die von ihm geschilderte Scene des Sterbelagers eines jungen Wüstlings werde zur Enttäuschung seiner Leser hinreichen.*) „Die einst so frischen Bilder seiner geopferten Tage umgaukeln jetzt als verzerrte Masken sein Lager ... und jene der Unschuld abgelockten Schleier fallen jetzt als so viele drückende Leichentücher über sein brennendes Haupt .... Aerzte, Philosophen und Priester stehen niedergeschlagenen Gesichts vor dem nach Beruhigung Aechzenden; denn welch eine Kunst und Wissenschaft vermöchte solch ein Verschmachten, diese Seelenangst, dies Grausen vor der Zukunft zu heben?" —

Dieser Erguß eines sittlich empörten Herzens — meint Thümmel — werde der beste Temperirtrank sein, den er seinen jungen Lesern neben jenen französischen Philtres vorsetzen könne, die er an der Grenze gegen deutsche Quacksalbereien eingetauscht. —

Es fragt sich nur, ob der Umweg, auf welchem er uns zu diesem Ziele führt, nicht viel zu lang und viel zu glatt geworden? —

7. Heinse (1749—1803).

Seine frühesten literarischen Versuche und ein Element, das auch durch seine späteren Schriften sich hinzieht, weisen Wilhelm Heinse (aus Langenwiesen in Thüringen) eine Stelle hinter Wieland an.

---

*) Domherr Meyer erzählt (in einem Briefe an Thümmel 1800), er habe seinem Garten-Nachbar Klopstock in Hamburg den siebenten Band der „Reisen" mitgetheilt; der sechsundsiebenzigjährige Greis habe mit jugendlichem Feuer über den Eindruck geredet, den die Lektüre desselben auf ihn gemacht. — Thümmel selbst hatte früher bei einem Besuche in Hamburg an Klopstock zu seiner Verwunderung einen Mann nach seinem Herzen gefunden: „einen muntern scherzhaften Mann, der die bonne chaire liebt wie ich." —

An Gleim und Wieland hatte er ſich — nach ſeiner eigenen Ausſage*) — als Jüngling herangebildet; ſpäter erkaltete ſein Verhältniß zu Wieland, als dieſer ſeinen geiſtigen Sohn verkannte; wenigſtens klagt Heinſe in einem Briefe an Sömmering (1796), „das alte eitle Kind Wieland habe ſchon mehrmals über Laidion und Ardinghello geflennt.“ **)

Wielands Naturalismus ſteigerte ſich in Heinſe zur Verherrlichung der pantheiſtiſchen Natur-Religion und zur Entfeſſelung der Natur-Sitte, die bei ihm nicht ſelten bis ins Fanniſche entartet. Für dieſe Verirrung ſeines großen Talentes enthalten ſeine philoſophiſchen und Künſtler-Romane zahlreiche Zeugniſſe; in der Laidion verwirft ſeine Heldin die Ehe und vertheidigt die widerwärtigſten Theorien des modernen Communismus über das Verhältniß der Geſchlechter; ſo wie auch die Urlüge dieſer ganzen Theorie ganz unbefangen als unbeſtreitbare Wahrheit vorgetragen wird: „Welches iſt wohl die größte Quelle des menſchlichen Elends? die ungleiche Austheilung der Güter auf Erden.“ — Jene ſittlichen Auswüchſe Heinſe's mißbilligt Goethe (in einem Briefe an Jacobi 1774); die Wurzel derſelben trug er aber eine Zeit lang ſelbſt in ſich. Entſchiedener war der Tadel Jacobi's, des großmüthigen Unterſtützers von Heinſe: „Er hat kein Herz, ſeine Seele iſt in ſeinem Blute; ſein Feuer iſt bloße Glut der Sinne.“ Aber ein Mann, wie der Coadjutor Dalberg, ein hoher geiſtlicher Würdenträger, konnte (1796) von der „Hildegard von Hohenthal“ urtheilen: er kenne kein Werk, in welchem tiefere Blicke mit einer ſo glühenden Darſtellung vereinigt wären; und der vertriebene Kurfürſt von Mainz verkürzte ſich damit die Zeit in Aſchaffenburg! —

Daß Heinſe beſſer war als ſeine Bücher (wie Rudolf Wagner in Sömmerings Leben nach Durchleſung ſeiner Briefe behauptet), glauben wir um ſo eher, weil auch wirklich aus ſeinen Schriften noch eine andere beſſere Seite entgegentritt. Ein außerordentliches Talent der Darſtellung, ein hoher Dichterſchwung der Sprache herrſcht in ſeinen Naturhymnen und Schilderungen; als Probe leſe man ſeine Briefe über Bruder Klauſens Einſiedelei in Nidwalden und über den Rheinfall bei Schaffhauſen. „Die ſchönſte Gegend, die mich ſo recht mit Luſt wie ein Regen durchgoſſen, war von Kerns bis zu Bruder Klauſens Einſiedelei ... Die

*) In einem Briefe an Gleim aus Erfurt 18. Novemb. 1770 ſagt er: „Mein guter Genius zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland ... Sie kennen den großen Mann! Ihr Genius und der Wielandiſche ſind in dem Griechenlande des Platoniſchen Himmels von den Muſen und Grazien auf Roſen erzogen ... und auf dieſe Unterwelt herabgeſandt worden, um das menſchliche Geſchlecht glückſelig zu machen.“ (Sämmtl. Schriften, herausgeg. v. Laube 1838. VIII. 6)

**) Sömmerings Leben. Von Rud. Wagner. II.

Welt weiß nicht, welche Seligkeit einen da umfängt, und was für Ruhe, Freude und Entzücken in alle Sinne da hineinquillt, sonst würde jeder Naturmensch seine Wallfahrt dahin thun ... Von himmelhohen Bergen umringt, sitzt man da an der herniederrauschenden Melch, im kühlen Schatten dick belaubter Bäume, auf dem frischgrünendsten Rasen, und der Wind treibt oben mit den Wolken sein Spiel. Heiliger Bruder Klaus, du hattest Recht; hier ist ein wahrer Brennpunkt von Gottheit. Deine frischen schlanken Buchen die Anhöhen herab weht lauter lebendiger Geist, und die Liebe, ewig da zu sein, durchschauert einen ganz. Ach, deine Kapelle war groß genug, du hattest alles von innen. Und was brauchtest du weitläufiger Zimmer und Mauerwerke! Du wandeltest in einem Tempel, wogegen Roms Peterskirche ein zusammengerechnetes Ding der Langweile sein muß!" — (27. August 1780).

Und am Rheinfalle (15. August): „Es ist als ob eine Wasserwelt in den Abgrund aus den Gesetzen der Natur hinausrollte. Die Gewölbe der Schaumwogen im wüthenden Schuß flammt ein glühender Regenbogen, wie ein Geist des Zorns, schräg herab. Keine Erinnerung, der stärkste Schwung der Phantasie kann's der gegenwärtigen Empfindung nachsagen. Die Natur zeigt sich ganz in ihrer Größe. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluthen herab, und giebt den ungeheuern Wassermassen die Eile des Blitzes ... Der Mensch steht klein wie ein Nichts davor da, und kann nur bis ins Innerste gerührt den Aufruhr betrachten ... Es ist ein Riesensturm, und man wird endlich ungeduldig, daß man ein so kleines, festes mechanisches, zerbrechliches Ding ist, und nicht mit hineinkann ... O Gott, welche Musik, welches Donnerbrausen, welch ein Sturm durch all mein Wesen! heilig, heilig, heilig! brüllt es in Mark und Gebein ... Es ist mir, als ob ich in der geheimsten Werkstatt der Schöpfung mich befände, wo das Element von fürchterlicher Allgewalt gezwungen sich zeigen muß, wie es ist, in zerstürmten ungeheuern großen Massen. Und doch läßt das ihm eigenthümliche Leben sich nicht ganz bändigen, und schäumt und wüthet, daß die Felsen und die Berge nebenan erzittern und erklingen ... Es ist der Rheinstrom; und man steht davor wie vor dem Inbegriff aller Quellen, so aufgelöst ist er; und doch sind die Massen so stark, daß sie das Gefühl statt des Auges ergreifen, und die Bewegung so trümmernd heftig, daß dieser Sinn ihr nicht nach kann, und die Empfindung immer neu bleibt und ewig schauervoll und entzückend." ...

Aus Venedig schreibt er: „In meinem Herzen ist fest beschlossen ... daß ich nach Griechenland und Kleinasien reise. Ich bin so überzeugt als von meiner Existenz, daß man weder italienische Musik, noch Poesie, noch Malerei vollkommen verstehen und genießen kann, wenn man nicht in

Italien geweſen iſt; und ebenſo iſt es mit griechiſcher Kunſt ... Die alten Helden und Schönen und Künſtler und Weiſen ſind geſtorben; aber die Natur lebt noch." — Und wie weiß er eine Fahrt auf dem Mittelmeer zu ſchildern! „Wie zum Gott gemacht, im Genuß ſeliger Unendlichkeit, hat mich auf dieſer Fahrt das Himmelbett voll lebendiger Sterne über meinem Haupt ... O ihr glückſeligen Araber, ihr ſeid doch die wahren Kinder der Natur; was ſind wir dagegen in unſern Steinhaufen mit Ziegeldächern! ... Sie ſollen meine heiligen Gefühle einmal anderswo finden. Wie beſeufze ich die Jahre meiner Jugend, wo ich nichts von dieſem ewigen Leben koſten durfte! Dank dem gütigen Himmel, daß ich endlich einmal in das füllendſte Heiligthum der Natur hineinkam!"

In dieſem Taumel von Luſt ruft er (1782 in Rom) aus: „Mein Lebenskahn ſchwimmt jetzt zwiſchen paradieſiſchen Inſeln; wenn ihn eine Charybdis verſchlänge, ſo wäre ich der Glückliche Solons. Nehmt mich auf, ihr Geſtirne, wollt' ich dann rufen, ich bin aufgelöſt von allen Banden! Und ihr, o meine Heiligen, Xenophon und Plato, Phidias und Praxiteles, wo ſeid ihr?" — Sein naturaliſtiſches Glaubensbekenntniß läßt er von dem ihm erſcheinenden Geiſte der Natur auf den Höhen des St. Gotthardt ausſprechen: „Ich bin der Anfang und das Ende. Erkenn' in mir die Natur in unverhüllter Geſtalt, zu hehr und mächtig und heilig, um von euch Kleinen zu euern Bedürfniſſen eingerichtet und verkünſtelt zu werden. Jedes Element iſt ewig wie die Welt, und kann weder erſchaffen noch vernichtet werden; und alles Andere wird und iſt und vergeht; aber die Arten der Elemente und die verſchiedenen Formen, wozu ſie anwachſen, ſind unzählbar. Nun geh' hin; dir iſt das Evangelium gepredigt." —

8. Bürger.

Als die Glieder des Göttinger Hainbundes, eines ihrer jugendlichen Feſte feiernd, die Geſundheit der von ihnen als Vorbilder verehrten Dichter ausbrachten, wurde von einem der Anweſenden auch eine Geſundheit auf Wieland vorgeſchlagen. Aber erzürnt erhoben ſich die jungen Dichter (1772) mit dem Rufe: „Es ſterbe der Sittenverderber Wieland! es ſterbe Voltaire!" —

Jenen Vorſchlag hatte Bürger gewagt, der als älterer Gaſt, nicht als Genoſſe des Bundes, jenem Feſte beiwohnte. Daß er es gerade war, der dem Dichter Wieland eine Huldigung zugedacht hatte, beruhte ohne Zweifel auf innerer Wahlverwandtſchaft. Denn in Bürgers Dichtungen und Leben hat der Wielandiſche Geiſt, die Verherrlichung des emancipirten Senſualismus, eine große, für das Glück und den Ruhm des Dichters nur zu große Macht gewonnen. In ihm war der Dichter und der Menſch

Eins; wie er fühlte und dichtete, so dachte und lebte er; aber dadurch nimmt er, trotz all seinen Verirrungen, unser Mitgefühl ganz anders in Anspruch als jener kühle vorsichtige Sophist, der im Leben als ein moralisirender Philister, im Dichten und Denken aber als ein ausschweifender, lüstelnder Epikuräer sich offenbart. Bürger war ein ganzer Mensch; er machte mit seinen Gefühlen Ernst, und wurde, weil diese zu seinem Unglücke mit Sitte und Recht in Zwiespalt geriethen, ein Opfer derselben. Während Wieland nur mit den Leidenschaften spielte, wurde Bürger von ihrer Glut verzehrt. Sein Anblick erschüttert uns; von dem Andern wenden wir uns mit Kälte und Mißmuth weg. —

Gottfried August Bürger*) (aus Wolmerswende im ehemaligen Fürstenthum Halberstadt, Sohn des dortigen Predigers) stand zu dem Kreise der Dichter des Hainbundes in nahem Verhältnisse durch seine Befreundung mit Boie und als Mitarbeiter am Göttinger Musen-Almanach. Während er in Göttingen (seit 1768) den Rechtsstudien oblag, rettete ihn vor drohendem sittlichen Untergange**) der Umgang mit einer Anzahl aufstrebender Jünglinge, die im Studium und Genuß großer Dichterwerke der alten und neuen Zeit, namentlich Shakespeare's, ihren gemeinsamen Berührungspunkt gefunden hatten. Als der Bund nachher seine bestimmte Form annahm (1772), war Bürger bereits Amtmann in Alten-Gleichen bei Göttingen, blieb aber mit einigen Bundesgliedern (besonders Boie, Hölty, Cramer, Miller) in häufigem Verkehr, wohnte auch zuweilen den Bundesfesten bei.***)

Als Volksdichter räumen wir ihm ebenso entschieden eine hohe Stelle ein, als wir ihm als Volkslehrer die wahre Würde und Weihe absprechen müssen. Er hatte, geleitet durch die Bekanntschaft mit der alten Volks- und Natur-Poesie (wobei ganz besonders Percy's Relicks und Her-

---

*) M. vgl. Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Von Dr. H. Pröhle. Leipzig 1856. —

Außerdem „Gedichte von Bürger. Nebst Nachrichten von des Verfassers vornehmsten Lebensumständen." Von Ludw. Christ. Althof.

**) Vielleicht ist eins seiner reinsten und blühendsten Gedichte als ein warnender und dankender Rückblick auf die Errettung von dem damaligen Versinken zu betrachten: „Männerkeuschheit" 1778. —

***) Als Bürger und Stolberg sich gleichzeitig an die Uebersetzung des Homer machten, schrieb Stolberg (1776):

„Früh betraten wir beide den Pfad des ewigen Ruhmes,
„Früh erreichten wir beide das Ziel. Auf trotzenden Felsen
„Stehn wir, und lächeln entgegen dem Strome der kommenden Zeiten." — —
„Laß uns beide das heilige Lied des göttlichen Greisen
„Unserm Volke singen!" — — —

der*) einen großen Einfluß übten), wieder den Weg gesucht zu den tieferen lebendigen Quellen echter Dichtung; in den Gefühlen, Anschauungen, Sagen und Ueberlieferungen des Volkes schöpfte er den Gehalt und den Ton seiner besten Dichtungen, unter denen die „Lenore" (1773) weltberühmt geworden**). Es giebt beispielsweise einen Maßstab für den Eindruck jenes Gedichtes auf die Zeitgenossen, wenn der Geschichtschreiber Johannes Müller in seinen Briefen anführt: die Lenore habe ihn eine schlaflose Nacht gekostet. —

Hatte ihn sein Talent zum ausgezeichneten Volkslehrer bestimmt, so stand der tiefe sittliche Zwiespalt, der durch sein Inneres und durch sein Schicksal geht, mit jenem großen Berufe in drückendem Widerspruche. Denn wo er den Volkston treffen will, sinkt er nicht selten unter den reinen Volkssinn zum Gemeinen und Pöbelhaften hinab, zur widerwärtigen Derbheit, zur rohen Natürlichkeit der Winkelschenken-Sprache, statt daß er mit läuterndem Dichterfeuer das Volksmäßige zum Idealen, zum reinen Natur- und Menschheits-Gefühle verklärte.***) — Und wo er nicht in diese Entartung des Volkstones verfällt, erschöpft sich nur zu oft ein großer Theil seiner dichterischen und sittlichen Kraft in dem Kampfe seiner höheren und niederen Natur, in dem Widerstreite von Gewissen und Neigung, wofür er meist nur eine naturalistische Lösung findet.†)

---

*) „Der Ton, den Herder auferweckt hat, der schon lange auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmt lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen." (Bürger an Boie, im Juni 1773).

**) Die erste Anregung zur Entstehung dieses Gedichtes gaben einige Verse eines alten Volksliedes, die er beim Mondschein von einem Bauernmädchen singen hörte:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle,
Feins Liebchen, graut dir nicht?" —

***) Darüber sagt Schiller, in seiner strengen Verurtheilung Bürgers, goldene Worte: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Mit- und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen." — —

†) In einem Briefe, den er an seine dritte Frau vor der Verlobung (1790) schrieb, legt er über jenen zerstörenden Kampf seines Innern ein offenes Bekenntniß ab. „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art kam ich dazu, die

Zwar fehlte es auch bei ihm nicht an Anſätzen zu reiner idealer Seelenſtimmung;*) nur waren ſie ſelten von Dauer, erſtickten wieder zu leicht unter dem Hauche einer glühenden Sinnlichkeit. Jene gehobene Stimmung wurde in ihm eine Zeit lang beſonders durch den Umgang mit einer Freundin genährt, von welcher er mit ſchwärmeriſcher Verehrung ſeinem Boie ſchrieb: „Sie ſoll einſt meine Genoſſin in den paradieſiſchen Lauben werden; auf Erden aber ſoll ein unbeflecktes Harfenſpiel und eine neue Art von Geſang, ſo ich mir zu bilden beſchäftigt bin, die-

---

erſte zu heirathen, ohne ſie zu lieben. Ja, ſchon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für die zweite in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus Unbekanntſchaft mit mir ſelbſt... hielt ich es höchſtens für einen kleinen Fieberanfall... Hätte ich nur einen halben Blick in die grauſame Zukunft thun können, ſo wäre es Pflicht geweſen, ſelbſt vor dem Altare vor dem Segensſpruche noch zurück zu treten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde durch eine Reihe von faſt zehn Jahren (1774—84) immer heftiger... O, ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte... „Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen zur allſeitigen Rettung (?) vom Verderben ſich ſelbſt geſtatten zu dürfen.“ —

*) Wenn er z. B. der Sehnſucht nach einem ewigen überirdiſchen Glücke Worte giebt (mit jener Kraft, deren er ſich rühmt: „Auch das Geiſtigſte mit Tönen zu verwandeln in ein Bild“ — dies die beſte Definition der Poeſie aus Dichtermund):

„In die ſeligen Gefilde
Voller Wohlgeruch und Pracht,
Denen ſtete Frühlingsmilde
Vom entwölkten Himmel lacht.

„Wo die Bäume ſchöner blühen,
Wo die Quellen, wo der Wind
Und der Vögel Melodien
Lieblicher und reiner ſind.“ — —

Wo ihm das Bild ſeines Paradieſes vorzugsweiſe als erhöhter und gereinigter Naturgenuß ſich darſtellt. — In dem Gedichte „an Agathe“ dagegen feiert er die überſinnliche Welt als Land der Ruhe und Freiheit:

„Nein! nicht ſchwelgendem Gewürme
Nun und immerdar ein Raub,
Noch ein Spiel der Erdenſtürme
Bleibet guter Herzen Staub.

„Nein! in dieſe Wüſteneien
Sind wir ewig nicht gebannt.
Keine Zähre darf uns reuen;
Denn ſie fiel in Gottes Hand.

„Was auf dieſe dürren Augen
Von der Unſchuld Thränen fällt,
Wird geſammelt zu bethauen
Die Gefilde jener Welt.“ —

ser schönen Seele hinfort allein geweihet sein!" (1772) — Aus dieser Freundschaft stammt das Lied: „An Agathe" („nach einem Gespräche über ihre irdischen Leiden und Aussichten in die Ewigkeit"):

„Geist erhabner Prophezeiung,
Gottes Geist erleuchtet mich.
Lebensodem zur Erneuung
Weht gewiß auch über mich." — —

„Mich begleite jede Wahrheit
Die du schmeichelnd mir vermählt,
Zu dem Urquell aller Klarheit,
Wo kein Reiz sich mehr verhehlt." —

Aber jenem „unbefleckten" Harfenspiele erklangen bald genug wieder andere minder reine Töne, und wir sehen seine Poesie von einem Wurme angefressen, der auch sein Leben vergiftete; obwohl sein besserer Sinn oft das Wahre, Reine und Gesunde mit männlichem Ernste verfocht, siegte doch eben so oft die sinnliche Leidenschaft; und diese Siege werden von seiner Poesie bald vertheidigt, bald gefeiert. Dem Drucke seines äußeren Lebens und dem siegloſen Kampfe zwischen Pflicht und Lust in seinem innern Leben können wir unser Mitleid nicht versagen;*) aber zugleich wer-

*) Bekanntlich waltete über seiner Ehe ein schweres Geschick; kaum hatte der Tod die vorher schon innerlich gelöste und unwahre erste Ehe aufgelöst (1784), so verlor er nach wenigen Jahren (im Januar 1786) seine zweite ausschließlich geliebte und gefeierte Gattin („Sie, die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Muth, meine Kraft, mein Alles verwebt war!"). Diesen Verlust empfand er wie eine Vernichtung. „Wie könnte ich Ihrer vergessen, durch die ich Alles bin, was ich bin und nicht bin? Ihrer, durch welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes sowohl als Geistes vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die diese verwelkte Blüthe endlich ganz wieder zu beleben versprach ... „Ich liebte sie so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht blos der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien ..... „Freilich kann man oft von sich und seinem Herzen, diesem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewisses prophezeien; Gefühle kommen und verschwinden wie der Dieb in der Nacht." — Naiver läßt sich der Naturalismus des Herzens nicht schildern als in obigen Worten.

Was er in der ersten Ehe gefehlt, wurde fürchterlich in seiner dritten Ehe (1790 mit einer Schwäbin, die ihm selbst ihre Hand in einem Gedichte angetragen) an ihm heimgesucht. Alles Entsetzliche, was Untreue und Leichtsinn einer verwerflichen Dirne über einen Mann bringen kann, mußte er nun bis auf die Hefe kosten. Ein Brief, der seine gesunkene Frau auf den rechten Weg zurückführen sollte, läßt in den Abgrund seines häuslichen Unglückes blicken (Bürgers letztes Manuscript. Leipzig 1846):

— — „In der ganzen Stadt — so schreibt er ihr — giebt es keine Frau, welche die Pflichten der Hausfrau, der Mutter, der Gattin schlechter erfüllte als Du. Siehe, ich will Dir einen Spiegel hinhalten, worin Du Dich und Deinen Wandel in wahrer Gestalt erblicken sollst. Und wenn Dein heilloser, seelenverderblicher Dünkel Dich bereden sollte, diese Gestalt gleiche Dir nicht, so nimm den Spiegel und gehe Haus bei Haus zu Feind und Freund, und frage: Ihr Leute, ich beschwöre euch bei Gott und der Wahrheit, sagt mir, ob ich getroffen bin?" — — „Mit tief tief fressendem Kummer

den wir in seinen Erfahrungen und Schriften den tiefen Jammer eines Mannes erblicken, der zwischen den Wünschen des Herzens, den Forderungen des Lebens und den sittlichen Gesetzen zu keiner Versöhnung kommt. — Denn wenn er auch zuweilen im stoischen Trotze gegen das Schicksal den rechten Weg gefunden zu haben meint, so war dies doch nur eitler, bald verschwindender Schein von Hülfe. So räth er:

„Lern' entbehren, o Freund, beut Trotz dem Schmerz und dem Tode!
Und kein Gott des Olymps fühlet sich freier als du. —
— — „Wirb bei der Mutter Vernunft um Tugend, die göttliche Tochter,
„Wirb! — und dein ist die Kunst, dein der erhabene Trotz."

Oder er meint ein anderes Mal, daß er keiner anderen Gnade vom Himmel bedürfe als der Gesundheit:

„Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer
„Lenk' ich, allgenugsam mir, alsdann
„Auf des Lebens Ozean mein Steuer.
„Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann." —

Der im Leben zu keinem Wirkungskreise, im Innern zu keinem Frieden kam, verlor darüber doch nie das Interesse für das Allgemeine; im Großen hätte er gerne geholfen; die Last, die er von seinem Herzen und seinen Schultern nicht abwälzen konnte, hätte er gerne der ganzen Welt abgenommen. Es befremdet uns nicht, wenn auch er im Geiste jener Periode die Wurzel aller Uebel nur in politischer Willkür und in Aberglauben sieht:

„Ich möchte lieber Raub und Mord
„Auf meiner armen Seele haben,
„Als heuchlerisch mit Einem Sklavenwort
„Den Aberglauben und den Despotismus laben."

Begreiflich, daß er dem Anfange der französischen Revolution zujauchzte, was er in dem „Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier" (1792) bekennt:

„Wie war mein freies Herz entbrannt,
Getäuscht durch Adelschein,
Selbst gegen Hermanns Vaterland
Tyrtäus euch zu sein!" —

---

nehme ich wahr, daß Dir fast alle wahre echte Mütterlichkeit fehlt. Nichts nichts hast Du für den armen verwahrlosten Agathon als jene elende vornehme Weiberweise aus der entarteten Welt, die höchstens einmal von Zeit zu Zeit ein paar Minuten mit dem Kinde tändelt, aber übrigens auch nicht die mindeste Ungemächlichkeit seinetwegen zu dulden im Stande ist ... Warum sagtest Du mir denn nicht früher, daß Du Deinem Kinde auch nicht einen elenden Walzer aufopfern könnest." — — „Unmöglich kann ich für eine so kindische, läppische, frivole, die ehrwürdigsten Pflichten so vernachlässigende und daher allgemein verschriene Frau Hochachtung hegen ... Alle meine Liebe hängt sich nur an Hochachtung." — (November 1791).

Jetzt aber ſei ihm die Rednerei der Franzen ein Gräuel; wer nicht für die Freiheit ſterben könne, der ſei der Kette werth; verächtlich ſind ſie ihm, die durch Tigerthaten den feigen Sinn bergen und Feldherrn und Gefangene hinwürgen.

„Nun wend' ich meines Liedes Pfeil,
Von Unmuth raſch beſchwingt;
Und rufe jedem Sieg und Heil,
Der euch die Feſſel bringt." —

In dem Gedichte „die Tode" (1792) nennt er es einen Welterlöſer-Tod: für Tugend, Menſchenrecht und Menſchenfreiheit ſterben; ſo groß wie der Tod für das Vaterland ſei auch der Tod für einen guten, gerechten, tugendhaften Fürſten, denn das ſei ein Tod „zugleich für Volk und Vaterland"; dagegen ſei es ein bloßer mit Ruthen eingepeitſchter „Hundemuth": für blanke Majeſtät und weiter nichts zu verbluten, und nur der Hölle gefalle ein Tod für Tyrannen. — Den Bauer läßt er (1773) „an ſeinen durchlauchtigen Tyrannen" erklären:

„Ha! du wärſt Obrigkeit von Gott?
Gott ſpendet Segen aus; du raubſt!
Du nicht von Gott, Tyrann!"

Der Hochmuth der Großen werde ſich, meint er (1787), ſchon geben, wenn erſt die Kriecherei der Kleinen aufhöre, und wenn der „edle Biedermann" Stolz und Muth genug habe, ſich lieber aus der Welt hinauszuhungern als um Gnadenbrot zu betteln. —

Seine politiſchen Aeußerungen ſcheinen am Ende auf amtlichen Widerſtand geſtoßen zu ſein, denn in der „Entſagung der Politik" klagt er (1793) über die Schärfe der „Schrift-Cenſur." — Die politiſche Enttäuſchung brach eben über ihn herein, als er, ſchnöde um ſein letztes häusliches Glück betrogen, am gebrochenen Herzen ſtarb, mit dem bittern Troſte (1794): daß ein gemeines argwöhniſches Herz nie ſo betrogen und verrathen werden könnte, wie das ſeinige.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

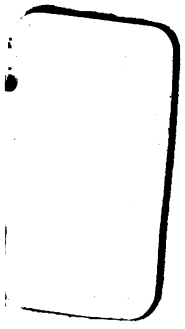
LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

1-month loans may be renewed by calling 642-3405
1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

INTERLIBRARY LOAN
SEP 16 1985
UNIV. OF CALIF., BERKELEY

UNIV. OF CALIF., BERK.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720